Derham
is
Derham
Sächsische
Volksmusik

Ein Herz für unser Volk!

Das ist der Ruf, den der **Verein für sächsische Volkskunde** wiederholt in der kurzen Zeit seines Bestehens hinaus in das Land hat ergehen lassen! Ja, was will denn dieser Verein? Das Leben unseres sächsischen Volkes nach den verschiedensten Beziehungen zu erforschen, das ist seine Aufgabe! Sitte und Brauch des Volkes im täglichen Leben oder zu bedeutsamen Zeiten des Jahres oder bei wichtigen Abschnitten des Lebens von der Wiege bis zum Grabe, die Lebensweise, Tracht und Wohnung, Hausrat und Gerätschaften, Mundart und sonstige sprachliche Eigenheiten, Volksglaube, Volksmedizin, Sagen, Märchen, Volks- und Kinderlieder, Kindersprüche und Sprichwörter, alles das und manches andere, wodurch sich das Geistes- und Gemütsleben unseres Volkes kundgiebt, ist Gegenstand der sächsischen Volkskunde. Rasch und ohne Verzug muß ans Werk gegangen werden, bevor der moderne Zeitgeist die Eigenheiten des Volkes in Leben und Sitte immer mehr verflacht und die Hochflut der gleichmachenden Kultur ein Stück nach dem andern fortschwemmt. Fängt doch schon der Bauer an, sich des von den Vätern ererbten Brauches zu schämen, lächelt doch schon heute der kleine Bürger über altväterische Sitte! Einsichtige und thatkräftige Männer haben noch rechtzeitig die Gefahr erkannt, welche diesen Volksgütern drohen und Hand angelegt, noch zu retten, was überhaupt noch zu retten war. Sie haben insbesondere von der hohen Staatsregierung, von hohen Behörden des Staates, von zahlreichen Stadt- und Dorfgemeinden und von verschiedenen Vereinen verständnisvolle Förderung gefunden, und so hat denn der Verein für sächs. Volkskunde in den 3 Jahren seines Bestehens einen Aufschwung genommen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Alle Stände unseres sächsischen Volkes, die weitesten Kreise der Bevölkerung zählen zu den Mitgliedern des Vereins. Aber Tausende und Abertausende stehen dem Vereine noch fern und doch bedarf er so dringend der Mitarbeit des

gesamten Volkes, will er die Verwirklichung seiner Ziele am ehesten erreichen: **eine umfassende Darstellung des deutschen Volkes in sächsischen Landen in historischer Entwicklung!** Fürwahr, ein hohes Ziel!

An diese zur Zeit noch Fernstehenden geht aufs neue die herzliche Bitte, die Bestrebungen des Vereins durch ihren Beitritt zum Verein und durch gütige Mitarbeit unterstützen und fördern zu wollen. Wunderbare und eigenartige Schätze, von geheimnisvollem Zauber umwoben, ruhen auch heute noch in der Tiefe des Volkslebens und der Volksseele. Aber diese Schätze wollen gehoben sein und hierzu bedarf eben der Verein der Mitarbeit des ganzen Volkes. Jeder ist hierzu willkommen, der **ein Herz für unser Volk hat, der unser Vaterland der größten Liebe für wert erachtet.** Möchten doch Tausende und Abertausende diesem Rufe folgen und durch ihren Beitritt eine nationale Ehrenpflicht erfüllen! Dann würde jeder an seinem Teile mit dazu beitragen, in unserer Zeit der Interessenkämpfe und des Klassenhasses die verschiedensten Stände zur Erreichung eines idealen Zweckes zu vereinigen.

Der jährliche Beitrag ist, um eine bedeutende Mitgliederzahl zu ermöglichen, so niedrig wie möglich, auf 1 Mark 50 Pfennige festgesetzt, wofür den Mitgliedern jährlich 4 „Mitteilungen", außerdem der unentgeltliche Gebrauch der Bibliothek und des Archives, sowie der freie Besuch des Museums geboten wird.

Beitrittserklärungen durch Postkarte nehmen der Vorsitzende des Vereins **Freiherr von Friesen,** Generalmajor z. D., Dresden-N., Löwenstraße Nr. 1 und die Centralstelle des Vereins, Dresdener Verkehrs-Anstalt **Hansa,** Dresden-A., Scheffelstraße 19 entgegen.

Dresden, im November 1899.

Für den Gesamt-Vorstand:
Freiherr von Friesen, Generalmajor z. D.
Vorsitzender.

Druck von Johannes Päßler, Dresden-N.

Sächsische Volkskunde.

Sächsische Volkskunde.

Unter Mitarbeit von

Prof. Dr. J. Deichmüller, Konrektor Prof. Dr. H. Dunger, Regierungsrat Dr. H. Ermisch, Dr. K. Franke, Oberbaukommissar O. Gruner, Hofrat Prof. Dr. Cornelius Gurlitt, Direktionsassistent Dr. A. Kurzwelly, Prof. Dr. E. Mogk, Pfarrer Dr. M. Rentsch, Prof. Dr. S. Ruge, Prof. Dr. E. O. Schulze, Maler O. Seyffert, Pfarrer Joh. Walther

herausgegeben von

Dr. Robert Wuttke.

Mit 260 zumeist nach Originalzeichnungen angefertigten Abbildungen in Holzschnitt, Zink- und Kupferätzung, 4 Tafeln in Farbendruck und einer Karte vom Königreich Sachsen.

Dresden 1900.
G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Alle Rechte vom Herausgeber vorbehalten.

Vorwort.

Nicht mehr wie vor alten Zeiten wachsen wir moderne Menschen in und mit unserer Umgebung auf; bald wohnen wir da, bald dort und unter diesem steten Wechsel des Wohnortes leidet das echte Heimatsgefühl. Immermehr schwinden bei dem Einzelnen die Eindrücke, die er in seiner Jugendzeit durch die Überlieferungen seiner Eltern, durch die Geschichte seiner Heimat oder durch die besondere Kultur seines Stammes erhalten hat. Und doch liegen hier die Kräfte verborgen, aus denen die wahre Liebe zum engeren Vaterland, die Freude an dem väterlichen Erbe und die Ehrfurcht vor den Thaten unserer Vorfahren entspringen. Diese Kräfte müssen gestärkt werden; wir müssen wieder die Liebe zur Vergangenheit pflegen und lernen uns an dem stillen Wirken der Volksphantasie und des Volksglaubens zu erfreuen.

Ein Wegweiser in dieser Richtung will dies Buch sein; es will uns lehren in der Gegenwart die Vergangenheit unseres Volkes nicht zu vergessen und uns bewahren vor der Überschätzung des Heutigen gegen das Gestrige.

Die Gehestiftung in Dresden hat sich neben der Verfolgung allgemeiner Aufgaben auch die besondere gesetzt: in Vorträgen ihren Hörern die Grundlagen des sächsischen Staats-, Verfassungs- und Wirtschaftslebens zu entwickeln. Als ich am 15. Mai 1896 in der Stiftung den Plan zu einer Reihe von Vorträgen über sächsische Volkskunde entwickelte, fand ich bereitwilliges Entgegenkommen, und man nahm den Winter 1898/99 vorläufig dafür in Aussicht. Fast ein Jahr später, am 14. Februar 1897, wurde in Dresden ein Verein für sächsische Volkskunde gegründet. Durch die zahlreichen persönlichen Beziehungen, die ich als Mitglied des Vereins erhielt, wurde es mir leicht das Ziel höher zu stecken, es gelang mir die Mitwirkung einer Reihe von für die Volkskunde begeisterten Männern zu ge-

gewinnen und im Herbst 1898 konnten in der Gehestiftung die beabsichtigten Vorträge unter großer Beteiligung, es waren an 20 Abenden 2384 Hörer da, abgehalten werden. Das gesprochene Wort ist aber vergänglich, nur im Druck läßt es sich festhalten; doch so leicht und so schnell wie ich es mir gedacht hatte, ging es mit der Drucklegung nicht, denn der größere Teil der Vorträge mußte fast ganz umgearbeitet werden. Die Verlagshandlung hat sich außerordentliche Mühe gegeben, um in der illustrativen und sonstigen Ausstattung etwas Hervorragendes zu leisten; es hat ihr dabei Herr Maler O. Seyffert als künstlerischer Beirat in unermüdlicher Weise zur Seite gestanden, wofür ihm auch an dieser Stelle besonders gedankt sei.

So ist das vorliegende Buch entstanden. Wir als Mitarbeiter sind uns bewußt, daß es ein erster unvollkommener Versuch ist. Mag es nun seinen Weg in das Land nehmen und hoffentlich kommt es in die rechten Hände.

Dresden, im Oktober 1899.

Robert Wuttke.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die Grundlagen des Volkslebens.

Seite

1. **Das sächsische Land.** Von Prof. Dr. S. Ruge 3
2. **Sachsens vorgeschichtliche Zeit.** Von Prof. Dr. J. V. Deichmüller. 26
3. **Verlauf und Formen der Besiedelung.** Von Prof. Dr. E. O. Schulze 51
4. **Die Anfänge des sächsischen Städtewesens.**
   Von Reg.-Rat Dr. H. Ermisch 113

II. Die Bevölkerung.

5. **Stand und Wachstum.** Von Dr. R. Wuttke 157
6. **Die Bevölkerungsgliederung.** Von demselben 197
7. **Verbrechen und Selbstmord.** Von demselben 215

III. Aus dem geistigen Leben des Volkes.

8. **Volksdichtung in Sachsen.** Von Prof. Dr. H. Dunger 229
9. **Der obersächsische Dialekt.** Von Dr. K. Franke 257
10. **Sitten und Gebräuche im Kreislauf des Jahres.**
    Von Prof. Dr. E. Mogk 274
11. **Aberglaube und Volksmythen.** Von demselben 293
12. **Sprache und Volksdichtung der Wenden.**
    Von Pfarrer K. Johannes Walther 313
13. **Volkssitte, Brauch und Aberglaube bei den Wenden.**
    Von Pfarrer Dr. M. Rentsch 331

IV. Das künstlerische Wollen des Volkes.

14. **Die Dorfkirche.** Von Hofrat Prof. Dr. C. Gurlitt 363
15. **Haus und Hof im sächsischen Dorfe.** Von Oberbaukommissar O. Gruner 382

Seite

16. **Die bäuerliche Kleinkunst.** Von Dr. A. Kurzwelly 437
17. **Die wendische, vogtländische und altenburgische Volkstracht im 18. und 19. Jahrhundert.** Von Maler O. Seyffert . . . 487
18. **Die Zukunft der Volkstrachten.** Von Hofrat Prof. Dr. C. Gurlitt 497

Sachregister 508

I.

Die Grundlagen des Volkslebens.

1. Das sächsische Land.

Von S. Ruge.

Wo es sich um Volkskunde handelt, um Erforschung oder Schilderung eines Volkes oder Volksstammes, da wird man wohl zuerst nach dem Namen des Volkes und seinem Wohnsitz fragen. Daß der Wohnsitz nach dem Besitzer genannt wird, ist ein ganz natürlicher, uralter Brauch. Und wenn der Besitzer wechselt, ändert sich oft auch der Name des Grundes und Bodens. Das ist aber nicht immer der Fall. Beispiele dafür bieten uns die bunten Ereignisse einer Jahrhunderte andauernden Völkerverschiebung, die unter dem allgemeinen Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Wenn diese Bewegung in den meisten Lehrbüchern der Geschichte zwischen die Jahre 375 und 568 n. Chr. eingeschränkt wird, so bezieht sich das nur auf die Beruhigung der germanischen Stämme um 568, nicht aber auf das noch lange Zeit danach erfolgte Eindringen asiatischer Völker auf den Boden Osteuropas. Lassen wir diese fremden Eindringlinge hier beiseite, heften wir unsern Blick nur auf die Bewegung der germanischen Stämme und suchen wir ihre Spuren in noch gangbaren Ländernamen, so treffen wir auf Namen, wie Frankreich, Burgund, Lombardei, also auf Gebiete, die von den deutschen Stämmen der Franken, Burgunder, Langobarden besetzt wurden, die aber schon längst nicht mehr, wenn überhaupt, zum Deutschen Reiche gehören, und in denen der Laut deutscher Zunge längst verklungen ist.

Anders liegen die Verhältnisse in Sachsen. Die älteste deutsche Geschichte kennt schon den Namen der Sachsen neben dem der Franken; aber die Sachsen sind nicht aus ihrem Stammlande ausgewandert, sondern sind der Hauptmasse nach in ihrer Heimat seßhaft geblieben. Sie haben also nicht wie die Franken, Langobarden u. s. w. ihren Namen in deutschfremden Gebieten hinterlassen und doch liegt der Landesname Sachsen jetzt anderswo, als wo das altgermanische Volk gehauset hat. Der Volksname Sachsen ist in seiner Urheimat fast verschollen und der Landes- oder Staatsname Sachsen hat sich von den nördlichen Gestaden Deutschlands bis auf die Stufen des mitteldeutschen Berglands verschoben.

Wie das gekommen ist, bedarf einer eingehenden Darlegung.

Das Volk der Sachsen wird zuerst in der alten Zeit, etwa in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr., von dem letzten großen Geographen des Altertums, Ptolemäus, genannt. Der große römische Geschichtsschreiber Tacitus kennt sie 50 Jahre früher noch nicht. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß sie zu seiner Zeit noch nicht vorhanden gewesen wären; eher möchte man annehmen, daß die Sachsen erst in der Zeit zwischen 100 und 150 Jahre n. Chr. in den Gesichtskreis der römischen Welt rückten. Daß sie von nordischen Ländern allmählich weiter nach Süden vorrückten, erkennt man aus ihrem Auftreten in den ersten Jahrhunderten nach Ptolemäus. Tacitus hatte zwar eine für uns sehr wertvolle, weil älteste, ausführliche Schrift, Germania, über Deutschland verfaßt; aber sein Blick reichte räumlich doch nicht so weit nach Norden, um das Sachsenvolk am äußersten Horizonte auftauchen zu sehen, denn es kam aus der kimbrischen Halbinsel, aus Jütland. Ptolemäus dagegen kennt diese Halbinsel im Norden Germaniens recht gut, er giebt eine leidlich richtige Beschreibung der Umrisse derselben, die er nur römischen Rekognocierungsfahrten in der Nordsee verdanken konnte. Danach wohnten die Sachsen (Saxones) östlich von der untern Elbe „auf dem Nacken der kimbrischen Halbinsel“ bis an die Trave, also im heutigen Holstein.

Von einem späteren Chronisten des Mittelalters (Widukind von Korvei) erfahren wir auch die Bedeutung des Volksnamens. Die Sachsen, sagte er, bedienten sich im Kampfe großer Messer, die in unserer Sprache Sahs heißen. Bei einem andern Schriftsteller lesen wir, Hengist habe beim Angriff auf den Feind seinen Mannen zugerufen: „Nimed eure Saxes“. Die Sachsen, d. h. Messerträger, trugen die Waffe ad renes, d. h. an der Lende, wie etwa der Jäger den Hirschfänger. Wir können unter diesem Messer auch ein kurzes Schwert verstehen. Die Bezeichnung der Waffe ist uralt, denn sahs ist, wie das verwandte lateinische Wort saxum, ursprünglich Stein, Fels, und der Sahs mußte danach, ehe man die Bearbeitung der Metalle kannte, eine steinerne Waffe zum Hauen und Stechen gewesen sein. Steinmesser waren in alter Zeit auch bei den Juden im Gebrauch, bei der Beschneidung (2. Buch Moses 4, 25, Josua 5, 2 und 3), ebenso bei den altägyptischen Ärzten.*)

Ehe der geläuterte Gottesglaube bei den Hebräern zur Herrschaft kam, hing das Volk verschiedenen heidnischen Kulten an, wie z. B. die Anbetung des Stieres (goldenen Kalbes), Verehrung heiliger Bäume und Steine noch an vielen Stellen im alten Testament erkennen lassen. Der Baum- und Steinkultus war

*) In Psalm 89, 44, wird der Ausdruck „die Schärfe des Schwertes“ durch „den Stein des Schwertes“ wiedergegeben, woraus wieder die alte Verwendung der Steinschwerter ersichtlich wird.

Daß Steinschwerter sich bei Naturvölkern vielfach nachweisen lassen, ist bekannt. Wenn ich hier aber besonders auf althebräische Zustände hingewiesen habe, so hat dies darin seinen Grund, weil sich noch andere ähnliche urzeitliche Anschauungen in Bezug auf Sachsen und Israeliten finden, die auf religiöse Vorstellungen zurückgehen.

weit verbreitet, Bäume und Steine oder Felsen galten als Wohnung der Götter oder als ihr sichtbarer Leib, und von solchen Wesen leitete man auch die Herkunft der Menschen oder einzelner Völker ab. Später wurde dieser Aberglaube von den Propheten scharf getadelt; und so macht noch Jeremias (2, 27) den Königen, Fürsten, Priestern und Propheten in Israel den Vorwurf ähnlichen Götzendienstes, und daß sie zum heiligen Baume sagen, du bist mein Vater und zum Stein, du hast mich gezeuget. Ebenso fragt Penelope den heimkehrenden Odysseus (Odyssee 19, 162) „doch nun nenne du mir das Geschlecht, aus dem du gezeugt bist: Stammst Du doch nicht von dem Felsen und nicht von der Eiche der Sage". Dieselbe Vorstellung, daß ein Volk aus Felsen und Bäumen entsprungen sei, finden wir auch in der Sage von der Herkunft der Sachsen. Gebrüder Grimm (Deutsche Sagen II, Nr. 413, 3. Aufl. 1891, S. 41) berichten darüber:

Nach einer alten Volkssage sind die Sachsen mit Aschanes (Askanius), ihrem ersten Könige, aus dem Harzfelsen mitten im grauen Wald bei einem süßen Springbrünnlein herausgewachsen. Unter den Handwerkern hat sich noch heut zu Tage der Reim erhalten:

Darauf so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen,
Hätt ich daran gedacht,
So hätt ich mir eins davon mitgebracht.

Nach einer andern Sage sollen die Sachsen, ehe sie ins deutsche Land kamen, im Heere Alexander des Großen gewesen sein. (Grimm, Sagen II, S. 42.) In ähnlicher dunkler Weise sollen die Bayern aus Armenien und die Franken von Troja gekommen sein.

Das Handwerkslied, das soeben erwähnt ist, hat natürlich zahlreiche Varianten. In O. Schade's deutschen Handwerksliedern gehört S. 143 der Vers zu des Handwerksburschen Geographie und hat folgenden Wortlaut:

Dresden in Sachsen,
Wo die schönen Mädels wachsen,
Hätt ich dran gedacht,
Hätt ich eine mitgebracht
Fürn Altgesellen auf der Post.

Nicht an das heutige Land, sondern an die Umgebung des Harzes in Niedersachsen erinnert die folgende Fassung des Verses (Schade, 128):

Jetzt reisen wir Bursche wohl alle zugleich
Wohl durch das schöne Land Sachsen,
Nach Leipzig und Dresden und nach Braunschweig,
Wo die schönen Mädchen wachsen.

Die Sage von der Herkunft der Sachsen aus dem Harzfelsen bildet auch den Anfang von H. Rollenhagens berühmtem Froschmäuseler:

Da Aschanes mit seinen Sachsen
Auß den Hartz Felsen ist gewachsen.

War mitten in dem grünen Wald,
Ein springends Brünnlein süß und kalt,
Das an dem Falckenstein hehrfloß . . .

Mit dem Hinweis auf den Falkenstein kommen wir in die Nähe von Aschersleben, wo der Stammsitz der Askanier lag, der der Sage nach schon 73 v. Chr. erbaut sein soll. Wie das Gründungsjahr, ist auch die Person des Stammvaters Askanius oder Aschanes sagenhaft. Denn der Name Aschanes ist viel älter. In der Form Aschkenas (Luther: Askenas) erscheint er schon in der Völkertafel (1. Moses 10, 3) unter den Nachkommen Noahs, wird von Jeremias (51, 27) zu den Königreichen von Armenien gerechnet und muß nach Gesenius (Wörterbuch) ein Volk in der Nachbarschaft Armeniens gewesen sein. Zu unserer Überraschung fügt er hinzu: „Die Juden verstehen: Deutschland (!) und brauchen das Wort in dieser Bedeutung".

Aus allen diesen Betrachtungen geht hervor, daß der Ursprung der Sachsen im Dunkeln liegt wie der Ursprung aller Völker. Wahrscheinlich fanden sich mehrere kleine deutsche Völkerschaften unter dem gemeinsamen Namen, nach der gemeinsamen Waffe, zusammen und nahmen, über die Elbe nach Süden rückend, noch andere nordgermanische Stämme, wie die Chauken, Angrivarier und Cherusker in sich auf, die später unter teilweise anderen Namen als Teile der Sachsen: Ostfalen, Engern und Westfalen heißen.

Nach Ptolemäus vergeht mehr als ein Jahrhundert, bis im Jahre 286 die Sachsen zum zweitenmale erwähnt werden, und zwar als Seeräuber an den Küsten von Belgien und der Bretagne. Der Volksname hatte sich also bedeutend ausgebreitet und erstreckte sich bis in die Nachbarschaft der Franken. Sachsen und Franken standen im Kampfe gegen den Kaiser Julianus neben einander. Sachsen und Franken (so berichtet Ammianus Marcellinus, der Geschichtsschreiber der Völkerwanderung) verheerten zu Lande und zu Wasser das römische Gallien, wo sie nur konnten, raubten, sengten und opferten die Gefangenen. Das geschah in den Jahren 368 und 369 unter den Kaisern Valentinian und Gratian; und wenn sie auch einige Jahre später, 373, bei Deutz am Rhein gründlich geschlagen wurden, sie kehrten doch zu erneuerten Raubeinfällen immer wieder und blieben Jahrhunderte lang wegen ihrer Verwegenheit und Raschheit die Schrecken der Bewohner. Die Räubereien, welche im Laufe des 5. Jahrhunderts das Nordmeer unsicher machten, sind wahrscheinlich meist von den überelbischen Sachsen ausgegangen. Die den Anfällen der Sachsen ausgesetzte gallische Nordküste hieß die sächsische Küste (ähnlich wie die Küste Nordlapplands heute noch die Murmanskische d. h. Normannische Küste heißt, weil die norwegischen Seezüge sich über diese Küste hinaus bis ins weiße Meer erstreckten). Aber erst nachdem die Franken westwärts gezogen waren, erscheinen auch Sachsen als

Bewohner der gallischen Küsten und als Besitzer der Inseln an der Mündung der Loire, von wo aus sie Eroberungszüge ins innere Land unternahmen. (K. Zeuß, die Deutschen, 384 ff.). Ein Nachklang dieser wüsten Raubzüge findet sich noch im Kudrunliede, wo die Sachsen zweimal erwähnt werden, beide Male die Bezeichnung wilde Sachsen erhalten und auch einmal mit ihren Waffenbrüdern, den Franken, zusammen genannt sind.*)

In der Mitte des 5. Jahrhunderts setzten sie sich dauernd in Britannien fest, 531 fielen sie in Gemeinschaft der Franken über ihre südlichen Nachbaren, die Thüringer, her und zerstörten deren Reich. Dabei gewannen sie alles Land bis an die Unstrut.

Dann brachen sie dreihundert Jahre lang ins Land der Franken ein und diese wieder in sächsisches Gebiet, bis Karl der Große sie bändigte und zur Annahme des Christentums zwang. Dabei bestanden die alten Gruppen der Ostfalen, Engern und Westfalen fort und vereinigten sich nur in Kriegszeiten unter einem Volksherzoge.

Die Südgrenze ihres Gebietes lag jenseits der untern Ruhr am Fuß des rauhen Westerwaldes, der heute noch Sprache und Ansiedlungsform der Westfalen und Franken scheidet, lief weiter ostwärts mit der Diemel zur Weser und über das Eichsfeld an den Harz, von da zur untern Saale und Elbe. Es umfaßte also das ganze nordwestliche Deutschland bis auf die Küstenstriche und Inseln der Friesen.

So lange die Macht des karolingischen Hauses dauerte, blieben die Sachsen unterwürfig; aber beim Niedergange des großen fränkischen Fürstenhauses erstand, am Ende des 9. Jahrhunderts, das alte Stammesherzogtum Sachsen wieder. Es waren die Ludolfinger, altsächsische Edelinge, die schon zur Zeit Karls des Großen im Lande vor andern Geschlechtern Geltung gewannen, aber auch als eifrige Förderer des Christentums den Karolingern nahestanden; denn Ludwig der Deutsche vermählte sich mit einer Tochter Ludolfs, dessen Besitzungen von der Ruhr und Lippe bis zur Weser und Elbe reichten. Seine Erben waren sein Sohn Brun, der als Gründer von Braunschweig gilt, und Otto der Erlauchte, der auch noch Thüringen gewann. Otto und sein Sohn Heinrich, der spätere König, schirmten das Land gegen die Einfälle der Slawen und Magyaren. Nirgends im Reiche gab es eine so fest mit der ganzen Geschichte des Landes verwachsene und den wahren Bedürfnissen des Volkes so entsprechende Gewalt, als die seine. Welchen Namen er nun auch selbst sich beilegen mochte, ob er sich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachsen und Thüringer. (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiser-

*) Kudrun, hrsg. v. Bartsch. 366, 4. Er lohnte ihm wie einem wilden Sachsen oder Franken. 1503, 4. Ich möchte ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen. Auch noch der Meier Helmbrecht kennt den wilden Sachsen. (422.)

zeit, I. 173.) Unter den Herzögen und deutschen Königen Heinrich I. und Otto I. standen die von ihnen gegründeten Marken, so namentlich — für unser Thema wichtig — die Mark Meißen.

Westlich davon entwickelte sich im 11. Jahrhundert aus den Reichs-Domänen an der oberen Elster und Saale das von kaiserlichen Vögten verwaltete Vogtland, die Terra advocatorum, deren Verwalter bald erbliche Fürsten wurden. Das mächtige sächsische Herzogtum brach aber 1180 bei dem Sturze Heinrich des Löwen mit einem Male zusammen. Die einzelnen Teile lösten sich unter besonderen Namen ab und der Titel eines Herzogtums Sachsen beschränkte sich nun, mit merkwürdiger Verschiebung, auf die Besitzungen des Grafen von Askanien (hier knüpft scheinbar die Sage von Askanius und Aschanes an) Bernhard, der, ein Sohn Albrecht des Bären, mit seinen Erblanden an der obern Elbe um Wittenberg auch Lauenburg gewann und unter dem Namen eines Herzogtums Sachsen vereinigte. Seine Nachkommen erhielten die Kurwürde; aber das Geschlecht starb 1422 aus und nun erhielt Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen das Land und die Kurwürde. Die Mark Meißen war seit 1089 ununterbrochen im Besitze der Wettiner gewesen; ihre Besitzungen, also namentlich auch die Mark Meißen, erhielten nun den Namen Sachsen.

Zwar kommen in der Kreiseinteilung des Kaisers Maximilian noch der ober- und niedersächsische Kreis vor, aber der politische Begriff Sachsen ist im Stammlande der alten Sachsen verschollen und haftet nun an unserm Lande, das zwar von sächsischen Herzögen und Königen als deutsches Kolonialland gewonnen, aber nicht von Sachsen besiedelt ist. Zu den beiden Hauptgruppen unseres Gebiets, die bereits genannt sind, nämlich Vogtland und Mark Meißen, kam dann im 17. Jahrhundert im Prager Frieden 1634 noch die Lausitz hinzu, über deren Geschichte und Bevölkerung ein anderer Beitrag sich verbreiten wird.

Die Dreiteilung: Vogtland, Meißen und Lausitz wird nun eingehender zu betrachten sein, wenn es sich darum handelt, den Wohnsitz des sächsischen Volks, wie es sich im Laufe der Geschichte entwickelt hat, kennen zu lernen.

Zuvor aber haben wir einen Blick auf die allgemeine Lage des Landes zu werfen.

Wenn man von der Mündung der Donau nach der Mündung des Rheines eine diagonale Linie durch den Rumpf Europas zieht, teilt man den Erdteil in eine gebirgige südwestliche und in eine flache nordöstliche Hälfte. Man bezeichnet den Südwesten als Faltenland, den Nordosten als Schollenland: dort ist das Antlitz der Erde gerunzelt, in Gebirgsfalten bis zu einer Höhe von fast 5000 Metern emporgeschoben, hier, im Osten, sind die geologischen Schichten der Erdrinde ungestört wagerecht übereinanderliegen geblieben. Im Faltenlande sind durch mannigfaltige Züge von Hoch- und

Mittelgebirgen natürliche Sammelbecken für größere und kleinere Völkerschaften und Staaten mit natürlichen Grenzen geschaffen, im Schollenlande fehlen bei einförmiger Gestaltung der Landoberfläche die Naturgrenzen; das unermeßliche Flachland von Osteuropa ist einheitlich, das ganze bildet nur einen Staat, Rußland.

Aber das große Flachland gehört nicht Rußland allein an, denn es reicht westwärts durch Norddeutschland bis an die Rheinmündungen. Die diagonale Scheidungslinie schneidet mitten durch Deutschland und halbiert es dergestalt, daß der Südosten dem Faltenlande, der Nordosten dem Flachlande angehört, wenigstens der jetzigen Oberflächengestalt nach. Deutschland ist unter allen großen Ländern Europas das einzige, das somit beiden Landformen angehört.

Was nun Sachsen insbesondere betrifft, so liegt es zwar hart an der diagonalen Linie, aber es liegt doch auf der Südseite und gehört daher vorwiegend dem Gebirgslande an. Dieses deutsche Gebirgsland, das im Süden am Fuße der Alpen seine Grenze findet, hat man nun nach seinen hauptsächlichen Erhebungsrichtungen in drei Gebirgssysteme geteilt: das oberrheinische System auf beiden Seiten des Stromes, besonders durch Schwarzwald und Wasgenwald vertreten, mit der Richtung nach NNO, das niederrheinische Schiefergebirge auf beiden Seiten des Rheins zwischen Bingen und Bonn, mit der Richtung ONO und endlich das größte, das herzynisch-sudetische System, mit der Richtung NW.

Da Sachsen diesem System angehört, müssen wir bei seiner allgemeinen Charakteristik noch verweilen. Dieses Gebirgssystem besteht aus zwei mehrfach unterbrochenen Reihen von einzelnen Gebirgen, die zwar die allgemein Richtung nach NW verfolgen, aber je weiter sie nach dieser Richtung streifen, um so mehr sich einander nähern und zugleich an Höhe verlieren, bis sie zuletzt ganz in der norddeutschen Ebene untertauchen. Zur südwestlichen Gebirgsreihe gehören der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, der Teutoburger Wald; zur nordöstlichen Reihe die sogen. Sudeten, mit dem Riesengebirge, das Lausitzergebirge, der Harz und die Wesergebirge. Das Erzgebirge verbindet gewissermaßen beide Reihen als ein Querriegel, indem es genau in der Richtung des niederrheinischen Systems streicht wie auch zwei von den drei rechtwinklich zu einander gestellten kurzen Ketten des Fichtelgebirges.

So liegt Sachsen, dessen Hauptteil sich an das Erzgebirge anlehnt, als ein Bindeglied zwischen den beiden Zügen des sudetisch-herzynischen Systems.

Hier muß zunächst etwas über die alten Namen dieses Systems gesagt werden. Während die Benennungen, oberrheinisches und niederrheinisches System offenbar deutsch sind und keiner Erklärung bedürfen, so

stehen wir den Ausdrücken herzynisch und sudetisch fremd gegenüber. Die Namen sind alt, aber ihre Verbindung und Anwendung in der wissenschaftlichen Erdkunde ist neu. Auch giebt sich in einem Doppelnamen häufig die Verlegenheit des Taufpathen kund, der bei der Unklarheit des Sinnes mit dem einen Namen allein glaubte nicht genug gesagt zu haben.

Der älteste von den beiden Namen ist der der Herzynen oder Arkynnen, denn er kommt schon im 4. Jahrhundert v. Chr. bei Aristoteles vor. Der große griechische Philosoph hat nur eine ganz dunkle Vorstellung von einem mächtigen Gürtel von Waldgebirgen in Mitteleuropa. Dreihundert Jahre später nennt Cäsar das ganze mitteldeutsche Bergland vom Rhein bis an die Donau unterhalb Wien, 9 Tagereisen breit und 60 Tagereisen lang, Silva Hercynia den herzynischen Wald. Das Wort gehört der keltischen Sprache an und bedeutet soviel als Erhebung, Höhe, Gebirge. Die Kelten bewohnten die Südseite dieses Waldgürtels, nur von ihnen konnten Griechen und Römer den Namen hören. Bemerkenswert ist noch, daß Erkynia und Fergunna sprachlich dasselbe bedeuten, und daß Fergunna als Waldgebirge auch *einmal* im Mittelalter, im Jahre 805 als eine Lokalität in der Nähe des heutigen Sachsenlandes genannt wird, woraus man etwas voreilig geschlossen hat, es sei damit das Erzgebirge gemeint.

Wenn Cäsar die Breite des herzynischen Waldes zu 9 Tagereisen angiebt, so ist diese Angabe natürlich nur nach Erkundigungen gemacht, denn der römische Feldherr hat ihn aus eigner Anschauung nicht kennen gelernt. Hier hausten nach Cäsars Angabe Einhörner, Urstiere und Elche, die auf ganz fabelhafte Weise erlegt wurden und sich nur in diesen Urwäldern finden sollten. Ein solcher unheimlicher Waldgürtel war die beste Grenzscheide zweier Völkergruppen, der Germanen im Norden, der Kelten im Süden.

Auch die Germanen hatten für diesen Grenzwald einen Namen, der sich in ihren Sagen erhalten hat. Es war der Dunkelwald, der Miriquido, über den die Schwanenjungfrauen ins unbekannte Land gegen Süden flogen. Den Namen kennt auch eine Urkunde von 974 und der Chronist Thietmar von Merseburg für das Jahr 1004. Beidemale werden damit Wälder im heutigen Erzgebirge gemeint; es wäre aber falsch, daraus den Schluß zu ziehen, daß damals das Erzgebirge so geheißen habe. Beidemale haben wir es mit *unbewohnten* Waldwildnissen zu thun, wie der Miriquido als Grenzwald sein soll.

Als den Deutschen das Land nördlich davon zu enge für die wachsende Bevölkerung wurde, durchbrachen sie in gewaltigem Völkerzuge den Urwald, zogen durch das keltische Land und bedrohten römisches Gebiet. Das ist die Bedeutung des Kimbern- und Teutonenzuges 113 v. Chr. Von da an rückten die Deutschen erst *in* den Wald und dann *durch* den Wald und besetzten das Land bis an die Alpen. Das erste Land aber innerhalb des

herzynischen Waldes, das sie den Kelten abgenommen, war Böhmen, dessen sich die Markomannen bemächtigt und wohin zur Zeit des Arminius Marbod seinen Hauptsitz verlegte. Sein Reich lag mitten im herzynischen Walde.

Der zweite alte Name Sudeten kommt zuerst 150 n. Chr., bei Ptolemäus als ein mitteldeutsches Gebirge vor. Als man im 16. Jahrhundert beim Wiedererwachen der geographischen Wissenschaften die alten Namen zu fixieren suchte, hat man, wie auch bei andern Gebirgen, sich in der Festlegung der Sudeten geirrt und die Grenzgebirge zwischen Böhmen und Schlesien dafür gehalten. Noch vor 50 Jahren stand auf österreichischen Karten der Name, recht groß eingetragen, ostwärts von Schandau angefangen, umfaßte also auch die sächsische Schweiz zum Teil. Später schob man den Namen weiter nach Osten und ließ ihn erst jenseits der Lausitzer Berge anfangen; und heutzutage gehört oft auch das Riesengebirge nicht mehr dazu. Es war jedenfalls nur Willkür der Kartographen, die den Namen immer mehr nach Südosten verrückte, während eine kritische Untersuchung der Frage ihnen hätte sagen müssen, daß nach den Angaben des Ptolemäus die Sudeten viel weiter westlich zu suchen seien. Jetzt können wir mit Zuversicht erklären, daß eigentlich der Thüringer Wald, vielleicht auch noch das Fichtelgebirge darunter zu verstehen war. Wenn nun unser Erzgebirge zwischen Thüringer Wald und Riesengebirge gewissermaßen, wenn auch mit veränderter Richtung die Kette schließt, so hat es garnichts Überraschendes, wenn im 17. Jahrhundert sächsische Lokalforscher der Meinung waren, das Erzgebirge seien die eigentlichen Sudeten; nur hätten sie nicht auf den ganz verfehlten Gedanken kommen müssen, das Wort Sudeten aus dem Deutschen erklären zu wollen und mit Hinweis auf den ehemals unbewohnten Urwald im Süden der Mark Meißen mit „Süd-Öden" zu deuten, wobei die sächsische Aussprache den Klang beider Namen noch näher aneinander rücken sollte.

Jedenfalls hatten die Bergzüge der Sudeten und Herzynen ganz nahe Beziehungen zu den Landschaften, die heute das Königreich Sachsen bilden.

Für unser Land kommt von dem genannten Gebirgssystem namentlich der nordöstliche Flügel zwischen Riesengebirge und Harz in Frage. Dieser herzynische Zug bildet die Grenze zwischen den südwestlichen deutschen Gebirgslandschaften und der nordöstlichen deutschen Ebene, die sich bis an die Nord- und Ostsee erstreckt.

Sachsen liegt zwar in Mitteldeutschland, neigt sich aber seiner ganzen Natur, seiner Abdachung nach nur Norddeutschland zu, während es von Süddeutschland durch wasserscheidende Kämme getrennt ist. Alle Flüsse des Landes gehen nach Norden oder wie der Hauptstrom, die Elbe, nach Nordwesten, und an diesem Strome aufwärts von Holstein her hat sich, wie in der Einleitung bereits bemerkt worden ist, der Name Sachsen immermehr nach Süd-Osten bis auf den Kamm des Erzgebirges verschoben.

Weist so der geschichtliche Zusammenhang unser Land auf seine Beziehungen zu Norddeutschland, so hat es doch seine viel älteren geologischen Verbindungen, was die Gestaltung der Gebirge betrifft, lediglich im Süden. In dieser Hinsicht ist Böhmen für uns maßgebend.

Das ganze Böhmerland mit seinen Umwallungen, die wir als Gebirgszüge schon im herzynischen System kennen gelernt haben, bildete ursprünglich eine einzige zusammenhängende Masse kristallinischen Urgesteins zwischen der March und Oder im Osten und der Nab und Saale im Westen, von der Donau im Süden bis ans norddeutsche Flachland. Als eine der am frühsten erkalteten und festgewordenen Massen der Erdrinde ist diese in Rhombusgestalt daliegende böhmische Scholle älter als die Alpen, so daß diese Hochgebirge namentlich in ihren nordöstlichen Ketten bei ihrem Emporsteigen oder Emporgeschobenwerden sich an der massigen böhmischen Scholle stauten und knickten. In der tertiären Zeit hat aber auch die Scholle bedeutende Veränderungen erfahren: Der Nordosten erlitt große Längsspalten und Brüche in der Richtung des heutigen Egerthals. Daran sank das innerböhmische Land in die Tiefe ab, während das abgetrennte Stück, jetzt unser Erzgebirge, sich schräg nach Nordwesten neigte, so daß der südliche Rand aufkippte und nun den Steilabfall des Erzgebirges nach Böhmen bildete. So war also lange vor dem Auftreten der Menschen durch dieses geologische Ereignis der spätere Gang der Besiedlung von der sanft ansteigenden nördlichen Seite des Gebirges schon vorgezeichnet. Übrigens können die auch jetzt noch vorkommenden Erdbeben im Erzgebirge als die letzten Ausläufer dieser Bewegungen angesehen werden. Anders lagen die Verhältnisse im Lausitzer Gebirge, das von diesen Bewegungen der Erdrinde weniger in Mitleidenschaft gezogen wurde und in seiner Grundlage mehr den flachen Charakter einer Scholle mit aufgesetzten niedrigen Kämmen bewahrte. Zwischen diesen Kämmen ist der Zugang nach Böhmen leichter als anderswo. Zwischen diesen Kämmen mochten sich wohl auch ehemals die im Innern Böhmens aufgestauten Gewässer der Elbe ihren Abfluß nach Norden genommen haben, ehe sie sich den Weg durch den leichter zu bewältigenden Sandstein der sächsischen Schweiz bahnten.

Jedenfalls müssen die Germanen bei ihrem ersten Vordringen in die herzynischen Wälder ihren Weg von Norden her durch die Lausitz nach Böhmen genommen haben, mag auch Marbod später von Westen gekommen sein. Durch die Lausitz ist der alte Verkehr nach Böhmen gegangen und so konnte von allen am Rande Böhmens gelegenen Landschaften auch die Lausitz noch bis ins 17. Jahrhundert seine politische Zugehörigkeit zu Böhmen haben.

Zwischen der Lausitz und dem Erzgebirge lagerten sich in der Kreidezeit in seichter Meeresbucht die Sandmassen ab, die den Hauptbestandteil der

sächsischen Schweiz bilden, während im Westen des Erzgebirges paläozoische Schiefer sich in dem Winkel zwischen Erzgebirge und Thüringer Wald ablagerten, die dem Vogtlande seinen vom Erzgebirge abweichenden Charakter verleihen.

Diese vier Bestandteile: Vogtland, Erzgebirge, sächsische Schweiz und Lausitzer Gebirge setzen mit ihrem Vorlande den Boden Sachsens zusammen und verflachen langsam in die norddeutsche Ebene. Alle diese Teile lagern am nordwestlichen Rande der böhmischen Scholle und haben alle in früheren Zeiten einen Namen gehabt: die böhmischen Wälder. Denn von den Tagen Marbods, der den Schwerpunkt seiner Macht nach Böhmen verlegte, ist durch römische Schriftsteller die Ansicht verbreitet, daß die Markomannen sich in einem rings von Wald umgebenen Lande niedergelassen hätten. Nur durch schwer zugängliche Wälder konnte man nach Böhmen eindringen, wie das auch noch aus den Kriegszügen der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter ersichtlich ist. Der Waldgürtel, ein ausgezeichneter Schutz bei von außen drohender Gefahr, war unzertrennlich von dem Begriffe Böhmens, so daß schon auf den ältesten Karten, die ein Bild von Deutschland zu geben versuchen, der böhmische Gebirgsring mit der herausfließenden Elbe gezeichnet ist, aber sonst keine andern Gebirge. Und diese Karten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehören zur Gruppe der südeuropäischen Seekarten.

Und als vollends die wissenschaftliche Kartographie am Ende des 15. Jahrhunderts sich entwickelte, finden wir den mit Bäumen besetzten Gebirgswall wieder auf der ersten vom Kardinal Nicolaus von Kues (Cusanus) entworfenen Karte von Deutschland, die 1492 in Eichstädt erschien. Und von da an ist Böhmen auf allen Karten sofort an seinem aus Bäumen gebildeten Ringe zu erkennen.

So hießen also außer dem Böhmer Walde auch das Erzgebirge, die sächsische Schweiz und die Lausitzer Gebirge böhmische Wälder, und daß diese Benennung nicht von Gelehrten ausgegangen, sondern echt volkstümlich war, beweist unter andern eine Stelle in dem bekannten Volksbuch von Till Eulenspiegel, das noch dem späteren Mittelalter angehört. Da wird von diesem Landstreicher erzählt (Reclam, Historie 60): „Bald hub sich Eulenspiegel aus dem Lande Thüringen gen Dresden vor dem Böhmer Walde an der Elbe.“ Und wenn nun vollends der Kurfürst August auf seiner Reise vom Kurfürstentage zu Regensburg durch Böhmen nach Sachsen im Jahre 1575 auf seiner Reisekarte zwischen Joachimsthal und Annaberg den „Böhmer Wald“ einträgt, so darf man wohl nicht zweifeln, daß dieser Name allgemein, bei hoch und niedrig, in Gebrauch war. Zwar taucht speziell für das Erzgebirge schon im 16. Jahrhundert die Bezeichnung „die Erzgebirge“ auf, aber der Ausdruck hatte nur eine bergmännische, administrative Bedeutung und galt nicht orographisch. Man verstand darunter nämlich

nicht den ganzen Gebirgszug, sondern nur die Gegenden im Gebirge, wo sich Erzgruben fanden. Das waren in diesem engeren Sinne „die Erzgebirge", über die eine besondere Verwaltung eingesetzt wurde, seitdem sich namentlich im höheren Teil des Gebirges die Gruben vom Ende des 15. Jahrhunderts an vermehrten. Für diese Verwaltung wurde, wie es scheint, zuerst unter Vater August 1558, ein „Hauptmann der Erzgebirge" eingesetzt. Das war also der oberste Beamte des Bergbaudistrikts. Orographisch hätte der Titel keinen Sinn; aber der Name des Gebirges hat sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte doch daraus entwickelt, so daß man im 18. Jahrhundert den Namen Erzgebirge, Obererzgebirge, nicht bloß im montanistischen Sinn, immer mehr zur Geltung kommen sieht. Aber auf Landkarten habe ich ihn in der Form „das Erzgebirge" nicht vor dem Jahre 1815 nachweisen können.*) Der Metallreichtum allein hat also den alten Namen Böhmer Wald zu verdrängen vermocht.

Das Erzgebirge — denn wir fangen die eingehende Beschreibung mit diesem ältesten und wichtigsten Gebirge an — besteht aus rotem und grauem Gneis (im grauen Gneis hauptsächlich trifft man auf Silberadern), Glimmerschiefer und Thonschiefer, die von Massen von Granit und Porphyr und auch von Erzgängen durchsetzt sind. Am nördlichen Rande lagern Grauwacke, Steinkohlenformation und Rotliegendes, am östlichen Rande Quadersandstein (sächsische Schweiz). Das Gebirge verdankt seine jetzige Gestalt einer einseitigen Hebung, als seine Massen durch die Spalten und Brüche am Egerthal von der übrigen böhmischen Scholle getrennt waren. Infolge der einseitigen Hebung hat das Gebirge zwei verschiedene Abdachungen, eine kurze steile nach Süden gegen Böhmen, eine lange, sanfte nach Norden in Sachsen. So beträgt die Luftlinie vom Keilberge, dem höchsten Gipfel des Gebirges, 1243 m hoch, bis nach Zwickau (266 m) 50 km, dagegen vom Keilberg bis zum Egerthal (325 m) nur 9 km. Der nördliche Abfall ist hier also wenigstens 5 mal so lang, während der Fuß des Gebirges im Norden und Süden ziemlich gleich hoch liegt. Übrigens wird der Steilabfall nach Osten zu, mit abnehmender Höhe des Gebirges, immer kürzer. So beträgt er vom Bernsteinberge (921 m) südlich vom Katharinenberg bis Ullersdorf (243 m) bei Eisenberg nur 5 km Luftlinie, ebenso zwischen Zinnwald und Eichwald und vom Mückentürmchen nach Mariaschein gar nur 3 km. Dementsprechend wird nach Osten zu auch der nördliche Abhang kürzer und ist zwischen Nollendorf und Tharandt nur noch 36 km lang.

Während der Südfuß des Gebirges durch seine Steilheit überall sofort in die Augen fällt, kann man die Nordbegrenzung, abgesehen von dem Gesteinswechsel, der im sächsischen Mittelgebirge auftritt, nur in einer gewissen

*) Vgl. meinen Aufsatz: die Namen des Erzgebirges, im ersten Jahrbuch des Erzgebirgs-Zweigvereins Chemnitz 1888.

Höhenlage annehmen und etwa eine Höhenlinie von 400 m dafür einsetzen, die von Tharandt über Freiberg, Chemnitz und Zwickau verläuft. Die Ostgrenze des Gebirges liegt etwa auf der Linie von Pirna über Gottleuba und Tyssa nach Königswald. Jenseits der Linie beginnt das Sandsteingebirge. Die Grenze des Erzgebirges im Süd-Westen gegen das Vogtland ist nicht so gut zu erkennen, da die Merkmale in der Bodengestalt gegen Norden mehr verwischt sind. Man kann eine Linie von Graslitz am tiefeingeschnittenen Zwotathal nach Werdau, wodurch der südwestlichste Teil Sachsens abgetrennt wird, als eine solche Grenzlinie annehmen. Danach hat der Kamm des Erzgebirges eine Länge von 125 km.

Die höchsten Gipfel liegen im Süd-Westen: der Keilberg, 1243 m und der vordere Fichtelberg, 1214 m. Je weiter nach Nord-Osten, um so niedriger werden die Gipfel, bis der Zinnwald bei Altenberg nur noch 880 m, der Geising 823 m mißt.

Die auf dem Kamme entlang laufende Wasserscheide ist nicht die politische Grenze, vielmehr greift Böhmen vielfach über die Naturgrenze nach Norden in die Quellthäler der nordwärts gerichteten Flüsse.

Die nördliche Abdachung stellt eine wellenförmige, von Flußthälern durchfurchte Hochfläche vor, aus der zwar manche langgezogene, breite Höhenrücken, aber nur wenige Kuppen sich erheben. Von der Südseite erscheint das ganze Gebirge als eine einzige undurchbrochene Masse. Dadurch bildet es ein bedeutendes Hindernis des Verkehrs zwischen den beiden Ländern. Denn die Flußthäler konnten bei dem gewundenen Laufe und den häufigen Felsengen nicht zur Anbahnung von Wegen verwendet werden; man mußte von Anfang an die Höhen zu gewinnen suchen, um bequemer den hohen Kamm des Gebirges zu erreichen. Aber so lange das ganze obere Gebirge noch mit dichtem Walde bedeckt war, boten sich auch hier dem Verkehr zahlreiche Hindernisse. Man hat zwar versucht, alte Straßenzüge in den Thälern nachzuweisen, allein derartige Annahmen können nur auf Unkenntnis der Beschaffenheit der Thäler oder auf falscher Deutung alter Nachrichten und Urkunden beruhen. Wo es keine Einsattlungen und Gebirgsjöcher giebt, die wesentlich unter der Kammhöhe einsinken, wie in den Alpen, wo die Straßen den mauerartig geschlossenen Kamm überschneiden müssen, da darf man den Anstieg nicht in den Thälern suchen. Nach dem Verhältnis der absoluten Höhe sind die Alpen viel gangbarer als das Erzgebirge. Man vergleiche nur die Höhe des Montblanc, 4800 m, mit der Paßhöhe des großen St. Bernhardt, 2400 m, über den die höchste Straße (abgesehen von der Stilfser Straße) in den Hochalpen führt. Gipfel und Paßhöhe verhalten sich wie 1 : 2. Demnach dürfte im Erzgebirge kein fahrbarer Übergang höher liegen als $\frac{1244}{2}$, d. h. 622 m. Allein einen so niedrigen Übergang finden wir

im ganzen Gebirge nicht. Der höchste Übergang erreicht bei Gottesgab sogar die Höhe von 1080 m. Nach gleichem Verhältnis müßte der höchste Alpenpaß 4167 m hoch sein. Und hier sind nur die höchsten Alpenpässe zum Vergleich herangezogen. Hohe Straßenübergänge sind also eine charakteristische Eigentümlichkeit des Erzgebirges. Unter 18 wichtigen Straßen finden sich nur zwei, nämlich die von Deutschneudorf nach Brüx führende, mit 663 m Höhe und die über Nollendorf nach Teplitz gehende, mit 679 m, die unter 700 m aufweisen. Und das sind natürlich auch diejenigen, die schon im früheren Mittelalter nachweisbar sind. Wenn außer diesen gegenwärtig fünf Straßen zwischen 700 und 800 m, sechs Straßen zwischen 800 und 900 m, zwei über 900 m und zwei über 1000 m Paßhöhe erreichen, so hängt diese große Zahl von hohen Gebirgsstraßen der neuen Zeit mit der überaus dichten Bevölkerung des Erzgebirges zusammen, die beim Beginn des Bergbaus ihren Anfang nahm und mit dem Aufblühen zahlreicher Gewerbszweige sich noch steigerte. Dem Zeitalter der Industrie gehören auch die beiden Eisenbahnen an, die den Kamm des Gebirges überschneiden, die Eisenbahn von Sebastiansberg (825 m) nach Komotau und die Bahn von Moldau (790 m) nach Brüx.

Die nachhaltigste Veränderung erfuhr das äußere Ansehen des Gebirges mit der Entdeckung der Silberadern im 12. Jahrhundert. Das früher wegen seiner Unwirtlichkeit gemiedene Gebirge wurde nun aufgesucht. Daß die Mönche von Altzelle, dem 1162 gegründeten ältesten Kloster in Sachsen, in der Nähe des heutigen Freiberg die Erze zuerst nachgewiesen haben, wird jetzt allgemein angenommen. Freiberg war vom 13.—15. Jahrhundert das wichtigste Silberbergwerk Deutschlands. —

„Silber hegen seine Berge,
Wohl in manchem tiefen Schacht." J. Kerner.

Und dieser Reichtum wurde erst 1466 durch den Silberfund auf dem Schneeberg und 1492 durch den Silberfund auf dem Schreckenberge bei Annaberg in Schatten gestellt. Damit verschob sich der Schwerpunkt des Bergbaus nach dem hohen Erzgebirge, das von da allmählich den jetzt üblichen Namen erhielt. Auch an anderen Orten begann der Bergbau und so wurde das Gebirge mit so zahlreichen Städten besiedelt, wie sie kein anderes Gebirge aufzuweisen hat. Auch waren die Verwitterungsprodukte der kristallinischen Gesteine günstig für den Ackerbau, soweit es die Höhenlage gestattete. Nach dem Niedergange des Bergbaus trat die Industrie an die Stelle und zog in noch stärkerem Maße die Bevölkerung ins Gebirge, so daß dasselbe dichter bewohnt ist, als die mittlere Dichtigkeit des Deutschen Reiches aufweist, und daß im höheren Gebirge in einer Höhenlage von mehr als 600 m noch einmal soviel Städte in Sachsen liegen, als im übrigen Deutschen Reiche zusammen. Die höchstgelegenen sind (abgesehen vom

böhmischen Gottesgab, 1217 m), Oberwiesenthal 914 m, Johann-Georgenstadt 800 m, Jöhstadt 786 m, Altenberg 730 m, Schöneck 705 m. Und wenn man von Dresden aus Freiberg bereits als eine hochgelegene Stadt ansieht, so muß doch dazu bemerkt werden, daß Freiberg in der Reihenfolge erst an 35. Stelle erscheinen würde. So steht das Erzgebirge in mannigfacher Beziehung als eigenartig unter allen deutschen Gebirgen da und giebt einem sehr wichtigen Teile unseres Landes sein Gepräge.

Nördlich vom hohen Erzgebirge erstreckt sich von der Elster bis zur Zschopau, von Werdau bis gegen Frankenberg, im Westen breiter, nach Osten schmäler werdend, das erzgebirgische Kohlenbecken als eine flachwellige Niederung von etwa 250 bis 400 m. (Glauchau 250 m, Zwickau 260 m, Werdau 270 m, Chemnitz 300 m). Es stellt eine Mulde oder ein Becken zwischen den Falten des alten Gebirges vor, das unter einer mächtigen Decke von Rotliegendem Steinkohlenlager birgt, die namentlich bei Zwickau abgebaut werden und jährlich wenigstens 3 Millionen Tonnen Kohlen liefern. Der Gebrauch der Kohlen wird 1348 im Zwickauer Stadtrecht zuerst erwähnt; aber eine bergmännische Gewinnung hat wohl erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begonnen. Mit dem Niedergange des Metallbergbaus im Erzgebirge hat die Kohle für die aufblühende Industrie eine immer größere Bedeutung gewonnen, so daß wir heute in dem Kohlenbecken von Zwickau und seiner Umgebung nicht bloß die dichteste Bevölkerung in Sachsen, sondern auch nahezu im Deutschen Reiche haben, und daß hier einer der Mittelpunkte deutscher Industrie in der Großstadt Chemnitz (161000 E.) erblüht ist.

Ein kleineres, aber für das Land nicht unwichtiges Kohlenbecken liegt vor dem nordöstlichen Fuße des Erzgebirges im Plauischen Grunde bei Dresden.

Nördlich von dem Kohlenbecken breitet sich, westlich von der Elbe, zwischen den beiden Armen der Mulde das sächsische Mittelgebirge oder das Granulitgebirge aus und fällt steil zum erzgebirgischen Becken ab. Das Gebirge trägt seinen Namen von dem Vorherrschen des Granulits oder Weißsteins, der im Gegensatz zum Gneis des Erzgebirges wenig oder gar keinen Glimmer enthält. Doch finden sich im Granulit Schollen von Gneis und Gänge von Granit und ist derselbe von Glimmerschiefer wallartig umrandet. Leider aber fehlen die Erzgänge vollständig. So ist das Gebirge also geologisch selbständisch, geographisch aber nicht und erscheint so als eine Vorstufe des Erzgebirges und ist auch hydrographisch von ihm abhängig, denn die Flüsse des Erzgebirges: Zwickauer Mulde, Zschopau und Freiberger Mulde durchschneiden es in tiefen, vielfach gewundenen Thälern. Das Gebirge erstreckt sich in Gestalt einer Ellipse von Südwest nach Nordost von Hohenstein bis Döbeln 45 km lang und hat zwischen Sachsenburg und Rochlitz eine Breite von 19 km. Es bildet ein flachwelliges Hügelland, in dem kein

Gipfel 400 m erreicht; trotzdem besitzt es in den Flußthälern reizende Landschaften. Da die Flächen vielfach mit Löß bedeckt sind, so kann auch ein ergiebiger Ackerbau getrieben werden. Im Gegensatz zum Erzgebirge liegen die kleinen gewerbreichen Städte alle in den Thälern, dagegen wohlhabende Dörfer auf den Höhen. Die Bevölkerung ist ziemlich gleichmäßig verteilt. Keine Stadt zählt über 16000 Einwohner.

Nördlich und nordöstlich vom Mittelgebirge folgt noch ein breites, flaches Hügelland von 200 m mittlerer Höhe, dessen Grundgestein fast ganz aus Quarzporphyren und Syenitporphyren und deren Tuffbildungen besteht, worüber dann diluviale und alluviale Ablagerungen ausgebreitet sind; dazu kommen namentlich bei Meißen die merkwürdigen Pechsteine vor, deren Verwitterungsprodukte als Porzellanerde eine besondere Wichtigkeit haben. In diesem Hügelland erhebt sich der Rochlitzer Berg mit seinen berühmten Steinbrüchen 350 m hoch. Ganz besonders in die Augen fallend sind die Wurzener Porphyrberge, die sich in einzelnen Kuppen, 100 m, über der Ebene erheben. Dagegen tritt im Kolmberge bei Oschatz, 313 m, noch einmal der Grauwackenzug hervor, der sich in seiner Richtung von Leipzig bis Bautzen verfolgen läßt.

Ehe wir bei unserer Wanderung durch die sächsischen Landschaften die Elbe nach Osten überschreiten, haben wir noch ein Hochland zu betrachten, das sich auch an das Erzgebirge anlehnt und den Übergang nach Thüringen bildet. Es ist das auf beiden Seiten der Elster sich ausbreitende Vogtländische oder Elstergebirge, das hauptsächlich aus paläozoischen Schiefern, cambrischer, silurischer und devonischer Formation besteht. Und wie der Name Vogtland auch jetzt noch weit nach Thüringen hinreicht, bis da, wo vor Saalfeld die Saale aus den enggewundenen Thälern des obern Laufes heraustritt, so reicht auch die Schieferformation weit über Sachsens Grenze nach Westen und giebt dem größten Teile des ganzen Vogtlandes ein einheitliches Gepräge. Das Vogtland umfaßt nämlich außer dem sächsischen Gebiet die Reußischen Länder (denn die Reußen waren die Vögte). Seine Nordgrenze geht von Werdau über Ronneberg nach Gera und von da südwestlich über Triptis und Auma nach Ziegenrück, von hier läuft die Grenze über die Saale, Ebersdorf, Lobenstein und selbst Hof umfassend. Thonschiefer, Grauwackenschiefer und Sandsteine bilden hauptsächlich den Boden des Hochlandes, das von Süden her gesehen, weniger den Eindruck eines Gebirges macht als das Erzgebirge, und sich nach Norden langsam zur thüringischen Bucht niedersenkt, ohne noch eine Vorstufe, wie das Erzgebirge, zu haben. Der größte Teil des Gebiets zeigt weniger den Gebirgs- als den Hochlandscharakter, die höchsten Punkte erheben sich nur 800 m; aber in den tiefeingeschnittenen Thälern, namentlich der Elster und (jenseits der sächsischen Grenze) der Saale, birgt es manche landschaftlichen Schönheiten. Das ganze sächsische Vogtland

zerfällt in 4 Teile: 1. Das Elstergebirge, das den südlichsten Teil des Vogtlandes einnimmt, im Kapellenberge sich bis 759 m erhebt und vorherrschend mit Wald bedeckt ist. Geologisch ist es als der nordöstliche Ausläufer des Fichtelgebirges zu betrachten und bildet den allmählichen Übergang zum Erzgebirge. Es besteht im Süden aus Granit, dann folgt eine schmale Zone von Gneis. Den größeren nördlichen Teil nehmen Phyllite (Thonglimmerschiefer) ein und leiten direkt vom Fichtelgebirge zum Erzgebirge hinüber. In diesem Teile liegt das Bad Elster. Die Ortsnamen sind sämtlich deutsch.

2. Der Schönecker Wald, ein hochgelegenes, zusammenhängendes Waldgebiet, seinem Namen nach im Süden vom tiefen Thale der Zwota begrenzt, aber seiner Natur nach sich bis zur Thalsenke von Markneukirchen fortsetzend; südlich von der Zwota im hohen Brand, 804 m, nördlich von der Zwota im schwarzen Berge, 801 m hoch; dieses Waldgebiet setzt sich gegen Nordosten auf dem Granitboden des Erzgebirges, immer höher ansteigend, fort. Ansiedlungen sind hier spärlich, und auf einige wenige Thäler beschränkt.

3. Nordwestlich von den beiden vorigen Gruppen folgt nun auf beiden Seiten der Elster das mittelvogtländische Hügelland, vorwiegend Ackerland mit vielen kleinen bebuschten Kuppen, etwa 400 m hoch, aus vorherrschend devonischer Formation gebildet. Hier war jedenfalls der Boden leichter zu bewirtschaften, als im östlich davon gelegenen höheren Gebiete, das in seiner Formation dem Schönecker Waldgebiet verwandt ist, denn in dem mittelvogtländischen Hügelland ist die slawische Ansiedlung im Elsterthal und den Nebenthälern bis über Ölsnitz aufwärts gedrungen. Diese Region mit ihrem slawischen Namen ist auf dem rauheren östlichen Boden durch einen ganzen Schwarm deutscher Ansiedlungen begrenzt, die auf -grün endigen (Herms-, Arnolds-, Hartmanns-, Altmanns- u. s. w. -grün). Diese „Grüne" endigen nordwärts in der Umgebung von Greiz.

4. Der westvogtländische Höhenrücken, zum Teil wieder aus älterem Gestein bestehend, umgiebt das Hügelland in einem nach Osten geöffneten Bogen und trägt im Süden mehr Wald, als im Norden, die eingestreuten deutschen Ortschaften endigen häufig auf -reut und -grün, während slawische Namen der Zahl nach zurücktreten. Gegenwärtig hat sich, vom Erzgebirge und erzgebirgischen Kohlenbecken her auch eine namhafte Industrie tief ins Vogtland verbreitet, als deren Mittelpunkt Plauen, 55000 Einwohner, angesehen werden kann.

Wie im Südwesten das Vogtland sich an das Erzgebirge anlehnt, so im Nordosten die sächsische Schweiz. Diesen Namen hat das kleine romantische Gebirge erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten, als aus der Schweiz gebürtige Lehrer und Schüler der Dresdner Kunstakademie die

Felsenlandschaften auf Studienreisen mehrfach besuchten, und weil namentlich die Klippen der Bastei mit der Elbe zu ihren Füßen in den Künstlern Erinnerungen an verwandte Scenerien in den Alpen wachriefen. Nachdem der Name sächsische Schweiz dann volkstümlich geworden war, hat man auch die Bezeichnung Schweiz auf andere noch bescheidenere Berg- und Hügellandschaften angewandt, wie z. B. vogtländische, Hohburger, fränkische, holsteinische Schweiz. Erst in neuerer Zeit hat die Wissenschaft noch einem anderen Namen Eingang verschafft, der die Lage und geologische Beschaffenheit mehr berücksichtigt: Elbsandsteingebirge. Beide Namen laufen nebeneinander her. Der Name sächsische Schweiz aber ist volkstümlicher geworden und wird in touristischem Sinne ausschließlich gebraucht. Auf beiden Seiten der Elbe von Pirna aufwärts haben sich während der Kreidezeit in der Bucht zwischen dem Erzgebirge und Lausitzer Gebirge Sandmassen abgelagert, aus denen nach späteren Hebungen das Gebirge entstanden ist. Daß die Ablagerungen in einem seichten Küstenmeere sich bildeten, beweisen die eingebetteten Reste von Muscheln, Schnecken, Seeigeln und Seesternen, die der genannten geologischen Zeit angehören. Durch Thon- und Kalkschlamm wurden die Sandmassen zu Stein verkittet. In der Ablagerung der Sande traten aber Ruhepausen ein, in denen sich die abgelagerten Massen fester zusammensetzten, so daß, wenn neue Aufschüttungen im Wasser erfolgten, sich die einzelnen Bänke durch horizontale Fugen von einander absonderten. Diese Bänke haben aber nach ihrer Entstehung noch manche Veränderungen erfahren. Zunächst ist das Meer zurückgewichen. Zwar drangen die Bruchlinien des südlichen Erzgebirges hier nicht mehr ein, aber es erfolgte doch mitten in der Tertiärzeit eine ähnliche Schrägstellung wie im Erzgebirge, wobei im Süden die Schichten des Sandsteins gebogen, aber nicht gebrochen wurden. Der Südrand hob sich mehr empor, so daß die Schichten zwischen Erzgebirge und Elbe nach Norden und Nordosten geneigt, östlich von der Elbe aber fast horizontal geblieben sind. Der Richtung einer dadurch gebildeten ganz flachen Mulde zwischen den beiden Teilen entspricht der Lauf der Elbe, die sich allmählich durch das Gebirge einen Abfluß verschafft hat. Dann erfolgte aber, auch noch in tertiärer Zeit, gegen den Lausitzer Granit eine gewaltige Bruchlinie, die sich von Pillnitz ostwärts über Dittersbach und Hohnstein bis Hinterhermsdorf verfolgen läßt; an dieser Linie wurde der Lausitzer Granit gehoben und zum Teil über den jüngeren Sandstein hinaufgeschoben. Durch die vom Erzgebirge und von der Lausitz ausgehenden und in der Richtung nicht parallelen, sondern sich kreuzenden Bewegungen wurden die Sandsteinbänke vielfach gebrochen, durch senkrechte Spalten getrennt, zwischen denen Basalte empordrangen, die meistens die Oberfläche des Sandsteins nicht erreichten, aber doch am großen Zschirnstein, wo sie zum Straßenbau Verwendung finden, am großen Winterberge, am Gohrisch, zu Tage getreten sind.

Nach seinen senkrechten Zerklüftungen wird der Sandstein Quadersandstein genannt.

Seit der mittleren Tertiärzeit ist nun das zerklüftete Sandsteingebiet der Verwitterung und Zerstörung durch Regen und Wind, durch Wasser und Eis ausgesetzt gewesen. Dazu bahnte sich die Elbe ihren Weg aus Böhmen durch das Gebirge, das zu jener Zeit noch keineswegs so hoch über das Meer gehoben war, wie jetzt, und hat mit ihren Fluten die Bänke überschwemmt. Dadurch wurden die bereits mehr zerstörten Sandsteinmassen mit fortgeführt und später im Elbthal unterhalb Dresden als Sande abgelagert. Die obern Bänke des Sandsteins wurden bis auf die noch vorhandenen einzelnstehenden „Steine", wie Lilienstein, Königstein, Papststein u. a. weggespült, und die nun entstehenden Hochflächen, die sogenannten Ebenheiten, mit einer fruchtbaren Lehmschicht bedeckt, die für den Ackerbau sehr günstig ist. Wenn wir nun auch noch Elbschotter z. B. im Thale bei Kunnersdorf finden, so geben sie den Beweis, daß auch hier einst die Elbe geflossen ist. Außer der Elbe sind auch von dem Erzgebirge und von den Höhen der Lausitz Bäche gegen das Elbthal geflossen und haben das Sandsteingebiet geteilt. Aber keiner von den wasserreichen Zuflüssen der Elbe stammt aus der sächsischen Schweiz selbst. Die kleinen Zerklüftungen sind dann durch Verwitterung entstanden. So stellt sich also die sächsische Schweiz mit ihren Ebenheiten und Tafelbergen, mit den Felstürmen und tiefen Gründen als ein nur durch die Thätigkeit des fließenden Wassers gebildetes sogenanntes Erosionsgebirge dar, dessen Tafelberge und Felsmauern von Süden nach Norden immer niedriger werden, wie folgende Liste zeigt: Schneeberg 722 m, großer Zschirnstein 561 m, großer Winterberg 550 m, Pfaffenstein 428 m, Lilienstein 411 m, Bastei 315 m. In derselben Richtung nehmen auch die Höhen der Basaltberge ab: Rosenberg in Böhmen 620 m, Winterberg 550 m, Gickelsberg 414 m, Cottaer Spitzberg 370 m.

Erzgänge hat das Gebirge nicht; aber der Sandstein ist als Baustein sehr geschätzt, doch beschäftigen sich in den Steinbrüchen nur etwa 3 % der Bevölkerung der Amtshauptmannschaft Pirna.

In seiner heutigen Gestalt gehört die sächsische Schweiz zu den reizendsten deutschen Gebirgen und wird unter allen sächsischen Landschaften am meisten von Fremden besucht. Im Mittelalter, wo das Gebiet lange Zeit unter böhmischem Einfluß stand, dienten die schwer zugänglichen Felsen und Steine als Schlupfwinkel der Raubritter, namentlich der Birken von der Duba, bis die sächsischen Fürsten, der unbequemen Nachbarschaft überdrüssig, sie zwangen, einen Gütertausch einzugehen und die Grenzgebiete zu meiden.

Wären die Thäler nicht so eng und krumm, dann hätten die Gründe westlich von der Elbe recht wohl eine bequeme Straße zwischen Böhmen und Sachsen abgegeben, denn die Paßhöhe am südlichen Ausgange des großen

Zschandes liegt nur 344 m über dem Meere. So giebt es denn auch heute noch in der sächsischen Schweiz nur Wege für den örtlichen Verkehr, und nur die Wasserstraße der Elbe und die am Elbufer aufwärts ziehende Eisenbahn haben größere, allgemeine Bedeutung. An der Elbe allein liegen daher auch die Städte im Sandsteingebiet, von denen aber die größte, Pirna, nur 16000 Einwohner zählt. Wo bei Pirna der Sandstein plötzlich abbricht und die Felswände am Flusse aufhören, beginnt das Dresdner Thalbecken, das bis Meißen reicht. Hier ist in der Diluvialzeit die Urscholle eingebrochen und samt dem darüber lagernden Sandstein und Pläner in die Tiefe gesunken. Der Beweis dafür ist bei der Erbohrung des artesischen Brunnens am Albertplatze zu Dresden erbracht, als man in einer Tiefe von 150 m unter dem Meeresspiegel auf den Sandstein stieß. Das Elbthal ist eine ähnliche grabenartige Versenkung wie die oberrheinische Tiefebene, nur in viel bescheideneren Verhältnissen. Und wie der Rhein mit seinen Schottern die Tiefebene ausgefüllt hat, so die Elbe das Dresdner Thal, doch treten bei dem Dorf Briesnitz die Felsen im Strombette bei niedrigem Wasser unverhüllt zu Tage. Oberhalb und unterhalb der sächsischen Schweiz, im nordböhmischen Kessel und im Elbthal geht der Strom durch zum Teil tiefgründiges Schwemmland, im Sandsteingebirge dagegen fließt er unmittelbar über den Felsboden, der also zwischen den beiden Senkungsfeldern als eine breite steinerne Schwelle erscheint, die von der Elbe in der Diluvialzeit durchschnitten ist. Daher beträgt auch das Gefälle der Elbe im Sandsteingebiet auf $44^1/_2$ km fast 11 m, und das mittlere Gefälle demnach 1 : 4122; das hinderte aber den bedeutenden Verkehr auf dem Wasser nicht, der namentlich abwärts Holz, Bausteine und Braunkohlen befördert. Mitten in dem Elbthal, dem wärmsten Teile des Landes, und daher ausgezeichnet durch Wein- und Obstbau und blühende Gärtnereien, liegt die Hauptstadt Sachsens, Dresden, 1216 zuerst als Stadt genannt, aber nach seinem slawischen Namen jedenfalls älteren Ursprungs. Die Stadt liegt gerade da, wo der bequemste Übergang über den Strom in der Richtung von Südwest nach Nordost sich befindet; denn weiter stromaufwärts würde der Steilabfall des Lausitzer Gebirges von Loschwitz bis Pillnitz hemmend entgegentreten, und weiter abwärts ebenso die steilen Gehänge der Lößnitz im Osten und die Waldhöhen am westlichen Ufer. Die Elbe trennt in dem Thale den fruchtbaren Lehmboden der erzgebirgischen Vorstufe mit seinen zahlreichen Ziegeleien von den aus dem Quadersandsteingebiet herbeigeführten Sanden des rechten Elbufers. Der ganze Thalboden ist mit Ortschaften slawischer Benennung dicht besetzt. In der Mitte des Thals giebt es nur einen einzigen deutschen Namen: Naundorf, d. h. das neue Dorf, das aber trotz seines Namens zu den ältesten Gründungen der Deutschen zu rechnen ist.

Den Ruf der landschaftlichen Schönheit, den die Umgebung Dresdens

genießt, wird besonders durch die am frühsten mit Landhäusern und Villen besetzten sonnigen Gehänge der Lößnitz und der steilen Elbufer aufwärts bis Pillnitz begründet. Diese vom Thal aus gesehenen, auf der Hochfläche mit Nadelwald bedeckten Höhen erscheinen wie ein von Südost nach Nordwesten gerichteter Höhenzug, sind aber nur als der Steilabfall einer Gebirgstafel zu betrachten. Es sind die Abbruchslinien des Lausitzer Berglandes, dessen Grundgestein Granit ist. Eine einseitige Hebung, wie im Erzgebirge, hat hier nicht stattgefunden. Das Grundgebirge hat seine jetzige Gestalt hauptsächlich unter dem Einfluß der Verwitterung und Abtragung erhalten, und so findet hier gegen Norden ein langsamer Übergang vom Gebirge zur Ebene statt. Die Gewässer der Elbe, die wahrscheinlich in früheren geologischen Epochen ihren Weg durch die Lausitz nahmen, ehe sie sich den Weg durch das Sandsteingebirge bahnten, haben durch Fortführung der Verwitterungsstoffe, breite Thalzüge zurückgelassen, zwischen denen einzelne Erhebungen stehen geblieben sind. Da das granitne Grundgebirge horizontal liegen blieb und nicht aufgekippt wurde, wie im Erzgebirge, so haben auch die Flüsse nicht so tiefe, dem Verkehr hinderliche Furchen gezogen; vielmehr ist die Lausitz mit ihren breiten Durchlässen ein bequemes Durchgangsland und der einzige Ausgang aus der böhmischen Umwallung gewesen, und daher auch seit der ältesten Zeit als Handelsweg benutzt, wovon die Funde römischer und arabischer Münzen aus dem Verkehr mit den Bernsteinküsten der Ostsee Zeugnis ablegen. Die Bodengestalt des Lausitzer Gebirges weicht aber auch von den sogenannten Sudeten mit dem Riesengebirge ab, in denen hohe, parallele Gebirgsketten auftreten. Vielmehr läßt sich die Lausitz nach ihrer verschiedenen Oberflächengestalt in 3 Teile gliedern. 1. Das Tafelland zwischen Elbe und Röder mit dem Steilabfall zum Elbthal und in der Umgebung von Moritzburg mit zahlreichen größeren und kleineren Teichen und dazwischen aufsteigenden kleinen bebuschten Kuppen, als deutliche Spuren der Moränen aus der Eiszeit; die westlichen Teile, vielfach noch mit dem zum Teil in Dünen aufgehäuften Elbsande bedeckt und mit Nadelwald (Dresdner Heide, Friedewald) bewachsen. 2. Der bewaldete Höhenzug zwischen Röder und Elster, von Nordnordwest nach Südsüdost gerichtet, die Wasser- und Wetterscheide bildend, im Sibyllenstein 449 m, im Keulenberge 413 m hoch. Der Granit von Kamenz und Bischheim wird zu Straßen- und Häuserbau verwendet. 3. Die von Osten nach Westen gerichteten Parallelzüge in der südöstlichen Lausitz mit breiten Thälern, im Falkenberge 506 m, im Czorneboh 554 m. Hier haben auch zahlreiche basaltische Durchbrüche stattgefunden, in Stolpen 356 m, im Löbauer Berge (Nephelin-Dolerit) 450 m, im Kottmar (Basalt und Phonolith) 583 m, in der Lausche 790 m.

In der Nähe der Lausche, südlich von Zittau, tritt auch noch wieder Quadersandstein auf, der im inneren Becken Böhmens sich von der sächsischen

Schweiz her am Gebirgsringe entlang bis nach Adersbach und Weckelsdorf zieht. Auf sächsischem Boden ist besonders der Oybin als Burg- und Klostersitz berühmt. Die slawische Bevölkerung hat hier in der Lausitz allein noch in Sachsen ihre Sprache bewahrt; nur im westlichen Teile, der bis nach Bischofswerda reicht, und der ehemals zum Bistum Meißen gehörte, ist der slawische Laut längst verklungen. Die Städte der Lausitz waren deutsch, das Landvolk slawisch. Jetzt reden nicht mehr 50000 Menschen die wendische Sprache. Obwohl das Land keine Kohlen und keine Metalle besitzt, hat sich doch eine bedeutende Industrie, namentlich Weberei, entwickelt und die Bevölkerung verdichtet, so daß man in der Amtshauptmannschaft Zittau weit über 200, in Löbau nahezu 200 Einwohner auf 1 qkm zählt. Einen Mittelpunkt der Bevölkerung giebt es nicht und kann es nach der Bodengliederung nicht geben; die beiden größten Städte, Zittau und Bautzen, erreichen noch nicht die Höhe von 30000 Einwohnern.

Werfen wir, ehe wir den nördlichen Saum, das Flachland betrachten, noch einen Blick auf die Flüsse, so stellt sich als charakteristische Erscheinung heraus, daß jede der größeren Landschaften bis zur Elbe sich um einen Fluß gruppiert, aber daß die Landschaften nicht durch Flüsse getrennt sind. Das Vogtland gruppiert sich um die Elster, das Erzgebirge um die Mulde und das Sandsteingebirge um die Elbe. Nur der Lausitz fehlt diese Einheit. Der Nordwesten gehört der schwarzen Elster, die Mitte der Spree, der äußerste Südosten durch die Neisse gar zum Odergebiet. So bildet also auch hydrographisch die Lausitz keine Einheit. Es ist ein unselbständiges Durchgangsland.

Alle sächsischen Landschaften fallen nach Norden ab und haben an ihrem Fuß dieselbe Entstehungsgeschichte durchgemacht, wie das ganze norddeutsche Flachland. Daher ist die gegenwärtige Bodendecke ziemlich gleichmäßig über den ganzen Nordsaum des Landes abgelagert und dieser Boden stammt aus der Eiszeit. Das von Skandinavien gekommene Landeis, das ganz Norddeutschland bis an den Fuß der herzynisch-sudetischen Gebirge bedeckte, hat sich im Westen bis zu einer Höhe von 400 m, im Osten von über 500 m emporgeschoben und somit über das sächsische Mittelgebirge bis zum erzgebirgischen Kohlenbecken und bis auf die Ebenheiten der sächsischen Schweiz ausgebreitet. Auch die Lausitzer Platte, also in unserer Nähe auch die Höhen der Lößnitz, waren davon bedeckt. Die zurückgebliebenen Geschiebelehme der Grundmoränen und die zu Hügeln zusammengeschütteten Blöcke oder Rieshaufen zeugen von den langdauernden Eiswirkungen. Sandhügel und Sandmassen, die beim Rückgange des Gletschereises ausgelaugt wurden, bilden im Norden Sachsens eine breite Zone sterilen Bodens, namentlich östlich von der Elbe, der sich nur mit mageren Kiefernwäldern bedeckt hat.

Dagegen wurden dann die Vorhöhen der Gebirge vielfach mit Löß bedeckt, besonders westlich von der Elbe, aber nirgends höher als 300 m, und

erzeugten den Fruchtboden, der nördlich von Meißen namentlich in der Lommatzscher Pflege bekannt ist, aber sich über das ganze Mittelgebirge und westwärts bis zur Thüringer Bucht hinzieht. Auf diesen Boden hat sich die erste ackerbautreibende Bevölkerung niedergelassen, diese Gebiete sind auch jetzt noch dicht bewohnt und charakteristisch durch die große Zahl kleiner Ortschaften. In diesem Gebiete liegt auch, im Nordwesten des Landes, in dem der thüringischen Bucht zugeneigten Flachgelände, die größte und vielleicht auch älteste Stadt des Landes, Leipzig, die jetzt zwar einen slawischen Namen trägt, sehr wahrscheinlich aber an der Stelle oder in der Nähe eines Ortes liegt, den Ptolemäus 150 Jahre n. Chr. Lupfurdum also Furt über die Luppe nennt. Die ganze bewachsene Flußniederung, in der jetzt Parthe, Pleiße, Elster und Luppe nach Westen zur Saale rinnen, ist aber noch ein Theil des alten Urstroms, als beim Beginn des Rückganges der Gletscher die Schmelzwasser zwischen dem Eisrand und dem Vorhöhen der Gebirge ihren Abfluß nach Nordwesten nehmen mußten. Damals waren die beiden Mulden noch nicht vereinigt, sondern die Freiberger ging nach Aufnahme der Zschopau nach Norden, die Zwickauer aber wandte sich von Grimma aus in die Niederungen westlich von Leipzig und auch die Elbe von Riesa aus über Eilenburg nach Nordwesten. Damals hatten also die Hauptflüsse Sachsens noch mehr als heute die ausgesprochene Richtung nach Nordwesten, also genau nach jener Himmelsgegend, aus der später, als Menschen schon längs in das bewohnbar gewordene Land eingezogen waren, der norddeutsche Stamm der germanischen Sachsen sich ausbreiten und gegen Südosten vordringend, auch unserem Lande seinen Namen erteilen sollte.

2. Sachsens vorgeschichtliche Zeit.

Von J. V. Deichmüller.

Die historischen Nachrichten, welche über die Vergangenheit unseres Sachsenlandes und seiner Bevölkerung berichten, reichen kaum ein Jahrtausend zurück. Sage und Überlieferung aber wie die zahlreichen im heimatlichen Boden gefundenen, zweifellos von Menschenhand bearbeiteten Gegenstände unbekannter Herkunft bezeugen, daß unsere Heimat bereits zu einer Zeit, welche weit vor dem Beginn der Geschichte zurückliegt, von einer auf verhältnismäßig hoher Kulturstufe stehenden Bevölkerung bewohnt war.

Das erste Auftreten des Menschen in Europa fällt in eine geologische Periode, welche der jetzigen vorangegangen ist, in das Diluvium. Damals war der Norden unseres Kontinentes bis in die gemäßigte Zone herab mit Eis bedeckt, die Gletscher der Alpen erstreckten sich weit in die nördlich vorliegenden Länder und wahrscheinlich waren auch einzelne der mitteleuropäischen Gebirge selbst vergletschert, so daß nur ein kleiner Teil von Mitteleuropa eisfrei war. Auf diesem Raume konzentrierte sich das damalige organische Leben, hier hauste eine Tierwelt, welche, wie das Mamuth, das Rhinozeros und die großen Höhlenraubtiere, heute ausgestorben oder, wie das Rentier, nach dem hohen Norden ausgewandert ist. In diesem Gebiete begegnet man auch den ältesten Spuren des Menschengeschlechts, dessen niederer Kulturzustand durch die von ihm benutzten rohen Gerätschaften gekennzeichnet wird. Als Waffen und Werkzeuge dienten dem diluvialen Menschen die Unterkiefer großer Raubtiere oder Flußgerölle, denen er durch Zuschlagen passende Formen gab; Messer und Schaber gewann er durch Abspalten langer Späne von Feuersteinknollen; Geweihe vom Hirsch und Rentier benutzte er als Hacken. Seine Wohnstätten schlug er zum Teil in den Höhlen der Gebirge auf; Ackerbau und Viehzucht waren ihm noch unbekannt; von der schon in der folgenden vorgeschichtlichen Periode so hoch entwickelten Töpferei fehlt in den ältesten menschlichen Niederlassungen noch jede Spur.

Der Norden von Deutschland bis an die mitteldeutschen Gebirge heran war in dieser frühen Zeit, welche geologisch als die Eiszeit, vorgeschichtlich

als die ältere Steinzeit, die paläolithische Zeit bezeichnet wird, noch unbewohnbar. Erst als infolge des Klimawechsels die Gletschermassen abschmolzen und sich nach Norden zurückzogen, wurden größere Landflächen eisfrei, die sich allmählich mit einer Pflanzendecke überzogen. Nun waren auch die Vorbedingungen für die Existenz einer höheren Tierwelt geschaffen, mit ihr zog der Mensch in unsere Gegend ein. Er benutzte auf seiner Wanderung die Wege, welche ihm die Natur als die geeignetsten vorzeichnete, die Flußthäler, längs deren er ohne große Schwierigkeiten in die ihm noch unbekannten Landstriche eindringen konnte. So führen in Sachsen seine Spuren den Elbstrom hinab bis Riesa, nach dem Nordwesten des Landes wanderte er von Süddeutschland her durch Thüringen längs der Saale und Elster ein, auch in der Lausitz begegnet man vereinzelten Steinzeitfunden.

Ein langer Zeitraum muß verflossen sein seit dem ersten Auftreten des Menschen in Süddeutschland bis zu seiner Einwanderung in unsere Gegend. Große Veränderungen sind in der Tierwelt vor sich gegangen; die großen Dickhäuter und Höhlenraubtiere der Diluvialzeit sind verschwunden, an ihre Stelle ist die Fauna getreten, welche noch heute Europa bewohnt. Auch der Mensch hat sich inzwischen verändert; seine Hinterlassenschaft, welche in den ältesten Wohnstätten unseres Landes erhalten geblieben ist, verrät eine fortgeschrittene Entwickelung. In unsere Heimat ist der Mensch erst in der jetzigen geologischen Periode, dem Alluvium, eingezogen, seiner Kulturstufe nach gehörte er bereits der jüngeren Steinzeit, der neolithischen Zeit an.

Die entwickeltere Kultur des Menschen zeigt sich zunächst an den von ihm benutzten Gerätschaften, welche im wesentlichen zwar immer noch aus Stein hergestellt sind, in dessen Bearbeitung aber ein hoher Grad der Vollkommenheit erreicht worden ist. Während der diluviale Mensch seine Geräte lediglich durch rohes Behauen des Steins formte, hat der neolithische Mensch gelernt, seinen Werkzeugen durch Schleifen und Polieren wirksamere, zum Teil kunstvolle Formen zu geben und sie zum Zwecke der besseren Befestigung zu durchbohren.

Die Formen der Steingeräte sind ziemlich mannigfaltige. Als die einfachsten, noch an die der älteren Steinzeit erinnernden sind Flachbeile zu bezeichnen, welche aus zugeschliffenen zungenförmigen Geschieben hergestellt sind und in einem gespaltenen Holzstiele durch Umschnüren mit Sehnen oder Fellstreifen befestigt wurden (Fig. 1). Derartige, oft nur wenige Centimeter große Flachbeilchen findet man häufig in den Wohnstätten der neolithischen Zeit. Seltener sind längere und schmälere meiselartige Instrumente mit rundem Querschnitt (Fig. 2). Ein größerer Formenreichtum herrscht unter den durchbohrten Steingeräten. Am häufigsten sind hammerartige Äxte (Fig. 3), welche oft durch Anschleifen von Längsfacetten geschmackvoll verziert sind (Fig. 4), ferner plumpe, dicke Beile von dreieckiger Gestalt (Fig. 5),

seltener Hämmer mit beiderseits gerundeten Enden und in der Mitte befindlichem Schaftloch (Fig. 6). Ein in Sachsen vereinzelter Fund ist der eines Beiles mit axtartig verlängerter Schneide (Fig. 7), eine Form, welche in Norddeutschland häufiger auftritt und vielleicht von daher bis zu uns gelangt ist.

Über die bei der Herstellung der Schaftlöcher angewandten Methoden geben verschiedene Stücke mit unvollendeten Bohrungen Aufschluß. So zeigt z. B. eine Steinaxt aus der Gegend von Großenhain ein cylindrisches Schaftloch, auf dessen Grund der Rest eines konischen Zapfens zurückgeblieben ist

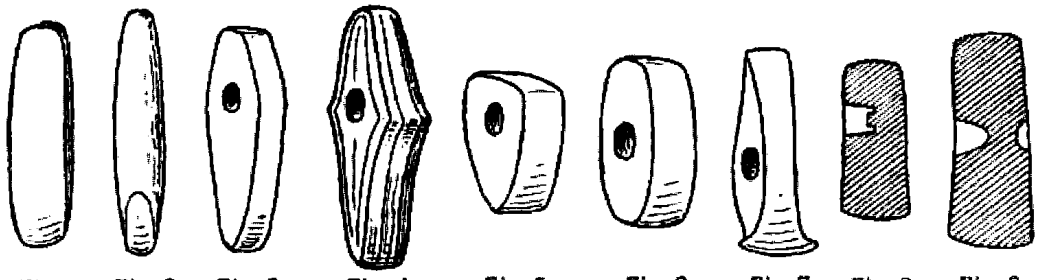


Fig. 1. *Fig. 2.* *Fig. 3.* *Fig. 4.* *Fig. 5.* *Fig. 6.* *Fig. 7.* *Fig. 8.* *Fig. 9.*

(Fig. 8), ein roher Steinhammer aus der Nachbarschaft von Wurzen beiderseits runde Vertiefungen mit konkav gewölbten Bodenflächen (Fig. 9). Erstere ist mittels eines Hohlbohrers, letzterer mit Hülfe eines Vollbohrers angebohrt worden. Als Bohrer verwendete man einen Holzstab, einen Röhrenknochen oder ein ausgehöhltes Stück Hirschgeweih, welche in schnell drehende Bewegung versetzt wurden, als Bohrmittel Sand und Wasser.

Die zu den Gerätschaften verwendeten Gesteinsarten sind besonders Hornblendeschiefer, seltener Diabas, Serpentin oder Kieselschiefer. Der im Diluvium weit verbreitete Feuerstein diente nur zur Anfertigung kleiner Werkzeuge; größere Geräte aus Feuerstein, Lanzenspitzen und Beile (Fig. 10 und 11), zu deren Herstellung größere Stücke des Rohmaterials notwendig waren, mögen wohl in fertigem Zustande als Handelsware aus dem feuersteinreichen Norden bezogen worden sein.

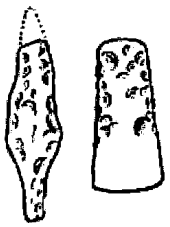


Fig. 10-11.

Die Zahl der in Sachsen gefundenen Steingeräte ist eine ziemlich beträchtliche; zumeist sind es Einzelfunde, welche bei landwirtschaftlichen Arbeiten im Erdboden zum Vorschein kommen. Ihre Verbreitung erstreckt sich mit Ausnahme des Erzgebirges und des Elbsandsteingebirges über ganz Sachsen. Einzelne Gegenden sind besonders reich daran, wie das untere Elbthal mit der Umgegend von Großenhain und das nordwestliche Sachsen. Ob aber auch alle diese Funde aus neolithischer Zeit stammen, ist zweifelhaft, denn noch weit später, als das Metall den Stein als Rohmaterial bereits verdrängt hatte, sind vereinzelte Steinwerkzeuge im Gebrauch geblieben, wie Funde von solchen in den Urnenfeldern der Metallzeit beweisen.

Neben diesen Steingeräten sind es auch die keramischen Erzeugnisse, an welchen die höhere Kulturstufe des neolithischen Menschen zum Ausdruck kommt. Während dem ältesten Menschen die Herstellung gebrannter Töpfe überhaupt unbekannt war, erscheinen unvermittelt in der jüngeren Steinzeit gebrannte Thongefäße in einer Vollkommenheit, welche in späteren vorgeschichtlichen Perioden kaum übertroffen worden ist. Wo und in welcher Weise sich diese Entwickelung vollzogen hat, ist noch unaufgeklärt. Die nicht unerheblichen Überreste neolithischer Keramik in Sachsen gehören zwei Gruppen an, die sich nach Technik, Form und Verzierungsweise, wie nach der Art ihres Vorkommens scharf von einander unterscheiden: der Schnur- und der Bandkeramik. Die erstere hat ihren Namen von dem Hauptmotiv der Ornamentierung, der in den Thon eingedrückten Schnur, letztere von den band- oder streifenartig auf dem Gefäßkörper angeordneten Verzierungen. Die Gefäße der schnurverzierten Gruppe unterscheiden sich durch rohere Ausführung und reichlich mit Gesteinsbrocken durchsetzte Thonmasse von den aus sorgfältig geschlämmtem Thon angefertigten Gefäßen der zweiten Gruppe, beiden gemeinsam ist die Herstellung aus freier Hand ohne Anwendung der Drehscheibe.

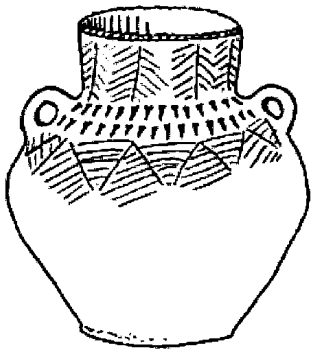


Fig. 12.

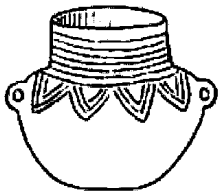


Fig. 13.

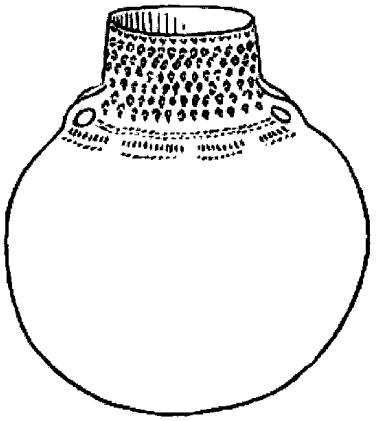


Fig. 16.

Fig. 14.

Fig. 15.

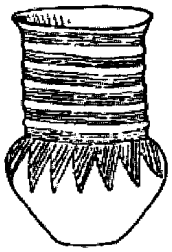


Fig. 17.

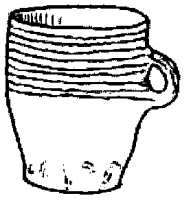


Fig. 18.

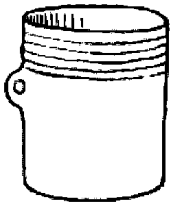


Fig. 19.

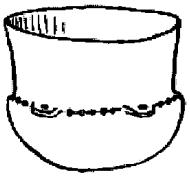
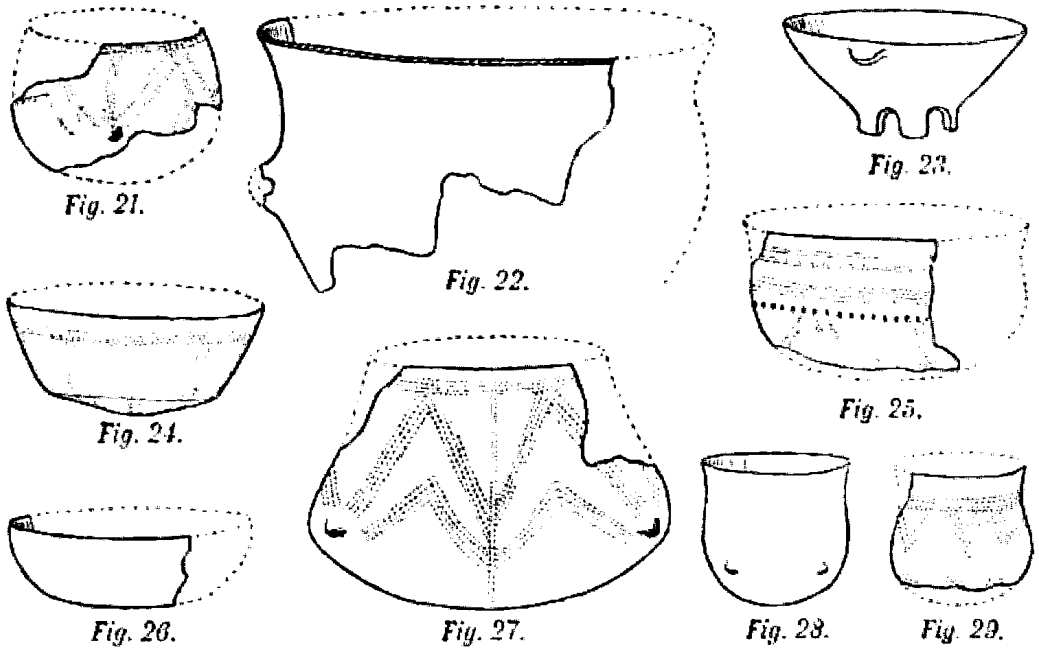


Fig. 20.

Aus den Gefäßformen der Schnurkeramik treten zwei sich öfter wiederholende Haupttypen heraus: die Amphore, welche aus einem kugeligen Bauch mit Standfläche und einem niedrigen Hals zusammengesetzt ist (Fig. 12 und 13), und der Becher mit schlankem Hals und niedrigem Gefäßbauch (Fig. 17). Vereinzelt erscheinen auch topf- und kannenartige Gefäße ohne deutlich abgegliederten Hals (Fig. 14 und 15), cylindrische Eimer

(Fig. 19) und tassenartige Becher (Fig. 18). Ein in Sachsen seltener Gefäßtypus ist die Kugelflasche (Fig. 16), welche sich von der Amphore durch den Mangel jeder Standfläche und durch die Stellung der Henkel unterscheidet. Mit letzterer zusammen kommen niedrige Näpfe mit zwei paarig gestellten, von oben nach unten durchbohrten Henkeln vor (Fig. 20).

Das wichtigste Verzierungselement der Gefäße dieser Gruppe ist das durch Abdrücken einer Schnur auf der Gefäßwandung erzeugte Schnurornament. Die Schnureindrücke bedecken in horizontalen Linien den Hals bez. den Oberteil des Gefäßes (Fig. 13, 14, 17—19) oder sie setzen schraffierte Dreiecke zusammen, welche aneinandergereiht die Basis des Halses umsäumen (Fig. 13 und 17). Andere Verzierungen sind hergestellt durch Einschnitte,



welche fischgrätenartig oder zu horizontal schraffierten Dreiecken angeordnet sind (Fig. 12), oder durch tiefe spitzdreieckige Einstiche oder flachbogige Eindrücke (Fig. 12 u. 15). Ein für die Kugelflasche charakteristisches Ornament wird aus rhombischen Gruppen rundlicher oder elliptischer Eindrücke gebildet, welche den Gefäßhals in horizontalen Reihen bedecken (Fig. 16). Die in anderen Verbreitungsgebieten der Schnurkeramik häufiger vorkommende Technik, die vertieften Ornamente durch Ausfüllen mit einer weißen Masse herauszuheben, ist in Sachsen bisher nur einmal beobachtet worden.

Wesentlich anders ist der Charakter der Bandkeramik. Das Vorkommen derselben in den Herdgruben der Ansiedelungen, wo sich nur Trümmer der beim Gebrauch zerbrochenen Gefäße finden, bringt es mit sich, daß nur selten größere, die Gefäßform zeigende Bruchstücke erhalten sind. Meist sind es halbkugelige oder birnenförmige Näpfe (Fig. 21, 22 und 27) und auch Becher

(Fig. 28 und 29), seltener Schalen (Fig. 24—26), welche zum Teil auf niedrigen Füßen stehen (Fig. 23). Statt der Henkel sind oft einzelne oder paarweise gestellte warzenartige Ansätze angebracht (Fig. 21, 27—28, 33).

Die Verzierungen bedecken an diesen Gefäßen nicht selten die ganze Oberfläche. Das Grundmotiv der Ornamentierung ist immer das Band, welches den Gefäßkörper in horizontaler Richtung oder in verschiedenartig gebrochenen oder auch gebogenen Linien überzieht. Dieses Band ist entweder durch zwei parallel eingerissene Furchen, deren Zwischenräume oft mit eingestochenen oder eingeschnittenen Vertiefungen ausgefüllt sind (Fig. 30—32), oder durch rundliche und dreieckige, in mehrfachen parallelen Reihen geordnete Stiche dargestellt (Fig. 33). An Gefäßen, welche mit warzenartigen Ansätzen versehen sind, gehen diese Stichbänder fast immer von letzteren in radialer Richtung aus. Auch rohe, durch Eindrücken der Fingernägel erzeugte Ornamentstreifen kommen vor.

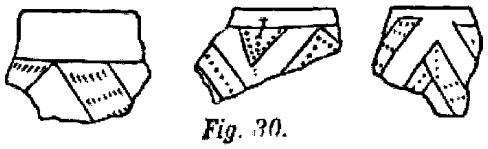


Fig. 30.

Fig. 31.

Fig. 32.

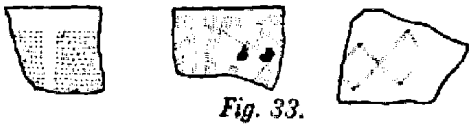


Fig. 33.

Der Gegensatz, der im äußeren Aussehen der Gefäße beider Gruppen zum Ausdruck kommt, wiederholt sich auch in der Art ihres Vorkommens: die Schnurkeramik ist auf Grabfunde beschränkt, während die Reste bandverzierter Gefäße zu den häufigsten Bestandteilen des Inventars neolithischer Ansiedelungen gehören.

Über neolithische Gräber ist in Sachsen bisher nur wenig bekannt geworden; sicher nachgewiesen ist nur ein Skelettgrabfund aus der Gegend von Zwenkau, in welchem der in sitzender Stellung beerdigten Leiche eine Amphore, ein Steinhammer und einige Schmuckperlen beigegeben waren. Die übrigen innerhalb der Landesgrenzen gefundenen Erzeugnisse der Schnurkeramik sind isolierte Gefäßfunde, bei denen Skelettreste nicht nachzuweisen waren. Nach analogen Funden in den Nachbarländern, in Thüringen, der Provinz Sachsen, Böhmen kann aber angenommen werden, daß die in der jüngeren Steinzeit allgemein übliche Bestattungsweise der Beerdigung unverbrannter Leichen auch bei uns die Regel gewesen ist. Ob wie anderwärts gegen das Ende dieser Periode hier die Sitte der Leichenverbrennung Eingang gefunden hat, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Auch kennt man die in Norddeutschland verbreiteten, unter dem Namen „Hünenbetten" bekannten, aus großen Steinblöcken errichteten Grabkammern in unserer Gegend noch nicht.

Einen besseren Aufschluß über die Kultur der ältesten Bewohner Sachsens geben die Ansiedelungsplätze. An verschiedenen Stellen finden sich im Erdboden kessel- oder trichterförmige Vertiefungen, welche mit dunkler, holz-

kohlereicher Erde und durch Feuer geröteten und gelockerten Steinen gefüllt sind. In diesen Gruben brannten die Herdfeuer des Steinzeitmenschen, hier finden sich Überreste der von ihm benutzten Werkzeuge, die Überbleibsel seiner Mahlzeiten. Der reiche Inhalt dieser Herdgruben gewährt nun einen Einblick in die Lebensweise und die Kunstfertigkeiten derjenigen, welche vor mehr als 3000 Jahren unsere Heimat besiedelten. In großer Menge finden sich die Scherben der mit geschickter Hand sauber hergestellten und verzierten Thongefäße, dabei zerbrochene oder auch unverletzte, geschliffene, zum Teil durchbohrte Steinbeile oder Meisel, harte Schleifsteine, auf denen diese Werkzeuge hergerichtet wurden, Messer, Schaber und Sägen aus Feuerstein (Fig. 34) und die beim Absprengen derselben zurückgebliebenen Kernstücke, die sogen. Nuclei, seltener zierliche Pfeilspitzen aus demselben Gestein (Fig. 35).

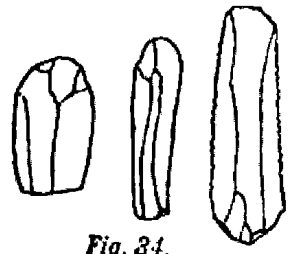


Fig. 34.

Fig. 35.

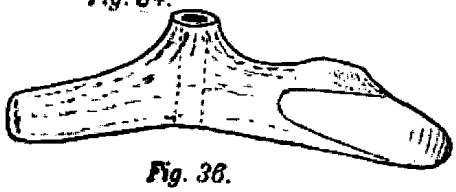


Fig. 36.

Rohe Hacken aus Hirschhorn (Fig. 36) dienten wohl zum Lockern des Erdbodens für den primitiven Ackerbau, dessen Erträgnisse auf Mahlsteinen und mit Kornquetschern zu Mehl zerrieben wurden. Als Reste der Mahlzeiten sind aufzufassen die Knochen vom Pferd, Rind, Hirsch, Reh, Wildschwein und von verschiedenen Vögeln, welche darauf hinweisen, daß die Hauptbeschäftigungen des neolithischen Menschen Viehzucht und Jagd waren. Schmucksachen einfachster Art, kleine kugelige oder walzenförmige Perlen und durchbohrte Scheiben aus Thon verraten, daß die Sucht, sich zu schmücken und zu verschönern, unseren ältesten Vorfahren in der gleichen Weise innewohnte, wie der heutigen Generation. Und zuletzt geben uns unscheinbare, schwach gebrannte Lehmklumpen mit Abdrücken von Zweigen und Flechtwerk Aufschluß über die Konstruktion der Hütten, welche aus Flechtwerk errichtet und mit einem Überzug von Lehm gedichtet wurden.

Wenn man schließlich die Verbreitungsgebiete beider Gruppen neolithischer Keramik innerhalb Sachsens und ihre chronologische Stellung zu einander in Betracht zieht, so läßt sich leicht erkennen, auf welche Weise die erste Besiedelung unseres Landes vor sich gegangen ist. Die Verbreitung der Schnurkeramik ist auf den Norden des Landes beschränkt, bei Leipzig beginnend ziehen sich die Fundstätten in östlicher Richtung über die Elbe hinüber bis in die Gegend von Bautzen. Die bandkeramische Gruppe dagegen verteilt sich fast ausschließlich über das Elbthal zwischen Pirna und Riesa, nur im Nordwesten findet sie sich isoliert an wenigen Orten südlich Leipzig wieder. Unverkennbar ist weiter die große Verwandtschaft der Gefäße der

ersteren Gruppe mit denen des Thüringer Kulturkreises, andererseits kommt ein dem sächsischen Typus der Bandkeramik entsprechender in Böhmen und Thüringen vor. Berücksichtigt man nun, daß nach den Untersuchungen von A. Götze*) die Schnurkeramik der Bandkeramik vorangegangen ist, so ergiebt sich daraus, daß die erste Besiedelung des Landes von Thüringen her erfolgte und sich unter dem Einfluß der thüringischen Steinzeitkultur über das nördliche Sachsen bis in die Lausitz ausdehnte, während in einem späteren Abschnitte der Steinzeit von Böhmen aus das Elbthal hinab, gleichzeitig aber auch von Thüringen her sich eine erneute Einwanderung von neolithischen Menschen vollzog.

Gegen das Ende der Steinzeit tritt nun in der Kultur unserer Urbevölkerung eine Wandlung ein, hervorgerufen durch den Einfluß des Metalls, dessen Kenntnis auch nach Mitteldeutschland gedrungen ist. Als ältestes in der Vorzeit verarbeitetes Metall kennt man das in der Natur in gediegenem Zustande vorkommende Kupfer, welches leicht durch Hämmern in eine zum Gebrauch geeignete Form gebracht werden kann. Manche Länder, wie Cypern, Ungarn, Skandinavien, haben eine sogenannte Kupferzeit gehabt, innerhalb deren Werkzeuge und Waffen aus reinem Kupfer hergestellt wurden; Deutschland ist arm an Kupferfunden, aus Sachsen sind sie noch unbekannt. Diese Seltenheit spricht dafür, daß die Dauer der Kupferzeit nur eine sehr kurze gewesen sein kann, weil sie ohne allen Einfluß auf die Kultur unserer Vorfahren geblieben ist. Zu uns kommt als ältestes Metall die Bronze, eine Mischung von Kupfer mit Zinn, welche in der Folge fast ein Jahrtausend lang die Technik der Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen ausschließlich beherrscht hat.

Zweifellos sind die ältesten Bronzen fremden Ursprungs und auf dem Wege des Handels, dessen Anfänge bis in die jüngere Steinzeit zurückreichen, zu uns gekommen. Lange Zeit zuvor, ehe unsere Gegend von den ersten Bronzegegenständen erreicht wurde, war im Süden und Südosten Europas eine reiche Bronzekultur entwickelt, deren Erzeugnisse bis nach dem Norden wanderten und dort zur Entwickelung einer eigenen nordischen Bronzekultur Veranlassung gaben. Verschiedenes deutet darauf hin, daß die skandinavischen Länder bereits mehr als 1000 Jahre v. Chr. Geburt mit dem Gebrauch der Bronze vertraut waren, zu uns ist dieses Metall erst später gekommen, wohl kaum vor dem 8. Jahrhundert v. Chr.

Die Bronze brachte gewaltige Veränderungen in die Kultur unserer Vorfahren; der früher ausschließlich zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen benutzte Stein wird fast vollständig durch das Metall verdrängt, dessen leichtere Behandlung neue und praktischere Formen der Gerätschaften

*) A. Götze: Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale. Jena 1891, S. 8.

erzeugte. Andere Sitten und Lebensgewohnheiten ziehen bei uns ein, die Bevölkerung wird seßhaft und vereinigt sich zu größeren Gemeinschaften, die Bestattung der Leichen wird ersetzt durch die Verbrennung.

Das beste Bild von dem Kulturzustand der Bewohner Sachsens während der Bronzezeit bieten die Metallfunde und die Gräberfelder. Nicht selten finden sich im Erdboden einzelne Bronzegeräte, Äxte (Fig. 38), Celte, Schwerter (Fig. 37), Lanzenspitzen, Fibeln (Fig. 39) oder Ringe, welche in

Fig. 37.

Fig. 38.

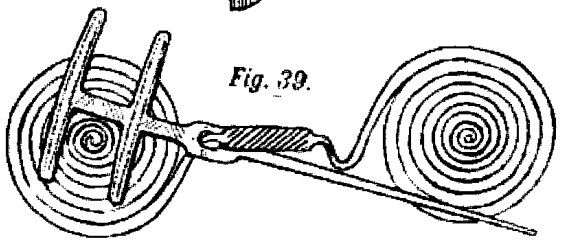


Fig. 39.

der Vorzeit zufällig verloren gegangen sind, oder größere Mengen derartiger Gerätschaften zusammen lose oder in einem Gefäß im Erdreich, unter einem großen Steine oder versenkt im Moor. Derartige Massen- oder Depotfunde mögen wohl in Zeiten der Gefahr von ihrem Besitzer in der Erde verborgen, ihre Hebung ihm später unmöglich geworden sein; heute zeigen sie den lebenden Geschlechtern, zu welcher Vollkommenheit der Metallguß bereits vor mehr als 2000 Jahren gediehen war. An Stelle der plumpen Steinbeile sind kunstvolle Beile, die sogen. Celte, in mancherlei Form getreten; die rohen Feuersteinspäne sind durch Messer ersetzt; die der Steinzeit wegen der Sprödigkeit des Rohmaterials fehlenden Schwerter erscheinen jetzt in großen Exemplaren; häufig sind Ringe, welche um Hals, Arm oder Schenkel getragen wurden. Manche dieser Depotfunde sind außerordentlich reichhaltig; der bedeutendste sächsische, der von Weißig bei Großenhain, enthielt in einem Thongefäß gegen 100 Gegenstände verschiedener Art im Gesamtgewicht von fast $^1/_4$ Zentner.

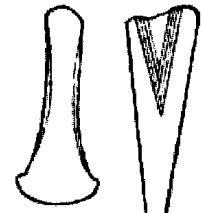


Fig. 40.

Fig. 41.

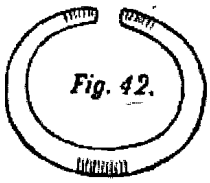


Fig. 42.

Fig. 43.

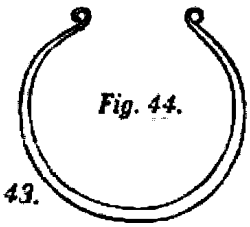


Fig. 44.

Nicht alle diese Massenfunde gehören derselben Zeit an, es lassen sich einzelne als ältere ausscheiden, welche sich nicht allein durch den geringeren Zinngehalt der Bronze, sondern auch durch die Form der Bestandteile von den einem späteren Abschnitte der Bronzezeit angehörenden unterscheiden

Für die älteren Depotfunde sind charakteristisch die ihrer Gestalt nach an die Flachbeile der Steinzeit erinnernden Flachcelte (Fig. 40), dicke, ovale, oft sehr gewichtige offene oder geschlossene Armringe (Fig. 42), schlangenförmig gewundene Armspiralen (Fig. 43), offene Halsringe mit flachgehämmerten und spiralig eingerollten Enden (Fig. 44), sowie dreieckige, breite Dolchklingen (Fig. 41). Der dieser älteren Gruppe angehörende Depotfund von Jessen bei Lommatzsch enthielt außerdem noch große durchbohrte Bernsteinperlen.

Anderer Art sind die in den jüngeren Depotfunden enthaltenen Geräte und Waffen. Zu den häufigsten Bestandteilen derselben gehören Lappencelte mit lappenartigen Ansätzen zum Einschieben eines gespaltenen Schaftes (Fig. 45) und Hohlcelte mit Tülle zum Einstecken und Oese zum Anbinden des Schaftes (Fig. 46). Ebenso häufig sind sichelartig gebogene Messer, zum Befestigen des aus Holz oder Knochen bestehenden Handgriffs mit seitlich gestellten Zapfen (Knopfsicheln, Fig. 51) oder mit Nietlöchern (Fig. 50) versehen. Seltener finden sich Schwerter, Lanzenspitzen (Fig. 48) und Meisel. Schmucksachen sind vertreten durch Armringe aus Bronzeblech (Fig. 49) oder vierkantigen, schraubenförmig gewundenen Bronzestäben (Fig. 52) und durch große Nadeln mit quergeripptem Kopf (Fig. 47). Manche dieser Depotfunde enthalten nur Bruchstücke oder unvollendete bez. mißlungene Exemplare der genannten Gegenstände, daneben aber auch noch Stücke roher Bronze, Gußkuchen oder Metallbarren, welche dieselben als Gußfunde kennzeichnen. Ein solcher ist der Depotfund von Weißig bei Großenhain. Derartige Funde beweisen, daß der Bronzeguß in späterer Zeit auch bei uns ausgeübt wurde während die älteren Bronzen fertig von auswärts bezogen wurden. Dies bestätigen weiter auch vereinzelte Gußformen aus Stein für Sicheln, Lanzen, Nadeln und Ringe.

Fig. 45. Fig. 46. Fig. 47. Fig. 48.

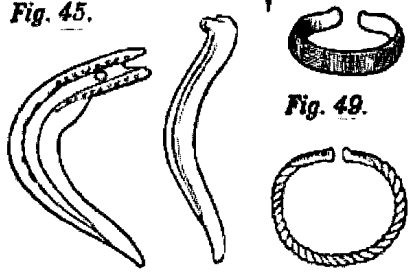


Fig. 49.

Fig. 50. Fig. 51. Fig. 52

Während uns nun diese Funde Kenntnis geben von den im Gebrauch gewesenen größeren Waffen, Geräten und Schmucksachen aus Metall, enthalten die gleichzeitigen Grabfunde neben mancherlei Kleingerät vor allem und oft geradezu massenhaft die Erzeugnisse der Töpferei. Die Einführung der Bronze hat eine Änderung in der Art der Totenbestattung herbeigeführt die in der Steinzeit übliche Leichenbeerdigung ist durch die Leichenverbrennung verdrängt worden. Der Tote wurde auf einem Holzstoß verbrannt, die übrig gebliebenen Skelettreste gesammelt und in einem Thongefäß, einer Urne,

der Erde übergeben. Die Gräber sind in verschiedener Weise angelegt: entweder sind die Urnen auf die Erdoberfläche gesetzt und darüber ein oft mehrere Meter hoher Hügel aus Steinen und Erde gehäuft, oder sie stehen in Gruben im Erdboden und sind mit Steinen umstellt und bedeckt. Erstere nennt man Hügelgräber, letztere Flachgräber. Beide Formen kommen gleichzeitig neben einander vor. Hügelgräber sind in Sachsen nur wenig verbreitet, kleine Gruppen derselben kennt man aus dem Nordwesten des Landes und aus der Lausitz. Flachgräber dagegen sind mit Ausnahme des Erzgebirges und des Elbsandsteingebirges über ganz Sachsen verstreut, sie bilden den weitaus größten Teil unserer vorgeschichtlichen Funde. Ihre Lage verrät sich heute äußerlich nicht mehr, in früherer Zeit mögen sie wohl auch von flachen Erdhügeln bedeckt gewesen sein, welche im Laufe der Jahrhunderte durch die Bearbeitung des Bodens vollständig verwischt sind. Fast immer sind die Flachgräber zu größeren Gruppen vereinigt und verteilen sich, regellos angeordnet, über einen größeren Flächenraum. Derartige Gruppen sind unter dem Namen Wenden- oder Heidenkirchhöfe und Urnenfelder bekannt.

Beim Aufdecken eines Flachgrabes stößt man gewöhnlich auf größere Steine, Rollsteine aus den benachbarten Flüssen und Kieslagern oder flache, der nächsten Umgebung des Gräberfeldes entnommene Bruchsteine, welche zum Schutze um und über die Urnen gelegt sind. Unter dieser Steindecke finden sich dann eine oder mehrere mit weißen, hartgebrannten Menschenknochen gefüllte und oft mit einer Thonschüssel bedeckte Urnen, um welche herum in größerer oder geringerer Zahl kleine, meist mit Erde gefüllte Beigefäße stehen. Untersucht man den Inhalt der Urnen, so findet man in der oberen Knochenschicht zuweilen noch kleine Beigaben aus Bronze oder Eisen, daneben Perlen aus Thon, Glas oder Bernstein oder eine Knochennadel. In einem an den zarten Skelettresten leicht kenntlichen Kindergrabe liegt wohl auch ein hohler, beim Schütteln klappernder Thonkörper, eine Kinderklapper. Vereinzelte Steinhämmer beweisen, daß der Gebrauch des Steins neben dem der Metalle noch fortbestanden hat, wenn auch nur in ganz beschränktem Maße. Außerordentlich selten ist Edelmetall, aus sächsischen Urnenfeldern sind nur wenige unbedeutende Goldringel bekannt geworden. Der Wert des Metalls im allgemeinen muß damals ein sehr hoher gewesen sein, weil die Lebenden, deren Reichtum an Bronzen die großen Metallfunde beweisen, dem Toten nur unscheinbare Kleinigkeiten ins Grab gelegt haben.

Der Hauptreichtum der Gräberfelder besteht in den Erzeugnissen der Töpferei. Die erstaunliche Menge von Thongefäßen aus einzelnen Urnenfeldern, ihre mannigfaltigen Formen und saubere Ausführung zeigen, zu welch' hoher Blüte sich die Töpferei entwickelt hat. An allen Gefäßen fällt der mehr oder weniger unregelmäßige Bau, die oft schiefe Grundfläche und der nicht kreisrunde Grundriß auf, sowie das Fehlen jeder Spur der Benutzung

der Töpferscheibe, welche an dem Topfgeschirr der späteren Zeit fast immer sichtbar ist. Hieraus muß man schließen, daß dem bronzezeitlichen Töpfer jenes heute unentbehrliche Handwerkszeug noch unbekannt war und daß er seine Topfware aus freier Hand formte. Das zur Herstellung der Gefäße verwendete Material ist ein mit Sandkörnern oder Gesteinsgrus durchmengter Thon, den meisten Gefäßen ist noch ein Überzug aus feingeschlämmtem Thon aufgestrichen, die Oberfläche vieler noch mit einem glatten Stein oder Knochen sorgfältig geebnet. Der Grad des Brandes ist nie ein so hoher, daß die Gefäße beim Anschlagen klingen.

Von großer Mannigfaltigkeit sind nun die Formen der Gefäße. Wenn man dieselben nach Gräberfeldern zusammengestellt überblickt, so fallen gewisse Typen auf, die sich in verschiedenen Gräberfeldern wiederholen, in anderen dagegen fehlen und hier durch andere charakteristische Formen ersetzt sind.

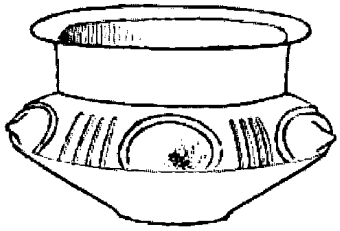


Fig. 53.

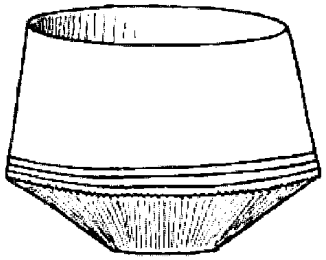


Fig. 54.

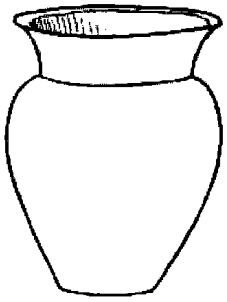


Fig. 55.

Fig. 56.

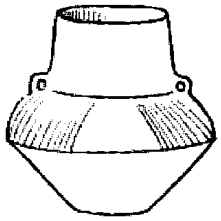


Fig. 57.

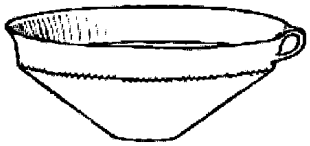


Fig. 58.

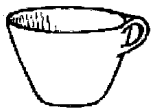


Fig. 59.

Hiernach lassen sich die sächsischen Urnenfelder in zwei Gruppen trennen, deren jede durch eigenartige Gefäßtypen gekennzeichnet wird. Beide Gruppen unterscheiden sich auch durch die Metallbeigaben, indem in einzelnen Gräberfeldern nur Beigaben aus Bronze, in anderen daneben auch solche aus Eisen gefunden werden. Da nun die Kenntnis des Eisens zu uns sicher viel später als die der Bronze gedrungen ist, muß die Gruppe von Urnenfeldern mit Bronzebeigaben als die ältere, diejenige mit Bronze- und Eisenbeigaben als die jüngere angesehen werden. Beide Gruppen sind durch Übergänge verbunden, welche zeigen, wie sich Geschmack und Technik in der Keramik allmählich im Laufe von Jahrhunderten, zum Teil unter dem Einfluß benachbarter Gebiete, entwickelt haben.

Die die älteren Gräberfelder am besten charakterisierende Gefäßtype ist die Buckelurne, ein Gefäß, dessen Bauch mit 4 bis 6 aus der Wandung herausgedrückten oder auf dieselbe aufgeklebten, der Frauenbrust nachgebildeten Buckeln mit horizontal vorstehenden Spitzen geziert ist (Fig. 53). Derartige

Buckelurnen treten als Henkelurnen, als Näpfe oder Kannen auf. Sehr häufig sind weiter doppelkonische Näpfe, deren unterer Teil gewöhnlich niedriger ist als der obere (Fig. 54); ferner henkellose Töpfe von eiförmiger Gestalt, welche unter dem Rande eingeschnürt sind (Fig. 55), doppelhenkelige Gefäße mit bauchigem Unterteil und nahezu cylindrischem Hals (Fig. 57), Krüge oder Kannen mit breitem Henkel (Fig. 56), Tassen in Form abgestumpfter Kegel (Fig. 59), Näpfchen und breite Henkelschüsseln (Fig. 58). Seltener sind dickwandige, kesselartige, große Thongefäße, deren Außenfläche gerauht ist. Den meisten Gefäßen eigentümlich ist eine scharfe Profilierung, Hals und Bauch sind scharf von einander abgesetzt, die Öffnungen weit, die Standflächen mäßig breit. Die spärlich angebrachten Verzierungen sind einfacher Natur. Scharf eingerissene Linien oder flache, schmale Furchen umziehen horizontal die Basis des Gefäßhalses oder den oberen Teil doppelkonischer Näpfe, bedecken in strahliger Anordnung die Unterseiten einzelner Gefäße oder setzen kurze, senkrechte oder schiefe Strichgruppen zusammen. Hervorstehende Mittelkanten sind durch kurze Einschnitte oder aneinandergereihte flache Grübchen gekerbt. Als plastische Ornamente erscheinen außer den Buckeln aufgeklebte, durch Fingereindrücke kettenartig gekerbte Thonleisten oder schiefe Rippen.

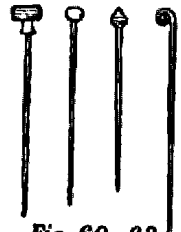


Fig. 60-63.

Fig. 64.

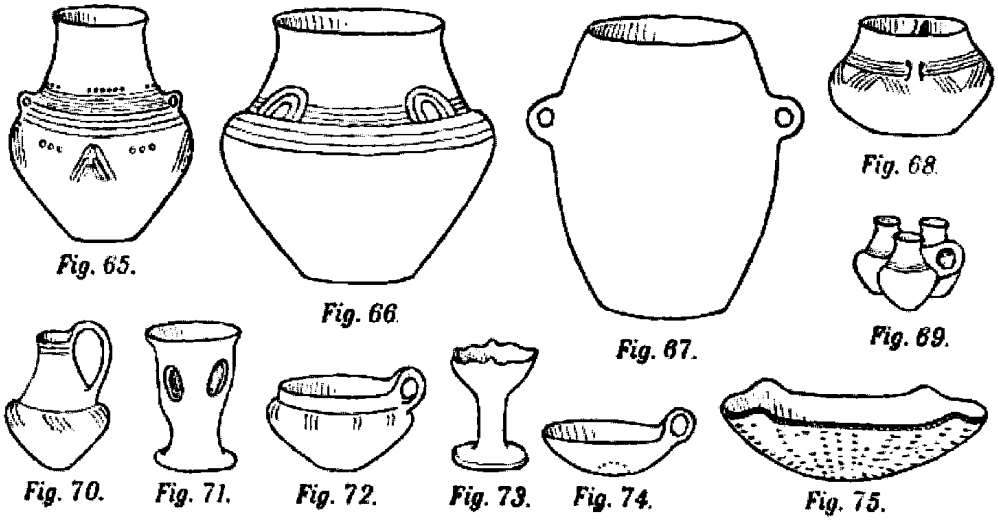
Den Gefäßen der älteren Gruppe sind außerdem eigentümlich reinere, lichte Farben, erbsgelb, gelbrot und rot.

Spärlich und unscheinbar sind die Grabbeigaben; von Metall finden sich nur solche aus Bronze. Häufig kommen vor geschlossene oder spiralig gewundene Fingerringe aus dünnem Bronzedraht, seltener Nadeln mit scheibenförmigem kugeligem, doppelkonischem und quergeripptem, keulenförmigem Kopf (Fig. 60 bis 62, 47) oder mit breitgehämmertem, spiralig eingerolltem Kopfende (Fig. 63), ferner sogenannte Rasiermesser mit gerader, breiter Klinge und winkelig gebogenem Griffansatz (Fig. 64), Pfeilspitzen und flache Knöpfe mit Öse. Aus Thon gefertigt sind erbsen- oder scheibenförmige Perlen und kugelige oder tonnenförmige Kinderklappern. Als Seltenheiten kommen Bernsteinperlen und durchbohrte Zähne kleiner Raubtiere als Schmuck hinzu.

Die Grabanlagen der älteren Gruppe sind vorwiegend Flachgräber mit oder ohne Steinsetzungen. Auch die wenigen aus Sachsen bekannten Hügelgräber gehören, soweit sie bis jetzt untersucht sind, der älteren Gruppe an. Bemerkenswert für die älteren Urnenfelder ist noch die geringe Zahl kleinerer Beigefäße in den einzelnen Gräbern.

In der Keramik der jüngeren Gräberfelder tritt auffallend die Neigung hervor, den Gefäßen weichere gefälligere Formen zu geben und die scharf gebrochenen Profile zu vermeiden. Die Gefäßformen sind mannigfaltiger, Verzierungen häufiger und in reichhaltigerer Zusammenstellung angewendet.

Von älteren Formen haben sich, wenn auch spärlicher, die doppelkonischen Näpfe und die henkellosen Töpfe im Gebrauch erhalten, die scharfe Mittelkante der ersteren aber ist durch eine Rundung ersetzt, bei letzteren fehlt die Einschnürung unter dem Halse. An Stelle der zitzenartigen Ansätze der Buckelgefäße treten elliptische und halbkreisförmige Furchen, in deren Mitte eine kleine Warze aufgesetzt oder ein flache Vertiefung eingedrückt ist. Bei den Henkelurnen (Fig. 65), den Kannen und Krügen ist der winkelig gebrochene Absatz zwischen Hals und Bauch des Gefäßes verschwunden. Häufiger werden jetzt große, roh gearbeitete, tonnenartige Gefäße mit dicken, wulstigen Henkeln (Fig. 67), flache Schälchen mit zentraler Bodenerhebung und aufsteigendem Henkel (Fig. 74), sowie größere flachgewölbte Schüsseln mit engen Henkeln, deren verdickter, nach innen gebogener Rand mit schraubenförmig gewundenen Rippen geziert ist. Als neue Formen tauchen kleine flaschen-



artige Krüge mit großen Henkeln, enger Mündung und sehr kleiner Standfläche auf (Fig. 70), ferner fast cylindrische, mit aufgeklebter, gekerbter Thonleiste gezierte Näpfe, sowie 2- oder 3-fächerige Dosen mit elliptischem Grundriß (Fig. 68). Zu den seltenen Formen gehören die aus 2 oder 3 kleinen, untereinander durch Öffnungen verbundenen Gefäßen zusammengesetzten Zwillings- und Drillingsgefäße (Fig. 69), die Räuchergefäße (Fig. 71), kleine Schalen auf schlanken Füßen (Fig. 73), scheibenförmige Thonteller, niedrige Pfannen mit warzenartigen Ansätzen an den Schmalseiten und flache unregelmäßige Schalen mit gekerbtem Rand, deren Außenseite mit Eindrücken von Fingernägeln dicht bedeckt ist (Fig. 75).

Die reichlich angewandten Verzierungen sind zu hübschen geometrischen Mustern geordnet. Das beliebteste Ornament sind breite, seichte Furchen, welche den mittleren Gefäßteil, zuweilen durch Bündel kurzer senkrechter Furchen unterbrochen, in horizontaler Richtung umziehen. In Verbindung damit stehen halbkreisförmige Bogen (Fig. 66) und schiefe Strichgruppen in wechseln-

der Stellung (Fig. 68). Nicht selten erscheinen aneinander gereihte, parallel schraffierte Dreiecke und einzelne oder in Gruppen zusammengestellte flache Tupfen und Grübchen (Fig. 65). Eindrücke von Fingernägeln laufen in Reihen um die Gefäße, selten bedecken sie ganze Flächen. Zu den plastischen Ornamenten gehören die warzen- oder knopfartigen Ansätze, welche zum Teil die Henkel ersetzen, die aufgelegten Thonleisten und die schraubenförmig gewundenen Rippen auf manchen Schüsselrändern. Sehr selten sind Darstellungen von Tieren auf den Gefäßen (Fig. 76) und gemalte Ornamente. Als Farbstoff für letztere diente Graphit, mit welchem stern- und netzartige Muster auf den Innenflächen einzelner Schalen aufzutragen sind.

Fig. 76.

Die Thongefäße dieser jüngeren Gruppe sind im allgemeinen sorgfältig ausgeführt, ihre Oberflächen gut geglättet. Dunkle Farben, gelbbraun und schwarzbraun, herrschen vor, häufig ist Graphit zur Schwärzung der Oberflächen verwendet.

Unter den Metallbeigaben erscheinen jetzt zum erstenmale, wenn auch noch in geringer Zahl, solche aus Eisen. Zu den älteren Nadelformen treten als neue hinzu Nadeln mit schüsselförmigem Kopf (Fig. 77) und solche, deren Kopf aus einer breiten Spirale besteht (Fig. 78). Eine von Schlesien eingeführte Form ist die Nadel mit Kopfscheibe, über welche eine längere Spitze hervorragt (Fig. 79). Nicht selten sind Schwanenhalsnadeln, welche unter dem Kopf S-förmig gebogen sind (Fig. 77). Zu den häufigeren Beigaben gehören auch jetzt noch kleine Ringe aus Draht, zu den seltneren offene Halsringe mit flachgehämmerten eingerollten Enden (wie Fig. 44). Alle diese Formen kommen in Bronze wie in Eisen vor. Das Gräberinventar ergänzt sich weiter durch kleine Bronzeanhänger (Fig. 80), eiserne Pincetten (Fig. 81), zierlich aus Knochen geschnitzte Nadeln (Fig. 82), Glasperlen, durchbohrte Amulette aus Stein, thönerne Kinderklappern in Vogel- und Flaschenform und kegelförmige Thongewichte. Vereinzelt ist in einer Urne auch verkohltes Getreide gefunden worden.

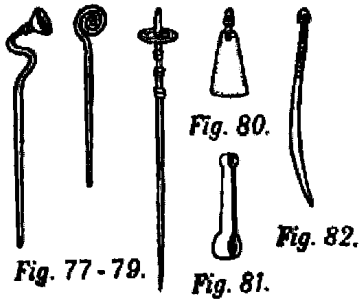


Fig. 77-79.

Fig. 80.

Fig. 81.

Fig. 82.

Die jüngeren Gräber unterscheiden sich im Bau kaum von den älteren, ausnahmslos sind es Flachgräber, welche oft in massigen Steinsetzungen stehen. Die Urnen sind fast immer mit Schalen oder Schüsseln bedeckt, auffallend ist die große Zahl kleiner Beigefäße. Die einzelnen Grabstätten sind zuweilen in Reihen angeordnet.

Die Verbreitungsgebiete beider Gruppen von Urnenfeldern in Sachsen decken sich nicht vollständig. Ältere Gräberfelder finden sich mit Ausschluß

des Erzgebirges und der sächsischen Schweiz in ganz Sachsen, doch nicht überall in gleicher Häufigkeit. Sie häufen sich im unteren Elbthal und in dessen Nachbarschaft, der Gegend von Großenhain und Radeburg. Die jüngeren Gräberfelder dagegen haben ihr Verbreitungscentrum im östlichen Sachsen, in der Umgebung von Bautzen, ziehen sich von da westwärts über die Elbe und verlieren sich im nordwestlichen Flachlande.

Diese Verbreitungsverhältnisse und die Beziehungen der Keramik der sächsischen Urnenfelder zu der der benachbarten Länder geben uns nun auch die Antwort auf die Frage, woher die eigenartige, von der der vorangegangenen Steinzeit so abweichende Kultur der Urnenfelder zu uns gekommen ist. Während die wenigen, nur über einen kleinen Flächenraum verstreuten Steinzeitfunde beweisen, daß das Land in der ersten Zeit der Besiedelung nur sehr schwach bevölkert war, läßt die außerordentlich große Zahl von Urnenfeldern, ihre Verbreitung über ganz Sachsen mit Ausnahme einiger gebirgiger Landesteile und ihre in manchen Gegenden zusammengedrängte Lage darauf schließen, daß unsere Heimat in der Bronze- und frühen Eisenzeit von einer dichten Bevölkerung besetzt war. Wenn man ferner berücksichtigt, wie grundverschieden die in den keramischen Erzeugnissen wie in den Grabbeigaben dieses Zeitabschnittes ausgeprägte Kultur von der der Steinzeit ist, so wird man zu der Folgerung gedrängt, daß zu Beginn der Bronzezeit eine ausgedehnte Einwanderung neuer Volksstämme als Träger einer neuen Kultur stattgefunden hat, in welchen die älteren Bevölkerungsreste und ihre Geschmacksrichtung vollständig aufgingen. Von wo diese Einwanderung ausgegangen ist, lehrt ein Vergleich mit den Funden aus derselben Zeit in den Nachbargebieten, der Niederlausitz und dem westlichen Schlesien.

Der in unseren sächsischen Urnenfeldern vertretene Formenkreis verbreitet sich über einen großen Teil von Mittel- und Ostdeutschland, über Schlesien, Posen, die südliche Hälfte der Provinz Brandenburg, den südöstlichen Teil der Provinz Sachsen und das Königreich Sachsen. Die Keramik dieses großen Gebietes ist nun keineswegs eine einheitliche, es haben sich vielmehr innerhalb desselben verschiedene provinziale Gruppen herausgebildet, als deren edelste und reinste der in der Niederlausitz entwickelte „Niederlausitzer Typus“ gilt. Innerhalb des letzteren herrschen nun die gleichen Verhältnisse wie in Sachsen, auch hier lassen sich zwei chronologisch verschiedene Gruppen von Gräberfeldern unterscheiden, eine ältere mit Buckelurnen, scharf gebrochenen Gefäßprofilen und Beigaben aus Bronze und eine jüngere mit gerundeten Gefäßformen und Beigaben aus Bronze und Eisen. Erstere ist als eine in der Niederlausitz selbst entstandene anzusehen, sie hat sich von da aus ziemlich unverändert auch über Sachsen verbreitet; auf die Ausbildung der Keramik der jüngeren Gruppe dagegen haben sicher fremde Einflüsse eingewirkt. Nicht wenige Gefäße der letzteren besitzen eine unverkennbare, wohl kaum

zufällige Ähnlichkeit mit solchen der Hallstattkultur, welche in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends Österreich und Süddeutschland beherrschte. Diese Kultur ist schon frühzeitig nach dem Osten Deutschlands, nach Schlesien und Posen gedrungen, sie hat dahin den Gebrauch des Eisens gebracht und wahrscheinlich auch Einfluß auf die dort heimische Töpferei ausgeübt. Diese schlesisch-posensche Keramik hat sich dann später, etwa um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Chr., weiter nach Westen über die Niederlausitz und das östliche Sachsen verbreitet, ohne die ältere Keramik ganz zu verdrängen.

Während nun die Gräberfelder der Bronze- und frühen Eisenzeit in Sachsen so überaus häufig und verbreitet sind, fehlen Ansiedelungen aus dieser Zeit fast vollständig. Nur in der Gegend von Zwenkau im nordwestlichen Sachsen, im Elbthal bei Dresden und auf dem Pfaffenstein in der sächsischen Schweiz sind Herdstellen entdeckt worden, die sich in der äußeren Form von denen der Steinzeit nicht unterscheiden. Es sind Feuerstellen in Gruben, deren Inhalt im wesentlichen wiederum aus Gefäßtrümmern besteht, welche mit den in den Urnenfeldern gefundenen übereinstimmen. An Stelle der Steinwerkzeuge finden sich jetzt vereinzelte Bruchstücke von Bronzegerät, daneben Mahlsteine und Webstuhlgewichte zusammen mit Tierknochen und Muschelschalen als Nahrungsresten und dem Lehmbewurf der Hüttenwände. Zuweilen liegen diese Herdstellen in größerer Zahl beisammen; so bestand z. B. in der Nachbarschaft von Dresden eine Niederlassung der ältesten Eisenzeit aus mehr als 100 solcher Feuerstätten. Wir dürfen daher vielleicht mit Recht in jener Periode die ersten Anfänge dorfähnlicher Gemeinschaften suchen.

An allen diesen Funden kann man ermessen, welche großen Fortschritte die Kultur unserer Vorfahren, seit der Steinzeit gemacht hat. Während die ersten Einwanderer unser Land als Jäger ohne festen Wohnsitz durchstreiften, ist die Bevölkerung in der Bronzezeit zu einer seßhaften geworden und hat sich zu größeren Gemeinschaften vereinigt. Dies beweisen einesteils die an einzelnen Orten in größerer Zahl vereinigten Wohnstätten, anderenteils lassen sich die oft ausgedehnten und längere Zeit hindurch benutzten Gräberfelder nur in der Weise erklären, daß die damals weniger dicht als heute zusammengedrängte Bevölkerung geraume Zeit an einem Ort wohnte. Der Bau ihrer Wohnungen ist derselbe geblieben; ihre Lebensweise und ihre Beschäftigungen haben sich nur wenig geändert, neben Fischfang und Jagd wird jetzt in ausgedehnterem Maße Ackerbau und Viehzucht getrieben. Die in den Ansiedelungen und Gräbern gefundenen thönernen Webstuhlgewichte lassen auf eine verbreitete Kenntnis der Weberei schließen, die Töpferei ist zu hoher Blüte gelangt. Als neue Kunstfertigkeit ist die Metallgießerei hinzugekommen. Größere Waffen und Schmucksachen verraten einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung. Kunstvoller Waffen bediente sich der Reichere, mit glänzenden Ringen und Nadeln aus Bronze und Eisen schmückte er Körper und Ge-

wand, während sich der Ärmere mit einer Halskette aus Tierzähnen oder Perlen aus Bronze, Bernstein oder Thon begnügte.

Über die sittlichen und religiösen Anschauungen der damaligen Zeit können wir nicht urteilen. Daß dem Toten Achtung und Verehrung bewiesen wurde, deuten die Grabanlagen an, welche fast immer mit Sorgfalt und, wie die Hügelgräber, oft in großen Dimensionen ausgeführt sind. Die in vielen Gräbern beobachtete Erscheinung, daß die zum Bedecken der Urnen verwendeten Thonschüsseln durchbohrt sind, weist vielleicht darauf hin, daß unsere heidnischen Vorfahren an eine dauernde Verbindung des Verstorbenen mit der Außenwelt geglaubt haben.

Über den Körperbau der bronzezeitlichen Bevölkerung geben die in den Urnen aufbewahrten, durch den Leichenbrand zertrümmerten Skelettteile keinen Aufschluß; zur Bestimmung der Nationalität bieten die Fundstücke nur einen mangelhaften Anhalt. Der Stil der Gefäße und der Metallbeigaben wie die Bestattungsform in Brandgräbern, welche mit den in anderen, zweifellos von germanischen Völkern bewohnten Gegenden gefundenen übereinstimmen, berechtigen zu der Annahme, daß auch die in Sachsen während der Bronze- und frühen Eisenzeit ansässigen Volksstämme Germanen waren.

Die hier geschilderten Zustände haben sich nun mehr als ein Jahrtausend ohne wesentliche Veränderungen erhalten; dieselben Sitten und Gebräuche haben bei unserer Bevölkerung seit Einführung der Bronze bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung geherrscht, wenn auch gegen das Ende dieses durch die großen Urnenfelder charakterisierten Zeitraumes sich noch manche fremde Einflüsse geltend gemacht haben. So war es namentlich die im 4. Jahrhundert vor Chr. unter der keltischen Bevölkerung Frankreichs und der Schweiz entwickelte, nach dem wichtigsten Fundorte, der Pfahlbaustation La Tène am Neuenburger See benannte La Tène-Kultur, deren Erzeugnisse bis in die hiesige Gegend gedrungen sind und die heimische Bevölkerung sowohl mit dem ausgedehnteren Gebrauch des Eisens als auch mit neuen Formen der Schmucksachen und Gefäße bekannt gemacht haben. Die Mehrzahl der in unserer Gegend vorkommenden Fundstücke besitzen die für den älteren Abschnitt der La Tène-Periode charakteristischen Formen, während Mittel-La Tène-Funde selten und spätere überhaupt noch unbekannt sind. Hiernach scheint diese Kultur bei uns schon bald nach ihrem Entstehen, in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Eingang gefunden zu haben, ihre Einwirkung auf die heimische Kultur aber nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Nur gering ist die Zahl der Gräber mit La Tène-Beigaben, sie liegen verstreut über den Osten und Westen des Landes und im Elbthal bis Pirna hinauf, an wenigen Orten zu Gräberfeldern vereinigt, meist schließen sie sich an ältere Urnenfelder an, deren jüngste Glieder sie bilden. Es sind Brandgräber mit oder ohne Steinsetzungen, welche eine größere Urne und meist auch Beigefäße enthalten.

Die größeren Gefäße sind aus feingeschlämmtem Thon sorgfältig hergestellt, doch fehlt der eigentümliche, durch Glättung hervorgebrachte Glanz, welcher für viele Gefäße aus den älteren Gräberfeldern bezeichnend ist. Die Färbung ist vorwiegend dunkel, meist braun bis schwarz, selten erscheint einmal ein rot gefärbtes Gefäß. Mannigfaltig sind die Formen, doch fehlen eigentliche, sich öfter wiederholende Typen. Für die meisten Gefäße charakteristisch ist die weite Öffnung und der niedrige Hals, der auf einem bauchigen, nach der breiten Bodenfläche konisch verjüngten Unterteil aufgesetzt ist. Die Grenze zwischen Hals und Gefäßbauch ist selten scharf, zuweilen wird sie durch reifenartig aufgelegte Thonwülste verdeckt (Fig. 85—87). Häufig sind bauchige Näpfe oder Terrinen (Fig. 83—86), seltener zierlich

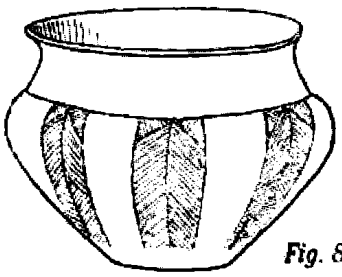


Fig. 83.

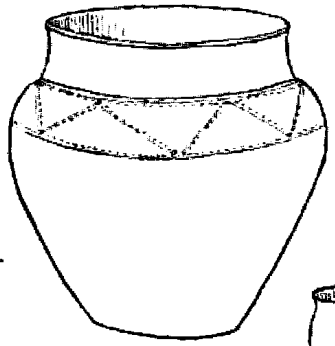


Fig. 84.

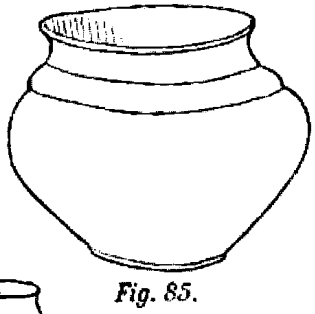


Fig. 85.

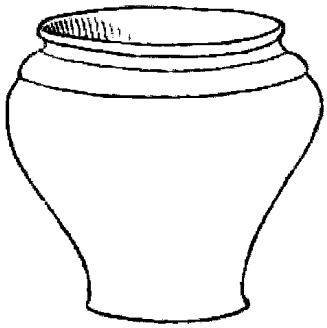


Fig. 86.

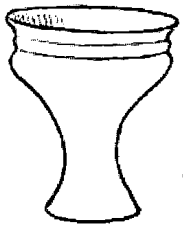


Fig. 87.

Fig. 88.

Fig. 89.

Fig. 90.

Fig. 91.

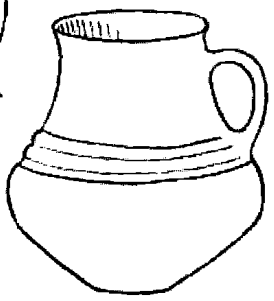


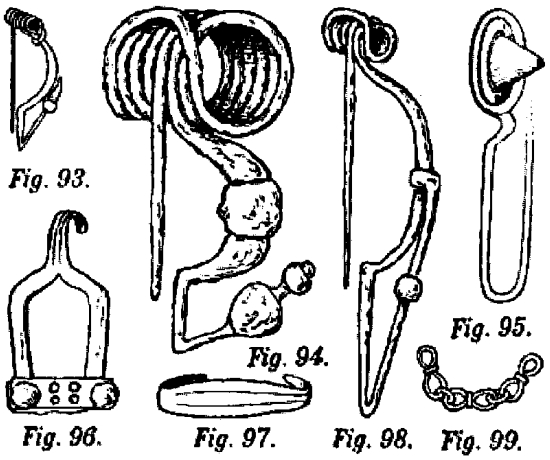
Fig. 92.

geschweifte Becher mit hohlem, schlankem Fuß (Fig. 87) und plumpe Kannen mit dicken, runden Henkeln (Fig. 92), auch fehlen nicht gehenkelte Schalen als Deckel zu den Urnen. Unter den immer kleinen und meist roh und unregelmäßig gearbeiteten Beigefäßen wiegen dickwandige Schälchen und Näpfchen vor (Fig. 88—91).

Verzierungen sind äußerst selten angebracht. Als plastische Ornamente treten nur die schon erwähnten Thonreifen auf, von eingeritzten und eingestochenen finden sich Zickzack-Linien zwischen horizontalen, welche von Reihen kurzer scharfer Einstiche begleitet werden, und Gruppen senkrechter, vom Hals bis zur Bodenfläche gehender Furchen, deren Zwischenräume mit dichten parallelen, federartig angeordneten Strichen bedeckt sind.

Metallbeigaben sind jetzt häufiger, namentlich findet Eisen zu Schmucksachen viel Verwendung. Charakteristisch für die La Tène-Gräber sind

Fibeln aus Bronze und Eisen, letztere oft von bedeutender Größe, und eiserne Gürtelschließen. Am verbreitetsten sind ältere La Tène-Fibeln mit zurückgeschlagenem Fuß (Fig. 93—94), seltener jüngere, deren zurückgeschlagener Fuß mit dem Bügel fest verbunden ist (Fig. 98). An den in verschiedener Ausführung vorhandenen Gürtelhaken (Fig. 96—97) haften zuweilen noch Reste bronzener Gürtelbeschläge. Nicht häufig sind Bronzenadeln, welche in einer Scheibe mit aufgenietetem, hohlem Kegel aus Bronzeblech enden (Fig. 95). Weiter kommen spiralig gewundene Ringe aus dickem Eisendraht und hohle Armenringe aus Bronzeblech mit Thonkern vor. Als Schmuck dienten vielleicht auch die vereinzelt gefundenen eisernen Gliederketten (Fig. 99). Von Gebrauchsgegenständen und Waffen sind eiserne Messer zu erwähnen, während die anderwärts nicht seltenen eisernen Schwerter zu fehlen scheinen. Beigaben aus Glas sind durch Perlen, solche aus Thon durch kleine Quirle und Löffel vertreten.



Gegenüber den früheren prägt sich in diesen Funden ein gewisser Luxus und Reichtum aus, Schmucksachen sind unter der Bevölkerung reichlich verbreitet und werden dem Toten in größerer Menge ins Grab gelegt. Der allgemeine Kulturzustand aber ist derselbe geblieben, die Dauer des La Tène-Einflusses war zu kurz, um eine Veränderung der sozialen Verhältnisse unserer heimischen Bevölkerung zu bewirken.

Auch die nachfolgende hochentwickelte römische Kultur ist an unserem Lande und seiner Bevölkerung fast spurlos vorübergegangen. Die Nachwirkungen der gewaltigen Kämpfe, welche unsere südlichen und westlichen Nachbarn zu Beginn unserer Zeitrechnung mit den römischen Legionen zu bestehen hatten, durch welche die Länder an der Donau und am Rhein dem römischen Weltreich angegliedert wurden, machen sich in der Kultur unserer Heimat kaum fühlbar. Der lebhafte Handel, welcher in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Erzeugnisse der römischen und der durch Berührung derselben mit der germanischen entstandenen provinzial-römischen Kultur über den größten Teil von Deutschland in Menge verbreitete, scheint unsere Gegend nur gestreift zu haben. Kaum findet man bei uns eine römische Münze oder in einem Gräberfelde eine Urne (Fig. 100), eine eiserne Lanzenspitze (Fig. 103) oder eine Fibel (Fig. 101—102), deren Formen auf römischen Ursprung zurückzuführen sind. Gräberfelder mit provinzial-römischen Beigaben, wie sie in benachbarten Ländern gefunden worden sind, kennt man bis jetzt aus Sachsen noch nicht

Gegen die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends gehen nun in unserer Heimat gewaltige Veränderungen vor. Dem alten germanischen Wandertriebe folgend verlassen die mehr als ein Jahrtausend in Mitteldeutschland angesessenen germanischen Völker ihre Wohnsitze, in die nur noch schwach besiedelten oder leer gewordenen Landstriche wandern von Osten her über die Weichsel und Oder Völker ein, welche anderen Stammes sind und eine andere Kultur mit sich bringen. Die Völkerwanderung führt zu uns Stämme slawischer Nationalität, mit welchen sich die noch übrig gebliebenen spärlichen Reste der alteingeborenen germanischen Bevölkerung verschmolzen.

Wenn man früher geglaubt hat, daß die neuen Ankömmlinge Träger einer höheren Kultur gewesen seien, so ist die Irrigkeit dieser Ansicht längst erwiesen worden. Roh sind die Erzeugnisse slawischer Handfertigkeit, in ermüdender Einförmigkeit wiederholen sie sich an allen Orten, wo einst Slawen gewohnt haben; mangelhaft sind ihre Gerätschaften, zu deren Herstellung meist Knochen, Hirschhorn oder Holz gedient hat, selten findet man ein Gerät aus Eisen. Nur in der keramischen Technik zeigt sich ein großer Fortschritt: die Anwendung der Drehscheibe bei der Herstellung der Gefäße.

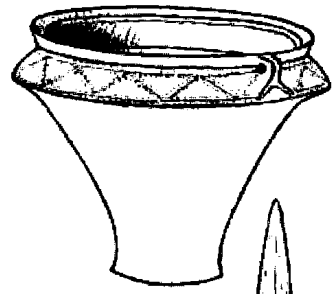


Fig. 100.

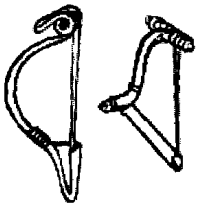


Fig. 101-102.

Fig. 103.

Die Hauptfundorte für slawische Altertümer sind Ansiedelungen und Burgwälle. Die wenigen bisher in Sachsen aufgedeckten offenen Wohnplätze sind sämtlich Landansiedelungen, von denen die Herdgruben mit Trümmern von Topfgeschirr und Tierknochen erhalten sind. Die darin gefundenen Stücke von Wandbewurf aus Lehm bekunden, daß die Hütten der Slawen in den ersten Jahrhunderten ihres Aufenthaltes in hiesiger Gegend sich von denen ihrer Vorgänger nicht unterschieden. Die für die Slawen charakteristischen Dorfanlagen, die Rundlinge, deren Reste noch heute im Grundriß vieler Dörfer zu erkennen sind, stammen erst aus spätslawischer Zeit. Pfahlbaudörfer, wie sie anderwärts von Slawen errichtet wurden, sind bei uns unbekannt.

Weiter verbreitet sind dagegen die Burgwälle, die sogenannten Heiden- oder Schwedenschanzen, an denen namentlich das östliche Sachsen reich ist, die sich aber auch auf vielen Höhen längs des unteren Elbthals und selbst im Flachlande bis in die Gegend von Leipzig finden. Die meist aus Erde, seltener aus Steinen erbauten, ring- oder bogenförmigen, zuweilen sehr ausgedehnten und hohen Wälle krönen entweder isolierte Höhen oder schließen vorspringende Bergzungen gegen das anstoßende Terrain ab, im Flachlande

liegen sie zum Teil in sumpfigen Niederungen. Über den Zweck dieser Bauten gehen die Ansichten der Forscher auseinander; die Einen sehen sie nur als Verteidigungswerke und Zufluchtsorte in Zeiten der Gefahr an, die Anderen als Kultusstätten, in welchen die Götterbilder standen.

Einzelne dieser Burgwälle bergen nun Altertümer aus slawischer Zeit in erstaunlicher Menge, immer aber in geringer Abwechselung. Spärlich findet man Werkzeug oder Schmuck, sehr reichlich Bruchstücke von Topfgeschirr. Die rohen, primitiven Werkzeuge kennzeichnen so recht die niedere Kulturstufe der Erbauer dieser Wälle. Neben kleinen eisernen Messern (Fig. 104) sind häufig vorhanden Pfriemen (Fig. 105), Nähnadeln (Fig. 106) und falzbeinartige geglättete Geräte aus Knochen, Hacken und Hämmer aus Hirschhorn, große Mahlsteine von Handmühlen, Spinnwirtel aus Thon (Fig. 107) vereinzelt auch einmal ein Schlittknochen als älteste Form des Schlittschuhs. Auf der Jagd bedienten sie sich des Bogens und Pfeils mit zierlich aus Knochen geschnitzten Spitzen (Fig. 109). Als Schmuck wurden getragen glatte geschlossene Ringe aus Eisen oder Bronze, offene, an einem Ende flach gehämmerte und zu einer S-förmigen Öse gebogene Bronze- und Silberringe, die sogenannten „Schläfenringe" (Fig. 108), Tierzähne, durchbohrte Plättchen aus Stein oder Schweinszahn (Fig. 110) und Perlen aus Thon. Als Kinderspielzeug sind zu deuten kleine Nachbildungen von Tieren aus Thon.

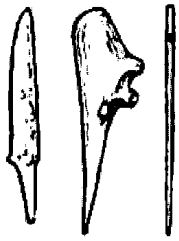


Fig. 104-106.

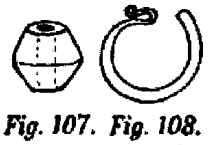


Fig. 107. Fig. 108.

Fig. 109. Fig. 110.

In großer Menge findet man auf slawischen Wohnplätzen die Trümmer von Gefäßen, welche sich schon in der äußeren Gestalt von denen aus älterer Zeit unterscheiden. Der Formenreichtum der letzteren ist verschwunden, mit wenigen Ausnahmen haben die Töpfe die Gestalt eines abgestumpften Kegels, welchem ein niedriger, eingeschnürter Hals mit umgelegtem Rand aufgesetzt ist (Fig. 111 und 112). Als Material ist ein mit groben Sandkörnern durchmengter Thon verwendet, die Oberflächen der Gefäße sind rauh und ohne Überzug, der Brand ist so scharf, daß die Gefäße beim Anschlagen klingen. Reichlich angebracht und zu hübschen Mustern zusammengestellt sind die Verzierungen, welche den oberen Gefäßteil, selten die ganze äußere Wandung bedecken. Das häufigste und für die Erzeugnisse slawischer Keramik geradezu typische Ornament ist die Wellenlinie, das sogenannte „Burgwallornament" (Fig. 112—113); weiter sind reihenweise Einschnitte und Ein-

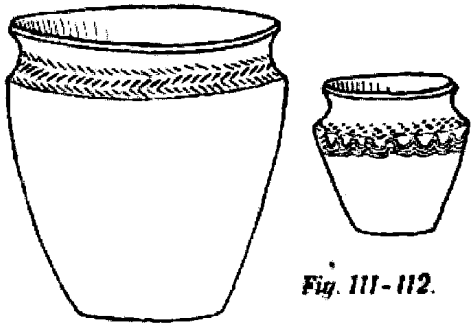


Fig. 111-112.

stiche (Fig. 111 und 114), mit einem kammartigen Instrumente hervorgebrachte Punktreihen (Fig. 112 und 116), gekreuzte Linien (Fig. 115) und dicht gedrängte Horizontalfurchen (Fig. 116) angebracht. Die auf der Außenseite der Gefäßböden zuweilen vorhandenen kreisförmigen und sich kreuzenden erhabenen Linien oder rundlichen Vertiefungen werden als Töpferzeichen gedeutet (Fig. 117). Alle Gefäße sind henkellos, an einzelnen Exemplaren ist die Wandung unter dem Rande zum Durchziehen einer Schnur durchbohrt.

Neben diesen Produkten einheimischer Industrie kommen aber nun auch solche vor, welche fremden Ursprungs und durch den Handel bis in unsere Gegend gelangt sind.

Zu derartigen Importartikeln gehören die aus silbernen Münzen und Schmucksachen bestehenden arabischen Hacksilberfunde, welche vereinzelt in der Lausitz vorgekommen sind. Unter den Münzen herrschen die im 9. und 10. Jahrhundert in Samarkand, Buchárá, Sſásh u. a. O. geprägten Samanidenmünzen vor, seltener sind solche deutschen Gepräges und die sogenannten Wendenpfennige aus dem 10. Jahrhundert. Als Schmuck erscheinen Halsringe aus geflochtenem Silberdraht (Fig. 118), Ohrgehänge mit Kettchen und Anhängseln und große, mit Kügelchen und Knöpfchen besetzte Perlen (Fig. 119). Der in diesen Schmuckstücken ausgeprägte Geschmack und die Technik derselben weisen auf denselben orientalischen Ursprung hin wie die Münzen. Es ist bekannt, daß gegen das Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. durch Araber ein schwunghafter Handel vom Orient her durch Ostdeutschland und Rußland nach dem Norden, selbst bis nach England hinüber betrieben wurde. Die wenigen sächsischen Hacksilberfunde mögen wohl von Schlesien herüber gekommen sein.

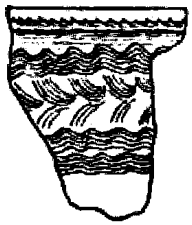


Fig. 113.

Fig. 114.

Fig. 115.

Fig. 116.

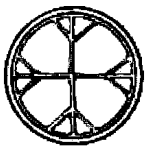


Fig. 117.

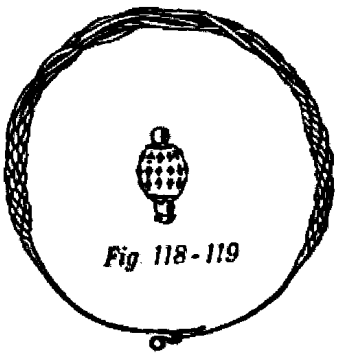


Fig. 118-119

Nur selten ist unter den Bestandteilen dieser an Metallwert oft nicht unbedeutenden Funde ein unverletzter Gegenstand, fast ausnahmslos sind Münzen und Schmuck in kleine Stücke zerschnitten und zerhackt. Hieraus geht hervor, daß der Silberschmuck nicht als solcher gedient hat, er vertrat vielmehr, wie als sicher gelten kann, die Stelle des Kleingeldes, welches da-

mals unter der Bevölkerung noch nicht verbreitet war; das Silber wurde abgewogen, der Tauschwert nach dem Gewicht bestimmt.

Einem ganz anderen Kulturkreise gehören die Beigaben an, welche in der Nachbarschaft von Dresden in einigen Skelettgräbern gefunden worden sind. In einem Männergrabe lagen neben dem Skelett eine Lanze, zwei Messer und eine Schnalle aus Eisen, in einem Frauengrabe zwei silberne mit Gold ausgelegte Fibeln (Fig. 120), bronzene Riemenbeschläge (Fig. 121) und Glas- und Thonperlen. Die Formen dieser Gegenstände sind so charakteristische, daß jeder Zweifel über ihre Herkunft ausgeschlossen ist; derartige Waffen und Schmuckstücke gehören zu den gewöhnlichsten Beigaben der Gräberfelder der Merowingerzeit in Südwest- und Westdeutschland.

Anderer Art ist das Inventar der rein slawischen Gräber. So wenige derselben auch bisher in Sachsen entdeckt worden sind, so zeigen sie uns doch, daß hier dieselben Verhältnisse und Sitten herrschten, wie in anderen, an slawischen Gräberfeldern reicheren Gegenden. Leichenbestattung war allgemein üblich, die Toten wurden in tiefen Gruben unter Beigabe von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, wie Schläfenringen, Glasperlen, kleinen eisernen Messern und Thongefäßen beerdigt. Daß sich diese Sitte bis in die früheste christliche Zeit erhalten hat, zeigen die Gräber von Sobrigau bei Dresden.

Alle diese Funde gewähren uns nun einen Einblick in die häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der slawischen Bewohnerschaft unseres Landes in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends. In der ersten Zeit der slawischen Einwanderung dienten einfache, mit Lehm beworfene Hütten als Wohnung, später ging man, wohl unter dem Einfluß der germanischen Nachbarn, zu geregelten Dorfanlagen mit festen Wohnhäusern über. Zum Schutze der Ansiedelungen wurden Erdschanzen errichtet, in welche man sich in Zeiten der Gefahr zurückzog. Zu den Hauptbeschäftigungen gehörten Ackerbau und Viehzucht, daneben Jagd und Fischerei. Der Acker wurde mit rohen Werkzeugen bestellt, von dem wahrscheinlich hölzernen Pflug hat sich allerdings nichts erhalten, Weizen und Hirse wurden als Feldfrüchte erbaut. Für eine ausgedehnte Viehzucht sprechen Knochen von Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Pferd, die häufig in den slawischen Niederlassungen vorkommen. Als Hausgenossen erscheinen Hund, Katze und Geflügel. Auf der Jagd erlegte man den Hirsch, das Reh, den Hasen, wie den Fuchs und den Dachs. Reste von Fischen beweisen, daß auch den Bewohnern des Wassers nachgestellt wurde.

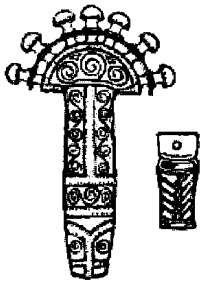


Fig. 120-121.

Von Handfertigkeiten ist die Metallbearbeitung ganz zurückgetreten, die Töpferei dagegen hat sich durch Anwendung der Töpferscheibe bedeutend ver-

bessert. Auch die Weberei gehörte zu den häuslichen Beschäftigungen, wie Thonwirtel und Webstuhlgewichte andeuten. Daß unsere Gegend auch vom Handelsverkehr nicht unberührt blieb, beweisen die Silberfunde.

Die Herrschaft der Slawen hat in unserem Lande nur wenige Jahrhunderte gedauert; um die Wende des ersten Jahrtausends n. Chr. wird die slawische Bevölkerung von ihren westlichen germanischen Nachbarn wieder unterworfen und mischt sich allmählich bis auf wenige, noch heute erhaltene Reste mit den neuen Herren. Mit diesem Zeitpunkte schließt auch die Vorgeschichte unseres Landes ab.*)

*) Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten vorgeschichtlichen Funde aus dem Königreich Sachsen enthält die prähistorische Sammlung im Zwinger zu Dresden, deren Direktion jederzeit gern bereit ist, Auskünfte über vorgeschichtliche Funde und Ratschläge bei Ausgrabungen und bei der Behandlung von Altertümern zu erteilen, auf Wunsch auch Sachverständige zu Ausgrabungen zu senden, sowie Altertümer aus Sachsen für das Museum zu erwerben.

3. Verlauf und Formen der Besiedelung des Landes.

Von E. O. Schulze.

Die ältesten, zuverlässigen Aufzeichnungen über die deutschen Völkerschaften und ihre Sitze in unserer Gegend reichen nicht über das 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Sie ziehen die östliche Grenze des von germanischen Stämmen bewohnten Gebiets etwa an der Weichsel und March. Die Gegenden zwischen Saale, Mulde und Elbe gehörten zu jener Zeit zum Herrschaftsgebiet der Hermunduren, also zum (späteren) Thüringerreich. Rechts der Elbe, etwa von der Neisse, Spree und Elster bis zur Havel hin, saßen die Semnonen, das mächtige Hauptvolk des suebischen Völkerbundes zwischen Elbe und Oder.

In den Stürmen der sogenannten Völkerwanderung wurden die weitgedehnten Länder zwischen Elbe, Oder und Weichsel fast völlig verlassen. Die ostgermanischen Stämme drängten südwärts der Donau zu, und weiter nach Italien, Süd-Frankreich, Spanien, Nord-Afrika; die nordsuebischen Westgermanen suchten im südlichen Deutschland und in den westlichen Alpenländern neue Sitze.

In die verödeten Gegenden drängten slawische Völkerschaften nach, aufgescheucht aus ihren alten Sitzen im Innern Rußlands zuerst durch die Hunnen, dann im Gefolge und unter der Herrschaft der Avaren von den Donauländern aus nach Westen fortgerissen.*)

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts setzten sich anscheinend, wie die Czechen im waldumgürteten Böhmen, so die ihnen nächstverwandten Sorben in unserm Lande fest. Durch die Besitznahme des früher thüringischen Gebietes zwischen Saale und Elbe traten sie zunächst in gewisse Abhängigkeit zum fränkischen Reich, dem Thüringen seit 534 einverleibt war. Um 632

*) Dies gilt natürlich nur für diejenigen Stämme, die von der unteren Donau und den Karpathenländern aus nach Südwesten über Carantanien, und nach Nordwesten über Böhmen und Sorabien sich ausbreiteten.

lösten sie diese Beziehungen und schlossen sich, oder doch ein Teil von ihnen*), den Czechen an, die inzwischen unter der Führung des Franken Samo das schimpfliche Joch der Avarenherrschaft abgestreift und, mit dem Frankenreich in Streit verwickelt, ein fränkisches Heer geschlagen hatten.

Böhmer Wald, Saale und Elbe bildeten nunmehr lange Zeit im wesentlichen die Grenze zwischen Deutschen und Slawen.**) Als Karl d. Gr. im Jahre 805 nach der Einverleibung Baierns und Sachsens sich gezwungen sah, die Grenzverhältnisse im Osten zu ordnen, bestimmte er Bardowieck bei Lüneburg, Scheessel bei Celle, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt bei Bamberg, Forchheim, Bremberg bei Nürnberg,***) Regensburg und Lorch als die Grenzorte, in denen unter Aufsicht von Königsboten der gesamte Handelsverkehr mit dem slawischen Osten konzentriert werden sollte. Diese 9 Orte bezeichnen zugleich die Lage der „Marken", durch die der König die Grenze zu sichern suchte.

Erst von hier aus gewinnt man den richtigen Standpunkt für die Beurteilung und Würdigung der Kolonisationsarbeit der späteren Jahrhunderte.

Fast $^3/_5$ des heutigen Deutschen Reichs, die Gebiete, auf denen die später führenden Staaten: Österreich, Sachsen, Brandenburg-Preußen, erblühen sollten, waren damals slawisches Land; erst durch Jahrhunderte lange Arbeit sind sie deutschem Wesen und Leben zurückgewonnen. Wahrlich die größte That, die dem deutschen Volk im Mittelalter gelungen ist. Weniger glänzend nach außen, als die gleichzeitigen Kämpfe des süddeutschen Heldengeschlechtes der Hohenstaufen um das sonnige Land der Hesperiden, aber unendlich folgenreicher und bedeutungsvoller für die Entwicklung und die Zukunft des deutschen Volkes und Reiches.

Wann, durch wen, und in welcher Weise ist nun das östliche Germanien, ist insbesondere unser Land, dem Deutschtum zurückgewonnen?

Um diese Fragen genügend beantworten zu können, ist es unerläßlich, in Kürze auf die erste, slawische Besiedelung des Landes durch die Sorben einzugehen.

I. Die sorbische Besiedelung des Landes.

Die Sorben gehörten, wie die Czechen im Süden und die polabischen Wenden im Norden, dem westlichen Zweige der großen slawischen Völker-

*) Unter ihrem dux Dervan. Bei dieser Gelegenheit werden zuerst ausdrücklich die „Surbii" genannt. Fredegar, Gesta Trancorum IV., 77 u. 87 (Mon. Germ Script. rer. Merov. II. S. 159 u. 164).

**) Die untere Elbe nur bis in die Gegend von Lauenburg. Von hier aus lief die Grenze rechts der Elbe längs der Delvenau und Steckenitz zur Trave, dann über Plön an der Schwentine zur Kieler Bucht. — Betreffs der Vorschiebung sorbischer Siedelungen über jene Grenze hinaus in der Altmark, um Erfurt, im Eichsfeld, in Ober- und Unterfranken vergl. meine Kolonisierung u. s. w. S. 7 ff. (Litteraturnachweis.)

***) So Meitzen: nach andern Priemberg bei Burglengenfeld oder Pfreimt an der Nab.

familie an. Sie zerfielen in zwei größere Völkerschaften rechts der Elbe: die Lužičanen und die Milčanen, etwa in der heutigen Nieder- bezw. Ober-Lausitz, und in eine große Anzahl kleinerer Stämme links der Elbe. Von letzteren werden die Daleminzier oder Glomacen (Lommatzsch!), die Kolodicier (in der Gegend der Fuhne-Niederung) und die Siusler (an der unteren Mulde) bereits im 9. Jahrhundert genannt. Als ungefähre Grenzen des gesamten Sorbenlandes dürfen wir im Osten den Bober, im Westen die Saale, im Süden die Lausitzer Berge und das Erzgebirge, im Norden etwa die See- und Sumpfniederungen der Spree und Havel betrachten.

In zahlreichen kleinen Siedelungen hatten die Sorben zunächst die weiten Ebenen und das Hügelland vor dem Gebirge besetzt; später erst und allmählich schoben sie sich in die Vorberge und in die engeren Flußthäler hinauf. Den dichten Urwald des Gebirges mieden sie ebenso, wie schwerbündigen, nassen Sumpf- und Kleiboden, den sie mit ihrem leichten hölzernen Hakenpflug nicht zu bearbeiten vermochten. Wo sie in solchen Gegenden sich fanden, bildete nicht der Ackerbau, sondern Viehzucht, Fischfang und Jagd die Grundlage ihrer Existenz. Das höhere Gebirge blieb bis in das 12. und 13., in den höchsten Lagen bis in das 15. Jahrhundert hinein und länger eine menschenleere Wildnis. Einzelne Weiler mochten hier und da existieren, an Straßenzügen oder von Flüchtlingen gegründet; für den eigentlichen Anbau kommen sie nicht in Betracht.

Man glaubt vielfach noch heute, aus der Verbreitung slawischer Ortsnamen mit Sicherheit auf die Ausdehnung des altsorbischen Anbaues schließen zu können. Das trifft indes in sehr vielen Fällen nicht zu. Die slawische Benennung im allgemeinen ist gar kein Beweis dafür, daß wir es mit einem ursprünglich von Sorben angelegten und bewohnten Ort zu thun haben.

Die leidige Vorliebe der Deutschen für alles Fremdländische war anscheinend schon den Kolonisten des 12. und 13. Jahrhunderts eigen. Nicht nur behielten sie den wendischen Namen bei für Ortschaften, aus denen die sorbischen Bewohner vor ihnen wichen, sondern auch von ihnen selbst begründeten neuen Siedelungen gaben sie oft genug der fremden Sprache entlehnte Benennung.*) Ähnlich etwa, wie in neuerer Zeit die Kolonisten in

*) Die von Heinrich I. 928 an der Elbe angelegte Feste erhielt den slawischen Namen Misni, Meißen. Dasselbe geschah bei nicht wenigen Städten deutscher Anlage und bei verschiedenen Klöstern. Kloster Bosau z. B. nannte sich nach dem Berge, an dem es lag. Viele Dörfer deutscher Gründung wurden wenigstens durch die Endung slawisiert; so Albertitz, Berntitz, Piskowitz, Ramvoltitz oder Rampitz, Kumschütz (von Kunz, Konrad) u. s. w. — Conradesdorf, um 1190 von einem deutschen Ritter angelegt, erscheint 1206 schon als Conradiz. — Die deutschen Rittergeschlechter nahmen bekanntlich fast durchweg den Namen der Sorbenorte an, in denen sie saßen, seitdem (mit dem ausgehenden 12. Jahrhundert etwa) Familiennamen üblich wurden.

Amerika, Australien, Afrika ihre Nomenklatur aus dem Sprachschatz der Eingeborenen bereichert haben und bereichern. Die Ankömmlinge (wie die Entdecker) erfahren von den Landesgesessenen oder von ihren Führern, wie diese die betreffende Örtlichkeit nennen; und die so erfundete Bezeichnung, oft genug für die Eingeborenen nur ein allgemeiner Gattungsname, wird ihnen zum Eigennamen, zum Namen ihrer neu begründeten Niederlassung.

Ortsbezeichnungen wie Bahra, Bahren (bara = Pfütze, Sumpfwiese), Dahlen (dolŭ = Grube, Thal), Colmen, Kulm (chŭlmŭ = Hügel), Lößnitz (les = Wald), Bora (borŭ = Kiefer), Böhla, Biehla, Pöhl (bělŭ = weiß, hell) weisen demnach für sich allein durchaus nicht notwendig auf slawische Gründung hin. Abgesehen von der Kunde, die sie über Bodenbeschaffenheit, Tier- und Pflanzenwelt uns überliefern, gestatten sie nur den Schluß auf das Vorwiegen einer slawischen Bevölkerung zur Zeit der Anlage.*)

Dies gilt besonders auch von den sogen. Orientierungsnamen, d. h. Bezeichnungen bestimmter, besonders auffälliger oder wichtiger Lokalitäten, wie sie an Straßenzügen z. B. überall und immer üblich und nötig gewesen sind. Hergeleitet von Gattungsnamen, von Ereignissen, die an dem betreffenden Ort geschehen sind, von Sagen und Bräuchen, die an ihn sich knüpfen, werden sie den Einwanderern überliefert und geben deren Siedlungen leicht fremdklingenden Namen.

Ferner ist zu beachten, daß viele slawische Benennungen im Gebirge den späteren politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Böhmen ihren Ursprung verdanken mögen; Einwanderern z. B. zur Zeit der Blüte des Bergbaus und in Perioden religiöser Bedrückungen, die heimische Namen mit herüber brachten.

Endlich sind viele Dörfer slawischen Namens auch in der Ebene nachweisbar erst zur Zeit der deutschen Herrschaft und durch deutsche Herren angelegt. Sie wurden slawisch benannt, teils in Anlehnung an den Haupt- oder Mutterort, teils, weil die Rodungen durch sorbische Hörige vorgenommen waren. Natürlich wird man diese Orte ebenso wenig dem altsorbischen Anbau des Landes zuteilen dürfen, wie etwa Niederlassungen, die ebenfalls erst zur Zeit der deutschen Eroberung und durch sie veranlaßt von flüchtigen Sorben im Gebirge begründet sind.

Nur eine einzige Klasse von Ortsnamen deutet mit Sicherheit auf slawische Gründung zurück und giebt uns zugleich Auskunft über die ältesten sorbischen Anlagen. Es sind dies die Bildungen patronymischer Form, die

*) Ebenso in neuerer Zeit. Der Indianersprache entnommene Ortsnamen Amerikas haben nicht immer anfängliche Siedlungen der Rothäute zur Voraussetzung; und wenn an Fuhrten, Wasserplätzen, Berghöhen in unserm Ostafrika später nach ihnen benannte Ortschaften erstehen sollten, so wäre der Schluß auf ein vorher dort vorhandenes Negerdorf in den meisten Fällen gewiß voreilig.

auf Geschlechts- oder Sippendörfer hinweisen, entsprechend der sozialen Verfassung der Slawen zur Zeit ihrer Einwanderung.

Aber ihre Feststellung ist mit sehr erheblichen Schwierigkeiten verknüpft. So kann Radmeritz allerdings bedeuten die Sippe des Radomer; es kann aber auch bedeuten die hörigen Leute des Radomer (wie Arntitz die des Arnold); und Strehlitz kann bedeuten die Sippe des Schützen (strêla = Pfeil), aber auch — wie in Schlesien — das Dorf der Schützen, d. h. unfreier, zu bestimmten Jagddiensten verpflichteter Leute des Fürsten. Auch hier ist also in jedem einzelnen Falle sorgfältige Prüfung aller Nebenumstände geboten, und häufig wird auch hier nur chronologische Sicherung zu verlässlichen Resultaten führen.

In Großfamilien, in sogen. Hauskommunionen, wie sie in den südslawischen zadruga's sich bis heute erhalten haben, hatten die Sorben sich niedergelassen. Mehre Generationen hindurch blieben alle in hausgenössischer Gemeinwirtschaft zusammen. Trennung und Abzweigung ließ das Sippendorf entstehen. An der Spitze der Kommunion stand der Älteste. Er verteilte die Arbeiten, verwaltete das gemeinsame Vermögen, vermittelte den Verkehr nach außen. Direkte Abstammung vom Ahnherrn, nach dem die Sippe sich nannte, prädestinierte zum Häuptling des Dorfes, weiterhin des Geschlechtes und Stammes.*) Das occupierte Land war, wie die Herden, Eigentum der Gesamtheit; es wurde gemeinsam bewirtschaftet nach Anordnung des Ältesten. Sondervermögen wurde ursprünglich nur erworben an individuellen Gebrauchsgütern: Schmuck, Waffen und dergl. In allem Wesentlichen also ein kommunistisches Zusammenleben und -wirtschaften, und zwar in der Verzehrswirtschaft nicht minder wie in der Erwerbswirtschaft.

Wurde die Familie zu groß, so schritt man (etwa in der vierten Generation) zur Teilung, und es entstand eine (oder mehrere) neue Hauskommunion. Geteilt wurde nicht nach Köpfen, sondern nach Stämmen, unter der Fiktion, daß die Söhne des Begründers der Kommunion noch lebten. Jeder Stamm erhielt gleichen Anteil am gesamten Vermögen, an den Viehherden, wie an den angebauten Ländereien.

Die Dörfer der Sorben waren durchweg klein, villulae und viculae werden sie in den Quellen genannt. Sie lagen in Gruppen oder über größere Landstriche hin dicht bei einander, wie noch jetzt z. B. in der Umgegend von Meißen und Dresden ersichtlich ist. Ihre Form wird uns später beschäftigen.

*) Nach Jireček zählte z. B. der Stamm der Vasojevići Prekokomski an der Grenze der Czernagora 1858 in 38 Dörfern 1400 Hausgenossenschaften zu 40—50 Seelen; darunter die Familie Polimlje 4 gleichnamige, von einander abgezweigte Dörfer. Der Älteste der Hausväter war Wojewode des Stammes.

Der Ackerbau der Slawen ist schon für die Zeit vor der sorbischen Einwanderung als eine Art wilder Feldgraswirtschaft neben (damals noch vorwiegender) halbnomadischer Weidewirtschaft bezeugt. Flüchtig wurde der Boden aufgebrochen und nach wenigen Ernten wieder dem Graswuchs überlassen. Die Hütten, ebenso leicht niedergelegt wie aufgebaut, folgten dem jedesmaligen Acker- und Weideland.

In den neu besetzten ostdeutschen Gegenden, wo bei zunehmender Volkszahl die deutsche Grenze im Westen, die nachdrängenden Stämme im Osten zu dauernder Seßhaftmachung zwangen, trat naturgemäß der Ackerbau noch mehr in den Vordergrund, soweit die naturgegebenen lokalen Bedingungen dies zuließen.

Immerhin zeigt schon die Rundlingform der Dörfer, die mit dem Teich in der Mitte und dem einzigen, leicht abschließbaren Ausgang einen vorzüglichen Pferch für das Vieh darstellte, welche Bedeutung die Viehzucht auch in dieser späteren Zeit noch im Wirtschaftsleben der Sorben hatte.

Der Ackerbau blieb im wesentlichen doch beschränkt auf leichtbündigen Boden, der nicht allzu mühsame Arbeit erforderte. Schon das Ackergerät drängte dazu. Ohne eisenbeschlagene Spitze war der von Kühen gezogene hölzerne Hakenpflug nach der Schilderung Helmolds und des Lenbuser Mönches nur geeignet für leichtbündiges Erdreich. Mit gehärteter oder eisenbeschlagener Spitze erwies er sich freilich, ähnlich dem heutigen „Zahnstocherpflug", tauglich auch zur Lockerung steinigen oder wurzeldurchwachsenen sowie schweren Löß-Bodens.*) Aber schon seine Konstruktion hinderte intensiveren Anbau. Er ritzte nur gleichsam den Boden, ohne ihn tief zu furchen oder gar die Scholle zu wenden.

Auch bei dieser oberflächlichen Bearbeitung mochte der jungfräuliche Boden genügende und selbst relativ reichliche Ernten spenden. Die Bedürfnisse der Bevölkerung waren gering. Weder durch allzu große Zahl noch durch Knappheit des Anbaulandes oder durch rücksichtslose Forderungen habsüchtiger Herren sah man sich zu angestrengterer Arbeit oder zur Urbarung mühsamer zu bebauender Striche gedrängt. Blieben die Erträge des Ackers einmal hinter der Erwartung zurück, so ließ sich vielleicht aus denen der Viehzucht, und weiterhin durch Fischfang, Jagd und Bienenzucht in den Wäldern das Fehlende ergänzen.

Bei der wirtschaftlichen Sicherung, der Existenzgarantie gleichsam, die dem Einzelnen die Hausgenossenschaft gewährte, fehlte auch der innere Antrieb zu energischer Anspannung der Kräfte. Der Erwerbstrieb, die Seele der

*) So z. B. in der anscheinend dicht besetzten Lommatzscher Gegend. Auf die Verarbeitung von Erzen weisen Ortsnamen wie Cossern, Kobitzsch, Keuern hin. Es ist kaum anzunehmen, daß man nicht auf den Gedanken gekommen sein sollte, die Pflugschar mit eiserner oder eisenbeschlagener Spitze zu versehen.

individualistischen, privaten Wirtschaft, konnte natürlich in der kollektivistischen Wirtschaft der Hauskommunion nur wenig sich geltend machen; und der Gleichförmigkeit des Lebens, Fühlens und Denkens entsprach, wie stets auf niederen Wirtschaftsstufen, die geringe Differenzierung und Entwicklung der Einzelbedürfnisse.

Die gewerbliche Thätigkeit erscheint wesentlich als Hausfleiß; sie bezweckte in der Hauptsache nur die Deckung des eigenen Bedarfs, nicht Verwertung nach außen durch Tausch und Handel. Dieser letztere, bei den Ostseeslawen und andern Stämmen so stark entwickelt, tritt bei den Sorben ganz zurück. Ein kaufkräftiger Markt im Lande konnte sich bei so ausgesprochener Natural- und Hauswirtschaft nicht wohl bilden, und die großen Handelswege, soweit sie überhaupt das Land berührten, blieben ohne weiteren Einfluß. Auch von dieser Seite her kam also keine Entwicklung neuer Bedürfnisse, keine Anregung zu wirtschaftlichen und allgemeinen Kulturfortschritten, wie solche die Deutschen nach ihrer Seßhaftmachung von den Römern überreichlich empfangen hatten.

Die politische Verfassung der Sorben war demokratisch-patriarchal, mit weitgehender Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen und der Einzelnen. Die große Masse des Volkes war frei; der Einzelne rechtlich, sozial und wirtschaftlich gesichert in seiner Sippe, seiner Hausgenossenschaft. Die zahlreichen kleinen Stämme, deren jeder seine besondere größere Veste oder umwehrten Zufluchtsort hatte, waren nur lose mit einander verbunden. Häuptlinge, Älteste und selbständige Freie berieten gemeinsam. Erst allmählich, besonders durch die Kriege mit den Deutschen emporgehoben und anfänglich von den Karolingern begünstigt, traten Oberhäuptlinge an die Spitze größerer Verbände. Aber zu dem Anrecht auf die Würde, das die Abkunft verlieh, mußte sich die Wahl gesellen, und verschiedentlich wird uns von der Absetzung untüchtiger und unbeliebter Fürsten erzählt. Es war offenbar in dieser Zeit vorwiegend kollektivistischer Wirtschaft bei dem losen Gefüge der kleinen Gemeinwesen und dem Mangel starker nationaler und religiöser Impulse zu einer durchgreifenden und dauernden Scheidung in eine herrschende und beherrschte Klasse, zu politisch-sozialer Gliederung und wirtschaftlicher Arbeitsteilung, noch nicht gekommen.

Nur die Anfänge dazu waren gegeben. Die Familien, aus denen traditionell die Häuptlinge genommen wurden, traten schließlich einflußreich und führend aus der Menge der übrigen hervor. Größerer Anteil an der Kriegsbeute; Kriegsgefangene, Flüchtige und Bedrängte aller Art, die ihren Schutz suchten, vergrößerten ihre Macht und schufen eine zu Dienst verpflichtete Klientel. Sie boten die Möglichkeit, nicht nur die Herden, sondern vor allem durch Rodung in der herrenlosen Wildnis, der občina, auch den Grundbesitz zu mehren und ausgedehntes Sondereigentum zu begründen. Bei

den Czechen und Polen führte diese Entwicklung in individualistischer Richtung mit notwendiger Konsequenz zur Ausscheidung eines abgeschlossenen Geschlechtsadels, gestützt auf Großgrundbesitz und abhängige Gefolgschaft, der die Masse der bäuerlichen Bevölkerung schließlich bis zur Unfreiheit herabdrückte. Zuletzt gelang es dann einer Familie, gewaltthätig die Ober- und Alleinherrschaft an sich zu reißen, und in Anlehnung an die abendländische Kultur, unter Herübernahme staatlicher und kirchlicher Einrichtungen, eigene nationale Staatswesen zu begründen. Den Sorben unserer Gegend blieb keine Zeit, die soziale und wirtschaftliche Differenzierung über die Anfänge hinaus weiter zu entwickeln und zu festigen, und dadurch einheitliche politische Zusammenfassung anzubahnen. Bevor es zu dauernder Absonderung einer abgeschlossenen Adelsklasse und zur Bildung einer erblich gefestigten Fürstengewalt kam, trat die deutsche Besitznahme des Landes ein, und die wirtschaftliche und staatliche Entwicklung der Sorben fand durch diese Eroberung, die das ganze Volk unter das Joch der Unfreiheit zwang, einen jähen Abschluß.

Für die Germanisierung des Landes ist es zweifellos von größter Bedeutung geworden, daß das soziale und politische Gefüge der Sorben zu jener Zeit noch ein so lockeres, so wenig in sich und durch nationale Ideen gefestigtes war. Die Eroberung wurde hierdurch wesentlich erleichtert. Vor allem aber ist es nur auf diese Weise erklärlich, daß die deutschen Ritter in ihren über das ganze Land hin zerstreuten Sitzen sich etwa 150 Jahre lang als Herren behaupten konnten über der Masse einer feindselig gesinnten fremden Bevölkerung. Denn bis zum ausgehenden 11. Jahrhundert waren sie — neben der Kirche und einigen Klöstern — die alleinigen Träger des Deutschtums im Sorbenlande. Erst mit dem 12. Jahrhundert begann die bäuerliche deutsche Einwanderung, die dann allerdings auch der Zahl nach dem Deutschtum das Übergewicht gab und die völlige Germanisierung des Landes einleitete.

II. Die deutsche Besiedelung des Landes.

In der deutschen Besiedelung des Landes sind zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste, vom 10. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts reichend, ist die der Eroberung und der Organisation der deutschen Herrschaft; sie ist charakterisiert durch die Festsetzung zahlreicher ritterlicher Herren und Dienstmannen unter Einführung der deutschen Grafschaftsverfassung. Die zweite Periode, etwa das 12. und 13. Jahrhundert umfassend, ist die der eigentlichen Kolonisierung und Germanisierung, charakterisiert durch die Ansetzung deutscher Bauern und weiterhin durch die Anlage deutscher Städte.

1. Die Eroberung und die Begründung der deutschen Herrschaft.

Die Eroberung des Sorbenlandes wird, besonders in älteren Schriften, nicht selten kritiklos auf Karl d. Gr. zurückgeführt. Das ist völlig unhalt-

bar. Bis in das 10. Jahrhundert hinein beschränkte sich die Politik der fränkisch-deutschen Herrscher gegenüber den Wenden darauf, Böhmerwald, Saale und Elbe als Grenze zu behaupten. Durch Errichtung von Marken*) und durch Erbauung fester Plätze suchten sie diese Grenze zu sichern, durch Kriegszüge die Gegner zu strafen und sie, wenn möglich, in gewisse Abhängigkeit zu bringen, die aber nur in Tributzahlung und gelegentlicher Heeresfolge sich äußerte.

Eine Ausdehnung des Reiches über jene Linie hinaus wurde nicht erstrebt. Auch nicht von Heinrich I. Auch dieser begnügte sich, die besiegten Heveller, Daleminzier und Czechen zu Tribut zu verpflichten und die Grenze gegen sie der Obhut kriegserprobter Männer mit ausgedehnten Machtbefugnissen zu unterstellen. Drückender und unmittelbarer machte seitdem zwischen Saale und Elbe die deutsche Herrschaft sich geltend, auf einzelne Militärposten gestützt. Die Anlage Meißens nach der Niederwerfung der Daleminzier (928) setzt eine Verbindungsstraße nach Westen voraus, die natürlich durch Befestigungen, besonders an den Flußübergängen, gedeckt sein mußte.**) Aber einverleibt wurde auch dies Gebiet dem Reiche noch nicht. Nach wie vor ordneten die Sorben ihre inneren Angelegenheiten selbst nach eigenem Brauch und Recht, und auch das Christentum blieb ihnen zunächst noch fern.

Anders wurden die Dinge unter Otto d. Gr. — Der Versuch Karls d. Gr., sich Garantien zu schaffen durch Einführung und Förderung verantwortlicher, wendischer Fürstengewalten, die — mit ihrer Existenz mehr oder minder an ihn gebunden — Ordnung und Sicherheit an den Grenzen verbürgten, war gescheitert. Dauernde Befriedigung war offenbar nur zu erreichen durch völlige Unterwerfung der Wenden, durch ihre Einordnung in das Reich.

Als Schirmherr der abendländischen Kirche — und so begriff der tiefreligiöse Fürst seine Stellung — mußte Otto es ferner als heilige Aufgabe betrachten, die Wenden dem christlichen Glauben zuzuführen. Die Christianisierung setzte aber die politische Unterwerfung und Eingliederung, wie diese jene, voraus. Beide bedingten und forderten einander. Die Politik Karls d. Gr. gegen die Sachsen nahm jetzt, wesentlich aus gleichartigen Gründen, Otto d. Gr. gegen die Wenden wieder auf; er schritt zur Unterwerfung der östlichen Wendenländer.

So entstanden die Marken als dem Reiche angefügte Gebiete außerhalb der alten Grenzen, mit zunächst überwiegend fremder Bevölkerung und andersartiger, rechtlicher und wirtschaftlicher Ausgestaltung, unter (Mark-)Grafen, die durch Ausdehnung ihrer Amtsbezirke und durch die Fülle ihrer militä-

*) Grenzgrafschaften größeren Umfanges unter Grafen mit ausgedehnten militärischen Befugnissen.

**) Genannt wird nur Biehni = Püchen, Püchau a. d. Mulde.

rischen und rechtlichen Gewalt eine hervorragende Stellung gewannen und an Selbständigkeit, Einfluß und Macht den Herzogen kaum nachstanden.

Den Oberbefehl an der mittleren Elbe hatte der König dem gewaltigen Markgrafen Gero übertragen, dem eigentlichen Begründer deutscher Herrschaft zwischen Elbe und Oder. Das Centrum seines Gebietes war Magdeburg. Die Grafen im Nordthüringgau, Derlingo, Hardago, Suevon waren ihm untergeordnet, soweit er nicht selbst die Comitate inne hatte. Von diesen Gegenden aus wurden nun die sorbischen Gaue Serimunt, Neletici, Nisici — der Landstrich zwischen unterer Saale und Mulde und elbaufwärts bis in die Gegend von Riesa und bis zur schwarzen Elster — erobert. 955 erscheint der erste Graf im Serimunt; etwa 10 Jahre später der im Neletici. Die drei Distrikte wurden dem Magdeburger Erzstift zugeteilt. Ihre Adelsgeschlechter weisen vorwiegend auf die Gaue Nordthüringen und Suevon und auf die benachbarten sächsischen Landschaften, nebst dem Hassago, zurück. Die südöstlich davon gelegenen Gebiete, die im Jahre 968 zuerst genannten drei Marken und Bistümer Zeitz, Merseburg und Meißen,*) wurden in der Hauptsache von Thüringen aus erobert. Aus Thüringen und Franken kamen die führenden Herren- und Rittergeschlechter.

Gewiß hat seit Heinrich I. der Krieg gerade in diesen Gegenden nur selten geruht; aber als Marken wurden sie anscheinend doch erst um 950, nach endgiltiger Niederwerfung des Czechenherzogs, eingerichtet.

Auch die Ober- und Niederlausitz wurden noch im Laufe des 10. Jahrhunderts — letztere durch einen Zug Gero's im Jahre 963 — erobert und dem Reiche angefügt, beide allerdings nicht auf die Dauer.**)

Kann nun auch nach alledem meiner Ansicht nach Heinrich I. nicht als Eroberer des Sorbenlandes gelten, so wurden doch zwei Einrichtungen, die er traf, von so weittragender und grundlegender Bedeutung für die Eroberung und für den territorialen und staatlichen Aufbau des Landes, daß sie eingehender behandelt werden müssen. Es waren dies 1. die Bildung eines stets schlagfertigen Reiterheeres aus Vasallen und unfreien Dienstmannen, 2. die Burgwardverfassung.

Das alte Volksheer aller waffenfähigen Freien war schon seit Karl d. Gr. in rettungslosen Verfall geraten. Seine Unbrauchbarkeit trat besonders deutlich hervor in der Zeit der Ungarnkriege. Heinrich verzichtete darauf, das absterbende Institut der Vorzeit aufrecht zu erhalten, den andersartigen Lebens- und Wirtschaftsformen zum Trotz. Auf den ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und den weiten Kronländereien, die im östlichen Thüringen und Sachsen von den Höhen des Thüringer Waldes bis hinab

*) Die Grenzen der Marken und Gaue s. bei O. Posse, die Markgrafen von Meißen, 1881, S. 307 ff. — Meine Kolonisierung S. 61 ff.

**) Vergl. meine Kolonisierung S. 77.

zur Altmark sich dehnten, siedelte er neben Edlen und Freien eine große Zahl von Leuten unfreien Standes an. Diese „milites agrarii", wie Widukind sie nennt, bildeten fortan den Hauptbestandteil seines (Reiter-) Heeres. Zu steter Kriegsbereitschaft und Folge verpflichtet erhielten sie außer einigen Hufen Landes, die sie in eigener Wirtschaft bestellten, neben der gelegentlichen Beute auch noch eine Art Sold aus den Tributen der abhängigen Wendenstämme.

Bei fortschreitender Eroberung wurde diese Einrichtung (sie erinnert an die österreichische Militärgrenze) auf die neu gewonnenen Marken übertragen. Kühne Waffenthaten wurden mit Besitz, Eigen oder Lehen, im Wendenlande belohnt. Kampfesfreudigen Männern, jüngeren Söhnen, denen die alte Heimat zu eng geworden war, bot sich hier die Gelegenheit, Ruhm zugleich und Besitz zu erwerben, auf eigenem Grund und Boden Herrenrechte zu üben und ein neues Geschlecht zu begründen. Die Kolonisation unserer Gebiete bis zum Ende des 11. Jahrhunderts ist im wesentlichen eine Ansiedelung freier und unfreier Krieger, edler und dienstmännischer Rittergeschlechter.

Läßt sich diese Heeresverfassung etwa bezeichnen als die Organisation des Angriffs, so tritt ihr als Organisation der Verteidigung ergänzend an die Seite die Burgwardverfassung. Beide stehen in innigem Zusammenhang, die eine durch die andere bedingt und auf sie sich stützend. — Man hat Heinrich I. früher besonders gern als den „Städtegründer" bezeichnet. Nicht ganz mit Unrecht. Viele befestigte Orte, die später zu blühenden Städten sich entwickelten, verdanken ihm Entstehung und Aufschwung. Doch nicht hierin, in dem Bau von Festungsmauern und von Burgen, liegt das eigentliche Verdienst Heinrichs. Gebaut und geschanzt wurde lange vor ihm, und in Ländern, wohin sein Einfluß nicht reichte. Aber was bisher ohne rechte Ordnung nur in Fällen der Not hier und da befohlen und gethan war, das wurde durch Heinrich im Osten des nördlichen Deutschland zu einer dauernden Organisation, zu einem fest geregelten System der Verteidigung und weiterhin der Eroberung und Occupation, je mehr die Grenze des Reiches gen Osten sich vorschob. Hierin zeigt sich der fruchtbare, schöpferische Geist des Sachsenherrschers, mochte er sich der vollen Tragweite seiner Maßnahmen auch vielleicht nicht bewußt sein. In den östlichen Gegenden Sachsens und Thüringens ist die Burgwardverfassung erwachsen; in den Marken gelangte sie zu voller Ausbildung und gab die Grundlage für den territorialen und staatlichen Aufbau des Landes. Zunächst Einrichtungen vorwiegend militärischen Charakters, wurden die Burgwarde, den alten Hundertschaften und Goen des Reiches vergleichbar, die untersten Glieder des neu sich bildenden staatlichen Organismus. — Es waren kleine Bezirke mit bestimmter Umgrenzung, soweit sie nicht an die Wildnis des Urwaldes stießen. Im Sorbenlande lehnte man sich, soweit es thunlich war, bei ihrer Errichtung

jedenfalls an die Grenzen der kleinen Stammesgebiete an und benutzte auch wohl die vorgefundenen „Grods", die befestigten Zufluchtsstätten der einzelnen Stämme. Der befestigte „Burgort" (urbs, civitas) bildete den Mittelpunkt. Er bestand aus der Burg selbst, meist auf einem Bergvorsprung oder Hügel gelegen, und der unter ihr liegenden villa (suburbium). Auch letztere war oder wurde im Laufe der Zeit mit einer Holz- oder Steinmauer umfestigt.

In der Burg hatte der praefectus oder custos urbis, der Befehlshaber des Burgortes und des zugehörigen Distriktes, seinen Sitz. Die Verteidigung lag zunächst (außer den Bewohnern des Ortes) den niederen Knechten in der Burg und den Burgmannen ob. Es war dies die niedrigste Klasse der Ministerialen, zum Teil zu ständigem Aufenthalt im Burgort verpflichtet, wo ein Haus oder eine Wohnung zu ihrem Lehn gehörte.

In weiterem Kreise wurden auch die bäuerlichen Insassen des Burgwards zur Verteidigung herangezogen. Ihre Hauptpflicht aber bestand in dem „Burgwerk", d. h. in den nötigen Hand- und Spanndiensten zum Bau und zur Besserung der Burg. Ferner mußten sie einen Teil ihrer Ernte dorthin liefern zur Verpflegung der Burgleute und zur Aufspeicherung für Notfälle. Wachkorn und Burgkorn, noch in neuerer Zeit oft genannt, weisen hierauf zurück. Dafür hatten sie alle ihrerseits das Recht, bei drohender Kriegsgefahr Schutz und Zuflucht für sich und ihre Habe im Burgort zu suchen.

Dem Befehle des „Burggrafen" unterstanden auch die mit Kriegslehen innerhalb des Burgwards angesessenen Dienstmannen, deren militärische Pflicht sich aber nicht, wie die der Burgmannen, auf die Verteidigung der Burg bezog resp. beschränkte, sondern sich auf die Landesverteidigung überhaupt und die kriegerischen Unternehmungen des Markgrafen erstreckte. Sie wurden von den Burgpräfekten (den späteren advocati, capitanei, Vögten, Hauptleuten, Amtleuten) aufgeboten und dem Heere des Markgrafen zugeführt. Außerdem waren sie gehalten, auf Erfordern des Vogtes diesem bei Bewahrung des Friedens und Aufrechterhaltung der Sicherheit im Bezirk behilflich zu sein (das spätere „auf den Halt Reiten"). Diese Unterordnung unter den Burgvogt hatte nicht statt bei den Edlen, die mit Eigen und Lehen im Burgward saßen. Sie standen unmittelbar unter dem Grafen, wurden direkt von diesem aufgeboten, dienten auf seine Schrift, wie es seit dem 14. Jahrhundert heißt.*)

*) Auf die Reste dieser militärisch und — wie gleich zu erwähnen — rechtlich eximierten, dem Burgward bezw. der „Vogtei" oder dem „Amt" nur „einbezirkten" Herrengüter, die weiterhin durch zahlreiche Einzelprivilegien vermehrt wurden, gehen die späteren „schriftsässigen" Güter zurück. Aus den Rittern der ersten Art, die dem markgräflichen Vogte unterstellt waren, gingen die späteren „Amtsassen" hervor. — Seit dem 15. Jahrhundert etwa entwickelte sich das Schriftsassentum mehr nach der rechtlichen Seite (Exemtion von den unteren Gerichtsbehörden und persönliche Landtagsfähigkeit des Besitzers) während die militärische mit dem Verfall der Lehnsverfassung bedeutungslos wurde.

Kirchlich bildete jeder Burgward (wie die Hundertschaften) ursprünglich eine einzige Parochie. In den schützenden Mauern des Burgorts erhob sich die Mutterkirche, und die Zehnten waren hierher abzuliefern.

Auch rechtlich war der Burgward ein relativ selbständiger Bezirk. Die Gerichtsversammlungen fanden im Burgort statt unter Vorsitz des Burggrafen. Ausgenommen waren auch hier die Edlen des Bezirks; sie hatten ihren Gerichtsstand unmittelbar im Gericht des Markgrafen.

Endlich erscheint der Burgward als ein relativ in sich geschlossener Wirtschaftsbezirk. Schon aus dem Vorhergehenden ist dies ersichtlich. Zu dem Burgort wurden Dienste und Leistungen gefordert, Zinse, Zehnten und andere Abgaben erhoben. Hier versammelte sich die Menge der Burgwardinsassen zu kirchlicher Feier und zur Hegung des Gerichtes. Engere persönliche und wirtschaftliche Beziehungen konnten angeknüpft, das Gefühl gewisser Zusammengehörigkeit geweckt werden. Hierher liefen die Wege zusammen, die Hauptstraßen auch zu den nächsten größeren Ortschaften, auf denen der Händler seine Waren herbeiführte. Ein reger Austausch aller möglichen Produkte und Waren knüpfte sich an die Versammlungen, und lange vor der Erteilung von Marktprivilegien entwickelte sich ein Marktverkehr, gefördert durch den Schutz der Burg, der bald auch Händler und Gewerbtreibende zu bleibender Niederlassung lockte. Der Burgort wurde zum wirtschaftlichen Centrum des Burgwards. Die Ortschaften des letzteren gravitierten nach diesem Mittelpunkt hin und bildeten mehr und mehr einen besonderen Wirtschaftskreis. Dazu kam nun noch die Stellung des Burgwards als Wirtschaftsglied in dem allerdings noch losen Gefüge des Staates. Der Burgward war ein Steuerbezirk, und mit dem Burgort war eine landesherrliche Curtis (das spätere Amtsvorwerk, Domäne) verbunden.

Die Burgwarde überdeckten das ganze Land. Es gab keinen Ort, der nicht in einem Burgward gelegen oder zu ihm gehört hätte. Naturgemäß finden wir sie in der ältesten Zeit nur dort, wo das Land bereits kultiviert und bewohnt war, und dort am dichtesten und in ihrem Umfang am kleinsten, wo die Bevölkerung am zahlreichsten beieinander saß. Sie lassen uns deshalb zugleich erkennen, wie weit der sorbische Anbau bis zum 12. Jahrhundert das Land ergriffen hatte. Auch hier zeigt sich wieder, daß nur die fruchtbaren Niederungen des Flachlandes und einige breitere Thäler des Gebirges von Sorben besetzt waren. Der Urwald des Erzgebirges war unbewohnte, gefürchtete Wildnis, durch welche die nach Böhmen ziehenden Heere nur mühsam sich Wege bahnten; und selbst in der Ebene dehnten sich noch meilenweit Wälder und Heiden fast gänzlich frei von menschlichen Siedelungen.

Aus den Burgwarden entwickelten sich, natürlich mit vielfachen Modifikationen, Zerteilungen, Zusammenlegungen, Verschiebungen des Burgorts u. s. w., die späteren Distrikte, Vogteien, Ämter, Pflegen. Die neuen An-

lagen der Kolonisationszeit in den Gebirgs- und Waldgegenden wurden nach Analogie der Burgwarde bezw. Vogteien in gleichartige Bezirke zusammengefaßt. Der Schwerpunkt verschob sich hierbei allmählich von der militärischen nach der rechtlichen und vogteilichen, dann nach der wirtschaftlich-administrativen Seite.

Auf diese Burgwardverfassung, deren spätere Weiterbildung ich soeben vorgreifend kurz geschildert habe, im Verein mit der Festsetzung kleiner ritterlicher Herren in den einzelnen Distrikten gestützt, schob nun die deutsche Eroberung seit dem 10. Jahrhundert Schritt für Schritt, von einem Flusse zum anderen sich vor. Unentrinnbar, ohne Möglichkeit des Widerstandes sahen die Sorben sich in die eisernen Maschen dieses Netzes verstrickt und mußten ohnmächtig, trotz allem Widerstreben, der Macht der deutschen Herren sich fügen.

In immer wachsender Anzahl setzten diese in dem eroberten Lande sich fest. Zu den Edlen und Freien, die seit langer Zeit schon dicht gedrängt an der sächsischen und thüringischen Grenze saßen, gesellten sich zahlreiche, mit Reiterlehen ausgestattete unfreie Dienstmannen bäuerlicher Art, jene „milites agrarii", die bald den Hauptbestandteil der ritterlichen Ministerialen abgaben.

Das Land war durch die Eroberung Königsland; die Sorben waren nach Kriegsrecht unfreie Leute des Königs geworden. Seit der Mitte des 10. Jahrhunderts berichten zahlreiche Urkunden, wie Land und Leute von den Königen an ihre Getreuen, zu Eigen und zu Lehen, gegeben wurden, als Lohn für geleistete, als Grundlage für ferner zu leistende Dienste.

Ausgedehnte Landstriche wurden der Kirche, den Bistümern Magdeburg, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Meißen, übereignet. Größere Komplexe Allodialbesitzes vereinigten sich in der Hand einzelner Herrengeschlechter; daneben gab es kleinere Allodialgüter im Besitz von Freien und Ministerialen. Alles andere nicht zu Eigen gegebene Land ging, unmittelbar oder mittelbar, vom Reiche zu Lehen: die großen Amtslehen der Grafen, die Lehen der kleinen Edlen und die der zahlreichen Reichs-Ministerialen. Auch jene großen Besitzkomplexe der vornehmen Edlen und der Kirche wurden mehr und mehr in kleine Lehen aufgeteilt und an Freie und Dienstmannen ausgethan.

Die Herkunft all dieser adligen Geschlechter ergiebt sich auf Grund der lange noch mit dem Besitz wechselnden Namen und besonders der Wappen und der Besitzverhältnisse. Mit nur wenigen Ausnahmen gehören sie den Geschlechtern der nächstliegenden Gaue links der Saale, im alten Sachsen, Thüringen, Franken, an. Wendische Bestandteile unter ihnen sind vielleicht nicht völlig abzuweisen, aber doch ganz verschwindend gering.

Diesen großen und kleinen deutschen Herren stand nun auf der andern Seite eine an Zahl ihnen weit überlegene, sorbische Bevölkerung gegenüber. —

Nicht in Städten etwa; denn solche gab es in dieser Periode in unserm Gebiete noch nicht; weder in dem Sinne eines mit mehr oder minder Autonomie in Recht, Verfassung und Verwaltung ausgestatteten Gemeinwesens von eigenartiger Wirtschaftsentwicklung, noch in dem einer größeren Anhäufung von Menschen, von denen ein beträchtlicher Teil lediglich von dem Ertrag seiner händlerischen und gewerblichen Thätigkeit lebt.

Noch bewegte sich die ganze Wirtschaft viel zu sehr auf naturalwirtschaftlicher Basis und in hauswirtschaftlichen Formen. Die freien Überschüsse der bäuerlichen Bevölkerung mochten gerade genügen, um diejenigen notwendigen Artikel einzutauschen, die nicht in der eigenen Wirtschaft erzeugt werden konnten, wie Salz und Eisen, gelegentlich auch wohl Waffen und Schmucksachen. Alles übrige wurde durch Hausfleiß hervorgebracht. Für gewerbliche Arbeitsteilung oder gar für berufsmäßige Absonderung Gewerbtreibender aus der ackerbauenden Schicht fehlten noch fast alle Voraussetzungen.

Den Rittern und Herren, den Hofhaltungen der Fürsten und Bischöfe, lieferten die hörigen Zinsleute und die Arbeiter der Fronhöfe die Erfordernisse des täglichen Lebens, Nahrungsmittel und gewerbliche Produkte. Was ihnen an Überschuß — an „freiem Einkommen“ — verblieb, diente teils zur Vergrößerung des Haushaltes und zur Vermehrung der militärischen Gefolgschaft, teils wurde es für Luxus-Gegenstände verausgabt, die einem gesteigerten und verfeinerten Geschmack entsprachen. Für Erzeugnisse etwa, deren Herstellung seltene Rohstoffe oder besondere Geschicklichkeit erforderten; für Seltenheiten, welche die Neugier oder die Eitelkeit reizten, und für Genußartikel entfernter Gegenden. Diesen Bedürfnissen aber wurde vollauf genügt durch den schon früh entwickelten Hausierhandel und durch größere Handelskarawanen, die von Zeit zu Zeit sich einstellten. Sie waren nicht umfangreich genug und nicht genug örtlich konzentriert, um die Bildung eines seßhaften und ständigen Handels, oder die Ausscheidung gewerblicher Berufsklassen zu bewirken.

In den Residenzen der Grafen und Bischöfe und in andern Burgorten mochten vereinzelt Händler, Waffenschmiede, Goldschmiede u. s. w. sich niederlassen; auch die Nahrungsmittelgewerbe der Fleischer und Bäcker werden sich hier neben Schankstätten und Kramläden früh entwickelt haben.

In ähnlicher Weise wurden gewiß auch die Centren großer Grundherrschaften, die Ortschaften, die an wichtigen Flußübergängen, an den Anfangs- oder Endpunkten der Gebirgs- und Wasserstraßen, an den Kreuzungen wichtiger Handelswege lagen, mehr und mehr zu beherrschenden wirtschaftlichen Mittelpunkten ihrer Umgegend. (Vgl. oben S. 63). Es erwuchs in ihnen allmählich ein lebhafter, wenn auch unständiger Handelsverkehr und ein ständigeres Angebot von Lebensmitteln (Wochenmärkte). Aber im wesent-

lichen blieb doch der Charakter auch dieser Orte zunächst, trotz der Umfestigung, ein durchaus ländlicher. Die landwirtschaftliche Produktion war auch hier die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens. Zu einer eigentlichen städtischen Entwicklung, auf berufsmäßiger Erzeugung und Austausch gewerblicher Produkte in größerem Umfange beruhend, konnte es in unsern Gegenden erst kommen, als die Überschüsse einer freien, bäuerlichen Bevölkerung eine lebhafte und kaufkräftige Nachfrage nach Gewerbsartikeln ermöglichten und zugleich eine zahlreichere gewerbtreibende Schicht der Bevölkerung (in den Städten) mit den nötigen Lebensmitteln versorgen konnten. Das geschah aber erst seit der Besiedelung des Landes durch freie deutsche Bauern; erst seit der deutschen Kolonisation konnten deshalb gewerbe- und handeltreibende Städte bei uns erblühen.*)

Wir haben es also in dieser ersten Periode nur mit einer ländlichen Bevölkerung zu thun. Die deutschen Elemente in dieser niederen ackerbauenden Schicht waren verschwindend gering. Der deutsche Bauer blieb noch lange den Marken fern, soweit er nicht etwa jenen „milites agrarii“ sich zugesellte und auf geliehenem Herrengute ein neues ritterliches Geschlecht begründete. Abgesehen vielleicht von der Grenzbevölkerung, hatte er lange schon kriegerischem Sinn und Leben entsagt und sich der Waffen entwöhnt. Da konnte es ihn nicht locken, in diese kampfdurchtobten Gegenden zu ziehen, unter ein fremdes Volk, das noch lange dem Deutschtum wie dem Christenglauben zähen Widerstand entgegensetzte. Bis in die ersten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts konnte es zweifelhaft scheinen, ob Deutsche, ob Polen die Oberhand behalten würden; und dann setzten nach kurzer Ruhe die traurigen Kriege und Fehden unter Heinrich IV. und V. ein, die gerade die nordöstlichen Gegenden des Reiches mit verheerender Wucht trafen.

Dazu kam, daß bis zum 12. Jahrhundert die Dinge im Reich nicht so sich gestaltet hatten, daß ein Abfluß überschüssiger Elemente in ferne Kolonialländer sich nötig gemacht hätte. Noch bot die Heimat genügenden Raum auch für die jüngeren Söhne, und der Anbau und Ausbau im Reiche selbst, die Rodung der weiten Wälder, die Übernahme der Ländereien der zerfallenden Fronhöfe, absorbierten die Kräfte der bäuerlichen Bevölkerung.

Auch unfreie deutsche Hörige (Liten) werden nur vereinzelt erwähnt. Sie hatten teils als Flüchtige Aufnahme gefunden, teils waren sie von den Herren aus der alten Heimat herüber gezogen. Besonders der Kirche und den Klöstern mußte der Gedanke ja nahe liegen, überflüssige Arbeitskräfte

*) Von reinen Handels-(Kauf-)städten kann zu dieser Zeit, wenigstens in unserm Lande, keine Rede sein. Nur an der Grenze wäre Halle zu nennen, das durch seine Salzquellen zum wichtigen Handelsplatz wurde. — In ähnlicher Weise hätten sich vielleicht unsere Bergbaustädte entwickeln können; aber bekanntlich begann der Bergbau erst Ende des 12. Jahrhunderts.

auf den Besitzungen im Reich zur Einrichtung und besseren Bewirtschaftung der neu erworbenen Güter im Slawenlande zu verwenden. Diese wenigen deutschen Bestandteile kamen aber kaum in Betracht gegenüber der Masse der unterworfenen Sorben.

Die Sorben waren, wie schon erwähnt ist, durch die Eroberung durchweg unfrei geworden. Diese Unfreiheit zeigt aber gewisse Abstufungen. Als eine bevorzugte Klasse erscheinen schon gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts die Wethenici, wendische Krieger des Markgrafen, mit kleinen Lehen ausgestattet und in ihrer Stellung den deutschen Dienstmannen genähert. Seit dem 12. Jahrhundert werden dann häufig Supane und Withasen als sorbische Unfreie höheren Standes erwähnt. Die Supane waren Vorsteher wendischer Dorfkomplexe (Supanien), die mit Gerichten und Abgaben noch dem Landesherrn zustanden, nicht als privater Grundbesitz den unmittelbaren Zusammenhang mit der öffentlichen Gewalt verloren hatten.*) Sie waren mit polizeilich-richterlichen Befugnissen ausgestattet, hatten Gerichtsgefälle, Steuern, Zinse und sonstige Leistungen einzutreiben, die Durchführung landesherrlicher Beschlüsse und Befehle zu überwachen, und endlich im Landgericht als Schöffen in wendischen Sachen das Urteil zu finden.**) Für all diese Leistungen waren sie mit einem Dienstlehen begabt, das aus einigen abgabenfreien Hufen Landes, daneben bisweilen auch noch aus Zinseinkünften bestand. Von persönlichen Diensten waren sie befreit, nur im Kriege zu Roßdienst gehalten. So mag ihre Stellung in der ersten Zeit nicht viel anders gewesen sein, als die der niederen landesherrlichen Dienstmannen, und es ist wohl möglich, daß einige, durch die Gunst des Herren mit höheren Ämtern betraut oder mit größeren Lehen begabt, wirklich in die Klasse der ritterlichen Ministerialen aufgestiegen sind. Immerhin waren dies Ausnahmefälle. Die weitaus meisten von ihnen sanken allmählich herab zu gewöhnlichen Zinsbauern, nur daß die Belastung des Gutes vielleicht geringer war und häufig die Funktionen des Ortsvorstehers und des Gerichtsschöffen daran haften blieben. Die Withasen, wahrscheinlich identisch mit den früheren Wethenici, waren von ihren kleinen, bäuerlichen Lehen — in der Regel nur eine (abgabenfreie) Hufe — ebenfalls zu Roßdienst verpflichtet und häufig mit ähnlichen Verrichtungen wie die Supane, aber nur über je ein Dorf, betraut.

Hinter diesen besser gestellten Klassen verbergen sich meiner Ansicht nach die Reste der sorbischen Häuptlingsfamilien, soweit dieselben nicht unter-

*) Diese „Supanien" finden sich noch in Zins- und Steuerregistern des 16. Jahrhunderts. Nach einem Steuerverzeichnis des Amtes Meißen aus dem 14. Jahrhundert standen damals 210 Dörfer unmittelbar unter dem Amt; 60 davon unter Withasen, die andern — zu Supanien vereinigt — unter Supanen.

**) Nach dem Sachsenspiegel durfte ein Deutscher keines Wenden Urteil leiden, und umgekehrt.

gingen in den blutigen Kämpfen, oder zu volksverwandten Nachbarstämmen flüchteten, oder endlich in der großen Masse der übrigen Bevölkerung sich verloren. Letzteres konnte um so leichter geschehen, da ja, wie früher gezeigt ist, eine erblich abgeschlossene Adelsklasse sich noch nicht gebildet hatte. Schon der Verlust des Besitzes warf die betreffende Familie in die niedere Schicht zurück. Einige hervorragendere Häuptlinge mögen in der ältesten Zeit durch Anschluß an die Deutschen Besitz und Stellung gerettet haben und so schließlich in den deutschen Lehnsadel aufgenommen sein. Groß ist ihre Zahl keinesfalls gewesen.

In vollem Gegensatz zu den bevorzugten Supanen und Withasen standen die Smurden. Schon der Name, abgeleitet von smrd = Schmutz, Gestank, der ihnen doch nur von Sorben gegeben sein kann, deutet auf ihre tiefe, verachtete Stellung, bereits zur Sorbenzeit, hin. Es sind dies meines Erachtens die verhältnismäßig geringen Bestandteile der Bevölkerung, die schon vor der deutschen Eroberung als unfreie Knechte bei den Herden und besonders auf den Äckern der reicheren und mächtigeren (Häuptlings-)Familien dienten, und die in späterer Zeit durch Aufständische u. s. w., die den belassenen Besitz verwirkten, vermehrt wurden. Wir finden sie in unserer Periode zunächst auf den herrschaftlichen Wirtschaftshöfen, zu täglichem Dienst in Haus, Hof und Feld nach Belieben des Herrn gehalten, ohne die Fähigkeit, eigenes Vermögen zu gewinnen und zu vererben. Späterhin erscheinen sie häufig mit kleinen Grundstücken ausgestattet, als Gärtner, Kossaten, Häusler und ähnliche zins- und dienstverpflichtete Kleinleute. Manche von ihnen traten auch, aufsteigend unter der Gunst der Kolonisationsbewegung, ganz in die Reihe der Zinsbauern ein.

Die große Menge der Sorben war gegen Abgaben und Dienste auf ihren Äckern belassen. Sie erscheinen in den Urkunden als mancipia, als hörige und eigene Hintersassen. Ohne Verfügungs- und Erbrecht saßen sie nur auf Gnade des Herren, der sie jederzeit von ihren Gütern entfernen konnte. Als Zubehör des Bodens werden sie stets zugleich mit diesem vergabt. Selbst wenn in den Verleihungsurkunden die Lage der Ländereien noch gar nicht genau bestimmt ist, wenn die Hufen erst in diesem oder jenem Burgward ausgemessen werden sollen: stets werden als selbstverständliche Zubehör zugleich die mancipia und servi überwiesen. Ein Beweis, wie diese Mancipien durch das ganze Land hin verbreitet waren, oder — anders ausgedrückt — wie die gesamte ackerbauende sorbische Bevölkerung des Landes zu unfreien Grundhörigen herabgedrückt war.

Die Wirtschaftsweise der deutschen Herren in dieser 1. Periode unterschied sich nicht wesentlich von der im alten Reich. Den Kern der Verleihungen bildete stets das von den Sorben bereits in Kultur genommene Land, das sofortigen Ertrag versprach. Es fiel den Eroberern natürlich nicht im Traume ein, die Unterworfenen auf dem zunächst allein ergiebigen

Kulturlande sitzen zu lassen und sich mit Sumpfland, Wald und Wildnis zu begnügen, zu dessen Anbau es ihnen sowohl an Kapital wie an Arbeitskräften gefehlt hätte. Mit dem Lande, der terra culta, arabilis, kamen, wie erwähnt, zugleich die darauf sitzenden Sorben in den Besitz der deutschen Herren. Ohne die Arbeitskräfte und Leistungen dieser Leute hätten ja die Schenkungen in den meisten Fällen gar keinen Wert gehabt.

Von den Dörfern und Hufen, die den Rittern verliehen waren, wurde ein Teil, wie erwähnt ist, den vorgefundenen Sorben gegen Zins und Dienste, beides nach Belieben des Herrn bemessen, gelassen oder in veränderter Abgrenzung neu zugewiesen. Der andere Teil, die zunächst gelegenen und besten Äcker, bildete den einheitlich geschlossenen Komplex des Herrengutes, das in der Regel von dem Grundherrn in eigener Bewirtschaftung gehalten wurde.*) Bestellt wurden die Felder derselben teils durch die deutschen Knechte des Ritters, teils durch landlose sorbische Hofknechte (Smurden), teils und vor allem durch die Dienste der vorhin erwähnten, auf eigener Wirtschaft belassenen Hörigen. Auf solchen Betrieb in Eigenregie, „unter eigenem Pfluge", weist neben vereinzelten urkundlichen Nachrichten die ganze Lage der Dinge hin. Bei dem dürftigen Ackerbau der Sorben hätten die Zinse der sorbischen Hintersassen allein keinesfalls ausgereicht, um die Führung eines angemessenen Haushaltes zu ermöglichen und zu sichern. Der eigene Betrieb in heimischgewohnter Weise war und blieb als Basis der wirtschaftlichen Existenz unerläßlich. Dazu kam, daß die Mehrzahl der kleinen Herren, die milites agrarii Widukinds, bäuerlichen Kreisen entstammten und der eigenen Wirtschaftsführung durchaus nicht entwöhnt waren.

Der seit dem 13. Jahrhundert allgemein übliche Eigenbau der Vorwerke ist demnach als kontinuierliche Fortsetzung alten Brauches zu fassen, und diese praktische Wirtschaftsbethätigung der Ritter erklärt zugleich, wie sie seit dem 12. Jahrhundert in so großer Zahl als sachkundige Kolonisatoren und Lokatoren auftreten konnten.

Von Neukulturen und Rodung war in dieser Zeit nicht viel die Rede; man beschränkte sich auf den Ausbau in die nächstangrenzenden Wälder und auf Zusammenziehung benachbarter kleiner Weiler. Zu weiterem fehlte es an geeigneten Kräften, an Kapital, an Erfahrung, vor allem an Ruhe und Sicherheit in dem von blutigen Kriegen und Fehden durchtobten Lande, kurz, an all den Vorbedingungen gedeihlicher und stetiger Entwicklung wirtschaftlicher Kräfte und Güter.

Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß zunächst vielfach ein Rückgang des Anbaues eingetreten ist als Folge der erheblichen Verminderung, welche

*) Das Allodium oder Vorwerk des 12. Jahrhunderts, die wirtschaftlichen Substrate der Mehrzahl der später (besonders seit dem 14. und 15. Jahrhundert) durch Überweisung öffentlicher Leistungen, Übertragung obrigkeitlicher Befugnisse und rechtliche Privilegien sich bildenden Rittergüter.

die sorbische Bevölkerung anscheinend in dieser Zeit erfahren hat. Schon die Eroberung hat sich zweifellos unter verheerenden Plünderungszügen, Forttreiben des Viehs, Wegschleppen der Menschen zur Ansetzung als Hof- und Feldknechte oder zum Verkauf vollzogen. Arabische Quellen berichten noch aus dem 10. Jahrhundert von dem lebhaften Handel mit slawischen Kriegsgefangenen unter Vermittlung spanischer Juden, zu dessen Objekten jedenfalls auch Angehörige der Sorbenstämme zählten. Und noch im 11. Jahrhundert betrieb der unwürdige Graf Gunzelin das Verhandeln sorbischer Familien an Juden als gewinnbringendes Geschäft. Mit dem 11. Jahrhundert begannen dann die verheerenden Kriege mit den Polen, die besonders das Land links der Elbe in schlimmster Weise trafen. An einem Tage wurde nach Thietmars Erzählung die ganze wohlangebaute Lommatzscher Pflege durch Feuer und Schwert verwüstet, und 3000 Menschen fortgeschleppt. Nur durch List retteten sich die Bewohner von Mügeln vor dem gleichen Schicksal, das 1007 auch die Zerbster Gegend traf. Ebendort, zwischen Havel, Elbe und Saale, sollen noch 1030 über 100 Ortschaften niedergebrannt und gegen 10000 Gefangene fortgeführt sein.

Denn ein Hauptzweck der Kriegszüge besonders des klugen Boleslaus Chrobry war es, Bauern zu gewinnen für die weiten Einöden seines spärlich bevölkerten Reichs. Wendische Stammesverwandte mochten ihm dazu besonders geeignet erscheinen; und vielleicht waren auch sie nicht allzu abgeneigt, ihm zu folgen.*)

Nach dem Zusammenbruch der polnischen Macht um 1031 folgten dann die verheerenden Kriege unter Heinrich IV. und V. Viermal durchzogen böhmische Heere unter wilden Greueln das Land, während zugleich die Grafen und Herren in erbitterten Fehden sich bekämpften. Es ist wohl anzunehmen, daß unter solchen Umständen mit der Zahl der Bevölkerung auch die Kultur zurückging.

So wurde durch die Verwüstung des Landes, durch die Abnahme der Einwohner und durch die mehrfach erfahrene Unzuverlässigkeit der Sorben der Boden vorbereitet für die deutsche Kolonisation des folgenden Jahrhunderts.

Das Resultat der Entwicklung in der ersten Periode der deutschen Herrschaft bis zum ausgehenden 11. Jahrhundert ist also: Eine feindselig gesinnte, halb und ganz heidnische, unfreie sorbische Landbevölkerung, aus der sich nach oben hin die Supane und Withasen, nach unten die Smurden abhoben. Über ihnen als herrschende Klasse zahlreiche deutsche Herren, Edle und Ministerialen, die in den Burgorten und in den festen Höfen ihrer Dörfer über das ganze Land hin verteilt waren, und die teils von dem Er-

*) Vereinzelte Nachrichten deuten darauf hin, daß auch sonst Sorben bei verwandten Völkerschaften im Osten Zuflucht suchten.

trage der eigenen Wirtschaften, teils von den Abgaben ihrer sorbischen Hörigen lebten.

Keine Germanisierung, keine Durchdringung und Durchtränkung des Landes mit deutschem Wesen und Leben. Ein Zustand also, ähnlich dem, in dem die deutsch-russischen Ostseeprovinzen mit ihrem deutschen Herrenstand und der unterworfenen lettisch-esthnischen Bauernbevölkerung zu ihrem Unglück allezeit stecken geblieben sind.

Ein Gegenstück anderer Art bietet das südliche Polen. Hier erblühte in fast allen größeren Städten durch deutsche Einwanderung und Einführung deutscher Stadtverfassung deutsches Wesen und Leben. Aber Adel und Landbewohner blieben polnisch, und ihnen mußte schließlich das deutsche Bürgertum erliegen. — Die Nationalität des platten Landes ist eben stets entscheidend; von ihr wird über kurz oder lang auch die der Städte bestimmt. Weder Adel allein noch Bürger allein haben je ein Land germanisiert. Die Basis war und ist noch heute der Bauernstand; aus ihm und auf ihm allein konnte ein kräftiges nationales Bürgertum erwachsen. Auch bei uns erblühten die Städte — abgesehen vielleicht von den Bergbaudistrikten — erst mit und nach dem Einzug der deutschen Bauern. Erst die Überschüsse aufblühenden Ackerbaus, die steigende Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung konnten, wie erwähnt, die Ausscheidung gewerblicher Berufe und die Bildung einer vorwiegend von Gewerbe und Handel lebenden städtischen Bevölkerung ermöglichen.*) Auch die Germanisierung Sachsens beruht, wie die der Brandenburgischen Gebiete, vornehmlich auf dem Bauernstande. Die Einwanderung und Niederlassung der deutschen Bauern bildet den Inhalt der zweiten Periode der Kolonisation.

2. Die Germanisierung des Landes.

Bis zum Schluß des 11. Jahrhunderts erfahren wir nichts von einer freien deutschen Landbevölkerung bäuerlicher Art in unserem Gebiet. Weithin bedeckten Wald, Sumpf und Heide das Land. Eingebettet in die weite Wildnis lagen gleich Oasen und Inseln die einzelnen Siedelungen und größere kultivierte Distrikte mit ihren Fruchtäckern und Viehweiden. In schmalen Streifen zog der Anbau in den breiteren Flußthälern bergaufwärts. Der dunkle Tann des höheren Gebirges ragte noch unberührt von der Axt und dem Feuer des Siedlers, und nur vereinzelt mochten hier und da flüchtige Sorben Zuflucht und dürftige Freiheit in ihm gefunden haben. Abgesehen vielleicht von dem Besitz der Kirche war der Anbau im wesentlichen in den Grenzen geblieben, die er zur Sorbenzeit hatte.

*) Die Bergbau-Städte und die Umschlags- und Stapelplätze an der Elbe gehören ebenfalls der nächsten Periode an.

Anders seit den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit beginnt die Einwanderung deutscher Bauern und damit das Roden der unabsehbaren Wälder und die Begründung deutschen Wesens und Lebens. Die Umwandlung des unterworfenen Sorbenlandes in ein deutsches Land ist das Ergebnis dieser zweiten Periode der Kolonisation, die etwa das 12. und 13. Jahrhundert umfaßt.

Dreifacher Art waren die Beweggründe, die zur Heranziehung deutscher Kolonisten veranlaßten: politische, wirtschaftliche und religiöse. Das Interesse der Fürsten und der kleineren Herren drängte auf Stärkung der deutschen Elemente, auf Ansiedelung zuverlässiger und kriegstüchtiger Männer, auf Vermehrung der spärlichen Bevölkerung überhaupt.

Die Kirche mußte wünschen, inmitten des fremden Volkes, das insgeheim und offen noch immer den alten Götzen anhing, sich stützen zu können auf eine deutsche Bevölkerung, die den christlichen Glauben ohne Wanken bekannte und der Kirche in Ehrfurcht und Treue ergeben war.

Gewichtiger aber als diese beiden wirkten wirtschaftliche Motive. Wirtschaftlichen Aufschwung, durchgreifenden Anbau des Landes, nachhaltige finanzielle Leistungskraft konnten die Fürsten und Herren nur von deutschen Bauern (und Bürgern) erwarten. Dasselbe gilt für die Kirche, die mit Unwillen die geringe fixierte Zehntleistung der Sorben ertrug und nach dem vollen Ertragszehnt der deutschen Bauern verlangte. Diese erzielten mit ihrem schweren eisenbeschlagenen Räderpfluge und mit der beim Ausbau daheim erworbenen Erfahrung im Roden und in der Anlage von Neukulturen ganz andere Ernten, als der schwache, in der Regel von Kühen gezogene Hakenpflug der Wenden. Von ihnen waren deshalb ganz andere Zehnten, Zinse und Gülten zu erhoffen.

Begünstigt wurde die Einwanderung durch die politische Lage. Das energische Eingreifen Lothars schuf hier im Osten und speziell für unsere Gegenden so geordnete und befriedete Zustände, wie man sie seit mehr denn 100 Jahren entbehrt hatte, und der große Wettiner Konrad wußte die Gunst der Zeit mit weitem Blick und klugem Sinn zu nützen. Polens Macht war zersplittert; Böhmen hatte sich in Treue dem Reich angeschlossen, und die polabischen Stämme zwischen Elbe und Ostsee sanken zu Boden unter den vernichtenden Schlägen Heinrichs d. L. und seiner Holsteiner Grafen und des großen Askaniers Albrecht.

Dazu kam der frische Aufschwung, der in jenem lebensvollen 12. Jahrhundert im ganzen Reiche sich zeigte. Überall regte es sich von neuen Kräften, die in ungeahnter Fülle in Stadt und Land, bei Rittern, Bürgern und Bauern sich entfalteten. Zumal für die Bauern bedeuten das 12. und 13. Jahrhundert eine Periode wirtschaftlicher Blüte und selbstbewußter Lebensführung, wie sie seitdem ihnen nicht wieder beschieden gewesen ist.

Unter dem Schutz ihres Hofrechts und durch die Fixierung der Abgaben, welche die ganze enorme Steigerung der Grundrente ihnen zuwies, hatten sie lange schon zu vollbehäbiger, selbst reichlicher Existenz auf gering belasteter Hufe sich emporgeschwungen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts fielen auch die Fesseln, die sie noch an die Scholle, an den Willen des Herren, knüpften. Hatten sie vorher widerrechtlich und heimlich sich oft der Abhängigkeit entzogen, die bei der Gunst der äußeren Lage nur um so drückender empfunden wurde, so wurde ihnen jetzt freier Zug gewährt, und sie mochten mit Weib und Kind und Gut ungehindert ihr Glück im fernen Osten suchen.

Dazu kam die bedeutende Zunahme der Bevölkerung bei fast vollendetem Ausbau der bis dahin noch zur Verfügung stehenden Waldgebiete. Gerade aber, weil die Mehrzahl noch in behaglicher Fülle auf verhältnismäßig reichlich bemessener Hufe lebte, war man am wenigsten geneigt, durch Teilung sich beengen und einschränken zu lassen.*)

So drängte die ganze Lage hin auf Abfluß der überschüssigen Kräfte und der jüngeren Söhne, entweder in die zu jener Zeit aufblühenden Städte oder in die Kolonialgebiete des Ostens.

Endlich ist auch der Einfluß jener mächtigen Bewegung, die im 12. Jahrhundert von Westen her Deutschland ergriff, nicht zu unterschätzen. Wanderlust und Sinn nach Abenteuern stieg, und leicht löste man sich vom heimischen Herde, um im fernen Heidenlande Heil der Seele und vielleicht auch Güter der Welt zu suchen. Der Bauer, der mit Hab und Gut ins Wendenland fuhr, mochte auch in seiner Brust ein Stück fühlen von dem, was in wundersamer Mischung von Glaubenseifer und Weltsinn das Herz des Kreuzfahrers schwellte. Und der Kreuzzug gegen die Wenden, obwohl seine Erfolge den Voranstalten und der Erwartung wenig entsprachen, wurde doch für die Kolonisierung des Ostens von weitreichender Bedeutung.

Kein Wunder also, daß jetzt die Boten und die Rufe der Fürsten und Herren aus dem Wendenlande weit hinaus im Reiche williges Ohr und gläubigen Sinn fanden. Tausende zogen frischen Mutes und freudiger Hoffnung voll gen Osten, wo Land in Menge und Freiheit ihnen winkte. So wurde damals der Osten, wie in neuerer Zeit der ferne Westen, das Land der Sehnsucht und der Träume, für den Bauer nicht minder wie für die nachgeborenen Söhne des Adels. Hier suchte man nicht nur Abenteuer, Ehre und Ruhm, sondern vor allem behäbigen Sitz auf eigener Scholle, größere Freiheit der Bewegung, höhere soziale Geltung.**)

*) Über Bedrückung als Ursache der Auswanderung vgl. meine Kolonisierung S. 125.

**) Vgl. das vlämische Auswanderungslied, angeblich aus dem 12.—13. Jahrhundert: „Naer Oostland willen wy ryden, naer Oostland willen wy mêe, al over die groene heiden, frisch over die heiden! daer isseren betere stêe" u. s. w. bei J. F. Willems, Oude vlaemsche Liederen, Gent 1848, S. 35.

Und nicht mit leren Händen kamen sie. Wie noch heute der größte Teil der ländlichen Auswanderer aus den tüchtigsten und meist auch nicht ganz unbemittelten Elementen sich zusammensetzt, die in der Heimat wirtschaftlich und sozial zu beengt sich fühlen, so auch damals. Unternehmungslust, Thatkraft und reiche Erfahrung, bei dem Ausbau daheim gewonnen, brachte man mit; und auch an äußeren Mitteln durfte es nicht gänzlich fehlen. Die harte Arbeit des Rodens versprach erst nach Jahren Erfolg, erforderte aber von Anfang an die Einsetzung der ganzen Kraft und die Aufwendung immerhin nicht geringen Kapitals an Lebensmitteln, Gerätschaften und Einrichtung, und oft auch an barem Gelde.

a) Die Herkunft der Kolonisten.

In ihrer Hauptmasse kamen die Kolonisten unseres Landes aus den benachbarten thüringischen, fränkischen und sächsischen Gegenden. Darauf weisen Mundart und Sagenwelt, Recht und Sitte, Hausbau, Wirtschaftsweise und Einrichtungen verschiedener Art nicht minder hin, wie die allgemeinen historischen Beziehungen.

Eine bedeutende Beimischung thüringischer Elemente unterliegt keinem Zweifel. Wie ein großer Teil der Herrengeschlechter und des niederen Adels auf Thüringen als seine Heimat zurückweist, so gilt dies auch von den Bauern und Bürgern. Waren doch, abgesehen von der geographischen Lage, die geschichtlichen Beziehungen zwischen Meißen und Thüringen besonders eng und vielseitig lange vor der Vereinigung beider Länder im 13. Jahrhundert. Im südlichen Osterland und besonders in der alten Zeitzer Mark haben die Thüringer fraglos den Hauptbestandteil der Bevölkerung gebildet.

Franken finden sich äußerst zahlreich von der oberen Saale an über das ganze Gebirgsland hinweg bis zur Elbe um Dresden, und weiterhin in den Gebirgen der Lausitz und der Sudeten. Ist doch die „fränkische Waldhufe“ geradezu typische Form und technische Bezeichnung für die Anlagen im Berg- und Waldland geworden. Gleich zu Beginn des 12. Jahrhunderts besetzte Graf Wiprecht von Groitzsch Waldgebiete zwischen Schnauder, Wyhra und Mulde mit fränkischen Kolonisten, die er aus der Gegend von Lengenfeld in Ostfranken herbeiholte. Bei der Umgrenzung der dem Kloster Zelle gehörigen Besitzungen werden 1185 Frankenstein und vier anscheinend fränkische villae eines Eckard erwähnt. In der Dresdner Gegend waren von dem Edlen Adalb. de Duvenheim in Taubenheim, Seifersdorf, Berbersdorf, Haßlau Franken angesetzt, mit denen der Grundherr in einen 1186 vom Markgrafen selbst geschlichteten Streit geriet. Ungemein zahlreich sind die auf Franken hinweisenden Ortsnamen, und das mehrfach, besonders im Osterlande, in der Herrschaft Lobdeburg z. B. erwähnte jus franconicum deutet, wenn es auch weder auf zweifellos fränkische Abkunft der Betreffenden be-

zogen, noch als wirkliches Stammesrecht gefaßt werden darf, doch auf die starke Beteiligung der Franken an der Kolonisation hin.

Sachsen haben sich vorzugsweise von der unteren Saale abwärts Halle über die untere Mulde hinweg elbaufwärts ausgebreitet, stark vermischt mit holländisch-vlämischen Siedlern. Zu ihnen werden im allgemeinen — schon zur Karolingerzeit — auch die Nordschwaben gerechnet, die uns besonders unter den edlen und ritterlichen Geschlechtern oft begegnen.

Von besonderer Wichtigkeit wurden sächsische Bergleute aus der Gegend um Goslar für die Besiedelung des Erzgebirges, als in dem Waldgebiet des Klosters Alt-Zelle zwischen 1162—1170 Silbererze fündig geworden waren. Der älteste Teil der rasch aufblühenden Bergstadt Freiberg erhielt den Namen „Sächsstadt" nach jenen Zuwanderern, welche die heimischen Formen, Technik und Recht der Bergbaukunst und der Verhüttung der Erze hierher verpflanzten.

Auch in Altenburg finden sich Beziehungen zu Goslar. Die Stadt — in deren Umgebung sonst sorbische Art lange sich bewahrt hat, und einiges auch auf Niederländer hinweist — hatte ihr Recht von Goslar erhalten, und noch 1256 ging der Rechtszug dorthin „zur roten Thür". —

Im Vogtland erscheint 1122 ein comes de Everstein, dessen Geschlecht an der Weser blühte, als Graf im Dobnagau, und als die ältesten deutschen Kolonisten des Landes sind, neben Thüringern, Sachsen nachgewiesen.*) Auch sonst deuten vereinzelte Ortsnamen wie Sachsdorf, Sachsenburg, Sachsengrund auf sächsische Abkunft der Bewohner oder des Grundherrn hin.

Baierischen Kolonisten verdankt vornehmlich das Vogtland seine deutsche Besiedelung; auch über das westliche Erzgebirge hin sollen sie zahlreich sich ausgebreitet haben. Sogar Schwaben haben nicht gefehlt, wenn es zulässig ist, aus Ortsnamen wie Schwaben, Schwabhausen, Schwabeck, auf die Herkunft der Begründer zu schließen.**)

Ein hochbedeutsames Element in der Völkermischung der östlichen Kolonialländer überhaupt bilden endlich die Niederländer. Am Niederrhein, in Holland und in Flandern war man schon früh, zum Teil infolge der Ungunst der Bodenverhältnisse und gefördert durch früh entwickelten Handel und Kapitalbildung, zu freiern Formen des Besitzes und der Unternehmung und zu genossenschaftlichen Vereinigungen zum Zwecke großartiger Urbarungen, Deichbauten, Entwässerungsanlagen gelangt. Seit ihrem ersten nachweisbaren Auftreten bei Bremen 1106 wurden Auswanderer jener Ge-

*) Vgl. die vortreffliche Abhandlung von Max Schmidt: „Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes", im 7. Jahresbericht der städtischen Realschule zu Dresden-Johannstadt, Dresden 1897.

**) In Altenburg wird 1223 neben Heidenricus Vlemingus ein Henricus Suevus, in Meißen um dieselbe Zeit ein „Bavarus" genannt.

genden Pfadfinder und Bahnbrecher der Kolonisation des Ostens bis zu den baltischen Küsten im Norden und zu den Bergen der Tatra und der Karpathen und den Niederungen der Donau und Theiß im Süden. Und ihre Verträge, „holländisches und vlämisches Recht", wurden, wie das „fränkische Recht", vielfach Typus und Norm des Kolonistenrechtes überhaupt.

Im Brandenburgischen waren besonders die Altmark und die Kurmark in ausgedehnten Strichen, der Magdeburgische „Ducatus transalbinus" fast durchweg von ihnen besetzt. Von der goldnen Aue an Unstrut und Helme an bis zur Lausitz und Schlesien zogen ihre Siedelungen rings um unser Gebiet herum. Es ist von vornherein anzunehmen, daß sie auch diesem nicht fremd blieben. Und in der That, wir begegnen ihnen in einzelnen Orten wie in größeren Distrikten. — Am zahlreichsten saßen sie in dem Flachlande an der unteren Mulde und der Elbe. In Bitterfeld hat sich die „Flemminger Societät" bis in die neueste Zeit erhalten. Im Kreise Delitzsch finden wir Flemsdorf und Flemmingsthal. In Kühren bei Wurzen hatte Bischof Gerung von Meißen 1154 Vlamingen angesetzt. An der Elbe saßen niederländische Kolonisten in fast ununterbrochenem Zuge von Krakau bei Magdeburg an über Gommern, Leitzkau, Zerbst, Aken, Dessau, Wörlitz, Pratau, Wittenberg-Jüterbog, Pretzsch, Prettin, Torgau bis hinüber nach Löbnitz an der Mulde und andererseits zur schwarzen Elster bei Übigau und Schweinitz. Es sind vorzugsweise die Kolonisten Albrechts d. B. und des Magdeburgers Wichmann, denen wir hier begegnen.

Das Erzgebirge freilich wurde von den Niederländern gemieden. Sie zogen die flache Ebene den Bergen und, besonders die Holländer, die Urbarung weiter, mit Buschwerk und Riedgras bestandener Fluß- und Sumpfniederungen dem Roden des steinigten Urwaldes vor. Nur Flemmingen unweit Waldheim und Flemmingen bei Altenburg deuten auf abgesprengte Teile hin, und bekannt sind die Holländer „qui et Flamingi nuncupantur" in Tribune-Flemmingen bei Kösen, die dort schon von den Cisterziensern bei ihrer Niederlassung in Pforte um 1140 vorgefunden wurden.

So haben alle Stämme des Reiches beigetragen zur Besiedelung unsers Landes, wie des deutschen Ostens überhaupt, und aus dieser Mischung, nicht aus der mit Slawenart, ist schließlich jener kolonialdeutsche Charakter hervorgegangen, der bei dem Märker am schärfsten ausgeprägt erscheint.

Doch nicht aus dieser Mischung allein, sondern bestimmend traten vor allem hinzu die Bedingungen, unter denen Land und Leute sich bildeten. Der Kampf mit den Unbilden des Landes, mit feindselig gesinnten Umwohnern und Nachbaren, erforderte und erzog rasch durchgreifende, rücksichtslose, zäh festhaltende Art. Auf sich allein gestellt, losgelöst von der Hilfe der Sippe, von Sitte, Recht und Lebenshaltung der Heimat; gezwungen, voraussetzungslos, ohne Anknüpfung an Altererbtes, ihr neues Heim zu gründen

und ihre Zukunft zu bauen, entwickelten die Kolonisten jenes bis zur Überhebung gesteigerte Selbstvertrauen und jenen oft gescholtenen Egoismus, wie ihn koloniales Leben fast immer erzeugt, aber zugleich jenen durch und durch praktisch-verständigen Sinn, jene Unternehmungslust, verbunden mit kühl abwägender Klugheit, kurz, jene hervorragende, wirtschaftliche und politische Begabung, ohne die weder Sachsens noch Preußens geschichtliche Entwickelung möglich gewesen wäre und verständlich erschiene.

b) Die Kolonisatoren.

Als Kolonisatoren kommen naturgemäß außer den Landesherren alle Grundherren in Betracht, die über genügenden Raum zur Anlegung eines Kolonistendorfes verfügten.

Die Landesherren treten in unserem Gebiet nicht als Kolonisatoren so großen Stils hervor, wie etwa Erzbischof Wichmann, Albrecht d. Bär, Heinrich v. Botwide und die Schauenburger Grafen. Die Lage der Fürsten war hier eine andere als dort im Norden. Dort vorwiegend politische Motive: ein jüngst erobertes Land, in dem eine Bevölkerung z. T. erst zu schaffen, der Besitz erst (politisch) zu sichern war; deshalb in weiten Strichen Ausrottung und Vertreibung der Wenden. Hier längst unterworfenes Land mit festbegründeter Herrschaft, bei dem es sich wesentlich um wirtschaftlich-finanzielle Ausnutzung handelte.

Neben Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Albrecht d. B., die über die Elbe hinübergriffen, sind nur zu nennen Wiprecht v. Groitzsch, der selbst fränkische Kolonisten herbeiholte, ferner Markgraf Konrad, der eigentliche Begründer des Klosters auf dem Petersberge, Markgraf Dietrich († 1185), der Erbauer von Landsberg und Schildau, und vor allem Markgraf Otto, der um 1162 in fast unbewohnter Gegend Kloster Alt-Zella ins Leben rief und mit 800 Hufen ausstattete, die „auf seine Kosten" gerodet und geurbart waren.

Abgesehen von Graf Wiprecht trat anscheinend selten einer der Fürsten direkt mit den Kolonisten in Verbindung. Ihre Beteiligung an der Kolonisation vollzog sich wesentlich durch Vermittlung der Klöster und besonders der kleinen ritterlichen Herren. Die Übertragung von Rodeland wurde, wie früher die von Sorbenorten, das Mittel, Dienste zu belohnen und zu Diensten zu verpflichten, Edle zum Eintritt in die Ministerialität zu veranlassen und die Scharen kriegstüchtiger Lehnsmannen zu mehren. Der zahlreiche Übertritt besonders kleinerer Edler in den Ministerialenstand, der gerade jetzt stattfand, dürfte zu nicht geringem Teil veranlaßt sein durch die Hoffnung, solche Rottlandlehen zu erhalten.

Ähnlich wie mit den Fürsten verhielt es sich mit der Kirche und den großen Grundherren.

Die Besitzkomplexe der Kirche waren schon längst zum größten Teil in Lehen aufgelöst, und der Anbau vollzog sich auch hier wesentlich durch die kleineren Lehnsinhaber, die das Land oft erst aus zweiter und dritter Hand inne hatten.

Immerhin aber waren vereinzelt die Bischöfe doch auch persönlich thätig; so z. B. Giselher von Merseburg und Walram und Udo von Naumburg. Von Bischof Gerung von Meißen ist uns einer der wenigen Ansiedelungsverträge aus unserm Gebiet erhalten. Er übergab 1154 vlämischen Siedlern „in unangebauter und fast menschenleerer Gegend" seines Landes Wurzen das Dorf Kühren zu ewigem und erblichem Besitz.

Wirtschaftliche und organisatorische Talente ersten Ranges finden sich unter den Domkapiteln. Domherr Anselm von Meißen übertrug 1160 ein Novale Bucowitz (jetzt Wüstung bei Pehritzsch) an Kolonisten. Über die Thätigkeit des Domherrn Konrad v. Boritz in Meißen, seine Güterankäufe, Urbarungen, Weinpflanzungen ließe sich eine nicht uninteressante Abhandlung schreiben. Etwa 100 Jahre später finden wir eben dort den Weihbischof Franko, der Güter ankauft und verkoppelt, rationelle Flureinteilung durchführt, Wildland umreißt, die entfernteren Felder gegen Erbzins austhut, die Gärtnerstellen auf dem Herrenhof vermehrt und vererbpachtet, und so die Erträge um ein Vielfaches steigert.

Ein sehr großes Interesse an Rodung und Urbarung überhaupt, nicht bloß auf ihren Gütern, erwuchs der Kirche aus dem ihr zustehenden Novalzehnt, den sie (wie auch gelegentlich Wald und Rottland) durch Bann, Begräbnisverweigerung, päpstliche Briefe und andere kirchliche Machtmittel sich zu sichern bemüht war.

Von besonderem Interesse ist die Stellung der Klöster zur Kolonisation. Hier macht sich ein wesentlicher Unterschied bemerkbar zwischen denen der älteren und denen der neueren Orden; besonders also zwischen den Benediktinern und den Cisterziensern. (Die Prämonstratenser kommen für unsere Gegenden kaum in Betracht.) Auch die älteren Klöster (auf dem Petersberge bei Halle, Pegau, Bosau, Zschillen u. a.) waren natürlich an der Hebung des Anbaues in ihrer Umgebung sehr interessiert und begünstigten diesen schon der Zehnten und reicherer Schenkungen wegen. Sie wurden auch thatsächlich in kurzer Zeit bedeutende Mittelpunkte einer rasch aufblühenden Kultur. Aber von eigener kolonisatorischer Thätigkeit, durch Ansetzung von Bauern oder durch Errichtung eigener Wirtschaftsbetriebe auf Rottland, hören wir nichts.*) Sie suchten Besitz und Einkünfte anscheinend ausschließlich

*) Eine Ausnahme machen die Benediktiner von München-Nienburg, die (gleich den Prämonstratensern von Gottesgnaden) auf ihren Besitzungen an der unteren Mulde nach Entfernung der Wenden deutsche Bauern ansetzten (der reicheren Zehnten wegen) und 1159 zwei kleine Weiler bei Dessau an vlämische Kolonisten verkauften. Offenbar ging aber die Initiative nicht von den Mönchen aus, sondern von Albrecht d. B., dem Vogt und Schutzherrn des Klosters.

durch den Erwerb bereits angebauter Zinsgüter und Dörfer zu mehren, auf deren wirtschaftliche Entwickelung sie allerdings dann förderlichen Einfluß nehmen mochten. Ihre Wirtschaftshöfe waren im wesentlichen nur Hebestellen der Zehnten und Zinsen, und dem gleichen Zweck dienten die kleinen Töchterklöster, die „cellulae", die in entfernteren größeren Güterkomplexen öfters errichtet wurden.

Anders verhält es sich mit den Cisterziensern. Diese waren durch ihre Ordensstatuten ganz auf eigenen Arbeitserwerb und Ackerbau hingewiesen. Sie sollten weder zinsende Dörfer und Renten von Mühlen und anderen gewerblichen Anlagen besitzen, noch auch mit gelehrter Thätigkeit und externer Seelsorge sich befassen. Sie bewirtschafteten ihre Ländereien selbst mit Hilfe der Laienbrüder, unter denen ganz hervorragende wirtschaftliche Talente bekannt sind. Erstaunlich waren ihre Leistungen und Erfolge in der Urbarung sumpfiger Niederungen und Brüche und wilder Waldthäler. Bei jeder Neugründung nahmen die Ausziehenden Sämereien und Pflanzen mit in die neue Heimat, und die jährlichen Visitationen, die stete Verbindung mit dem Mutterkloster und den vier Hauptklöstern in Frankreich, hielten wirtschaftlichen Sinn und Kenntnis der Fortschritte des Westens stets wach und wirksam.

So trugen sie Kultur und Lebensbehagen in die unwirtbaren Öden des Ostens, und ihre „Grangien" wurden bewunderte und nachgeahmte Musterwirtschaften, in der Technik des Anbaus ebenso wie in dem rationellen Betrieb, in der Anwendung der vollkommeneren Werkgeräte des Westens und in der Pflege von Specialkulturen.*)

Aber eins thaten sie nicht, in unserm Lande wenigstens nicht. Keine einzige der vielen erhaltenen Urkunden meldet uns eine Ansetzung von Kolonisten und eine Dorfgründung durch die Mönche in Pforte, in Alt-Zelle, in Buch, in Grünhain. Wohl aber zeigen sie öfters, wie die Bauern der Großwirtschaft des Klosters weichen mußten. Denn der Erwerbung von Wildland wurde, je später, desto mehr, die Erwerbung besetzter Hufen vorgezogen, um nach Auskauf der Bauern darauf die Großbetriebe ihrer Wirtschaftshöfe, der „Grangien", zu errichten.

Während die Cisterzienser im entfernteren slawischen Osten von Anfang an mit Eifer die Ansetzung deutscher Bauern und die Anlage deutscher Dörfer betrieben und gerade in dieser Absicht von den Fürsten begründet

*) Obst, Wein, Handelsgewächse ꝛc. Die Anlage von Weinbergen und Weinpflanzungen wurde besonders eifrig von den Klöstern und der Kirche betrieben. Vgl. meine Kolonisierung S. 376 u. bes. S. 187. — Leider ist an letzterer Stelle (Note 5) ein unangenehmer Druckfehler stehen geblieben, der sich S. 171 wiederholt: es muß — wie übrigens schon der Inhalt ergiebt — Borgau (=Burgau) heißen statt Torgau. Bei letzterer Stadt wurde wohl schwerlich je Wein gebaut.

wurden, hielten sie also in unserer Gegend sich anscheinend genau an die Satzungen des Ordens.

Aber doch nicht ganz. Das Verbot, zinsende Hufen ꝛc. zu besitzen, erwies sich auch bei uns, wie im ganzen Osten, als unhaltbar. Mochten die Kosten der Neukulturen hier mehr Kapital erfordern, als die Mutterklöster aufwenden konnten, oder mochten die letzteren nicht aus eigenem Antriebe, sondern nur dem Drängen der Fürsten folgend das von diesen begründete und dotierte Kloster mit Mönchen versehen: kurz, von Anfang ihres Bestehens an erscheinen die Klöster mit reichen Zinseinkünften begabt, die dann durch Erwerb und Schenkung einzelner Hufen und ganzer Dörfer in rascher Folge bedeutend vermehrt wurden. Mehr und mehr zog man dann schließlich die Kapitalanlage in Zins- und Rentenkäufen den mühsamen Kultivationen und Rodungen vor, und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gab man sogar nach und nach die alten Eigenwirtschaften auf und that die Felder der Grangien gegen Erbzins an Bauern aus.

Der alte Glaubenseifer, die Begeisterung für die Aufgabe des Ordens war erstorben; die intelligenten, tüchtigen Laienelemente der früheren Zeit fehlten; der Rentengenuß erschien bequemer, als die Mühen und Sorgen eigener Wirtschaft. Kurz — der Verfall der Klöster begann und machte so rasche Fortschritte, daß sie schon Ende des 15. Jahrhunderts sich nur noch mit Mühe erhalten konnten.

So haben die Klöster also wesentlich nach zwei Richtungen hin auf den Anbau des Landes in hervorragender Weise eingewirkt: unmittelbar durch ausgedehnte Rodungen und Anlagen „suis sumptibus et laboribus“, und mittelbar durch die Einrichtung vorbildlicher Wirtschaftsbetriebe mit ausgebildeter Technik, unter Einführung und Pflege einer ganzen Reihe von speciellen Garten- und Handelsgewächsen.*)

Als weitere Momente könnten noch genannt werden die wohlgeordnete Verwaltung, und die Förderung des Anbaus und der Meliorationen überhaupt durch Vorstreckung der dazu nötigen Kapitalien.

Überschätzt dagegen wird, soweit unser Land in Frage kommt, die direkte Thätigkeit der Mönche in Bezug auf Heranziehung und Ansetzung von Kolonisten. Hier ist ein bedeutsamer Gegensatz zwischen den Klöstern, besonders der Cisterzienser, weiter im Osten, z. B. in Pommern, in den Marken, in Schlesien, und denen bei uns zu beachten; die letzteren reihen sich in dieser Beziehung mehr den Klöstern des Mutterlandes, als denen des übrigen Koloniallandes an.

*) Auch in der Viehzucht leisteten sie Hervorragendes, und die rationelle Fischzucht wurde recht eigentlich erst durch sie begründet.

Das größte Verdienst um die Kolonisierung des Landes haben sich — abgesehen natürlich von den Kolonisten selbst, den Bauern — zweifellos die kleinen ritterlichen Grundherren erworben.

Es war bereits darauf hingewiesen, wie das Verlangen nach einer zahlreichen, kriegstüchtigen Ministerialität, bisweilen auch finanzielle Not, zu einer weitgehenden Aufteilung und Zersplitterung der großen Besitzkomplexe der Fürsten und Grafen sowie der Kirche geführt hatten. Die Folge davon war, daß im 12. Jahrhundert ein großer, ja wahrscheinlich der größte Teil des bereits angebauten Landes sich in den Händen kleiner Herren befand.*)

Soweit die Kolonisation also die bereits zur Sorbenzeit mehr oder minder angebauten Gegenden erfaßte, kamen diese kleingrundherrlichen Güter für sie wesentlich in Betracht.

Die Beteiligung der Ritter an der Kolonisation ging aber weit hinaus über die Besiedelung dieses älteren Kulturlandes und seiner Waldmarken.

Es war früher schon erwähnt, daß die Landesherren, und ebenso die großen Grundherren und die Kirche, doch nur selten selbst mit den Ansiedlern und ihren Führern in Verbindung traten. Ferner zeigte sich, daß die Klöster zwar Rodungen vornahmen, aber mit eigenen Arbeitskräften und zur Errichtung eigener Wirtschaftshöfe, daß sie aber nur ganz ausnahmsweise sich mit der Ansetzung von Kolonisten befaßten.

Es fragt sich also, wer denn nun eigentlich die weit ausgedehnten Waldgebiete und Brüche, die im Besitz der Fürsten und der Kirche waren, den Kolonisten zugänglich gemacht und so dem Anbau erschlossen hat. Die Antwort lautet: soweit sich aus den vielen uns vorliegenden Urkunden schließen läßt,**) vornehmlich die mittleren und kleinen Herren; die Ritter und Ministerialen, zu denen sich später auch Bürger gesellten. — Ihnen wurde das betreffende Stück Land oder ein ausgedehnter Distrikt als Lehen übertragen, und ihre Sache war es nun, für Besetzung und Ausnutzung zu sorgen.

Wie früher im Westen die jüngeren Söhne der Mark- und Dorfgenossen neue Hofstätten in Wald und Heide begründet hatten, so errichteten jetzt jüngere Söhne der alten Rittergeschlechter neue Sitze auf Waldlehen oder suchten doch von dorther ihre Einkünfte durch die Zinse der angesetzten Bauern zu mehren.

*) Diese kleingrundherrlichen Besitzungen bestanden nicht aus Streuhufen, sondern umfaßten die ganzen Marken der Sorbendörfer, Kulturland und Zubehör an Wald und Weide.

**) Neben direkten Nachrichten über kolonisatorische Thätigkeit der Ritter sind besonders die Erwerbungsurkunden und Besitzregister der Klöster zu beachten. Sie zeigen, wie die meisten durch Kauf oder Schenkung erworbenen Ortschaften (bezw. die Einkünfte aus ihnen) die schon durch den Namen als neuentstandene deutsche Siedelungen kenntlich sind, ursprünglich im Besitze von Angehörigen der alten ritterlichen Geschlechter des Landes sich befanden.

Nach zwei Richtungen hin waren also die kleinen Herren kolonisatorisch thätig: 1. durch Ausbau und Umbau ihrer alten Besitzungen, der vorgefundenen Sorbendörfer, nebst den oft nicht unbeträchtlichen Waldmarken, die dazu gehörten; 2. durch Ansiedlung von Bauern auf Wald- und Bruchländereien, die ihnen von den Fürsten, von der Kirche, von den großen Grundherren zu diesem Zwecke zu Lehen gegeben waren.

Wenden wir uns zunächst zu den Vorgängen der ersten Art.

Der Ausbau der alten Sorbenweiler hatte zweifellos bereits in der ersten Periode begonnen, indem der Besitzer durch seine hörigen Grundsassen Rodungen vornehmen ließ und die Rottäcker entweder zu seiner eigenen Wirtschaft zog, oder sie jenen gegen Ertragsquote zu prekärem Besitz (ohne Verfügungs- und Vererbungsrecht) überließ. Das Verfahren wird auch in der zweiten Periode fortgesetzt sein, nur in etwas modificierter Weise, beeinflußt durch die Art der deutschen Besiedelung. Die angesetzten Sorben, um die es sich hier ja zumeist handelte, erhielten bestimmter umgrenzte Teile der Flur, in der Regel mit Durchführung der deutschen Hufenverfassung,*) zu mehr selbständiger und geregelter Wirtschaft. Im Laufe der Zeit erlangten sie schließlich — häufig durch Kauf — Erbrecht an ihren Hufen unter Fixierung der Zinsleistung und Lösung von dem Hörigkeitsverhältnis.

Aus dem Herrenhof mit angesiedelten Knechten heraus entwickelte sich auf diese Weise neben ihm allmählich eine selbständigere sorbische Bauerngemeinde. Immerhin aber waren die Abgaben dieser Bauern relativ bedeutend, ihre Freiheit persönlich und wirtschaftlich noch erheblich beschränkt, und vor allem blieben sie zu Diensten auf dem Herrenhof und den herrschaftlichen Feldern, in der Regel „nach Erfordern", d. h. ungemessen, verpflichtet.

Darin lag für den Herrn bei ebenfalls vermehrten und regelmäßigeren Einnahmen ein Vorteil, der ihm bei der Ansetzung deutscher Bauern entging. Denn diese verstanden sich nur ausnahmsweise und nur in bestimmter Bemessung auf einige wenige Tage zu Ackerdiensten, während der Ritter andrerseits in den weitaus meisten Fällen solche ohne Aufgabe seiner eigenen Wirtschaft gar nicht entbehren konnte.

Wo also der ritterliche Besitz nicht umfangreich genug war, um die dienstverpflichteten sorbischen Hintersassen neben den deutschen Bauern beizubehalten, oder wo er überhaupt für die Anlage eines deutschen Dorfes in üblicher Größe nicht ausreichend erschien, oder wo endlich die Lage oder der Boden den Ansprüchen der deutschen Kolonisten nicht genügte**): in all diesen

*) Über diese später. In der Regel werden die wendischen (Haken-)Hufen auch bei uns kleiner, nur halb so groß, als die deutschen Landhufen gewesen sein, entsprechend der schon durch das schlechtere Ackergerät bedingten geringeren Leistungsfähigkeit der Sorben.

**) Das wird in verschiedenen Landstrichen der Fall gewesen sein. Bekanntlich erfaßte der älteste Ackerbau schon aus technischen Gründen stets den am leichtesten zu bearbeitenden Boden; das war meistens leichter Sandboden, den die Kolonisten verschmähten. (Anders bei der Viehwirtschaft.)

Fällen blieb dem Grundherrn nichts weiter übrig, als sorbische Bauern anzusetzen; die eigenen Hörigen und solche, die flüchtig oder von ihren früheren Gütern verdrängt als „hospites“ Aufnahme begehrten.

Daraus ergiebt sich, daß die sorbische Besiedelung, die Begründung gutsabhängiger wendischer Gemeinden, dort am nächsten lag und häufig geradezu geboten schien, wo die kleinen ritterlichen Güter am dichtesten sich drängten, wo also räumliche Beengung zusammentraf mit dringendem Bedürfnis nach ausgedehnten Diensten zum Herrenhof.

Dies trifft nun nach den früheren Ausführungen fast durchweg zu für die Gegenden, in denen der altsorbische Anbau bereits intensiver das Land erfaßt und mit seinen weilerartigen Dörfern dicht bedeckt hatte. Hier waren die meisten kleinen Lehen schon in der Eroberungszeit verliehen, und in der Mehrzahl der Dörfer saßen seit jener Zeit dicht bei einander kleine ritterliche Herren und Dienstmannen, deren Zahl dann durch die schon erwähnte Zersplitterung der großen Landkomplexe im 12. Jahrhundert noch erheblich vermehrt wurde.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß gerade dort der sorbische Charakter des Anbaus und auf sorbische Art zurückzuführende Eigentümlichkeiten in Sprache, Brauch und Sitte besonders deutlich sich erhalten haben, wo viele Rittergüter nahe bei einander liegen, die ihrer Entstehung nach der ersten Periode der deutschen Herrschaft angehören. So z. B. um Meißen und Dresden, in der Rochlitzer Gegend, im Altenburgischen, in Teilen des Vogtlandes, in Anhalt. Auch die Lausitz hat bekanntlich Wendentum und wendische Sprache in jenen Strichen am treuesten bewahrt, wo nachweisbar am frühesten und am dichtesten der deutsche Adel seine Sitze begründet hatte.*)

So trafen in diesen Gegenden ältester sorbischer Kultur mehrere Momente zusammen, die der Erhaltung des Sorbentums günstig waren: die große Anzahl der Sorben, die ja doch hier selbstverständlich am dichtesten saßen, und das Interesse der deutschen Grund- und Gutsherren, deren wirtschaftliche Bedürfnisse dringend die Beibehaltung frondienstpflichtiger (sorbischer) Hintersassen forderten.**)

*) Für die Erhaltung des Wendentums in den Lausitzen kommen allerdings noch andere Momente in Betracht, deren Einfluß auf den Verlauf der Besiedelung noch nicht genügend untersucht ist. So z. B. die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten schlesisch-polnischen Gebieten, und vor allem die jahrhundertelange Herrschaft Böhmens.

**) Andernfalls hätten sie ihre Eigenwirtschaften aufgeben und in bloße Rentengrundherrschaften umgestalten müssen, wie dies im alten Reich fast durchweg geschah — Später thaten sie es auch häufig, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen: bei schlechtem Boden und geringen Erträgen, oder mit Vorwerken, die sie, an einem andern Ort wohnend, durch villici verwalten lassen mußten, und die deshalb wenig oder nichts brachten. Im übrigen aber waren hier die Dinge zu jener Entwickelung ebensowenig reif,

Nicht etwa, daß hier der Adel der deutschen Einwanderung überhaupt widerstrebt hätte. Das war ganz und gar nicht der Fall. Im Gegenteil! Bei größerer Ausdehnung seines Besitzes säumte der Ritter nicht, durch Heranziehung deutscher Kolonisten den von ihm selbst nicht angebauten Teil gewinnbringend zu verwerten.

Dies konnte nun in verschiedener Weise geschehen.

Entweder blieb der Ritter mit seinen Hörigen in dem alten Sorbendorf sitzen und überwies den Kolonisten einen abgesonderten Teil seiner Gemarkung. In diesem Falle entstand, aus wilder Wurzel oder durch Zusammenlegung mehrerer Sorbenweiler, deren Bewohner dann weichen mußten, ein größeres deutsches Bauerndorf unfern dem alten kleinen Sorbenort, in dem das Allodium des Ritters lag. — Es ist bezeichnend, daß bei gleichnamigen Ortschaften in denen mit den Vorsilben Klein-, Wenigen-, Wendisch-, bisweilen auch Alt-, gewöhnlich Rittersitze und -güter sich finden, während die Dörfer mit den Vorsilben Groß-, Deutsch-, in der Regel nur aus Bauerhufen bestehen oder doch ursprünglich bestanden.

Hier fand also sofort eine Trennung des ritterlichen vom bäuerlichen Besitz statt, wobei jedoch nähere Beziehungen des Grundherrn zu dem neuen Dorfe, auch außer Zins und gerichtlichen oder vogteilichen Befugnissen, fortdauern konnten. Sein Obereigentum konnte gegenüber dem Nutzungsbesitz der Bauern bei der großen Nähe sehr leicht wieder aufleben, und die Rechte in Wald und Weide mochten oft bestimmter Abgrenzung — zu späterem Schaden der Bauern — entbehren.

Oder aber: der Ritter überließ den Kolonisten das alte Wendendorf und errichtete abseits auf Rottland oder in einem andern sorbischen Weiler ein neues Herrengut (bisweilen durch die Vorsilben Rott-, Schloß-, seltener Neu- von dem nunmehrigen Bauerndorf unterschieden). Auch hier konnten die eben erwähnten Beziehungen, besonders betreffs Wald und Weide, bestehen bleiben.

Oder endlich: Ritter und Bauern blieben nebeneinander im alten Wendendorf sitzen, bisweilen unter Hinzunahme benachbarter Weiler. Dann konnte entweder die ganze Flur aufgemessen werden, und der Ritter übernahm nun eine bestimmte Anzahl (3—6) Hufen zwischen denen der Bauern (so daß bei Gewannanlagen die Äcker beider „im Gemenge" lagen), oder er behielt — in Annäherung an den vorigen Fall — einen zusammenhängenden,

wie sie es im alten Reich etwa 200 Jahre früher gewesen wären. Der kleine Herr mit nur einem dieser kleinen Sorbendörfer (von vielleicht 150—200 ha insgesamt) hätte von den Abgaben seiner Hintersassen — ohne Eigenwirtschaft — kaum existieren können. So erhielten sich hier im Kolonialland die Eigenbetriebe in großer Zahl; und als dann seit dem 15. Jahrhundert etwa der Kornhandel gewinnbringend wurde, entwickelten sie sich zu Großbetrieben, wie sie für Ostelbien noch heute charakteristisch sind.

häufig nicht verhuften Landkomplex am Ende des Dorfes für sich, und das übrige wurde von den Bauern aufgeteilt.

Bei Anlagen dieser Art, besonders bei Gemenglage der gutsherrlichen und der bäuerlichen Äcker, mochte es dem Grundherrn leicht gelingen, gegen einige besondere Vergünstigungen und geringeren Geldzins von den Kolonisten von vornherein Spanndienste für seinen Acker in knapp bemessenem Umfang, 3—4 Tage jährlich, zu erlangen. Bei dem Mangel an genügenden eigenen Gespannen des Gutsherrn*) war dies sogar unerläßlich, wenn die sorbischen Hintersassen nicht beibehalten wurden.

Alle drei Fälle lassen sich noch jetzt auf den Flurkarten deutlich erkennen und nachweisen. Besonders häufig erscheint das Herrengut in großen Blöcken am Ende des Dorfes, während die bäuerlichen Felder in Gewanne und schmale Gewannstreifen aufgeteilt sind. Zu dem Dominium gehört fast ausnahmslos alles, was von Wald, Weide und Wiese an den Grenzen der Gemarkung liegt, ein Beweis, wie jene oft unbestimmten Eigentums- und Nutzungsrechte an Wald und Weide schließlich zu alleinigem Eigentumsrecht des Gutsherrn unter völligem Ausschluß der Bauern führten.

Diese Ansetzung von Kolonisten zwischen und in den alten Sorbendörfern, so wichtig sie für die Germanisierung des Landes war, tritt aber an Bedeutung doch weit zurück gegenüber der Besiedelung der weiten Brüche und Waldgebiete, die sich noch meilenweit im Flachlande und fast unabsehbar im Gebirge dehnten. Hier erscheinen die kleinen Herren geradezu als gewerbsmäßige Unternehmer der Kolonisation.

Die Beweggründe, welche sie dazu veranlaßten, liegen ziemlich klar zu Tage.

Ein großer, wahrscheinlich der größte Teil von ihnen entstammte, wie wir sahen, niederen Kreisen. Als „milites agrarii", als Dienstmannen bäuerlicher Art, waren sie ins Land gekommen und hatten dort ein kleines Lehen, eines der kleinen Sorbendörfer mit insgesamt vielleicht 100—150 ha Ackerland erhalten.

In der ältesten Zeit genügten die Erträge davon für ihre Bedürfnisse. Inzwischen war aber ihre soziale Stellung bedeutend gehoben; das 11.—12. Jahrhundert brachte auch hier die endgültige berufsmäßige Scheidung zwischen bäuerlicher und ritterlicher Art. Als ritterliche Ministerialen verschmolzen sie

*) Erst im 15. Jahrhundert finden sich öfters ritterliche und landesherrliche „Vorwerke", die ganz mit eigenen Gespannen bearbeitet wurden. In späterer Zeit, nach allgemeiner Durchführung der Frondienstpflicht, fiel dies wieder fort; man arbeitete fast ausschließlich mit bäuerlichen Gespannen.

Die Handdienste wurden meist von Kleinbesitzern sorbischer Abkunft, Kossaten und Gärtnern (Hortulani) geleistet, die seit dem 13. Jahrhundert zahlreich in Ortschaften, in denen ein Herrengut lag, erscheinen. Seit dem 15. Jahrhundert wurden sie auch von Bauergütern abgebaut.

allmählich mit den früheren Edlen zu dem führenden Stande des ritterlichen Lehnsadels. Zugleich war die allgemeine Lebenshaltung bedeutend gestiegen, teils unter dem Einfluß der westlichen Entwicklung, vor allem aber unter dem der Kreuzzüge, die ganz andere Lebensanschauungen und vorher unbekannte Bedürfnisse auch in den ritterlichen Kreisen verbreiteten.

Von jenem kleinen Gut allein noch rittermäßig zu leben wurde zur Unmöglichkeit. Der Besitzer mußte schließlich in halbbäuerliche Verhältnisse zurücksinken, wenn es ihm nicht gelang, neue Einnahmequellen zu erschließen.*)

Man mußte also unter allen Umständen versuchen, Vermögen und Einkommen mindestens soweit zu vermehren, daß es den erweiterten und anspruchsvolleren Haushalt der ritterlichen Familie zu tragen vermochte. Auch für die jüngeren Söhne mußte gesorgt werden, soweit sie nicht der Kirche sich zuwandten.

Das nächstliegende war natürlich, daß man von der Gunst des Fürsten weitere und größere Lehen zu erlangen suchte. Für viele Edle war dies der Grund, ihre alte Freiheit aufzugeben; die Bedingung, unter der sie in die Reihe der markgräflichen Ministerialen eintraten. Aber das dem Fürsten noch frei zur Verfügung stehende Kulturland war nicht allzugroß; die Verlehnung besetzter Höfe und Dörfer hatte ihre Grenze, während starke Verzweigung der Familie bald den alten Übelstand auch für die Beliehenen wieder hervorrief.

Es blieb also kaum etwas anderes übrig, als endlich die Menge des bisher unangebauten Landes heranzuziehen, dort neue Herrengüter und zinsende Bauerhöfe zu begründen, und so aus ihm die Mittel zu gewinnen, die der alte Besitz, das alte Kulturland versagte. Da der Anbau des Waldlandes auch im höchsten Grade im Interesse des Markgrafen lag, steigender Einnahmen und steigender Bevölkerung wegen, so zögerte er natürlich nicht, es zu diesem Zwecke zu verlehnen. So wurde die Heranziehung von Kolonisten, die Anlegung deutscher Bauerndörfer**) für die kleinen ritterlichen Herren zu einer gewinnbringenden Unternehmung, und in rascher Folge bedeckte sich nun das Gebirge, wie die fruchtbaren Waldgebiete des Flachlandes, mit deutschen Siedelungen.

Bei solchen Neuanlagen auf Rottlandlehen findet sich nicht immer der Vorbehalt eines herrschaftlichen Gutes; besonders im Gebirge scheint dies

*) Auf diese Weise mögen die Sattel- oder Sedelhöfe, ein Mittelding zwischen Rittergut und Bauergut, entstanden (oder zurückgeblieben) sein. Sie finden sich besonders nach der Saale und Elbe zu, wo eine Beteiligung der kleinen Herren an der Kolonisation durch verschiedene Ursachen erschwert war.

**) Rodungen durch sorbische Hörige kamen natürlich auch vor, aber wohl nur in der Nähe eines grundherrlichen Gutes. Bei größerer Entfernung waren damit mancherlei Schwierigkeiten verbunden und der Zinsertrag kaum erheblich. Vgl. meine Kolonisierung S. 150.

relativ selten der Fall gewesen zu sein. (Wo es geschah, lagen die Felder desselben häufig am Ende des Dorfes in einem zusammenhängenden unverhuften Komplex, seltener als langgestreckte Waldhufen zwischen denen der Bauern). In der Regel erscheinen die Ritter hier nur als Obereigentümer, im Genuß der Zinsen und Gülten, und als Herren des Niedergerichtes, das von dem Schulzen (Erbrichter, Lehnrichter) verwaltet wurde.

Solche Dörfer ohne vorbehaltenes Dominium wurden häufig bald nach ihrer Anlage von dem Grundherrn mit all ihren Abgaben und Leistungen wieder veräußert, wie besonders aus den Erwerbsurkunden der Klöster hervorgeht.*)

Bisweilen aber setzte der Grundherr sich auch nachträglich in solchem Dorfe fest. Er zog die Erbscholtisei ein oder kaufte sie an, übergab die Verwaltung des Schulzenamtes einem „Setzschulzen" oder „Setzrichter" (gegen Abgabenfreiheit) und errichtete auf den Scholtisei-Hufen (auch auf erledigten oder angekauften Bauerhufen) sein Dominium. — Auf diese Weise ist seit dem 14. und 15. Jahrhundert eine große Anzahl der Rittergüter entstanden, die später in den Gebirgsdörfern sich finden.

Wie einträglich solche Dorfgründung für den Grundherrn sein konnte, zeigt eine von Meitzen aufgestellte Berechnung. Meitzen nimmt an, daß ein Gebirgsdorf in der durchschnittlichen Größe von 50 Waldhufen neben dem Dominial-, Pfarrei- und Erbrichtergut etwa 40 zinspflichtige Bauergüter enthalten habe. Jedes derselben zinste, je nach Beschaffenheit des Bodens und Ausdehnung des Ackerlandes, $^1/_2$—1 Malter Dreikorn, (d. h. Weizen, Roggen und Hafer; auf geringerem Boden nur Roggen und Hafer;) außerdem an barem Gelde $^1/_4$—$^1/_2$ Mark (damaligen Geldes). — „Wenn der Grundherr auch nur ein einziges solches Dorf besaß, (die meisten Ritter besaßen mehrere,) war der Unterhalt seiner Familie durch etwa 360 Scheffel Getreide und 15 Mark anscheinend reichlich gedeckt, so lange er nicht mit einem größeren Gefolge von Reisigen auftreten wollte." — Hierbei sind also die Gerichtsgefälle und eine Reihe von kleineren und besonderen Abgaben und Leistungen, die sich schon im 13. Jahrhundert finden, gar nicht in Anschlag gebracht. Es liegt auf der Hand, daß so gewinnbringende Unternehmungen, sobald sie einmal von einigen begonnen waren, rasch Nachahmung fanden und in relativ kurzer Zeit bis an die Grenze des Möglichen, d. h. bis zur Grenze der Anbaufähigkeit des Bodens (und darüber hinaus), geführt wurden.

Fraglich ist es, ob nicht bisweilen der kleine Ritter lediglich als Lokator im Auftrag des Landesherrn (bezw. des großen Grundherrn, der Kirche u. s. w.) fungierte, ohne das für die Kolonie bestimmte Land zu Lehen zu erhalten. In diesem Falle wäre ihm für die Anlegung und Besetzung des Dorfes die

*) Ein Beweis nebenbei für den erwerbsmäßigen Charakter dieser kleingrundherrlichen Kolonisation.

Erbscholtisei oder das Erbrichteramt mit seinen abgabenfreien Hufen und allen Bezügen und Rechten zu Teil geworden,*) während das Obereigentum an den bäuerlichen Hufen dem Landesherrn verblieben wäre.

Diese Art der Besiedelung — aus unsern Urkunden leider nicht, wie in Mecklenburg und Pommern, deutlich erweisbar — führt uns zum Schluß auf diejenigen Neuanlagen, die *ohne grundherrliche Mittelspersonen* aus unmittelbaren Beziehungen der Einwanderer und ihrer Führer zu den Besitzern der großen Waldgebiete, zumeist also zum Landesherrn, hervorgegangen sind.

Hier entstanden natürlich reine Bauerdörfer, ohne Herrschaftsgut und darauf bezügliche Leistungen. Öfters liegt diesen Kolonien, besonders niederländischen, ein schriftlicher Vertrag zu Grunde, wie er aus unserm Gebiete in der Besiedelungsurkunde für Kühren vom Jahre 1154, zwischen dem Bischof von Meißen (als Herrn des Landes Wurzen) und den Führern der vlämischen Kolonisten, erhalten ist.

Im übrigen war das Verhältnis des Landesherrn zur Kolonie ganz das des Grundherrn. Der Führer der Kolonisten, häufig von diesen durch Wahl bestimmt, leitete die technischen Arbeiten der Vermessung und Hufenabgrenzung und trat dann als Erb- oder Lehnrichter an die Spitze des Dorfes.

Anlagen dieser Art fanden indes, wie schon erwähnt ist, in unserm Lande anscheinend nur selten statt.

Soweit die uns vorliegenden Urkunden ein bestimmtes Urteil zulassen, überwogen weitaus die Dorfgründungen durch Vermittlung der kleinen Grundherren. Es ist bezeichnend, wie überaus oft uns als Besitzer (bezw. als Verkäufer) der erzgebirgischen Dörfer im 13. und 14. Jahrhundert Angehörige solcher Rittergeschlechter begegnen, die sich nach einem der vielen kleinen sorbischen Dörfer und Weiler der ältesten Zeit benennen und großenteils auf jene halbbäuerliche Dienstmannen des 9. bis 11. Jahrhunderts zurückweisen. Anscheinend verdanken die meisten von ihnen thatsächlich ihrer kolonisatorischen Thätigkeit jene günstige materielle Lage, die ihnen den Anschluß an die vornehmere Ministerialität und an den freien Lehnsadel und die Teilnahme an dem glänzenden ritterlichen Leben, wie es schon unter Heinrich dem Erlauchten sich entfaltete, möglich machte.

c) Die Ansetzung der Kolonisten.

Die Ansetzung der Kolonisten vollzog sich in unserm Gebiet in gleicher Weise und unter gleichen Bedingungen, wie in den angrenzenden Ländern

*) Das er event. weiter verleihen oder veräußern konnte. — Auch auf diese Weise ließen sich die Angaben des Lehnbuches von 1349 erklären, nach denen bisweilen die Ritter in einem Dorfe nur die „scultetia“ oder auch „dimidiam scultetiam“ oder „1 feodalem cum equo“, „scultetum“, „vasallum ab eo beneficiatum“ u. s. w. besaßen

Als Grundzüge lassen sich etwa folgende hinstellen: Nach mündlicher oder schriftlicher Vereinbarung der Bedingungen wurde unter Leitung des „Lokators" (das war entweder der Grundherr selbst bezw. sein Beauftragter, oder aber der Führer der Kolonisten) das Land aufgemessen und in soviel gleichgroße oder besser gleichwertige „Hufen" aufgeteilt, als Bauerstellen errichtet werden sollten. Zugleich wurde der Platz für das Dorf gewählt und die einzelnen Hofstätten nebst Gartenland ausgemessen und verteilt. Die Hufen durchzogen entweder einheitlich geschlossen in langen Streifen die Flur, ausgehend von der area, dem bäuerlichen Gehöft, oder sie „lagen im Gemenge", d. h. sie setzten sich aus zahlreichen Streifen der einzelnen großen Feldabschnitte, der „Gewanne", zusammen. Ein Teil der Flur blieb als Gemeinland, Wald und Weide, gemeinsamer Nutzung vorbehalten.

Einige Hufen wurden abgabenfrei mit dem Schulzen- oder Erbrichteramt dem Lokator als erbliches Lehen übertragen;*) pro expensis et laboribus in fundacione; ex regimine loci; ratione villicationis, locationis; ad jus settenke. bisethinge u. s. w. heißt es bisweilen in den Urkunden. Häufig verband sich damit auch die Schankgerechtigkeit (die gegen Zins weiter verliehen werden konnte), im ferneren Osten sogar Brau-, Mühl-, Brot- und Fleischbankgerechtigkeit.

Der Schulze (Erbrichter, Lehnrichter) hatte die niedere Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt zu handhaben, für die Durchführung der landesherrlichen Verordnungen zu sorgen, die Abgaben und Leistungen einzutreiben, die Hufen besetzt zu halten, und ein Lehnpferd für den Dienst der Herren zu stellen. In grundherrlichen Dörfern vereinigte er also mit den obrigkeitlichen Befugnissen eines öffentlichen Beamten zugleich im Auftrage und Interesse des Grundherrn privatrechtliche Funktionen. Von den Gerichtsgefällen (des Niedergerichts) erhielt er ein Drittel, der Grundherr zwei Drittel.

Eine oder zwei weitere abgabenfreie Hufen wurden der Kirche, die sich in fast jedem größeren Kolonistendorf erhob, als Ausstattung zugewiesen.

Die übrigen Hufen wurden mit Bauern besetzt, falls nicht etwa einige (4—6) von dem Grundherrn zur Errichtung eines herrschaftlichen Wirtschaftshofes zurückbehalten wurden.

Ein Kaufgeld wurde in unsern Gegenden anscheinend von den Bauern nur selten entrichtet. Bisweilen gaben sie einen ganz geringen Betrag (1160 in Buchwitz 6 Denare für jeden Mansus) „ad corroborandam justitiam", „in signum emptae possessionis", um der Sache den Charakter

*) In der Regel 2; aber auch, besonders im Osten, 4—6 Hufen, oder je die 4., 6., 10. Hufe. — Auf diesen Hufen konnte der Lokator nur ihm zinspflichtige Frei- oder Lehnbauern ansetzen; einer davon mochte abgabenfrei als „Setz"-Schulze fungieren. So besonders, wenn der Lokator ritterlichen oder stadtbürgerlichen Standes war und nicht am Ort wohnte.

eines Realvertrages zu geben. Den eigentlichen Preis für Grund und Boden erhielt der Grundherr in Rentenform, durch die Zinse, Abgaben und sonstigen Leistungen der Kolonisten. Der Besitz war erblich, aber nicht überall ohne weiteres auch frei veräußerlich, da das Obereigentum dem Grundherrn verblieb. Bei Orten vlämischen Rechtes erstreckte sich die Vererbung auf sämtliche Blutsverwandte, und die Ehe war mit Gütergemeinschaft und Halbteilung der Hinterlassenschaft verbunden. Sonst waren in der Regel Seitenverwandte ebenso ausgeschlossen, wie illegitime Nachkommen. Bei erbloser Erledigung fiel die Hufe an den Grundherrn zurück.

Über die Modi eventueller Veräußerung der Hufe findet sich in den Urkunden wenig. Man hatte zur Zeit der Kolonisation wenig Anlaß, darauf einzugehen. Die Absicht des Grundherrn ging damals nur auf die Begründung eines dauernden Zinsverhältnisses. War der Fortbezug der Rente gesichert, so konnte es ihm gleichgültig sein, von wem er sie erhielt. Immerhin deutet manches auf die Beschränkung des Veräußerungsrechtes durch nötige Zustimmung des Grundherrn hin, und später entwickelte sich vielfach ein Vorkaufsrecht desselben. Andrerseits findet sich nicht selten ein „Näherrecht" der Gemeinde auf erledigte und verkäufliche Hufen; man wollte auf diese Weise dem Eindringen fremder Elemente in die Nachbargenossenschaft wehren.

Dem Grundherrn hatten die Bauern jährlich einen bestimmten mäßigen Zins in Naturalien und in Geld zu entrichten. Ackerdienste werden in den Verträgen nicht erwähnt. Wo sie bereits im 13. Jahrhundert in vermutlichen Kolonistendörfern sich finden, sind sie auf 3—4 Tage im Jahre beschränkt. Bei Dorfgründungen aus wilder Wurzel blieben die Hufen in der Regel eine Reihe von Jahren frei von allen Abgaben, oder diese steigerten sich erst nach und nach zu der gewollten Höhe.

Die Kirche erhob den Zehnten vom vollen Ertrage der Ernte, neben dem Blut- oder Fleischzehnt und dem Kleinzehnt. Aber schon früh trat auch hier fast durchweg Fixierung ein, trotz des Widerstrebens der Geistlichkeit.

Die öffentlichen Leistungen wurden nicht selten gemildert und verringert, wenigstens für die ersten Jahre.

Persönlich waren die Einwanderer aus dem Westen durchaus frei; wo die Urkunden neben größerer wirtschaftlicher Belastung auch eine Minderung der rechtlichen Freiheit durch Erbfall, Bumede, Kopfzins u. s. w. verraten, haben wir es zweifellos mit angesetzten Unfreien zu thun, nicht mit eingewanderten Kolonisten.

In rechtlicher Beziehung erfreuten sie sich großer Selbständigkeit. Für geringere Sachen war das Schulzengericht zuständig, und auch im Obergericht (Vogtding, Landgericht) fanden Schöffen aus ihrer Mitte, nach ihren Rechtsanschauungen, das Urteil. Häufig wurde vertragsmäßig bestimmt, daß

der Gerichtsherr oder sein Vertreter drei mal jährlich zur Hegung des Gerichts zu ihnen kommen sollte, um ihnen den Besuch des entfernten Landgerichts zu ersparen; bisweilen heißt es sogar, der Gerichtsherr solle nur auf Ersuchen bei besonderen Fällen kommen, auf Kosten derer, die ihn luden bezw. der Schuldigen.*)

In ihrer Wirtschaftsweise und in der Ordnung der inneren Dorfangelegenheiten waren die Kolonisten nur an die Normen und Schranken gebunden, die sie selbst als Wirtschaftsgenossenschaft, als Gemeinde der Nachbaren, in ihrem Dorfgericht (Heimgerede), gegebenenfalls im Einvernehmen mit dem Grundherrn, aufstellten. Sie sind aus späterer Zeit als Dorfordnungen, Dorfwillküren, Nachbarbeliebungen, Dorfrügen u. s. w. bis auf unsere Zeit erhalten. Auch hier zeigen sich schon früh die Anfänge eines grundherrlichen Einflusses. Dieser entwickelte sich, gestützt auf das Obereigentum und die obrigkeitlich-polizeilichen Befugnisse der Grundherren, immer übermächtiger, seitdem diese anfingen, unter Ausdehnung der Dominialländereien die Landwirtschaft berufsmäßig als gewinnbringende Unternehmung (unter Produktion für den Markt) zu betreiben.

Natürlich finden sich im einzelnen vielfache Abweichungen von den soeben als typisch geschilderten Formen der Besiedelung. Die Voraussetzungen waren nicht überall die gleichen. Die Verschiedenheiten der örtlichen Bedingungen, des Charakters, der Intelligenz, der materiellen Lage der vertragschließenden Parteien gab schließlich den Ausschlag, hier mehr zu Gunsten, dort mehr zu Ungunsten der Kolonisten.

Die wichtigsten Punkte wurden aber doch immer und überall festgehalten: Völlige persönliche Freiheit, Fixierung der Leistungen, erblicher Besitz. Die persönliche Freiheit war geradezu die Grundlage, die Voraussetzung und notwendige Begleiterscheinung des ganzen Besiedelungswerkes. Sie wurde selbst unfreien (flüchtigen) Zuwanderern zu teil, wenn sie Jahr und Tag unangesprochen auf Kolonistengütern gesessen hatten. Auch die Sorben erlangten unter dem Einfluß des freiheitlichen Zuges, der die Kolonisation durchwehte und trug, allmählich die Lösung ihrer persönlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Bindung.

---

*) Auf den grundherrlichen Gütern waren indes die Keime späterer patrimonialer Ausgestaltung des Gerichtes von vornherein gegeben. Der Grundherr hatte hier in der Regel von Anfang an die niedere Gerichtsbarkeit; die der Schulze oder Erbrichter in seinem Auftrage verwaltete. Schon im 13. Jahrhundert erlangten dann weiterhin die Grundherren in überaus zahlreichen Fällen auch das Obergericht; nach dem Lehnbuch von 1349 besaßen sie fast überall „judicium in corpore et re". — Erst seit dem 15. Jahrhundert begann mit Erstarkung der Fürstengewalt eine rückläufige Bewegung, die aber doch den „Schriftsassen" den Blutbann lassen mußte.

In den verschiedenartigsten Wendungen wird in den Ansiedelungsverträgen zum Ausdruck gebracht, daß es sich, trotz Zins, nicht um irgend eine Art hofrechtlicher Güterübertragung, sondern um freie Leihe handelt. Nirgends findet sich in der älteren Zeit eine Beschränkung des freien Abzugs. Nach Erfüllung seiner vertragsmäßig übernommenen oder durch Landes- und Ortsrecht und -brauch vorgesehenen Pflichten hinderte den Kolonisten nichts, sein Gut aufzugeben, zu veräußern und sich in anderer Gegend ein neues Heim zu bauen.

Freizügigkeit der Kolonisten auf der einen, Wettbewerb der Grundherren um sie auf der andern Seite machten natürlich eine hohe Zinsbelastung unmöglich. Nur in vereinzelten Fällen wird (abgesehen von der späteren Zeit, als die Bauern ihrerseits um den schon knapp gewordenen Boden sich bewarben, und von der Übertragung bereits kultivierter Hufen), der Zins einigermaßen der Nutzung entsprochen haben.

Aber noch wichtiger als die mäßige Höhe des Zinses war der Umstand, daß er von vornherein in bestimmter Höhe fixiert war. Infolgedessen kam die wachsende Produktivität des Bodens nicht dem Grundherrn, sondern dem Bauern zugute,*) der auf diese Weise auf das lebhafteste für die Steigerung der Bodenergiebigkeit interessiert war, und dessen Wohlstand bei dem steigenden Ertrag gegenüber gleichbleibender Zinsleistung rasch zunahm.

Auch der Zehnt, als Quote des Rohertrags ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten der Produktion nicht nur lästig, sondern geradezu kulturschädlich, eine Prämie der Trägheit und Nachlässigkeit, wurde schon früh in weitem Umfange fixiert und zum Teil in Geld abgelöst.

Für den Grundherrn, wie für die Kirche, waren auch diese mäßigen, fixierten Leistungen von großer Bedeutung. Sie brachten ihm Einnahmen, auf deren regelmäßigen Eingang in bestimmter Höhe er sich verlassen durfte, mit denen er also in seinem Wirtschaftsleben im voraus rechnen konnte. Und schließlich — was hatte er dafür hingegeben? Ein Stück Wildland, das ihm bis dahin gar keinen, oder doch so wenig Nutzen gebracht hatte, daß selbst ein niedriger Zins noch als genügendes Äquivalent gelten durfte. Dazu kam noch die Aussicht, gelegentlich — mindestens bei erbloser Erledigung — die Abgaben steigern zu können, bezw. eine kultivierte Hufe statt des früheren Wildlandes zurück zu erhalten.

Die Erblichkeit des Besitzes war schon bei den Rodungen im Mutterlande als Äquivalent der Urbarung und Besserung mehr und mehr in Aufnahme gekommen. Man hatte eingesehen, daß nur die Sicherheit dauernden

*) Erst später erlangten die Grundherren, besonders durch die sogen. „Lehnware“ (eine beim Tode des bäuerlichen Besitzers und häufig auch des Grundherrn zu entrichtende Gebühr von meist 5% des Tax- oder Kaufwertes) wieder Anteil an der steigenden Grundrente.

Besitzes, die Gewißheit, selbst die Früchte seines Fleißes zu genießen und den Kindern ein gesichertes, behäbiges Heim zu hinterlassen, den Landnehmer anspornen konnte zu energischer, fruchtbarer Thätigkeit.*) In erhöhtem Maße mußten sich diese Erwägungen geltend machen gegenüber den weit schwierigeren Verhältnissen im slavischen Koloniallande.

Nur die günstigsten Bedingungen konnten die Ansiedler locken, die Mühsale der langen Wanderung, die Schrecknisse und Gefahren des fremden Landes und die Beschwerden mühevoller, in ihrem Erfolge immerhin unsicherer Kultivationsarbeit auf sich zu nehmen.

So blieb den Grundherren schließlich gar keine Wahl. Wollten sie ihre Ländereien mit deutschen Kolonisten besetzen, so mußten sie ihnen neben persönlicher Freiheit auch Erblichkeit des Besitzes zugestehen.

Denn nicht so lagen die Dinge, daß tüchtige Arbeitskräfte in Fülle vorhanden waren, und daß die Einwanderer es als eine Gunst ansehen mußten, wenn sie — unter welchen Bedingungen nur immer — Land erhielten. Sondern umgekehrt; die Grundherren mußten sich bewerben um die Zuzügler aus dem Westen, und diese konnten die Bedingungen stellen, unter denen sie Rodung und Anbau des Landes übernehmen wollten.

So fanden die freieren Formen der Landleihe, die sich im Westen vereinzelt und allmählich, zum Teil in Anlehnung an die städtische Leihe, ausgebildet hatten, im weitesten Umfange und allgemeine Anwendung in den Kolonisationsgebieten des Ostens. Die freie Erbzinsleihe wurde hier — neben der im allgemeinen erst später und nicht überall sich entwickelnden freien Zeitpacht — die vorerst fast ausschließliche Form bäuerlichen Besitzes.**)

Volles Eigentum im heutigen Sinne, mit der Tendenz allumfassender und unbeschränkter Herrschaftsgewalt, wurde durch die Erbzinsleihe allerdings nicht begründet, und konnte nicht begründet werden.***)

In den meisten Fällen besaß der Grundherr das Land selbst nur zu Lehen, konnte also nicht volles Eigen verleihen. Ferner spricht gegen die Annahme eines solchen — neben direkten Hinweisen — die (auf Melioration gerichtete) Zweckbestimmung bei Übertragung der Güter; die oft sehr genauen Festsetzungen über die Erbnachfolge, bisweilen auch über eventuelle Veräußerung; endlich der Umstand, daß der Zins häufig als bloßer Rekognitionszins erscheint, öfters sogar ausdrücklich als solcher bezeichnet wird. Privater Grundzins war überhaupt nach damaliger deutscher Rechtsanschauung nicht vereinbar mit vollfreiem Eigentum, sondern deutet stets auf abgeleiteten Besitz, auf ein Obereigentum des Zinsherrn, hin. So erklärt es sich auch, wenn

*) Quod sede incerta raro studiosus reperitur agricola, terrae possessoribus possessionem perpetuavimus, heißt es in einer Urkunde v. J. 1165.

**) Abgesehen natürlich von den noch lange prekär, auf Widerruf, auf ihren Gütern sitzenden Wenden.

***) Vgl. meine Kolonisierung S. 209 ff.

vom 12. bis in das 15. Jahrhundert Erwerb oder Veräußerung des Grundzinses gleichbedeutend gefaßt wird mit Erwerb oder Veräußerung der betreffenden Güter selbst, d. h. des Obereigentums über sie.

Dies Obereigentum beschränkte aber in keiner Weise das Nutzungsrecht des Kolonisten an seiner Hufe. Selbst „Deteriorierung" des Gutes berechtigte ursprünglich den Zinsherrn nicht, dasselbe zurückzunehmen. Denn da es meist aus wilder Wurzel gerodet war, erhielt der Grundherr selbst in dem vernachlässigten Gut mehr an Wert zurück, als er ursprünglich gegeben und also zurück zu beanspruchen hatte. Die „Besserung" über den Zins hinaus, d. h. der in der Kultur des Gutes steckende Wert und Erfolg der Arbeit des Bebauers galt als dessen Eigentum: der Grundherr hatte darauf keinen Anspruch.*)

Aus alledem ergiebt sich also, daß das Unter- oder Nutzungseigentum des zu Erbzinsrecht sitzenden Kolonisten sich dem vollen Eigentum in sehr hohem Grade näherte, und — mit unbeschränkter Nutzungsbefugnis, unbeschränktem Erbrecht und wenig beschränktem Veräußerungsrecht verbunden — sich praktisch kaum von ihm unterschied.**)

So war in verhältnismäßig kurzer Zeit auf der Grundlage freier Vereinbarung eine breite Schicht deutscher Bauern entstanden, die mit persönlicher Freiheit weitgehende rechtliche und wirtschaftliche Selbständigkeit bei geringer dinglicher Belastung vereinigten.

Die Folge von alledem war eine äußerst günstige Wirtschaftslage der Bauern und eine, wesentlich hierdurch — neben dem Bergbau — bedingte, fast beispiellos rasche Aufnahme des Landes, dessen Reichtum, der Glanz seines Fürstenhofes, das wohlbehäbige, zum Teil sogar üppige Leben nicht nur des Adels und der Bürger (in den jetzt rasch aufblühenden Städten), sondern auch der bäuerlichen und unteren Klassen des Volkes durch zahlreiche Nachrichten schon aus dem 13. Jahrhundert bezeugt wird.

Es läßt sich hier dieselbe Erscheinung beobachten, die unter ähnlichen Umständen fast stets in Kolonialländern sich zeigt: eine rasche Entwickelung und schnelles und kraftvolles Aufstreben von Land und Volk, wenn unter sonst günstigen Bedingungen jungfräulicher Boden von bedeutender Fruchtbarkeit besetzt wird mit Ansiedlern einer höheren Kulturstufe, bei denen mit

---

*) Diese Auffassung der Arbeit als Wertquelle und als Begründung von Eigentumsrecht hat die Glosse zum Sachsenspiegel. Vgl. meine Kolonisierung S. 393 u. 205.

**) Anders wurde dies, als die Grundherren landwirtschaftliche Großunternehmer wurden. Da wurde ihnen das Obereigentum, d. h. der Inbegriff der darunter verstandenen öffentlichen und privaten Befugnisse und Rechte, ein wirksames Mittel zur Erweiterung ihrer Macht und ihres Areals, und nicht immer erfolglos versuchte man sogar, das Untereigentum der Bauern als Pachtbesitz, oder gar als bloßes Nutzungsrecht an fremder Sache hinzustellen.

Freiheit und Selbständigkeit der Bewegung rücksichtslose Thatkraft, zäher Fleiß und ausgebildetere Wirtschaftstechnik vereinigt sind.

Die Besiedelung des Flachlandes und des niederen Berglandes war mit dem Schluß des 13. Jahrhunderts vollendet. Die des höheren Gebirges gehört, soweit der Ackerbau in Frage kommt, teils noch dem 13., teils dem 14. Jahrhundert an; und weite Striche verdanken erst dem Bergbau des 15. Jahrhunderts und der vielfach an ihn sich knüpfenden Industrie ihre spätere zahlreiche Bevölkerung.

Mit der Ausbreitung der deutschen Bauern ging Hand in Hand die Verdrängung wendischen Volkstums, die völlige Germanisierung des Landes.

Links der Elbe waren die Sorben, wie früher erwähnt ist, schon während des 10. und 11. Jahrhunderts stark dezimiert. Seit dem 12. Jahrhundert verschwinden sie in ihrer Besonderheit und Eigenart mehr und mehr.

Eine systematische und gewaltsame Vertreibung, aus politischen Gründen, wie in Brandenburg, hat zwar in den Gegenden zwischen Elbe und Saale nicht stattgefunden.*) Aber an Verdrängungen aus wirtschaftlichen Gründen hat es auch bei uns nicht gefehlt. Öfters wird in Urkunden der Wunsch oder die Erwartung ausgesprochen, die Wenden möchten den Ort verlassen und deutschen Bauern Platz machen, und man wird wohl verstanden haben, dem Wunsch gegebenenfalls durch die That Nachdruck zu geben. Es ist bezeichnend, daß nirgends von der Zurückforderung entlaufener Wenden die Rede ist; daß kein Verbot des Entlaufens, kein Auslieferungsvertrag erhalten ist. Man machte sich eben nicht viel daraus, wenn sie gingen, solange und wo man hoffen durfte, statt ihrer deutsche Siedler zu erhalten.

Häufig begegnet man der Ansicht, die Sorben hätten sich allmählich ganz mit den Deutschen vermischt; sie seien in diese gleichsam aufgegangen. Ich glaube, daß man damit doch oft zu weit geht. Ich meine, es wird auch hier jenes bekannte Gesetz der natürlichen Auslese in Erscheinung getreten sein: daß ein weicheres, schwächeres Geschlecht allmählich schwindet gegenüber einem rücksichtslosen, kulturüberlegenen Rivalen. Die Sorben wurden langsam aber unwiderstehlich hinweggedrängt von allem, was behäbigeres Leben ermöglichte. In der älteren Zeit, als der nationale Gegensatz vor dem religiösen mehr zurücktrat, als der Übertritt zum Christentum zugleich den Anschluß an das Deutschtum bedeutete, mochte häufiger eine Verschmelzung stattfinden. Aber je später, desto entschiedener bildete sich der Rassengegensatz**) heraus, und stieg die von Anfang an vorhandene Abneigung zu Verachtung und

*) Abgesehen von den Gegenden an der unteren Mulde und von dort elbaufwärts, wo das Gebiet der brandenburgischen Askanier und der Magdeburger Kirche herüberreichte.

**) Der übrigens schon im Sachsenspiegel hervortritt.

Haß. Die Zünfte weigerten allen die Aufnahme, die von wendischen Eltern abstammten. Die Städte schlossen sich ihnen, oder wiesen ihnen besondere Viertel und Straßen an. Von wendischer und von unehrlicher Geburt sein, war gleichbedeutend, in den Zunftstatuten und in landesherrlichen Reskripten. Die Bezeichnung „Wende" galt als ein Schimpfwort, das mit hoher Strafe belegt wurde. Wer unsern Bauer kennt, wird nicht annehmen, daß er mit Menschen, die in solcher Geringschätzung standen, sich anders als nur ausnahmsweise durch Heirat und verwandtschaftliche Beziehungen vermischt habe. Einzelne besonders tüchtige oder von Glück begünstigte Elemente mochten sich auch seit dem 14. Jahrhundert noch mit ihren bäuerlichen deutschen Nachbaren verschmelzen. Die übrigen, Schwächeren, verloren sich unter den niederen Schichten der Bevölkerung. Als hortulani (Gärtner), Kossaten, Häusler, Handwerker (Leineweber) saßen sie in den Dörfern, auf den Dominien, vor den Mauern der Städte, unfähig natürlich, ihr Volkstum und sorbische Eigenart zu behaupten.

Im Jahre 1293 wurde der Gebrauch der wendischen Sprache vor Gericht in Anhalt, 1327 in Altenburg, Zwickau, Leipzig und den zugehörigen Distrikten, 1424 im Meißenschen verboten.

Links der Elbe ist seitdem das Sorbentum bis auf Reste, die im wesentlichen doch nur antiquarischer Art sind, verschwunden; von einem sorbischen Volkstum im Gegensatz zum deutschen kann hier nicht mehr die Rede sein.

Rechts der Elbe, in der Lausitz, haben sich allerdings aus Gründen, von denen einige schon genannt sind, wendische Art und Sprache bis heute in weiten Strichen behauptet, nicht ganz ohne künstliche Förderung und Unterstützung. Aber auch diese Lausitzer „Wenden" fühlen und denken als Deutsche, und es ist ein vergebliches und eitles Bemühen, sie als vorgeschobenen Posten des Slawentums ausspielen zu wollen.

Aus dem alten Sorbenlande ist ein durch und durch deutsches Land, ist unser Sachsenland geworden. Das ist das große Ergebnis der Kolonisationsarbeit des deutschen Volkes, vor allem des deutschen Bauern, während des 12. und 13. Jahrhunderts.

III. Dorf- und Flurlage.

Für die Einrichtung freier*) Siedler in Haus, Hof und Flur sind, auf Grundlage der naturgegebenen Bedingungen und der Anforderungen, die durch Betrieb und Technik der Wirtschaft gestellt werden, von entscheidendem Einfluß die von der Vorbevölkerung der neuen Heimat entwickelten Formen, und die Tradition der alten Heimat. Sehen wir von den Einzelhöfen mit ihrem geschlossenen Landkomplex und von den aus ihnen oder durch grund-

*) Bei der Ansetzung unfreier oder stark abhängiger Bauern war natürlich zuletzt der Wille des Grundherrn maßgebend.

herrliche Besiedelung entstandenen Weilern ab, so bleibt im alten Deutschland als vorherrschende (nach Meitzen „volkstümliche") Siedelungsform das Haufendorf, mit der in Gewanne zerlegten Flur. Das Haufendorf ist, wie die (aus Meitzens großem Werk I, S. 47, entnommene) Abbildung Fig. 122 zeigt, ein rundlicher Komplex von planlos gestellten, durch Hofraum und Gärten von einander getrennten Gehöften; durchzogen von planlos verlaufenden, krummen und winkligen Straßen und Gassen, zu denen verschiedene Höfe nur durch enge Sackgassen Zugang gewinnen. — In dieser Ausgestaltung ist das Dorf nicht „begründet", sondern allmählich geworden. Von den ersten Ansiedlern

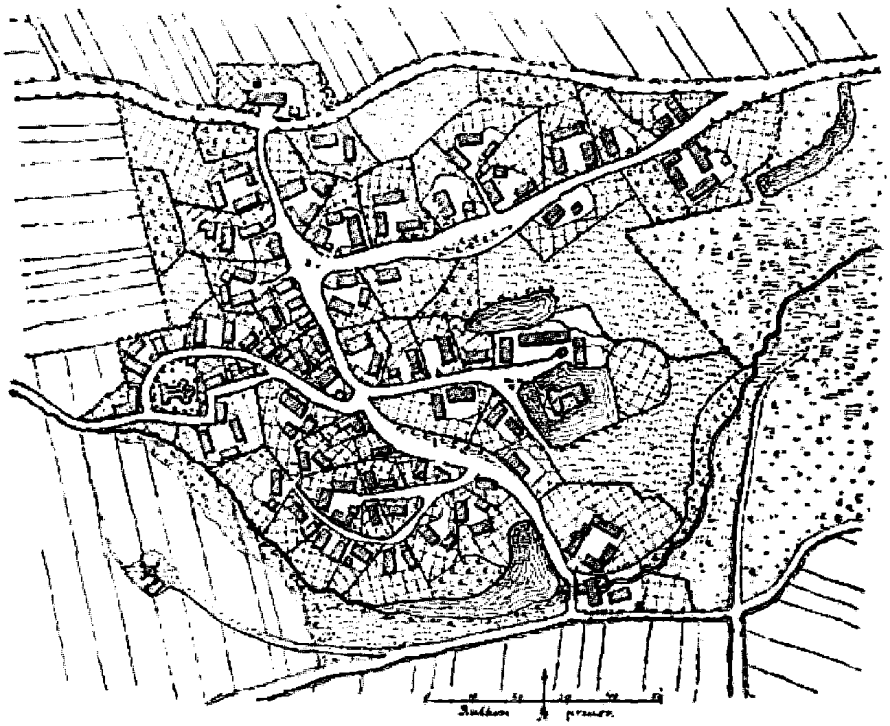


Fig. 122. Geusa bei Merseburg. (Haufendorf.)

wurde der für das Dorf ausgewählte Platz in soviel (ca. $^1/_2$ ha große) Hofstätten geteilt, als es Siedler waren. Das Ganze wurde durch Graben und Hecke umwehrt.*) In diesen umschlossenen Raum mußten sich nun die mit zunehmender Bevölkerung und Teilung der Hufen neu entstehenden Gehöfte und sonstigen Bauten hineindrängen, wo und wie sie Platz fanden. Die an sich planlose Anlage wurde hierdurch noch unregelmäßiger zerstückelt, zumal auch die Gebäude der einzelnen Höfe mit wachsender Kultur umfangreicher wurden und mehr Platz erforderten. So entstanden die engen Seitengäßchen und Sackgassen, die zu dem die ursprünglichen Höfe verbindenden Hauptwege führten. Natürlich mußte sich früh schon der Übelstand bemerklich machen, daß die Zufahrt zu den einzelnen Gehöften und der Verkehr in so

*) Vgl. Sachsenspiegel, Landrecht II, 66, § 1.

beschaffenen Straßen überhaupt mit großen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verknüpft war. Und da die Höfe (nebst Gärten) zum Teil sich eng um und an einander schoben, fühlten gewiß nicht wenige Besitzer sich unleidlich beengt und beschränkt. Aber ohne umfassenden Umbau des Ganzen ließ sich daran natürlich nicht viel ändern.

Die Feldmark des Haufendorfes setzte sich zusammen aus dem Kulturland (ca. 300—400 ha) und dem Gemeinland (Allmende: Wald, Weide, Torfstich u. s. w.). Das Kulturland zerfiel in „Gewanne", d. h. in bestimmt umgrenzte größere Feldabschnitte von in sich gleicher Bodenbeschaffenheit und Lage. Nach den Besitzeinheiten zerlegte sich die Dorfmark in (10—30) Hufen; das sind gleiche oder besser gleichwertige Anteile an dem Ackerland und an der Nutzung des nicht aufgeteilten Gemeinlandes.*) Die wirtschaftliche Gleichheit der Hufen wurde dadurch hergestellt, daß jede Hufe in jedem Gewann gleichen Anteil, einen oder einige Streifen (nach Loosfall), erhielt. Die Größe der Hufe**) (Behuf; was jedem zukommt) war ursprünglich bestimmt durch den durchschnittlichen Unterhaltsbedarf eines bäuerlichen Haushaltes (nach unten) und durch die durchschnittliche Arbeitskraft derselben (nach oben). Mehr zu produzieren, als man selbst brauchte, hätte in jener Zeit isolierter Hauswirtschaft, wo die Möglichkeit einer Verwertung des Überschusses durch Verkauf fehlte, gar keinen Sinn gehabt. So waren die Hufen in demselben Dorfe gleich groß; in verschiedenen Dörfern aber mehr oder minder verschieden; auf fruchtbarerem und schwererem Boden kleiner, auf leichterem größer.***)

Die älteren Gewanne waren klein und unregelmäßig geformt; die Streifenanteile darin verschieden in Richtungslage und Gestalt. Die Ursachen können hier nicht erörtert werden; sie lagen vor allem in der damals allein möglichen Vermessungstechnik, wie Meitzen in überaus scharfsinniger Weise darthut (I, S. 83 ff.). Spätere und „regulierte" Gewanne sind umfangreicher, regelmäßiger (als Vierecke bezw. Rechtecke) geformt, und in parallelen Streifen aufgeteilt. (Zur Veranschaulichung diene das von Meitzen I, S. 170 mitgeteilte schematische Bild eines solchen alten Gewanndorfes in Fig. 123.)

*) In der ältesten, gemeinwirtschaftlichen Zeit auch dem Ackerland gegenüber nur Nutzungsanteile, keine bestimmten Stücke.

**) Später, bei Verleihungen in entfernten Gegenden und auf Wildland, bildete sich in der „Königshufe" zuerst ein bestimmtes Hufenmaß heraus = ca. 50 ha. — Die gewöhnliche Landhufe umfaßte etwa 30; die Wald- und Hagenhufe 60 und mehr (bis 180) Morgen.

***) Als in späterer Zeit marktmäßige Verwertung der Produkte möglich wurde, und dieselbe Fläche, intensiver bearbeitet, mehr Ertrag gab, zugleich Erbteilung und Verkauf zulässig geworden waren, fielen jene Größenfaktoren weg. Die thatsächlich bestehenden Wirtschaften umfaßten nun, wie noch jetzt, mehrere Hufen oder Bruchteile von solchen.

Auch diese Flurverfassung ist nicht mit einem Schlage geschaffen, sondern allmählich entstanden. Bei der Seßhaftmachung wurde zunächst soviel Land beackert, als bei noch überwiegender Weidewirtschaft zur Ernährung nötig schien. Aufgenommen wurde das Land in bestimmten Abschnitten (Gewannen), deren Größe und Umriß gegeben war durch die von allen Ge-

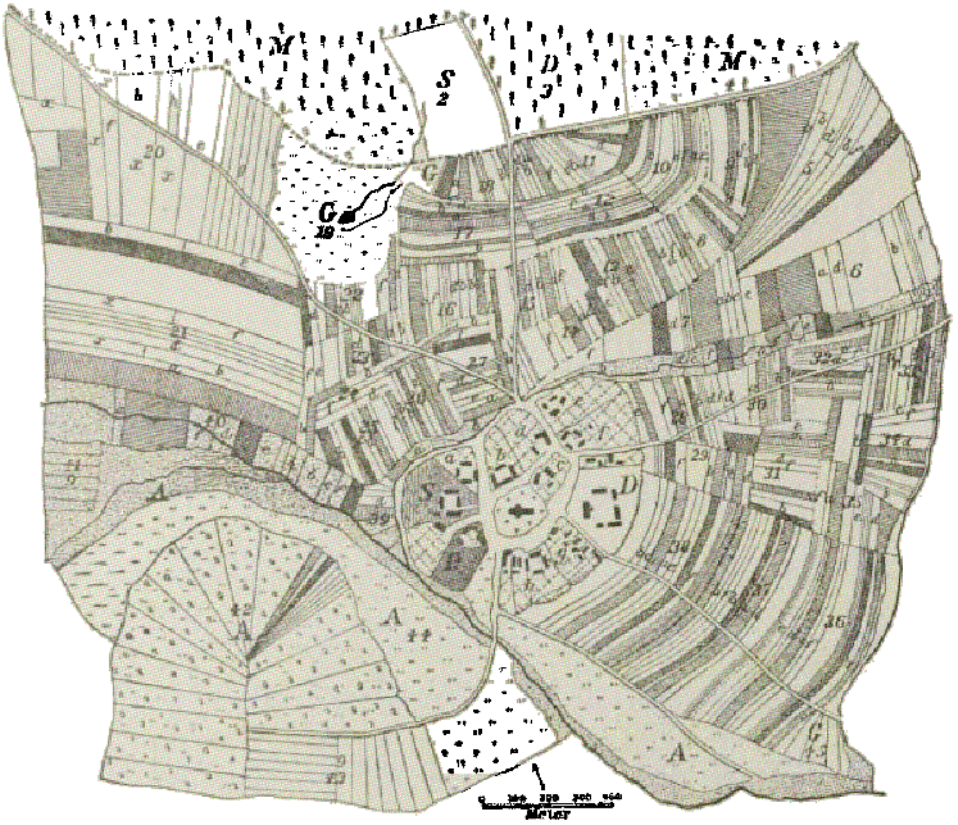


Fig. 123. (Altes Gewanndorf.)

Die gleichschraffierten Streifen bezeichnen die Anteile der einzelnen Besitzungen in den einzelnen Gewannen. Das Dominium (D) umfaßt 3, die Pfarrei (P) 1, die Scholtisei (S) 2, die Bauern a: $^3/_4$, b: $1^1/_2$, d und f je 1, e: $^1/_2$, die 3 Käthner in h jedes $^1/_8$ Hufe; zusammen 12 Hufen. c ist der infolge Veräußerung des Landes an die Scholtisei ackerlose Krug; g sind Gärtner, F Fremde, G Gemeindeland. —

Die Gewanne 8, 10–18, 22–38 sind die älteren, 5–7, 9, 21 spätere, auf schlechterem bezw. entwässertem Boden; z. T. (5, 7, 9) zwischen die älteren eingeschoben. 21, 36–38 haben durch Zusammenziehung und Regulierung (infolge Grenzverwirrung) früherer Gewanne ihre regelmäßige Gestalt und größeren Umfang erhalten. Wiesen- und Buschgewanne (39, 40) gehören der neueren Zeit an. 41–45 ist die frühere (Dorf-)Allmende, z. T. aufgeteilt. M ist Marktallmende.

Zum I. Feld (der Dreifelderwirtschaft) gehörten 10–18, 22–27; zum II. 8, 13–15, 28–35; zum III. 36–38; später zu I noch 21; zu III noch 8, 13–15; und dafür zu II 5–7, 9. —

Die Wege durchschneiden ersichtlich die Gewannstücke in sehr unzweckmäßiger Weise. Sie sind später angelegt als die Gewanne. — Anders bei 36–38, die sich schon hierdurch als spätere (regulierte) Gewanne verraten.

spannen an einem Tage (richtiger Vormittag) umgepflügte Fläche. Aus der Anteilleistung eines jeden Gespannes ergab sich der Flächenanteil eines jeden Besitzers in Umfang = 1 Morgen, und Richtungslage. Auch die „Morgen" konnten demnach von Ort zu Ort, und sogar in derselben Flur, von verschiedener Ausdehnung sein. Die neuen Gewanne wurden nicht in dieser Weise und in „Morgen" geteilt, sondern durch Breitenmessung und Abschreiten der gleichbreiten Parallelstreifen.

Je mehr nun die Viehwirtschaft zurücktrat und die Bevölkerung zunahm, der Getreidebedarf also stieg, um so mehr Gewanne mußten natürlich aufgenommen werden, bis eben die Grenze des Normalbedarfs und der Normalarbeitskraft einer wesentlich auf Ackerbau beruhenden Wirtschaft erreicht war.

Die Bewirtschaftung geschah im „Flurzwang". Die Flur war in wirtschaftlich gleichgroße Schläge (Felder, Zelgen; jeder aus einer größeren Anzahl von Gewannen bestehend) eingeteilt. Jeder Schlag wurde mit gleicher Frucht bestellt und zu derselben Zeit beackert, besäet und abgeerntet. (Bei der seit den Karolingern verbreiteten Dreifelderwirtschaft z. B. trug ein Feld Winterkorn, das zweite Sommerkorn, das dritte lag in Brache.) Die bestellte Fläche wurde nach dem Säen umzäunt. Nach der Ernte wurden die Zäune entfernt und die Felder dem Weidevieh geöffnet. Wer nicht rechtzeitig säete bezw. erntete, konnte nicht mehr zu seinem Acker gelangen, bezw. wurden dessen Früchte vom Vieh vernichtet.

Die einzelnen Streifen hatten meistens keinen besonderen Zugang, sie setzten Überfahrtsrechte über die Nachbargrundstücke voraus. Die Wege sind fast sämtlich jüngeren Ursprungs, als diese Flurverfassung. Die älteren Gewanne werden von ihnen oft in recht unpraktischer Weise durchschnitten und zerstückt; erst die jüngeren suchen sich möglichst an die Wege anzuschließen.

Die Entstehung des Flurzwanges, der bekanntlich vielfach sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat, weist auf die alte genossenschaftliche Gemeinwirtschaft zurück. Er wirkte wohlthätig, indem er auch die Trägen mit fortriß (Wege u. s. w. ersparte), hinderte aber andrerseits jeden an individuelle Thatkraft, Einsicht, Geschicklichkeit, Unternehmungslust geknüpften Fortschritt.*) Weitere Übelstände dieser Flurverfassung waren die Kleinheit und Unregelmäßigkeit besonders der älteren Gewanne, die große Zerstückelung zur Folge hatten; ferner das Fehlen fester Grenzen zwischen den Gewannstreifen, so daß Verwirrung infolge Abpflügens unvermeidlich war, und die schon erwähnte Unzugänglichkeit der meisten Besitzstücke.

Neben dies Haufendorf mit Gewannen und Gemenglage der Hufen trat nun etwa seit Beginn des 9. Jahrhunderts eine zweite Siedelungsform, deren

*) Der Einzelne war an die schwerfällige träge Gesamtheit gebunden: Fortschritte wurden deshalb wesentlich nur auf den Rodungen Einzelner und auf denen der Grundherren (Bezunden) gemacht, die dem Flurzwang nicht unterstanden.

Kenntnis die Kolonisten bezw. die Lokatoren aus der alten Heimat mit herüber brachten. Im Laufe des 9. bis zum 11. Jahrhundert wurden nämlich die Waldgebiete der mitteldeutschen Gebirge, von den Ardennen über den Odenwald herüber bis zum Thüringer Wald, in ausgedehnten Strichen mit meist grundherrlichen Dorfanlagen bedeckt. Einige darunter zeigen das geschilderte Gewannsystem. Aber — abgesehen von dessen vorhin erwähnten Mängeln und davon, daß die Gebirgsthäler schon ihrer Konfiguration nach weniger zur Zerlegung in Gewannabschnitte sich eigneten,*) erwies sich diese Anlage doch nur dann als thunlich, wenn gleich eine größere Zahl von Siedlern zur Hand war, die als Genossenschaft das Land übernehmen und sich darauf einrichten konnten. Andernfalls hätte man für die noch zu erwartenden und später hinzutretenden Kolonisten eine entsprechende Anzahl von Streifen in den Gewannen aussparen und gleichsam aufheben müssen. — Die Vergebung in blockförmigen Stücken und die Anlage von Einzelhöfen und Weilern führte zu anderweiten wirtschaftlichen Unzuträglichkeiten und zu mangelhafter, nicht im Interesse des Grundherrn liegender Verwertung des Landes. (Vgl. Meitzen II., S. 329).

So kam man zu der in Gebirgsthälern an sich naheliegenden Form der Waldhufe**) und des Reihendorfes (Fig. 134). Von einer durchgehenden Straße aus, an der in fortlaufender Reihe die Gehöfte lagen, führte man von jedem Gehöft aus die zugehörige Hufe geschlossen in einem einzigen Streifen bis möglichst zur Grenze der Gemarkung. So blieb dem Grundherrn kein zerstückeltes, unzusammenhängendes Land übrig. Hufe schloß sich an Hufe, und später kommende Siedler konnten an beiden Enden sich anreihen. Diese Siedelungsform wurde typisch für die Berggegenden unseres Landes und darüber hinaus, bis zu den Sudeten und weiter. Jene Anlagen des 9.—11. Jahrhunderts können also gleichsam als Vorschule und als Vorstudien betrachtet werden für die späteren, gleichartigen, nur vollkommneren Anlagen des 12.—14. Jahrhunderts in dem Bergland des slawischen Ostens.

Im Koloniallande fanden nun die Einwanderer ebenfalls „zwei" eigen-

*) Andrerseits war die Gewanneinteilung, die jedem gleichen Anteil an jeder Bodenqualität und -lage gewähren sollte, hier überflüssig. Die Güte u. s. w. des Bodens wechselte im wesentlichen mit der Höhenlage, von den fruchtbaren Wiesen und Äckern im Thal die Berglehne hinauf bis zum vielleicht wenig anbaufähigen, steinigen, waldbewachsenen oder moorigen, rauhen, den Winden ausgesetzten Plateau. Die Anlage in Streifen von unten an bis oben hin war somit hier gerade mit Rücksicht auf die der Gemenglage zu Grunde liegende Idee die natürliche und gebotene (jeder erhielt gleichsam ein Gewann), ebenso wie die Lage der Höfe im Thal am Bach entlang, wo allein ein bequemer Zugangs- und Verbindungsweg möglich war. — Etwaige Ungleichwertigkeit ließ sich leicht durch größere Breite der Streifen ausgleichen.

**) Oder Hagenhufe, so bes. in der Ebene genannt; in den Marschniederungen die in der Struktur ähnliche — holländische — Marschhufe.

artige Siedelungsformen vor, die gemeinhin als „slawische" Dorfanlagen bezeichnet werden: den sogen. Rundling und das Straßendorf.

Bei den Rundlingen liegen, wie die Abbildungen 124 u. 125 zeigen, die Gehöfte dicht nebeneinander und nach innen verzäunt um einen runden (hufeisenförmigen) Platz, der ursprünglich nur einen schmalen Zugang hatte, und in dessen Mitte häufig noch jetzt ein Teich, bezw. der Dorfbrunnen (oft auch Kirche, Schule, Schmiede) sich befindet. Die Gras- und Baumgärten hinter den Höfen verbreitern sich keilförmig, so daß der ganze Aufriß oft einem Fächer nicht unähnlich sieht. Eine Hecke mit Graben schließt ringsum das Ganze ab.

Bei dem Straßendorf (Fig. 126) liegen die Gehöfte eng aneinander gedrängt

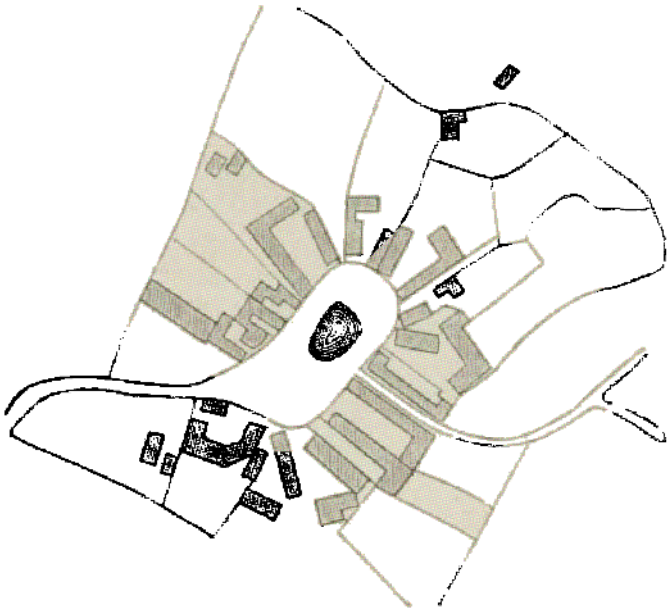


Fig. 124. Borthen bei Pirna. (Rundling.)

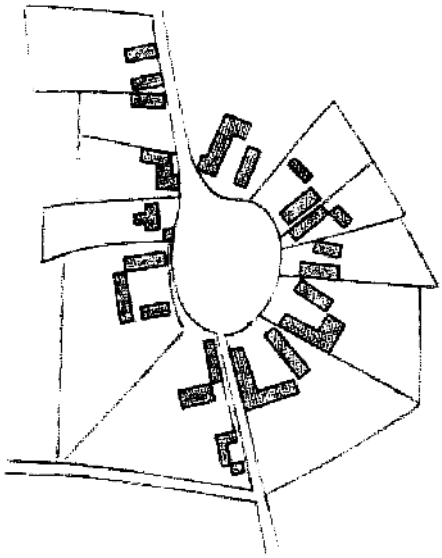


Fig. 125. Burgstädtel bei Pirna. (Rundling.)

zu beiden Seiten einer relativ kurzen, geraden Straße. Diese, mehr einem schmalen, langgestreckten Platz ähnelnd, ist so breit, daß auf beiden Seiten vor den Gehöften Wege laufen, die sich an den Enden des Dorfes vereinigen und in der Regel in der Mitte durch einen Querweg verbunden sind. Zwischen den Wegen liegen Teiche, Grasflächen, Gärten, oft auch Kirche nebst Friedhof, Schule, Schmiede und andere Baulichkeiten. Hinter den tiefen aber schmalen Gehöften liegen die Gärten. Sie stoßen hinten an eine meist geradlinig verlaufende Hecke, die das ganze Dorf häufig zu einem fast genau rechteckigen Parallelogramm umschließt. Hinten an die Hecke schlossen sich ursprünglich die Felder, in späterer Zeit ist bisweilen auf einer Seite oder rundum neben der Hecke entlang ein Weg gezogen. Feldwege von der Rückseite der Höfe auf die Äcker hinaus sind nach Meitzen späteren Ursprunges.

Auf Karten größeren Maßstabes sind beide Dorfformen oft schon daran kenntlich, daß bei den Rundlingen die Hauptwege nach außen von dem einen

ursprünglichen Ausgang des Dorfes nach den verschiedenen Richtungen hin abbiegen, bisweilen ganz nach rückwärts sich wendend; bei den Straßendörfern ist dies bei den beiden Dorfausgängen der Fall.

Die Ackerflur der slawischen Dörfer setzte sich zusammen aus unregelmäßig geformten und planlos liegenden großen und kleinen Blöcken. (Vgl. Meitzen, Kartenband, Anlage 128). Die Blockform war, wie früher erwähnt ist, schon dadurch geboten, daß man mit dem slawischen Hakenpflug (radlo, uncus) in die Länge und Breite pflügen mußte, um den Boden ge-

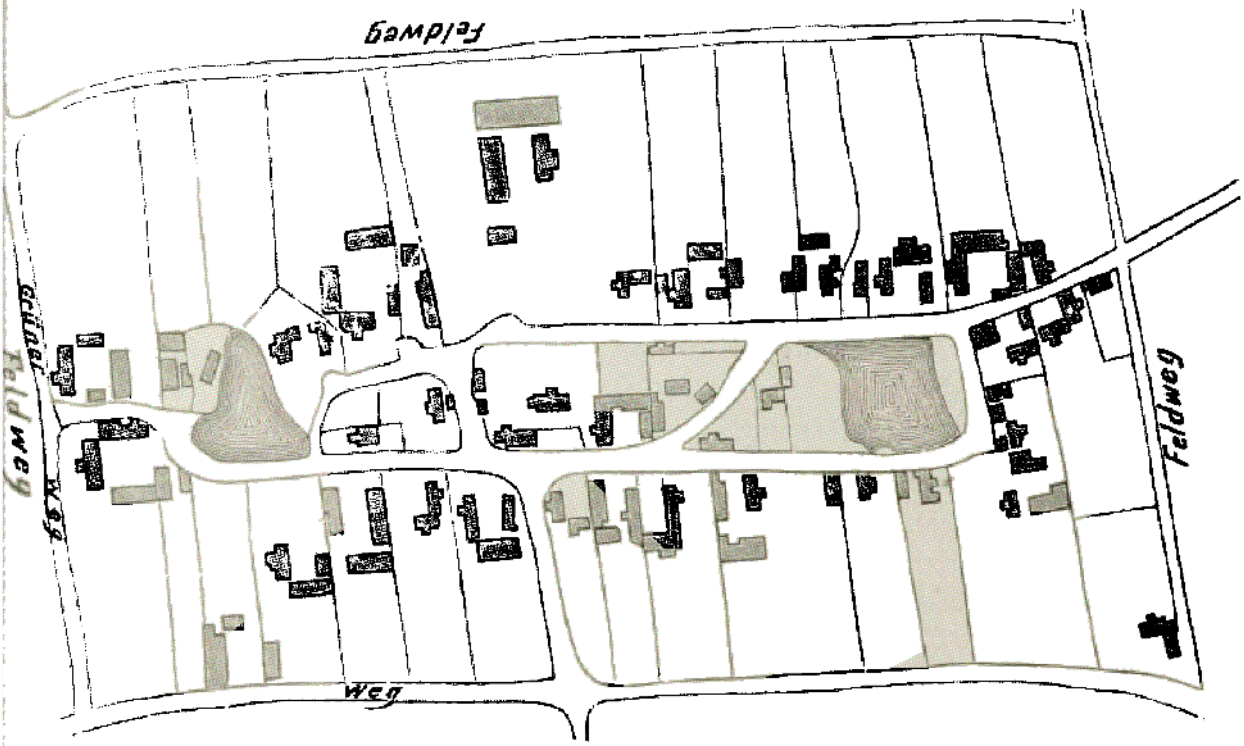


Fig. 126. Collmnitz bei Großenhain. (Straßendorf.)

nügend zu lockern, während der deutsche Pflug nur längsweise den Boden durchfurchte und so die Einteilung in lange, relativ schmale Streifen bewirkte.

Rundling und Straßendorf werden in der Regel als zwei prinzipiell verschiedene und als spezifisch slawische Siedelungsformen bezeichnet.

Mir erscheint beides zweifelhaft. Ringartige Dorfanlagen bezw. Umhegungen finden wir überall bei nomadisierenden und auch bei schon seßhaften aber wesentlich noch Viehwirtschaft treibenden Völkerschaften, zum Schutze für das Vieh wie zur Verteidigung gegen Feinde.*) Bei dem allmählichen Uber-

*) Die Beweise dafür, daß diese Form des vorübergehenden bezw. ständigen Wohnens sich geradezu aufdrängte zum Schutze des Viehs und zur eigenen Sicherung, ließen sich häufen. — (Der Ring der Avaren, die Wagenburg der Kimbern und Teutonen, die der Hussiten und -- in neuerer Zeit — der dem fernen Westen Amerikas zuziehenden Siedler. Der Kral und die Tembe afrikanischer Völkerschaften u. s. w.)

gange von nomadisierender Weidewirtschaft (mit gleichsam wanderndem, spärlichem Ackerbau) zu seßhaftem Ackerbau wurde diese gewohnte und durchaus zweckentsprechende Form des Wohnens beibehalten, zumal noch lange die Viehwirtschaft im Vordergrund des Wirtschaftslebens stand.

Ein Gewässer, eine Quelle, welche nicht nur den Menschen das unentbehrliche Wasser spendete, sondern auch die Anlage einer Tränkstätte, eines Teiches für das Vieh ermöglichte, war das erste Erfordernis bei der Wahl des Platzes für die Niederlassung. Um diese Tränkstätte reihten sich in nicht zu großer Entfernung die leichten Hütten der Siedler. Eine Umzäunung in der Mitte, die Tränkstätte einschließend, bildete den Pferch, in dem das Vieh in der Nacht, zur rauhen Jahreszeit, bei drohender Gefahr Zuflucht fand gegen die Tiere der Wildnis und gegen feindlichen Überfall. Hier war es ebenso leicht zu beaufsichtigen, wie zu verteidigen. In der älteren Zeit wird dieser Pferch, dessen Umzäunung schließlich bei wachsender Zahl der Siedler deren enger sich zusammenschließende Wohn- und Wirtschaftshäuser bilden konnten, als gemeinsamer Hofraum gedient haben, zumal zur Zeit mehr oder minder noch kollektivistischer Wirtschaft der versippten Dorfgenossen. Auch das Gebrauchsvieh mochte sich später (bei zurücktretender Weidewirtschaft) noch vorzugsweise hier aufhalten, selbst nachdem schließlich jede Wirtschaft über einen eigenen, gesonderten Hofraum verfügte.*)

Zu diesem wirtschaftlichen Nutzen kam nun noch der militärische: der Schutz, den eine solche der Wagen- oder Karrenburg wandernder Halbnomaden nachgebildete Niederlassung, mit nur einem schmalen, leicht abschließbaren Zugang, ringsum durch Graben und Hecke (Wall) versperrt, den Bewohnern gewährte gegenüber den Räubereien und Überfällen feindlicher Stämme. War für neu entstehende Wirtschaften nicht mehr Platz in dem „Rundling" vorhanden, und wollte man nicht zur Anlage einer selbständigen neuen Siedelung schreiten, so war es in der älteren Zeit nicht schwer, die leichten Hütten abzubrechen und auf dem das Dorf umgebenden Grasplan weiter zurückgeschoben wieder aufzubauen, so daß der vergrößerte Kreis die neuen Höfe aufnehmen konnte. Allerdings hatte diese Ausdehnung ihre Grenze insofern, als die Kreisfläche bei jeder Verlängerung des Radius in stets größerem Verhältnis wuchs, und überdies allmählich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude stabiler und in ihrer Einrichtung komplizierter wurden, so daß eine Verlegung und Zurückschiebung nicht mehr recht thunlich war.

*) In unserm Lande ist dies schwerlich vor der Zeit der deutschen Besiedelung und der Einführung der fränkischen Gehöftanlage, die gleichem Wirtschaftszwecke diente, geschehen.

In dieser Weise sind nun meiner Ansicht nach auch die Rundlinge unserer Gegend zu erklären.*) Sie sind nicht zurückzuführen auf irgend eine nationale Besonderheit der (westlichen) Slawen, sondern auf die Gewohnheiten und die Wirtschaftsverhältnisse der allmählich zu seßhaftem Ackerbau übergehenden Halbnomaden.**) Sie haben sich besonders zahlreich und in geringem Umfange gerade in unserm Lande erhalten, weil hier schon wenige Jahrhunderte nach der sorbischen Einwanderung die Entwicklung durch die deutsche Eroberung unterbrochen wurde und so der alte Zustand gleichsam erstarrte,***) während er anderswo und in zahlreichen Fällen (in rein bäuerlichen Dörfern auch bei uns) sich weiter entwickeln konnte.

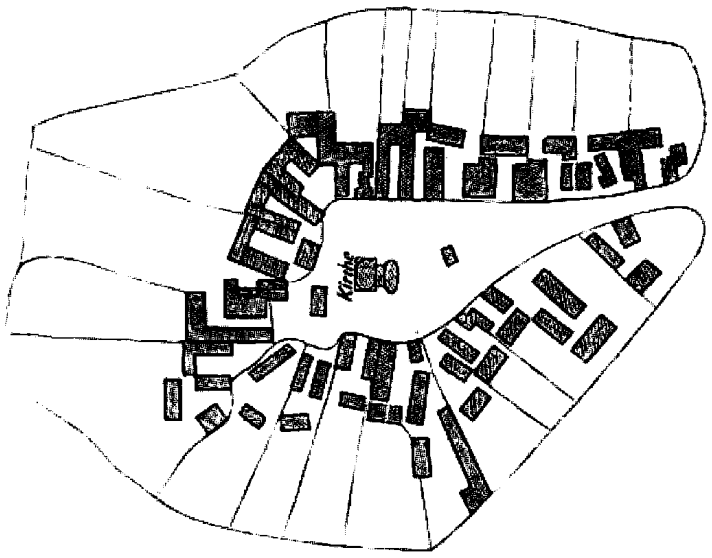


Fig. 127. Liptitz bei dem Spitzberg.

Das führt uns zum zweiten Punkt, zu dem Verhältnis des Rundlings zum Straßendorf. War die Erweiterung des Dorfringes aus irgend welchen Gründen nicht mehr thunlich, und wollte man keine neue Siedelung begründen, so mußte man sich irgendwo an den alten Ort anbauen; das Nächstliegende war: an der (erweiterten) Ausgangsstraße. So erhielt der Ort mehr und mehr die Form eines Beutels. Überhaupt wird man schon früh, um das unverhältnismäßige Anschwellen des inneren Flächenraumes zu verhindern, zur ovalen Form übergegangen sein, die sich allmählich mehr und mehr streckte. So entstanden Formen, wie sie die Abbildungen von Liptitz bei dem

*) Weitere Ausführungen mit Abbildungen an diesem Orte zu geben verbietet leider der Raum.

**) Der Versuch, wirtschaftliche Erscheinungen aus nationalen Eigenschaften u. s. w. zu erklären, statt aus den Bedingungen und Forderungen des Wirtschaftens selbst, deutet in den meisten Fällen auf eine Lücke in der Forschung hin. Solche sonderartigen Erscheinungen constituieren übrigens ja erst den Begriff „nationale Eigenart", lassen sich also nicht aus dieser causal erklären.

***) Bes. in solchen Orten, die zu Rittersitzen wurden.

Spitzberg,*) Weißig am Raschütz, Göltzschen (Fig. 127–129) zeigen. Die Viehwirtschaft trat zurück, bequemer Zugang zu den Feldern wurde erwünschter, die

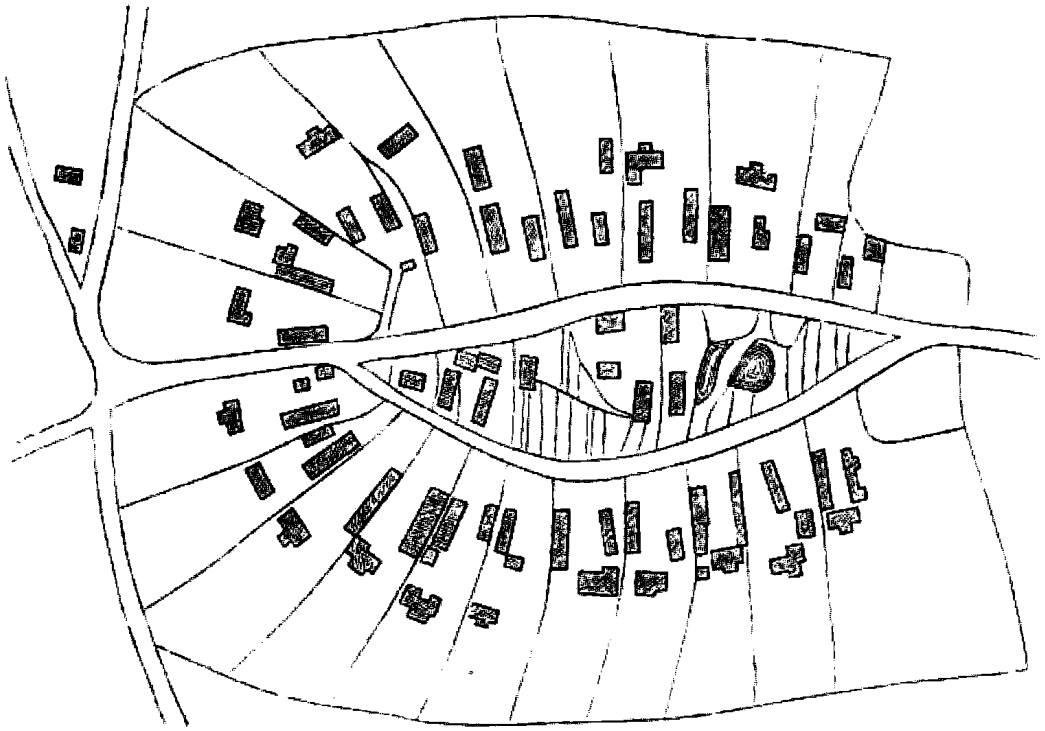


Fig. 128. Weißig am Raschütz.

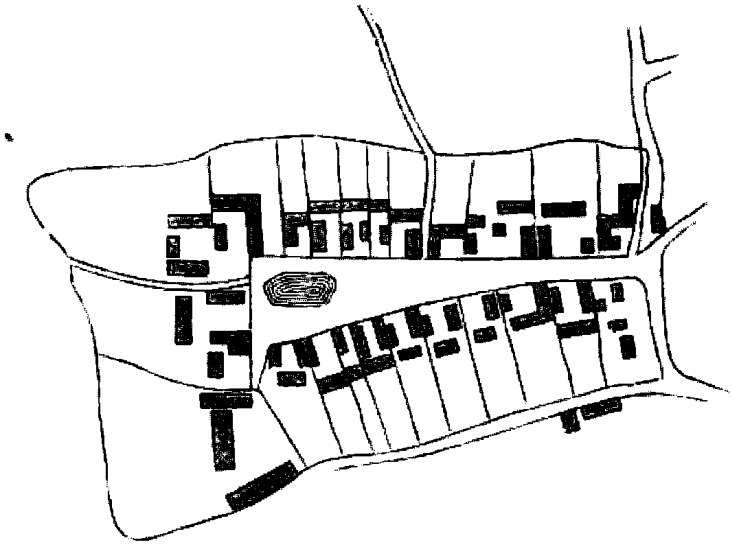


Fig. 129. Göltzschen bei Rötha.

Sicherheit des Wohnens war größer geworden: so verzichtete man auf die rings geschlossene Form und baute das Oval, nach beiden Seiten es öffnend, ge

*) Ähnlich Meltewitz, Heinitz, Hohenhaide.

radlinig weiter aus.*) Diese Entwickelung führte zu Dorfformen wie Olganitz und Zitzschewig (Fig. 130 u. 131). Bei Straßendörfern dieser Art, mit Aus-

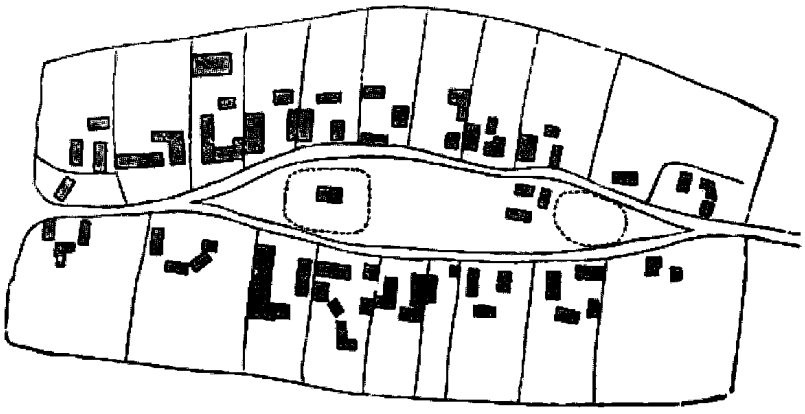


Fig. 130. Olganitz bei Strehla.

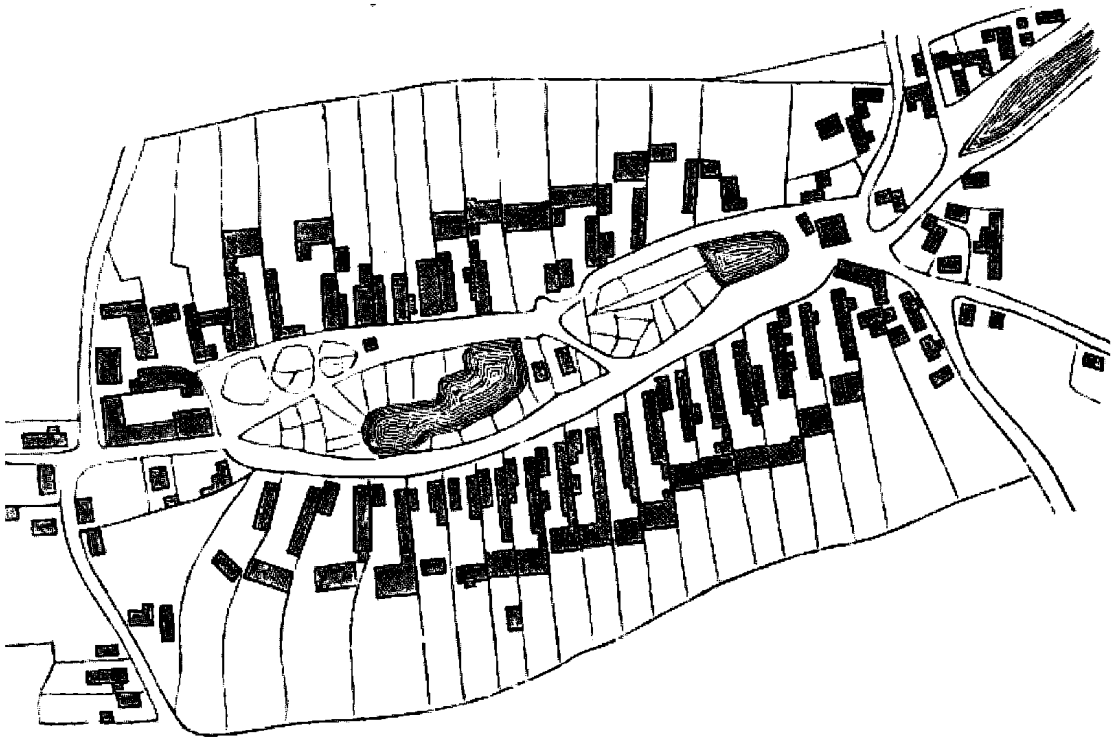


Fig. 131. Zitzschewig bei Dresden.

weitung in der Mitte, ist meines Erachtens mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ihre Anlage bis auf die sorbische Zeit zurückreicht.

*) Bisweilen mochte man auch damals schon den Rundling nach der dem Ausgang entgegengesetzten Seite durchbrechen und weiter ausbauen. In neuerer Zeit haben fast alle noch bestehenden Rundlinge solchen zweiten Ausgang gewonnen; schmal, weil die stabilen Gehöfte es nicht anders zuließen. In jener Zeit, bei dem leichten Bau der Hütten, konnte der Durchbruch natürlich breit erfolgen, bes. bei event. Umbau des Ortes zur Zeit der deutschen Kolonisation unter Einführung deutscher (fränkischer) Hofanlage.

Völlig geradlinig verlaufende Straßen schließen zwar auch nicht unbedingt aus, daß der betr. Ort in jener frühen Zeit begründet ist. Es kann wohl nach einer Zerstörung ein Neuaufbau in dieser Weise stattgefunden haben, und vor allem wird der alte Dorfplan in sehr hohem Grade modifiziert worden sein bei Einführung der fränkischen Hofanlage. Aber im allgemeinen wird man in solchen Fällen doch zunächst auf Anlagen der deutschen Kolonisationszeit, unter Nachahmung jener vorgefundenen Form und Weglassung der nicht mehr nötigen, anscheinend unmotivierten Erweiterung schließen müssen.

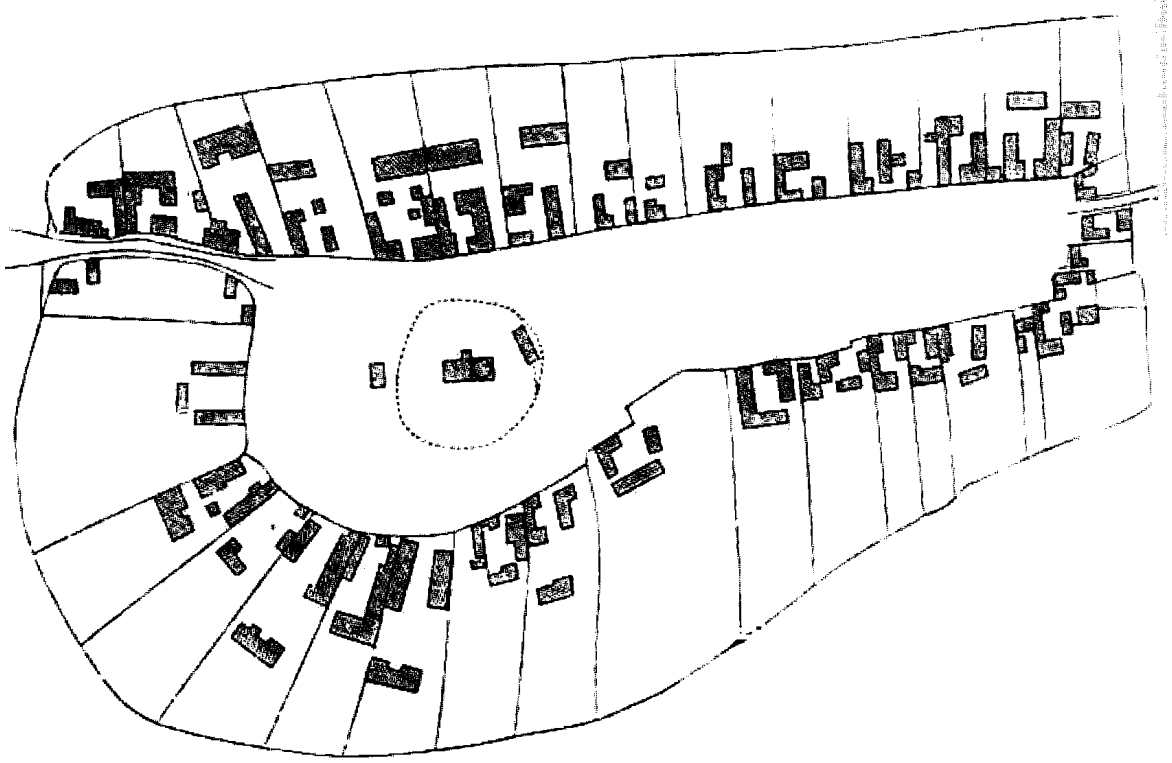


Fig. 132. Hohenhaide bei Taucha.

Von all diesen Dorfformen findet sich nun das alte Haufendorf (Fig. 122) anscheinend nur im Westen unsers Gebietes, nach der unteren Saale zu; und auch hier nur vereinzelt. Seine schon erwähnten Mängel konnten schwerlich dazu locken, es in die neue Heimat zu übertragen. Überdies kann solch regellose Dorflage zwar allmählich entstehen, aber kaum angelegt werden, besonders dann nicht, wenn planmäßig verfahren wurde, wie bei diesen von Grundherren und sachkundigen Lokatoren ins Leben gerufenen Dörfern.

Das Straßendorf (Fig. 126) mit breiter, geradliniger Straße (die reichlich Platz für den Dorfanger mit Teich u. s. w. ließ), Gehöft an Gehöft gereiht, hinter ihnen die Gärten, rings mit Graben und Hecke umwehrt, an den beiden Seitenausgängen (zu denen sich wohl später erst der dritte in der Mitte gesellte), war ebenso einfach in der Idee, als leicht durchführbar in der

Praxis. Er beanspruchte verhältnismäßig wenig Raum und bot betreffs der Anlage eines Dorfteiches u. s. w. und der Verteidigung ähnliche Vorteile wie der Rundling. — So ist es erklärlich, daß das Straßendorf das typische Kolonistendorf in der Ebene geworden ist.

Der Rundling (Fig. 124 u. 125) hat sich am häufigsten in den Gegenden ältesten Anbaus bei den kleinen Ortschaften erhalten, die in der Mehrzahl lange Zeit noch sorbisch geblieben sind. Aber doch fehlt es nicht an Fällen, wo seine Form anscheinend auch von deutschen Kolonisten nicht nur bei Besetzung solcher Orte beibehalten, sondern sogar bei Neugründungen in Anwendung gebracht ist. So z. B. in Wolfshain bei Brandis, Langenhain bei Pegau, Schleenhain bei Borna, Frauendorf unweit Leisnig. Ganz eigentümliche

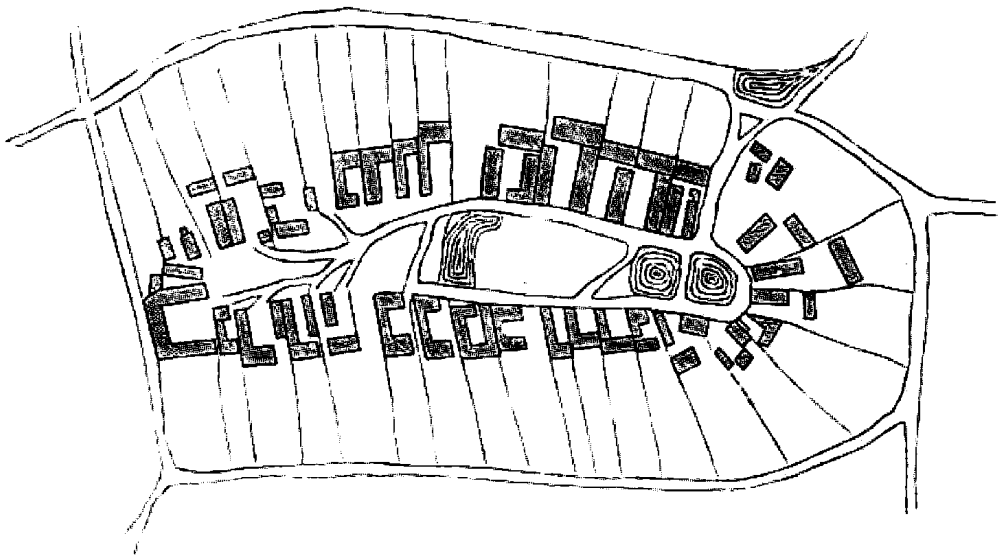


Fig. 133. Rehebach

Verbindungen von Straßendorf und Rundling sind Hohenhaide und Rehebach (Fig. 132 u. 133; ähnlich Gottscheina, dessen alter Namen Goczschen, Goczschin, aber auf sorbischen Ursprung hinweist).

Die Flurlage ist bei den von Deutschen besetzten oder neubegründeten Ortschaften in der Ebene fast durchweg die des deutschen Haufendorfes, nämlich die Gemenglage in Gewannen.*) Aber mit wesentlichen Verbesserungen. Die Gemarkungen sind meist größer als die im Mutterlande; in den Gegenden altsorbischen Anbaus ist häufig eine ganze Anzahl von Weilern (3—4 mit je ca. 120—150 ha) zu einem einzigen deutschen Dorf zusammengelegt. Ferner sind die Gewanne weit größer und fast genau regelmäßig als große Rechtecke gestaltet, mit parallelen Teilstreifen. Außerdem sind sie zum größten Teil an Wege angeschlossen, so daß die einzelnen Anteilstreifen

*) So nach Meitzen besonders „in den breiten Niederungen von Oschatz, Grimma und Zwenkau, nördlich bis zur Elbe und westlich bis zur Saale hin".

zugänglich sind; und diese selbst sind durch Grenzraine von ca. 2 Fuß Breite getrennt, so daß Grenzverwirrung durch Abpflügen nicht möglich war. Zur Veranschaulichung dienen die Abbildungen bei Meitzen III., S. 434: Kühren, 438: Taucha; Kartenband Anlage 129: Wachau und 134: Zeschwitz.

In den Berggegenden sind durchaus vorherrschend, ja fast alleinherrschend,

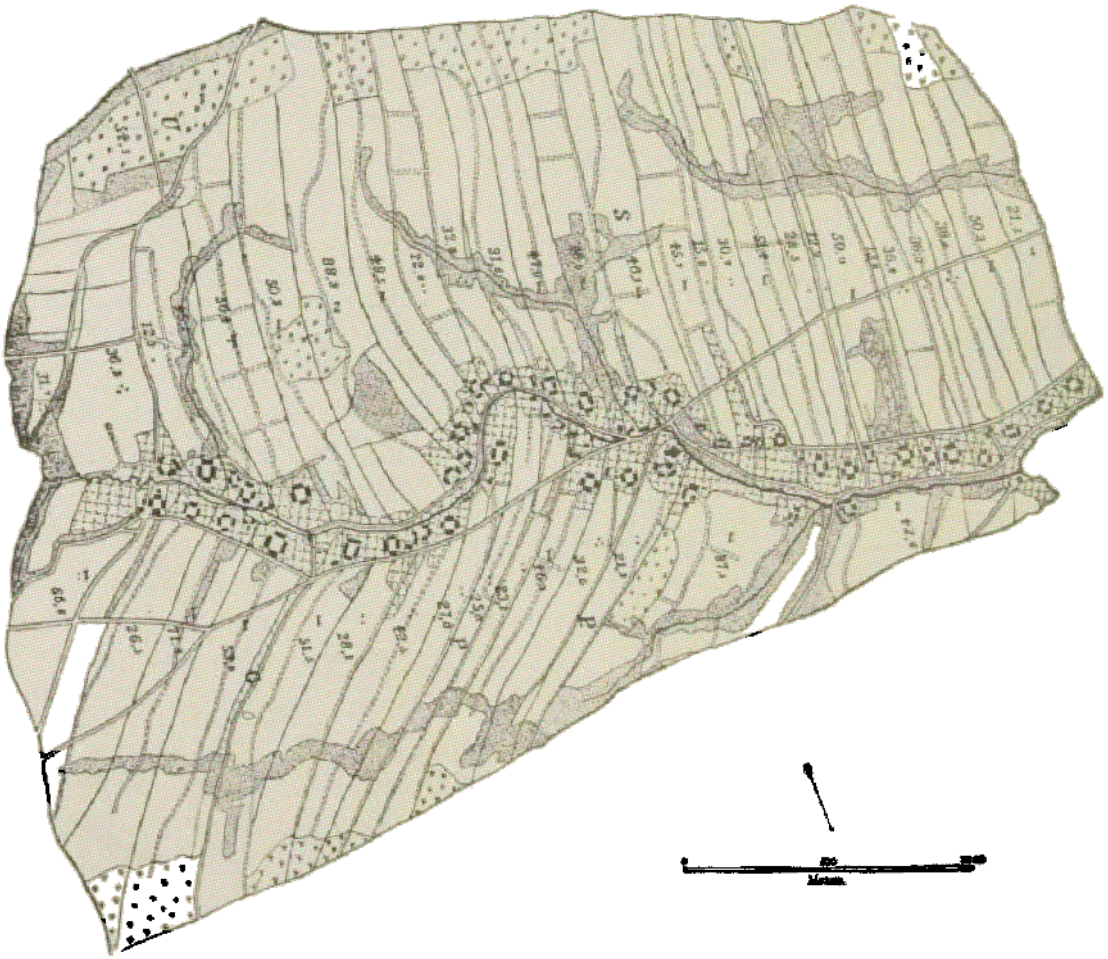


Fig. 134. Frankenau bei Mittweida. (Reihendorf mit Waldhufen.)

die (in der Ebene nur vereinzelt vorkommenden) Reihendörfer mit Waldhufen, die hier im Erzgebirge, in den Lausitzer Bergen und in den Sudeten zu voller Ausbildung gelangten (Fig. 134 aus Meitzen I, S. 51). Stundenweit ziehen sich bisweilen die Gehöfte im Thale auf beiden Seiten des Dorfbaches hin; zwischen ihnen am Bach liegen Wiesen, Gärten und — besonders in der Lausitz — Häuser von Arbeitern, Webern u. s. w.

Jeder Hof liegt auf der zu ihm gehörigen Hufe, die vom Garten aus einheitlich geschlossen den Thalhang hinaufzieht, unten Wiese und Feld, in der Höhe gewöhnlich Weide und Wald umfassend. Zwischen den Hufen laufen schmale Fahrwege, in der Regel je 2 Hufen einschließend, so daß jede

in jedem ihrer Stücke zugänglich ist. An diesen Wegen, die wie Blattrippen von der Thalsohle nach beiden Seiten ausgehen, ist solch Reihendorf auf jeder Karte größeren Maßstabes, besonders auf denen des vortrefflichen Atlas von Oberreit, sofort zu erkennen. Natürlich erforderte die Bestellbarkeit der Felder sowie die Fahrbarkeit der Wege (abgesehen von etwa in gleicher Weise wirkender Konfiguration des Bodens), daß die Hufen nicht geradlinig angelegt wurden, wie etwa die Hagenhufen in der Ebene (und die vlämischen Hufen bezw. die holländischen Marschhufen); sondern in mannigfachen Windungen, je nach der Steilheit der Berglehne, steigen sie diese hinan.

Auf diesen Waldhufen, die überall dem Besitzer jederzeit zugänglich waren, konnte natürlich der Flurzwang, soweit es sich um Bestellung bestimmter Flächen mit derselben Frucht und zur selben Zeit handelte, in Wegfall kommen. Hier war also zuerst individueller Wirtschaftsbetrieb, Anbau von Brachfrüchten, von Handelsgewächsen u. s. w. ganz nach Belieben des Wirtes ermöglicht.

Zum Schluß mag noch eine Mischform erwähnt werden, die besonders in der Lausitz (z. B. im Kamenzer Bezirk) öfters sich findet: die Verbindung von Runddorf oder weitläuftiger gebautem Straßendorf mit Waldhufen.

Im ersteren Falle ziehen die Hufenstreifen von den zugehörigen Gehöften strahlenförmig hinaus, am Dorfe ganz schmal beginnend, dann allmählich mehr und mehr sich verbreiternd. Ähnlich im (häufigeren) zweiten Falle, wo das locker gebaute Dorf beinahe den Eindruck eines kurzen Reihendorfes macht. Wie bei diesem gehen die Waldhufen von den zugehörigen Höfen aus bis zur Grenze der Gemarkung, erst schmal, dann stetig an Breite zunehmend. So umziehen sie fächerförmig das Dorf bis auf eine Endseite, auf der dann gewannartig aufgeteiltes Nebenland oder häufiger noch (wie auch im ersten Fall) der aus großen Blöcken bestehende Komplex der herrschaftlichen Ländereien sich befindet.

Die Einzelhöfe und Weiler, die vereinzelt im Gebirge sich finden, bedürfen ebenso wenig einer weiteren Erörterung, wie die Arbeitskolonien und die auf Wiesenplänen des höheren Gebirges vorkommenden zerstreuten Walddörfer, die eigentlich aus einer Anzahl kleiner, auf Viehwirtschaft und Waldarbeit angewiesener Einzelhöfe bestehen. Sie gehören übrigens fast durchweg einer spätern Zeit an, als hier behandelt werden soll.

Litteratur.

Über die Besiedelung handeln ausführlich: Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, Berlin 1895, II., S. 419—474; und Ed. O. Schulze, die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe, Leipzig 1896,*) Preisschriften der Fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft XXXIII. Vgl. auch K. Lamprecht, deutsche Geschichte III., S. 330 ff. und von kleineren Schriften S. Schwarz, die Anfänge des Städtewesens in den Elb- und Saalegegenden, Kiel 1892; P. R. Kötzschke, das Unternehmertum in der Ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters, Leipzig 1894; und die S. 75 angezogene Abhandlung von M. Schmidt.

Über die Lausitz vgl. Herm. Knothe, Geschichte des oberlausitzer Adels und seiner Güter, Leipzig 1879, und „Zur Geschichte der Germanisation in der Ober-Lausitz", im Archiv für sächsische Geschichte N. F. II., 1876.

Zur ältesten Geschichte vgl. Müllenhoffs deutsche Altertumskunde, und Th. Flathe in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, I., 1884.

Zur slawischen Zeit vgl. besonders H. Jireček, das Recht in Böhmen und Mähren 1863; Peisker, Knechtschaft in Böhmen, Prag 1890; derselbe, in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1896 V., und Krek, Einleitung in die slawische Litteraturgeschichte, 2. Aufl. (mit reicher Litteraturangabe.) Die sorbischen Ortsnamen erklärt G. Hey: Die slawischen Siedelungen im Königreich Sachsen, Dresden 1893.

Die ältere Territorialgeschichte ist zuerst kritisch und grundlegend behandelt von O. Posse: Die Markgrafen von Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad d. Gr., Leipzig 1881.

Für die Untersuchung der Dorf- und Flurverfassung im allgemeinen sind grundlegend die Arbeiten des Altmeisters der Agrargeschichte, Georg Hanssen, gesammelt in den „Agrarhistorischen Abhandlungen", Leipzig 1880 und 1884. Die Eigenart der slawischen Siedelungsweise beschrieb als erster B. Jacobi: Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes u. s. w., Leipzig 1845, und Slawen- und Teutschtum u. s. w., Hannover 1856. Unter Verwertung eines ungeheuren Materials ist dann die Methode der „Flurkartenforschung"**) mit größtem Scharfsinn ausgebildet von Aug. Meitzen, zuerst in seinen Untersuchungen über die Dörfer Schlesiens, Cod. dipl. Siles. IV., 1863, dann besonders in dem oben erwähnten großen Werk, dessen Studium für jeden unerläßlich ist, der auf diesem Gebiete arbeiten will. (Vgl. I., S. 10 ff. und S. 42 ff. über die Methode; I., S. 83 ff. über Gewannmessung und -teilung und die Einleitung zu III über die praktische Benutzung der Flurkarten.)

Die sonstige Litteratur s. in den angegebenen Werken, sowie in P. G. Richter, Litteratur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen, 1889 (und Ergänzung), und in den Litteratur-Übersichten im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte.

*) Mit ausführlicher Litteraturangabe. — Der Verfasser schildert auch die weitere Entwickelung der ländlichen Verhältnisse bis zum 16. Jahrhundert.

**) Über ihre Entwickelung vgl. Meitzen I., S. 19 ff., und für Sachsen R. Wuttke in dem (Teubner'schen) Neuen Jahrbuch für klassisches Altertum, Geschichte u. s. w., 1898, S. 311 ff.

4. Die Anfänge des sächsischen Städtewesens.

Von H. Ermisch.

Fast auf keinem Gebiete der deutschen Geschichte ist seit Jahrzehnten so viel gearbeitet worden und wird auch heute noch soviel gearbeitet, als auf dem der Geschichte des deutschen Städtewesens; die Litteratur ist beinahe unübersehbar. Aber diese Litteratur bezieht sich mehr auf die ältere städtische Kultur, wie sie der Westen und Süden Deutschlands aufweist, als auf die jüngere Entwickelung des Städtewesens in den Kolonisationsgebieten des Nordens und Ostens. Speziell unsere Gegenden fangen erst in neuester Zeit an, die Forschung lebhafter zu beschäftigen. Es ist das vollkommen begreiflich. Eine allgemeine Darstellung der Geschichte des Städtewesens kann nur dann das Richtige treffen, wenn sie sich auf eine möglichst vollständige Kenntnis der Einzelerscheinungen stützt; es muß ihr also die erschöpfende Untersuchung der Geschichte einzelner Städte vorhergegangen sein. Nun ist man ja schon seit Jahrhunderten auf dem Gebiete unserer Ortsgeschichte nicht unthätig gewesen; von jeher war es die Sehnsucht jeder größeren und kleineren Stadt, eine Stadtchronik zu besitzen. Aber jeder, der sich in die gewaltige Menge dieser Städtegeschichten hineinarbeitet, um die allgemeinen Gesichtspunkte, das überall Gleichartige, die Grundlagen herauszufinden, auf denen die Städte entstanden sind, wird weitaus die meisten enttäuscht beiseite legen, weil die Chronisten gerade für diese allgemeinen Verhältnisse wenig Verständnis hatten, sondern an lokalen Einzelheiten kleben blieben. Wohl giebt es einzelne rühmliche Ausnahmen; ich nenne als solche beispielsweise die Werke von C. S. Hoffmann über Oschatz (1813), von Chr. G. Herzog über Zwickau (1839 ff.), von Emil Lorenz über Grimma (1856), von H. Wuttke über Leipzig (1873), von C. W. Zöllner über Chemnitz (1888), vor allen aber Otto Richters Verfassungs und Verwaltungsgeschichte von Dresden (1885 ff.); manche gediegene Einzeluntersuchung enthalten die Zeitschriften der ortsgeschichtlichen Vereine, die in den letzten Jahrzehnten bei uns in größerer Zahl entstanden sind,

als in irgend einem Teile Deutschlands. Aber in der Hauptsache sieht sich der Forscher doch immer noch angewiesen auf die gleichzeitigen Quellen, und das sind, da Sachsen während des Mittelalters nur wenige und dürftige Chroniken hervorgebracht hat, fast ausschließlich die Urkunden, Rechtsdenkmäler, Stadt- und Gerichtsbücher. Da war es denn von der größten Bedeutung, daß das auf Veranlassung der Staatsregierung herausgegebene große Quellenwerk, der Codex diplomaticus Saxoniae regiae, von vornherein der Stadtgeschichte besondere Berücksichtigung zu teil werden ließ; die Urkundenbücher der Städte Meißen, Dresden und Pirna, Chemnitz, Kamenz und Löbau, Leipzig, Freiberg, Grimma, die als Teile dieses Werkes erschienen sind, haben erst die Grundlagen für eine vergleichende Geschichte unseres Städtewesens geschaffen. Noch ist das veröffentlichte Material jedoch sehr lückenhaft, noch fehlen viele Vorarbeiten.

Im Anfange unseres Jahrhunderts herrschte die namentlich von Savigny vertretene Ansicht, daß die römische Stadtverfassung der Ausgangspunkt der städtischen Entwickelung des Mittelalters gewesen sei. Diese Theorie darf heute als völlig überwunden bezeichnet werden; wohl bestanden nicht bloß in den romanischen Ländern, sondern auch im westlichen und südlichen Deutschland allen Stürmen der Völkerwanderung zum Trotz alte Römerstädte weiter, aber ihr Zustand war der eines fortschreitenden Verfalls, und nicht einmal die äußeren Formen der Verfassung und Verwaltung haben sie zu wahren vermocht. Das Städtewesen des Mittelalters ist etwas durchaus Neues, ist durchaus auf germanischer Grundlage erwachsen. In ihren ältesten Zeiten, wie wir sie aus den Schilderungen des römischen Historikers Tacitus kennen, waren die Deutschen dem städtischen Zusammenleben geradezu abgeneigt (ne pati quidem inter se junctas sedes). Ihre Welt war das Dorf, und auch die eroberten römischen Städte, bei oder in denen sie sich ansiedelten, waren für sie nichts als Dörfer. So ist es denn nur natürlich, wenn man als den Ausgangspunkt für die Entwickelung der Stadt das Dorf angesehen hat. Diesen vollkommen richtigen Gesichtspunkt aufgestellt zu haben, ist das lange unterschätzte Verdienst G. L. v. Maurers; freilich ließ ihn die ungeheure Masse ungesichteten Stoffes zu einer klaren Darstellung seiner Ansichten nicht kommen. Maurers Landgemeindetheorie hat neuerdings in Georg v. Below einen scharfsinnigen Vertreter gefunden, der ihr erst zu ihrem Rechte verholfen hat. Der Satz freilich, den Maurer fortwährend wiederholt, daß die Stadt nichts sei als ein ummauertes Dorf, hebt nur ein sehr äußerliches Merkmal der Stadt hervor; für den Begriff der mittelalterlichen Stadt ist damit noch nicht viel gewonnen. Jahrhunderte vergingen, ehe dieser Begriff, ehe der Unterschied zwischen Stadt und Dorf sich feststellte; eine Fülle von verschiedenen Erscheinungen tritt uns entgegen und hat zu eben soviel verschiedenen Theorien über die Entstehung der Städte

den Anlaß gegeben. Die einen legten das Hauptgewicht auf die gerichtlichen Verhältnisse: ein Ort wurde zur Stadt dadurch, daß er sich loslöste aus dem Gerichtsverband des Gaus, daß er einen eignen Gerichtsbezirk bildete. Andere sahen in dem Zusammenschluß der Kaufleute und Handwerker zu Genossenschaften, Gilden, Innungen den Ursprung der Stadt; sie fanden die Keime dieser Genossenschaften in den Verbänden unfreier Unterthanen der großen Grundherrschaften und kamen so zu dem Ergebnis, daß die Städte, deren geschichtliche Bedeutung nicht zum mindesten in der Wahrung der persönlichen Freiheit liegt, auf dem Boden der Unfreiheit erwachsen sind. Auch diese Theorie hat nicht mehr viel Anhänger. Dagegen steht noch jetzt der Landgemeindetheorie gegenüber die neuerdings namentlich von Sohm in geistvollster Weise vertretene Marktheorie, die im Bestehen eines Marktes das wesentliche Kennzeichen der Stadt erblickt und aus den Einrichtungen des Marktes die Verfassung und Verwaltung der Stadt ableitet. Allen diesen Theorien ist ein Fehler gemeinsam: sie suchen den Reichtum verschiedenartigster Erscheinungen, die das geschichtliche Leben zeitigt, aus ein und derselben Wurzel herzuleiten; und das geht nicht ohne Gewaltsamkeit ab. Wollen wir zu einer unbefangenen Würdigung der Vorgänge gelangen, so müssen wir unabhängig von Theorien lediglich die Erscheinungen beobachten.

Vor allem aber müssen wir uns klar machen: was verstand das Mittelalter unter einer Stadt im Gegensatz zu einem Dorfe? Im Anschlusse an eine Definition v. Belows, der sich um die Geschichte des Städtewesens ohne Frage sehr große Verdienste erworben hat, möchten wir vier Punkte als entscheidend für den Unterschied zwischen Dorf und Stadt bezeichnen: 1. das Bestehen eines Marktes, 2. die Ummauerung, 3. das Bestehen eines besonderen Gerichtsbezirks für die Stadt, ihre Auslösung aus dem Gau, dem Gebiete des allgemeinen Landgerichts, 4. die abweichende Gestaltung der Gemeindeeinrichtungen. Wenn Below noch als fünften Punkt hinzufügt die Bevorzugung der Stadt vor dem Lande im Bezug auf öffentliche Lasten, so haben wir darin wohl eher eine Folge der schon vorhandenen städtischen Eigenschaft als ein Kennzeichen derselben zu sehen. Auch das Bestehen eines Marktes ist nicht das untrügliche Kennzeichen einer Stadt; es hat stets Marktorte gegeben, die nicht zu Städten geworden sind. Immerhin aber ist eine mittelalterliche Stadt ohne Markt nicht denkbar; der Markt gehört daher unbedingt zum Begriff der mittelalterlichen Stadt. Der Begriff der mittelalterlichen Stadt ist also sehr verschieden von dem der heutigen. Die Mauern der Städte sind längst gefallen; ja vielfach hat gerade ihre Beseitigung eine ausschlaggebende Bedeutung für die moderne Entwickelung der Städte gewonnen. Es hat sich ferner längst ein Staatsbürgertum entwickelt, das die Klassenunterschiede zwischen den Stadt- und den Dorfbewohnern

verwischt hat: für beide gilt dasselbe Recht, beide unterstehen denselben Gerichten, haben dieselben Lasten dem Staate gegenüber zu tragen. In der Gemeindeverfassung bestehen zwar auch heute noch erhebliche Unterschiede, doch sind sie bei weitem nicht so tief einschneidend, als sie im Mittelalter waren. Stadt und Land sind sich viel näher gerückt, als dies einst der Fall war: der siegreiche Staatsgedanke hat über ihr Sonderleben triumphiert. Aber diese Entwickelung, so lange sie sich auch vorbereitet hat, ist eigentlich erst in unserm Jahrhundert, das mit so vielen alten Institutionen aufgeräumt hat, völlig durchgedrungen Wollen wir die Entstehung der Städte betrachten, so müssen wir diesen Unterschied zwischen der heutigen und der mittelalterlichen Stadt stets im Auge behalten; für uns kommt nur die Stadt des Mittelalters in Frage.

Aber verlassen wir nunmehr den Boden der allgemeinen Erörterungen und fassen wir unser spezielles Gebiet, das Gebiet des heutigen Königreichs Sachsen, ins Auge. Wir werfen zunächst einen Blick auf die Zeit vor der Entstehung der Städte, auf das 9.—11. Jahrhundert, und haben hier die Wurzeln der städtischen Entwickelung bloszulegen.

Wie die germanische Urbevölkerung unseres Landes etwa im 6. christlichen Jahrhundert von slawischen Völkerschaften verdrängt wurde, wie diese unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern in ein Verhältnis loser Abhängigkeit zum Frankenreiche gerieten, wie dann der Einfall des (vielleicht von den Slawen gerufenen) unstäten Reitervolks der Ungarn der erste Anlaß wurde zu einem kräftigen Vordringen der deutschen Elemente von Westen nach Osten, einer der großartigsten und folgenreichsten Erscheinungen des Mittelalters, das zu schildern ist nicht meine Aufgabe. In den Landen, die durch deutsche Waffen erobert wurden, gab es Städte in dem von uns angedeuteten Sinne so wenig wie in den germanischen Landen. Ackerbau und Viehzucht bildeten die Hauptbeschäftigung der Slawen; ihre Siedelungen lagen hauptsächlich in den fruchtbaren Niederungen, in den Berglanden nur längs der Flußläufe; das höhere Gebirge blieb unbewohnt. Jeder größere Stamm hatte seine Hauptburg und kleinere Befestigungen, deren Reste sich in der Oberlausitz und anderen Teilen unseres Landes erhalten haben. Über die Bestimmung dieser Anlagen sind wir ebenso auf Vermutungen angewiesen, wie über ihre Entstehungszeit. Hauptsächlich dienten sie ohne Zweifel der Landesverteidigung, daneben vielleicht auch dem Kultus; die Hauptburgen, wie Budissin im Lande der Milzener, die Feste Jahna im Lande der Daleminzier waren wohl zugleich Sitze von Stammeshäuptlingen. Als Zufluchtsstätten in Zeiten der Not forderten sie zu Niederlassungen in ihrem Schutze auf; als Versammlungsorte für religiöse Feste, als Sammelplätze für kriegerische Aufgebote und dergl. wurden sie Mittelpunkte eines lebhaften Verkehrs, boten Gelegenheit zu Tausch, Kauf und

Verkauf, wurden Marktorte. So entstanden im Zusammenhang mit den Burgen größere Ortschaften; aber Städte im Sinne des Mittelalters waren das nicht.

Über die Straßen, auf denen die Deutschen in die Slawenländer eindrangen, erfahren wir aus Chroniken und Urkunden überaus wenig; aber Wege sind älter als Menschen, weil die Natur selbst sie vorgezeichnet hat, und so können wir sie auch ohne schriftliche Quellen verfolgen. König Heinrich I. mag von Norden her die Elbe entlang vorgedrungen sein; auch in der Folge blieb die Elbe zu allen Zeiten eine der wichtigsten Verkehrsstraßen unseres Landes, und nicht bloß der Wasserweg, sondern auch die Uferstraßen, wenigstens bis Pirna, wo die Gebirgsformation dem ein Ende machte. Später aber haben wir den Ausgangspunkt für die kriegerische wie für die friedliche Einwanderung mehr im Westen als im Norden zu suchen, in Thüringen und Franken. Von hier führten uralte Straßen nach dem Osten, die auch heute noch wichtige Verkehrswege darstellen; bei der nordsüdlichen Richtung unserer Flußläufe waren sie namentlich abhängig von den Flußübergängen. So haben wir im Norden unsers Gebietes eine Straße, die man westlich bis nach Erfurt, ja bis nach Mainz verfolgen kann; bei Merseburg überschreitet sie die Saale, bei Leipzig Elster und Parthe, bei Wurzen und in Abzweigungen bei Eilenburg und Grimma die Mulde, bei Strehla bez. Belgern und Meißen die Elbe; jenseits der Elbe setzt sie sich, im Mittelalter als die hohe Straße oder via regia bezeichnet, über Großenhain, Königsbrück, Kamenz nach Bautzen, dann über Löbau nach Görlitz und weiter nach Schlesien und Polen fort. Von gleicher Bedeutung wie diese Nordstraße ist eine südliche, die aus den fränkischen Landen von Nürnberg herkommend über Hof, Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg nach Dresden führt; von hier findet sie ihre Fortsetzung über Pirna, Stolpen, Bischofswerda nach Bautzen, über Stolpen, Rumburg, Zittau nach Böhmen. Zwischen diesen beiden alten Straßen stellten andere, in nordsüdlicher Richtung verlaufend, die Verbindung her: von Leipzig über Altenburg nach Zwickau, über Borna und Penig nach Chemnitz, über Grimma, Leisnig, Roßwein nach Freiberg u. s. w.; sie setzten sich nach Süden fort und überschritten auf zahlreichen Pässen das Erzgebirge. Wenn ich, um die Richtung dieser Straßen zu bezeichnen, Städte genannt habe, so muß ich hinzufügen, daß die Straßen meist weit älter sind, als diese Städte; aber sie haben zur Entstehung derselben ganz wesentlich beigetragen.

Auf diesen Wegen kamen nun der deutsche Krieger, der christliche Priester, der deutsche Bauer in das Slawenland. Um es zu einer deutschen Grenzmark umzuschaffen, bedurfte es des Zusammenwirkens militärischer, kirchlicher und kolonisatorischer Kräfte. Diese drei Faktoren sind es auch, die die Grundsteine unseres Städtewesens gelegt haben.

Die erste Arbeit besorgte der deutsche Krieger. Sollte sein Wirken dauernden Erfolg haben, so mußte er vor allem jene Straßen, auf denen er gekommen war, sichern und offen halten. Es geschah dies durch die Anlegung fester Burgen, namentlich an den Stellen, wo Flußübergänge und Pässe zu schützen waren, wo sich Straßen kreuzten. Während des ganzen Mittelalters besaßen befestigte Plätze, auch wenn sie von geringem Umfange waren, eine viel höhere, strategische Bedeutung als später, seit der Erfindung des Schießpulvers. Vor allem waren Burgen und Wälle der beste Schutz gegen nomadisierende Horden wie die Ungarn, die im Lande selbst keine festen Stützpunkte hatten. So gründete König Heinrich unmittelbar nach Besiegung der Daleminzier und Zerstörung ihrer Burg Jahna 928 in deren Nähe zur Beherrschung des wichtigen Elbübergangs die Burg Meißen, noch nicht die wahrscheinlich von seinem großen Sohn Otto erbaute Burg auf der Höhe des Felsens, den heute die Albrechtsburg krönt, sondern eine sogenannte Wasserburg an seinem Fuße; vielleicht die erste einer langen Reihe von Befestigungen, die, teilweise im Anschluß an alte slawische Burgen nunmehr im ganzen Land, überall wo die natürlichen Verhältnisse es nötig machten, errichtet wurden. Können wir auch im Einzelnen nicht nachweisen, welche dieser Burgen von Heinrich und welche von seinen Nachfolgern angelegt wurden, so darf man es doch wohl als ein besonderes Verdienst des großen Sachsenkönigs in Anspruch nehmen, daß er bei Anlegung der Burgen nach einem bestimmten Plane verfuhr; sie dienten nicht bloß zum Schutz gegen den Feind, zur Niederhaltung der unterworfenen Bevölkerung, sondern waren zugleich Mittelpunkte für die Organisation und Verwaltung des Landes. Zu jeder Burg gehörte ein Bezirk, Burgwart genannt; innerhalb desselben war der Befehlshaber der Burg, der castellanus, auch der oberste Beamte des Landesherrn. Nicht allein das ländliche Aufgebot, die agrarii milites, versammelten sich hier, wenn es einen Kriegszug galt, sondern auch alle anderen Versammlungen sollten nach einem Gebot König Heinrichs in den Burgen stattfinden. Die Burgwarten traten als Unterabteilung des Gaues an die Stelle der fränkischen Hundertschaft; aus der Burgwartverfassung hat sich die spätere Ämterverfassung entwickelt — sie ist somit die Grundlage der Verwaltungsgliederung des Landes bis in die neuere Zeit geblieben. Die Burgen heißen bei den Schriftstellern jener Zeit nicht bloß castrum, castellum, sondern auch oppidum, urbs, selbst civitas zum Unterschiede von der unbefestigten villa, dem Dorfe. Man hat sie deshalb oft als Städte bezeichnet und König Heinrich den Beinamen des Städtegründers gegeben; er ist eben so wenig zutreffend als der jetzt allgemein als unrichtig aufgegebene Beiname des Vogelstellers. Wohl aber gehören die Burgen zu den Wurzeln der Städte; in ihrem Schutze bildeten sich Ansiedelungen, die man wohl das suburbium nannte; manche davon sind in späteren Zeiten zu Städten ge-

worden, viele andere freilich auch nicht. Vor allem aber wurde die Befestigung, die das Kennzeichen der Burg war, dann auch ein wesentliches Kennzeichen der mittelalterlichen Stadt. Man kann sagen: jede Stadt war eine erweiterte Burg, aber nicht jede Burg wurde eine Stadt. Noch heute erinnert das Wort „Bürger" an den innigen Zusammenhang zwischen Burg und Stadt.

Den deutschen Kriegern folgten auf denselben Wegen die deutschen Priester. Eine dauernde Vereinigung der Slawenländer mit dem durchaus auf der Grundlage des Christentums stehenden Reiche war nur möglich, wenn es gelang, sie der christlichen Religion zu gewinnen. Ist die Eroberung und erste Organisation des Landes das Verdienst König Heinrichs, so wurde sein Sohn Otto der Begründer einer wirksamen Missionsthätigkeit. Als Mittelpunkt für eine solche schuf er das Erzbistum Magdeburg; ihm wurden die drei Bistümer untergeordnet, die 968 speziell für unsere Lande gestiftet wurden: Zeitz, dessen Sitz im 11. Jahrhundert nach Naumburg verlegt wurde, Merseburg und Meißen, entsprechend den drei gleichnamigen Marken, ebenfalls einer Schöpfung Ottos I. Eine schwierige Aufgabe hatten diese Bistümer zu lösen; denn zähe hing die slawische Bevölkerung an ihrem alten Glauben. Noch im 11. Jahrhundert herrschte weitaus im größten Teile unseres Gebiets das Heidentum, auch im 12. Jahrhundert gab es noch zahlreiche heidnische Einwohner. Wiederholt waren die Bistümer nahe daran zu Grunde zu gehen, und Jahrhunderte verstrichen, bevor es zu einer kirchlichen Organisation, zur Begründung von Pfarrkirchen kam. Am frühesten erfolgte dies im Westen, wo die Verbindung mit dem Mutterlande naturgemäß lebhafter war als im Osten. Von Naumburg aus wurde schon um 1080 in Reichenbach eine Kirche begründet, die dann freilich noch wiederholt zerstört worden ist; die Marienkirche in Zwickau weihte Bischof Dietrich von Naumburg 1118 ein, der Kirche zu Plauen wurde 1122 ein weiter Sprengel überwiesen, wie denn überhaupt im 12. Jahrhundert die Pfarrbezirke noch überaus groß waren. Je weiter die Christianisierung fortschritt, um so mehr Filialkirchen entstanden, die sich nach und nach zu neuen Pfarrkirchen entwickelten — ein Vorgang, der noch der näheren Untersuchung bedarf. Wie die Bischofssitze an befestigten Orten angelegt wurden, so wählte man auch für die Pfarrkirchen mit Vorliebe den Schutz einer Burg. Die Burgen wurden also wie in administrativer, so auch in kirchlicher Beziehung die Mittelpunkte der umliegenden Bezirke; kirchliche Feste führten häufiger als früher die Landleute der Umgegend hier zusammen, und in einer Zeit, in der die Verkehrsgelegenheiten seltener waren als heut, mußten diese Zusammenkünfte bald neben der kirchlichen auch eine weltliche Bedeutung gewinnen. Das Wort Messe deutet noch heute auf den kirchlichen Ursprung der Märkte; die Wochenmärkte fanden früher oft an Sonntagen, die Jahrmärkte an den Tagen der Schutzheiligen der Kirchen statt. So wurden die Kirchen eine zweite Wurzel der Städte.

Erst später, seit dem Ende des 11. Jahrhunderts, entstanden in unserm Lande auch Klöster. Für die Verbreitung des Christentums, für die bäuerliche Kolonisation haben sie eine große Bedeutung gewonnen; für die Geschichte unseres Städtewesen kommen aber nur die beiden ältesten, die Benedictinerklöster Pegau und Chemnitz, in Betracht.

Nach dem Krieger und dem Priester hielt der deutsche Bauer seinen Einzug in unsere Lande. Mehr als ein Jahrhundert verging seit der Eroberung, bevor sie auf ihn Anziehungskraft ausübten. Das 12. und 13. Jahrhundert ist die Zeit der bäuerlichen Einwanderung. Bis dahin hatte der Slawe als höriger Knecht die Güter der Eroberer bestellt; im Gegensatz zu diesem war der einwandernde deutsche Bauer ein persönlich freier Mann; aus seiner westlichen Heimat brachte er eine Gemeindeverfassung mit, die in ihrer älteren Form ihm ein hohes Maß von Selbständigkeit sicherte. An der Spitze stand der Erbschulze, der die niedrige Gerichtsbarkeit verwaltete; wie jeder deutsche Richter, so war auch er an die Urteile frei aus der Gemeinde gewählter Schöffen gebunden. In höherer Instanz stand der Bauer unter den Organen der öffentlichen Gerichtsbarkeit. Diese freie Landgemeindeverfassung der älteren Zeit hat ohne Frage bedeutenden Einfluß auf die fast gleichzeitig sich entwickelnde Stadtverfassung gewonnen; und insofern gehört auch das Dorf zu den Wurzeln der Stadt. Wie sich aus diesen Verhältnissen nach und nach die viel ungünstigere Lage der Bauern im späteren Mittelalter entwickelt hat, das zu verfolgen gehört nicht hierher.

Ackerbau und Viehzucht, die Beschäftigungen der bäuerlichen Bevölkerung, sind zu keiner Zeit möglich gewesen ohne Handwerk und Handel. Wenn man neuerdings hat annehmen wollen, daß ursprünglich der Hof des Grundbesitzers alles Nötige selbst produziert habe, und daß andererseits die ländlichen Produkte lediglich zur Befriedigung der nächsten eigenen Bedürfnisse verwandt worden seien, so ist dies für unsere Lande in geschichtlicher Zeit wohl kaum nachweisbar. Lange bevor das Land germanisiert und kolonisiert war, ja vermutlich schon bevor der Slawe die germanischen Ureinwohner verdrängt hat, durchzogen Kaufleute auf den von der Natur vorgezeichneten Straßen das Land, fanden sich auch wohl zu bestimmten Zeiten an gewissen Plätzen zusammen, wo wichtige Straßen sich kreuzten, wo Flußübergänge bestanden, wo zu Zeiten größere Menschenansammlungen stattfanden, wo eine Burg einen gewissen Schutz bot, tauschten hier ihre Waren aus, kauften und verkauften. So entstanden Märkte. Der Kaufmann stand auf seinen Reisen unter dem besonderen Schutz des Königs, und dieser Königsfriede galt auch während seines Aufenthaltes am Marktorte. Aber er wurde ihm nicht ohne Gegenleistungen zu teil; sie bestanden in Zöllen und anderen Abgaben. So wurde die Anlegung eines Marktes zu einem nutzbaren Rechte, das in ältester Zeit wohl überall der Herr des Grundes und Bodens hatte; schon in den

Zeiten der Karolinger war es ein Vorrecht der königlichen Gewalt geworden: es hatten sich das Marktregal, das Zollregal und in Zusammenhang damit das Münzregal ausgebildet. Die Märkte, die sich zumeist spontan aus den Bedürfnissen der Handeltreibenden entwickelt hatten, wurden nunmehr durch Privilegien geschützt. Solche privilegierte Märkte gab es z. B. schon in alter Zeit in Merseburg, Naumburg, Giebichenstein bei Halle; in den Landen aber, auf die sich unsere Betrachtungen beschränken, kommen sie im 10. und 11. Jahrhundert nicht vor, abgesehen vielleicht von einem Markte zu Strehla oder Boritz, der in einer Urkunde König Heinrichs IV. für Naumburg von 1065 erwähnt wird. Sehr verfehlt wäre es, daraus schließen zu wollen, daß es in älterer Zeit überhaupt keine Märkte bei uns gegeben habe; ihr Bestehen folgt aus der Natur des Handelsverkehrs. Auch die Märkte gehören zu den wichtigsten Entstehungsursachen der Städte.

Wenn es auch um das Jahr 1100 noch keine Städte in unsern Landen gab, so war doch der Boden wohl vorbereitet für ihre Gründung: das von der Natur vorgezeichnete Straßennetz, die Burgen, die Kirchen, die Dörfer mit ihrer deutschen Gemeindeverfassung, die Märkte — alles das sind die Wurzeln der Städte. Sehen wir nun, wie sich aus diesen Wurzeln in überraschend kurzer Zeit ein kräftiger Stamm entwickelt hat.

Wenn man wohl hat behaupten wollen, die deutschen Städte seien zumeist allmählich aus ländlichen Ansiedelungen entstanden, so trifft dies für den ganzen Nordosten Deutschlands und somit auch für unsere Gebiete nicht zu.

Die ältesten, wichtigsten und bedeutendsten Städte unseres Landes sind ausnahmslos planmäßige Neugründungen. In Chroniken und Urkunden freilich finden wir über diese frühesten Städtegründungen überaus wenig. Andere Quellen dagegen, auf die erst neuerdings — namentlich durch ein Straßburger Programm von Joh. Fritz (1894) — die Aufmerksamkeit hingelenkt worden ist, bieten uns überraschend reiche Aufschlüsse: es sind dies die Stadtpläne. Aus dem Mittelalter sind uns allerdings solche nicht überliefert, und die Prospekte, ja selbst die meisten Vogelperspektiven des 16., 17. u. 18. Jahrhunderts gewähren uns kein klares Bild der Stadtanlage. Wo wir indes keine älteren Pläne haben, da thun auch die der heutigen Städte dieselben Dienste. Haus und Hof waren Jahrhunderte lang die Grundlagen der rechtlichen Existenz des Stadtbürgers, und er hat mit so großer Zähigkeit daran festgehalten, daß alle die großen Stadtbrände und kriegerischen Verheerungen der älteren Zeiten den Grundriß der Städte nicht wesentlich verändert haben. Erst die Gegenwart mit ihren Durchbrüchen bringt das fertig. Vorläufig ist es noch in der Regel leicht, aus dem gegenwärtigen

Stadtplan den alten Stadtkern, wie ihn einst die Ringmauern umschlossen, herauszuschälen. Für die kleineren Städte, die es noch zu keinem Stadtplan gebracht haben, bietet die vom K. Finanzministerium herausgegebene topographische Karte im Maßstabe von 1:25000 einen allerdings nur schwachen Ersatz; ihr kann man wenigstens die allgemeinsten Formen der Stadtanlage entnehmen. Sammlungen älterer und neuerer Ansichten und Pläne, wie eine solche kürzlich vom Verein für die Geschichte Dresdens herausgegeben worden ist, sind überaus fruchtbare Hilfsmittel für die Erkenntnis der Entstehung und Entwickelung der Städte und verdienen den Geschichtsvereinen aufs wärmste zur Nachahmung empfohlen zu werden. Überblicken wir das ganze Material für die 142 Städte des Königreichs Sachsens und schließen wir die leicht erkennbaren Städtchen aus, die noch heute die ehemalige Dorfanlage zeigen und sämtlich erst später, als der Begriff der Stadt vollkommen ausgebildet war, durch Verleihung städtischer Gerechtsame aus Dörfern in Städte verwandelt worden sind, so bemerken wir sogleich eine unverkennbare Verwandtschaft in den Anlagen.

Für die Wahl des Platzes zur Gründung einer Stadt waren natürliche Bedingungen maßgebend. Dieselben natürlichen Bedingungen hatten auch die Richtungen der Verkehrswege vorgeschrieben; es ist vollkommen begreiflich, wenn an diesen die Städte entstanden, und zwar besonders an den Punkten, wo sich Straßen kreuzten, wo Fluß- oder Paßübergänge sich befanden und wo eben deswegen, wie wir sahen, lange vor Entstehung der Städte Burgen angelegt waren. Zu beachten ist auch, daß längs dieser Straßen die Städte meist in Abständen liegen, die ungefähr dem Wege entsprechen, den ein beladener Wagen zu jener Zeit in einem Tage zurücklegen konnte. So finden wir auf der großen West-Ost-Straße von Thüringen nach Schlesien und Polen in ziemlich regelmäßigen Abständen Merseburg — Leipzig — Wurzen — Dahlen — Strehla — Großenhain — Königsbrück — Kamenz — Bautzen — Löbau — Görlitz; auf der Straße aus den fränkischen Landen nach dem Osten: Hof — Plauen — Reichenbach — Zwickau — Chemnitz — Freiberg — Dresden. Dasselbe Bild bieten alle andern älteren Verkehrswege, wie sich aus jeder Straßenkarte ergiebt. Ein Fluß oder Bach mußte in der Nähe einer Stadt sein; mit Vorliebe suchte man eine Insel zwischen Flußarmen oder ein Landdreieck zwischen sich vereinigenden Flüssen oder Flüßchen aus. Aber während bei den süddeutschen Städten der Fluß sehr oft die Stadt durchströmt, ist dies in unseren Landen fast nie der Fall, und wo es der Fall zu sein scheint, ergiebt die nähere Betrachtung bald, daß besondere Verhältnisse vorliegen; die Münzbach z. B., die anscheinend Freiberg durchfließt, trennte, wie wir gleich sehen werden, ursprünglich Stadt und Dorf. Unsere Städte wurden vielmehr am Ufer der Flüsse angelegt, diese dienten mit zu ihrer Befestigung; aus dem gleichen Grunde ließen auch steile, felsige Ab-

hänge, sumpfige, bruchartige Niederungen, Teiche einen Platz als geeignet zur Gründung einer Stadt erscheinen.

War so die Stelle für eine Stadtanlage ausgesucht, so wurde an dieser *neben* dem etwa dort schon vorhandenen Dorfe und neben der Burg die Stadt in so regelmäßigen und stets wiederkehrenden Formen erbaut, daß man von einem nordostdeutschen Normalschema hat sprechen können; denn es findet sich nicht bloß bei uns, sondern auch in der Mark Brandenburg, in Schlesien, Posen, Pommern u. s. w. Dieses Schema ist ganz einfach. Die Stadtanlage bildet einen meist streng nach den Himmelsrichtungen orientierten Kreis, der in der Regel einen Durchmesser von 500 m, zuweilen auch von 600 m hat, oder auch ein Oval mit einem Durchmesser von 500 : 400 m, auch 600 : 500 m, auch wohl 500—400 : 300 m. Ungefähr in der Mitte, zuweilen auch mehr nach der Peripherie hin verschoben, findet sich der quadratische oder rechteckige Marktplatz: auf ihn stoßen rechtwinklig die nach den vier Himmelsrichtungen hin den Stadtthoren zustrebenden Hauptstraßen und deren Parallelstraßen, die wieder unter sich durch ebenfalls rechtwinklig aufstoßende, meist enge Gassen verbunden sind. Es ist ein System von gerade angelegten Straßen; wenn man in unserer Zeit aus ästhetischen Gründen der krummen Straße das Wort geredet hat, so haben wohl die süddeutschen Städte — schwerlich aus Schönheitsgründen — solche in reicher Fülle aufzuweisen: die ältesten Pläne unserer Städte kennen sie nicht, höchstens mit Ausnahme einer der Stadtmauer parallel laufenden Ringstraße, die im Verkehrsleben der Stadt in der Regel eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. Mitten auf den Marktplatz baute man das Rathaus, oft auch die Stadtkirche, die aber nicht selten auch auf einem dem Markte benachbarten Platze, meist nur durch einen oft erst später erbauten Häuserblock vom Markt getrennt, ihre Baustelle fand.

Machen wir nun die Probe auf die Richtigkeit des Exempels an einzelnen Stadtplänen. Ich wähle dafür die Städte Dresden, Meißen, Leipzig, Freiberg, Zwickau und Chemnitz und füge Grundrisse der ältesten Teile dieser Städte, des eigentlichen Stadtkerns, bei.

Wir beginnen mit *Dresden* (Fig. 135). Hier befand sich auf dem rechten Elbufer wohl schon vor der deutschen Eroberung ein wendisches Dorf, von Wald umgeben: der Name Dresden bedeutet Wald, Waldleute. Dies Dorf hatte sich auch auf das für den Fischfang günstiger gelegene linke Ufer ausgedehnt. Der Elbübergang besaß in ältester Zeit kaum die Bedeutung wie später; nicht hier, sondern im benachbarten Briesnitz wurde die deutsche Burg angelegt, der der Schutz der Gegend übertragen war, dort entstand auch die älteste Pfarrkirche; aber schon im 11. Jahrhundert wurde wohl von dort aus die Frauenkirche in dem linkselbischen Fischerdorfe gegründet (C). Unweit davon entstand ein deutsches Kolonistendorf, Ramvoltitz genannt. Der

Name Dresden erscheint zuerst 1206; schon im Jahre 1216 wird Dresden in einer landesherrlichen Urkunde als civitas nostra bezeichnet. In diese Zeit, unter die Regierung Markgraf Dietrichs des Bedrängten, vielleicht schon seines Vaters, Ottos des Reichen, fällt die Erbauung der Stadt. Es wurden nicht etwa das slawische Fischerdorf oder das deutsche Kolonistendorf in eine Stadt verwandelt, sondern neben ihnen, teilweise vielleicht auf ihren Fluren wurde eine völlig neue Stadt angelegt. Wenn die Tradition den Taschenberg als den ältesten Teil der Stadt bezeichnet, so mag das richtig sein: den Anfang machte man wohl mit der Einrichtung einer landesherrlichen Burg (B). Die Funde, die man im vorigen Jahre bei Nachgrabungen in der Schloßstraße gefunden hat, lassen annehmen, daß hier, dem Schlosse benachbart, ursprünglich ein Teich sich befand, wie eine ganze Reihe solcher kleinen Teiche und Seen, vielleicht Reste eines alten Stromarmes der Elbe, vom heutigen Postplatz über die Marien- und Waisenhausstraße hin bis zur Moritzstraße sich zogen und eine natürliche Befestigung der neuen Stadt bildeten.

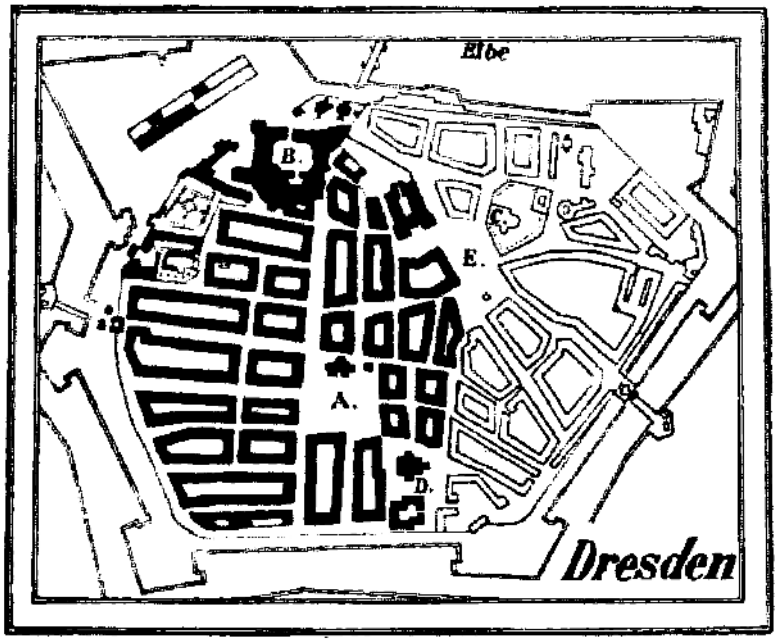


Fig. 135.

Die Anlage der Stadt war völlig kreisrund mit einem Durchmesser von 500 m. In der Mitte liegt der Markt (A), von dem nach Norden und Süden je 2, nach Osten und Westen je 3 Straßen ausgehen; rechtwinklig auftoßende Seitengassen vervollständigen das Bild. Wenn die Anlage im westlichen Teile regelmäßiger ist als im östlichen, so deutet dies darauf, daß der letztere, im Mittelalter als das Loch bezeichnet, erst später ausgebaut worden ist. Pfarrkirche der Stadt blieb während des ganzen Mittelalters die vor den Mauern gelegene Frauenkirche; indes errichtete man wohl bald nach Erbauung der Stadt in der nächsten Nähe des Marktplatzes eine besondere Stadtkirche, die nach dem heiligen Nicolaus, dem Patron der Fischer, Nicolaikirche genannt wurde und später den Namen Kreuzkirche erhielt (D). Das alte Fischerdorf um die Frauenkirche, mit dem sich wohl schon im 14. Jahrhundert Rainvoltitz vereinigt hatte, blieb eine Vorstadtgemeinde, bis sie im Anfang des 16. Jahrhunderts zu Dresden gezogen wurde. Noch

länger führte das Wendendorf auf dem rechten Elbufer, Altendresden genannt, die heutige Neustadt, eine Sonderexistenz; es erhielt 1403 Stadtrecht, aber noch heute zeigt der Neustädter Markt mit den einmündenden Straßen im Gegensatz zur deutschen Stadtanlage Dresden die Formen des slawischen Rundlings.

Vielleicht der älteste Sitz der Deutschen in unserm Lande war Meißen (Fig. 136). Wir sahen bereits, wie hier in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts an der Elbe eine Wasserburg (A) und im selben Jahrhundert noch auf dem sie überragenden Felsen eine andere Feste entstand. Daneben wurde die bischöfliche Kirche erbaut; auch der königliche Burggraf erhielt dort oben sein Haus. Unmittelbar vor der Wasserburg lag, vielleicht schon bevor diese errichtet wurde, eine wendische Ansiedelung, deren birnenförmige Gestalt den slawischen Rundling erkennen läßt. Ihr Mittelpunkt war ein Platz, der bis in unser Jahrhundert hinein als der Jahrmarkt bezeichnet wurde, jetzt ein Teil der Leipziger Straße (B). Hier am Flußübergang und an der alten Handelsstraße nach Großenhain mag in ältester Zeit ein wenn auch noch nicht geregelter Marktverkehr bestanden haben; auch Handwerker mögen hier gesessen haben. Man konnte daher von einer civitas Misna sprechen; Wasserburg und Wendendorf zusammen werden 1002 als suburbium bezeichnet. Und doch wurde dies Wendendorf nicht zur Stadt. Noch heute zeigt der östliche Teil Meißens einen völlig abweichenden baulichen Charakter, der, wenn man die topographischen Verhältnisse, namentlich die südlich vorgelagerten Berge, in Rechnung zieht, an die Anlage Dresdens erinnert. In der Mitte des ovalen Raums liegt der fast quadratische Marktplatz (C), von dessen vier Ecken geradlinige Straßen an die Peripherie, zu den Thoren führen. Nahe dem Markte, auf einem Platz, den man als dessen Erweiterung ansehen kann, liegt die Frauen- oder Marktkirche, die ecclesia St. Marie forensis (D); denn obwohl die Domkirche und die im 12. Jahrhundert gestiftete Kirche zu St. Afra die Stadt überragten, wollte diese doch ihre eigene Pfarrkirche haben. Die

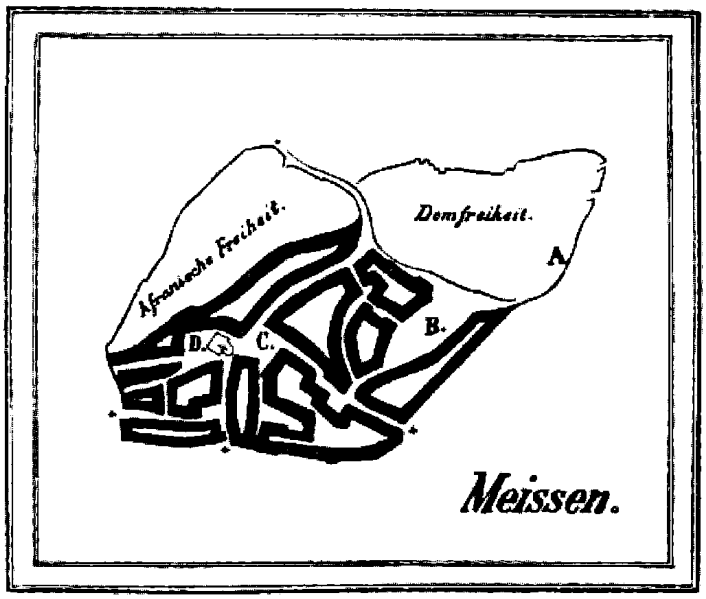


Fig. 136.

Marienkirche wird zuerst 1205 genannt; damit dürfte die Zeit der deutschen Stadtanlage, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, bezeichnet sein.

Auch Leipzig (Fig. 137) war seine Stätte schon von der Natur vorgezeichnet: hier nähern sich einander Elster, Pleiße, Parthe, dazu der Mühlgraben und die Rietschke. Im Westen und Norden schützten Sumpf und Wald. Von alters her kreuzten sich hier die Handelsstraßen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten. In slawischer Zeit mag hier ein Fischerdorf, wohl schon im 10. Jahrhundert eine Burg entstanden sein: bereits 1015 erwähnt Thietmar die urbs Lipzi. Ob diese Burg vor dem Ranstädter Thore lag, wo noch heute eine Vorstadt die Altenburg heißt, oder etwa in der Nähe der späteren Pleißenburg (B), ist nicht zu entscheiden; doch spricht für das letztere der Umstand, daß die älteste Kirche, die ebenfalls nach dem Patron der Fischer genannte Nicolaikirche (A), unfern der Burg gelegen haben dürfte. Im Jahre 1017 gelangte diese Kirche und mit ihr ohne Zweifel auch das umliegende Gebiet in den Besitz des Stifts Merseburg.

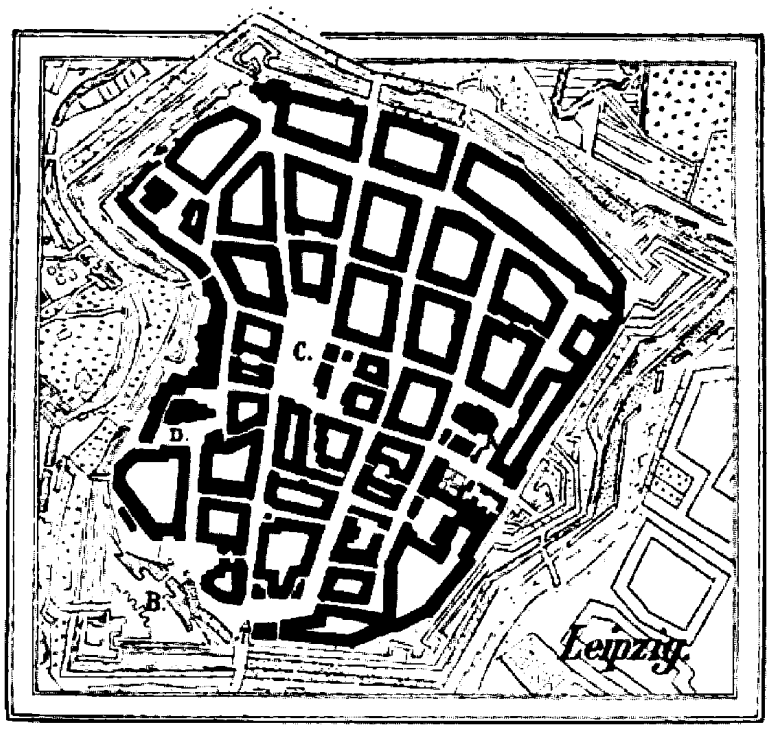


Fig. 137.

In der Umgegend der Nicolaikirche haben wir wohl die älteste Stadtanlage zu suchen, und auch sie macht bereits einen planmäßigen Eindruck: in der Mitte finden wir einen großen Marktplatz, dessen nördlichen Teil die Nicolaikirche einnimmt, während der südliche im 13. Jahrhundert durch die Gebäude des Dominikanerklosters, an deren Stelle heute die Universität steht, wesentlich umgestaltet wurde. An diesen ältesten Marktplatz schließen sich nach allen Seiten regelmäßige Straßenzüge. Aber diese Stadtanlage, die vermutlich eine Gründung des Bischofs von Merseburg war und wohl schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden ist, war noch nicht vollständig ausgeführt und namentlich noch nicht ummauert, als Markgraf Otto im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts westlich davon eine zweite regelmäßige Stadtanlage schuf. In einer sehr merkwürdigen, zwischen 1156

und 1170 ausgestellten Urkunde, auf die wir noch mehrfach zurückkommen werden, heißt es: quod dominus O. dei gratia Misnensis marchio Lipcz edificandum distribuit sub Hallensi et Magdeburgensi jure; das bedeutet nicht etwa bloß, er habe einer schon bestehenden Ansiedelung das Magdeburger Recht verliehen, sondern er verteilte das Stadtgebiet zur Bebauung, er legte Straßen an. Diese planmäßige Anlage spiegelt sich im Stadtbilde wieder: den Mittelpunkt bildet der Markt (C), ein langgestrecktes Rechteck, von dem die Petersstraße nach Süden, die Hainstraße nach Nordosten, die Katharinenstraße nach Norden, kleinere Straßen nach Osten und Westen gehen. Als Kirche für diese neue Stadt wurde wohl auch schon im 11. Jahrhundert die Thomaskirche (D) gebaut, die freilich nicht in so inniger Verbindung mit dem Markte steht, wie die Stadtkirche in Meißen, vermutlich weil die Nicolaikirche zunächst noch Pfarrkirche blieb. Mit dieser neuen Stadtanlage wurde die ältere um die Nicolaikirche sogleich durch die Mauer verbunden; das erklärt es wohl, wenn der Durchmesser des älteren Leipzig größer ist, als der von Dresden, etwa 600 statt 500 m.

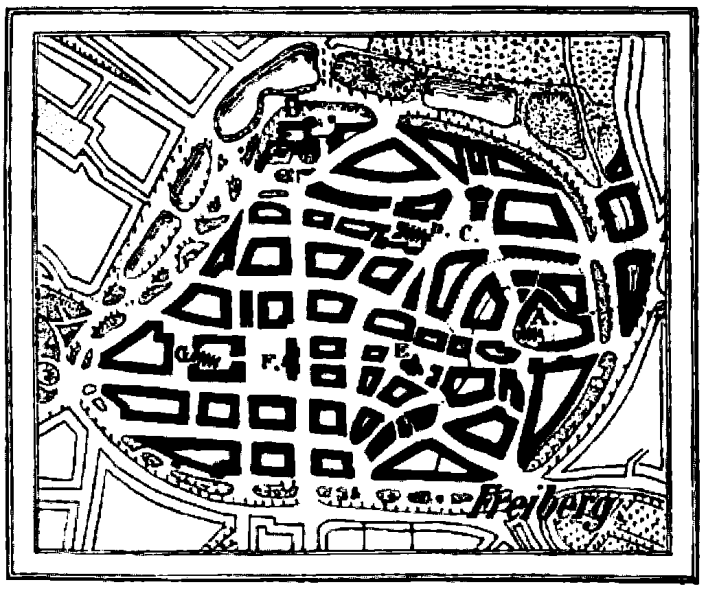


Fig. 138.

So haben wir hier eine zweimalige Anwendung des Normalschemas; aber es kommt vor, daß es sich noch öfter wiederholte. Ein merkwürdiges Beispiel dafür ist die älteste Bergstadt unseres Landes, Freiberg (Fig. 138). Noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts war die Gegend hier ein unbewohntes Waldgebirge; die Cisterzienser von Altzelle, denen das weite Gebiet überwiesen war, siedelten deutsche Kolonisten an; so entstanden deutsche Dörfer im Muldenthal: Christiansdorf, Berthelsdorf, Tuttendorf und viele andere. Der Name des ersteren ist schon Ende des 12. Jahrhunderts verschwunden. Das hängt damit zusammen, daß gerade hier zwischen 1160 und 1170 reiche Silberanbrüche gemacht wurden. Nun tauschte Markgraf Otto das Gebiet von den Altzeller Mönchen wieder ein und siedelte in Christiansdorf Bergleute an; sie stammten hauptsächlich aus dem Harz, wo schon Jahrhunderte früher Bergbau getrieben wurde; daher nannte man ihre Ansiede-

lung die civitas Saxonum, die Sachsenstadt, Sächsstadt, wie noch heute der südliche Stadtteil von Freiberg heißt (A). Die hier entstandene Jacobikirche ist die älteste Pfarrkirche der Stadt; das ganze Mittelalter hindurch fand der Freiberger Jahrmarkt am Tage des heiligen Jacobus statt. Aber der Bergsegen lockte Ansiedler von allen Seiten an; das Bedürfnis einer Stadtgründung lag vor, wenn auch die natürlichen Bedingungen für eine solche nicht so günstig waren, wie an den bisher besprochenen Orten. Insbesondere hatte die Straße von Nürnberg nach dem Osten, die später über Freiberg führte, ursprünglich wohl eine andere Richtung. Nördlich von dem Bergmannsdorfe, von ihm geschieden durch die Münzbach, wurde die neue Stadt gebaut: ihr Mittelpunkt war der jetzige „Untermarkt (C), einst der Altmarkt genannt, an den sich als Stadt- und Marktkirche die Kirche Unserer Lieben Frau, der spätere Dom (D), anschloß. Wie in Dresden, so entstand auch hier im Zusammenhang mit der Stadtgründung ein landesherrliches Schloß (B). Schon nach wenigen Jahren genügte diese Anlage nicht mehr; eine zweite kleinere gruppierte sich südlich davon um die Nicolaikirche (E). Als aber der Strom der Ansiedler noch immer fortdauerte, wurde der Abschluß der Stadtanlage dadurch erreicht, daß man das Normalschema zum dritten Male anwandte und diesmal in besonders regelmäßiger Weise. Der gewaltige Obermarkt (F), dessen östliche Seite das Rathaus abschloß, während die westliche die erst im späteren Mittelalter durch eine Häuserreihe vom Markt getrennte Petrikirche (G) einnahm, bildet mit seinen schnurgeraden nach allen Himmelsrichtungen abgehenden Straßen ein besonders klares Beispiel für die nordostdeutschen Stadtanlagen. So ist hier in einem kurzen Zeitraume, der höchstens 3 Jahrzehnte umfaßt haben kann, eine dreifache deutsche Stadtanlage entstanden, die dann mit dem alten Dorfe, das sich noch heute durch seine unregelmäßigen Straßenzüge als solches kennzeichnet, durch die Stadtmauer vereinigt wurde: eine Entwickelung, die lebhaft an das rasche Wachstum amerikanischer Bergstädte unserer Zeit erinnert.

Einfacher erscheinen die Pläne von Zwickau (Fig. 139) und Chemnitz. Gräfin Bertha, des Grafen Wiprecht von Groitzsch Tochter, hatte 1118 in ihrem Territorium Zwickau eine der Gottesmutter Maria gewidmete Kirche (A) begründet und dem Kloster Bosau bei Zeitz überwiesen. Diese Kirche, zu der ein etwa 8 Quadratmeilen großer Sprengel gehörte, wurde mit zwei Hufen und den Erträgnissen des böhmischen Zolles ausgestattet; ihre Lage am Kreuzungspunkte von zwei großen Straßen läßt erkennen, daß schon damals bei der Kirche eine Ortschaft bestanden habe, und in der That erinnern die in der nächsten Nähe der Kirche liegenden Straßen eher an den slawischen Rundling als an eine deutsche Stadtanlage. Später machten die Wettiner, die Erbansprüche an das Stammgut der Groitzscher hatten, dem Kloster Bosau seine Rechte an der Kirche streitig und erreichten 1212 die Abtretung des

Orts Zwickau. Derselbe heißt damals schon oppidum; vermutlich hatte kurz vorher Markgraf Dietrich neben dem um die Marienkirche liegenden Dorfe eine deutsche Stadt angelegt; der unweit der Marienkirche liegende Markt (C) zeigt die bekannte viereckige Form; an ihn schließen sich nach Norden, Süden und Osten hin regelmäßige Straßen an, während im Westen das alte Dorf den Ausbau behinderte. Um dieselbe Zeit wurde wohl das Schloß (B) gebaut; 1219 ist von Suburbien die Rede, womit, wie wir sahen, Wohnplätze am Fuße einer Burg bezeichnet wurden. Wenn die Stadt im Süden eine von der regelmäßigen Rundung abweichende birnenartige Form zeigt, so hängt dies wohl damit zusammen, daß das 1231 von dem Patrizier Egerer vom Stein begründete Franziskanerkloster, das sich südlich an das Wendendorf und die Stadt anlehnte, noch vor Ummauerung der letzteren angelegt und dann in den Mauerring einbezogen wurde. Eine eigene Stadtkirche machte die Nähe der Marienkirche überflüssig; die nahe dem Schlosse gelegene Katharinenkirche (D) war ursprünglich als Klosterkirche für das aus Triptis nach Zwickau verlegte Nonnenkloster bestimmt, das nach wenigen Jahren nach Eisenberg übersiedelte, und diente dann als Schloßkirche.

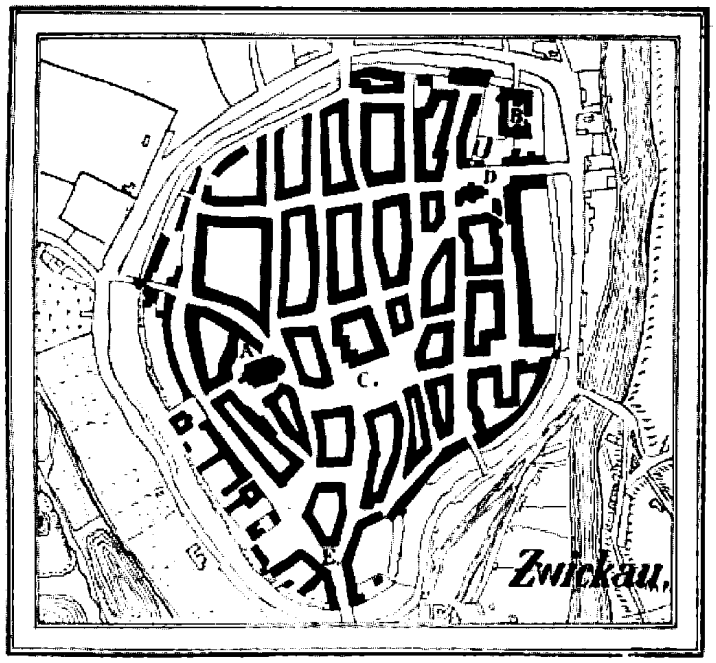


Fig. 139.

Auch für die Entstehung von Chemnitz ist neben einer Straßenkreuzung eine kirchliche Stiftung entscheidend gewesen. Am Chemnitzbache hatte König Lothar, vielleicht in Erinnerung an den Märtyrertod, den Bischof Arno von Würzburg hier im Jahre 892 erlitten haben soll, um 1125 ein Benediktinerkloster (A) gestiftet und ihm ein Gebiet von zwei Meilen im Umkreis geschenkt. In diesem weiten und in der Hauptsache wohl menschenleeren Gebiete entstanden durch Ansiedelung deutscher Einwanderer zahlreiche Dörfer; auch zu Füßen des Klosters zog sich ein wahrscheinlich deutsches Dorf lang hin am Ufer des Chemnitzbaches, von dem es seinen Namen erhielt. Lothars Nachfolger, König Konrad III., gestattete dem Kloster die Anlegung eines öffentlichen Marktes. In der Urkunde von 1143, in welcher dies ausgesprochen wird, heißt Chemnitz noch locus, Dorf; als Stadt wird Chemnitz zuerst in

einem Zinsregister bezeichnet, das aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts stammt. Die Anlage der Stadt gehört also wohl in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie wurde nördlich von dem erwähnten Dorfe, das seitdem Altchemnitz hieß, teilweise wohl auf dessen Fluren, erbaut, und noch heute zeigt ihr Kern durchaus die deutsche Stadtanlage: er ist kreisrund, den Mittelpunkt bildet der Markt (B) mit Rathaus und Jacobikirche (C), geradlinige Straßen gehen von hier nach allen Seiten. Da Grund und Boden dem Kloster gehörte, so ist die Gründung wohl von diesem, dem Inhaber des Marktprivilegs, ausgegangen. Die Verhältnisse des Gerichts und andere Spuren deuten noch später auf eine anfängliche Abhängigkeit der Stadt vom Kloster. Freilich erscheinen schon im 13. Jahrhundert die Markgrafen, denen die Vogtei über das Kloster zustand, als Patrone der städtischen Kirchen.

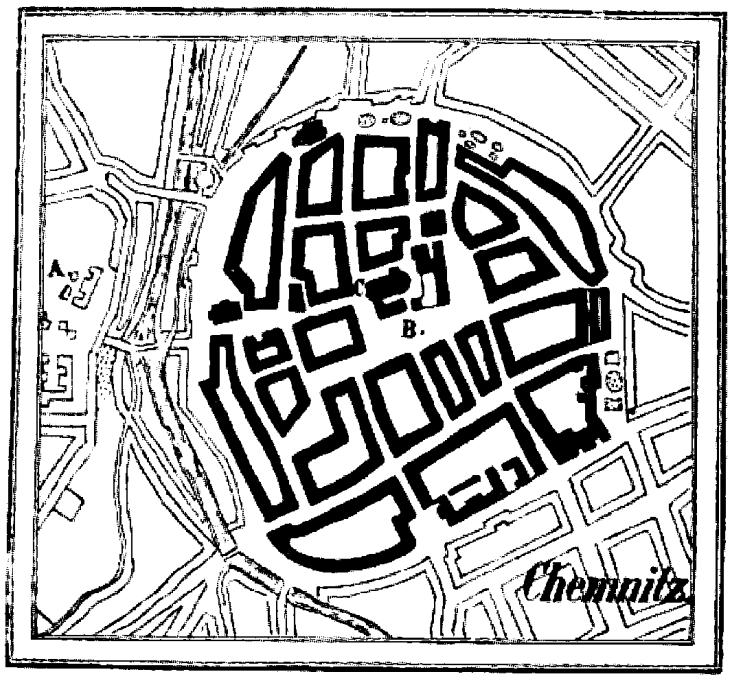


Fig. 140.

Diese Beispiele mögen genügen. Alle unsere Stadtanlagen des 12. und 13. Jahrhunderts zeigen in mehr oder weniger deutlichen Spuren denselben Grundplan. Allerdings wurde er oft nicht so vollkommen ausgeführt, wie in den besprochenen Fällen; daran trugen teils Terrainschwierigkeiten Schuld, teils vielleicht der Umstand, daß die Zahl der städtischen Ansiedler geringer war, als man anfangs angenommen. Es kommt vor, daß sich nach einer Seite hin an den Markt überhaupt keine Straßen mehr anschlossen; so in Adorf, in Crimmitschau. Andre Städte bestehen aus nur einer Hauptstraße; die Ansiedler bauten sich auf beiden Seiten der großen Verkehrsstraße an, die den Anlaß zur Stadtanlage gab, der Markt erscheint als eine Erweiterung dieser Verkehrsstraße, in den beiden andern Himmelsrichtungen entstanden höchstens einige Gäßchen, aber keine Straßen. Das Bild einer solchen Straßenstadt, wie man sie im Anschluß an den Ausdruck Straßendorf nennen könnte, bietet noch heute sehr deutlich Rochlitz mit seinem außerordentlich langgestreckten Markte; Geithain, Glauchau und manche andere Städte tragen ähnlichen Charakter. Aber auch in diesen Spielarten kann man als Grundlage

jenes Normalschema erkennen. Unsere Städte sind planmäßig gegründet worden und zwar in der Regel neben Dörfern, aber sie haben sich nicht aus Dörfern entwickelt. Wenn wir so oft gleichnamige, nur durch den Zusatz „Alt-" von diesen unterschiedene Dörfer in der Nähe der Städte finden (Altdresden, Altchemnitz, Altmittweida, Altmügeln, Altoschatz, Altwaldenburg, Altlöbau u. s. w.), so deuten diese Namen und ebenso Bezeichnungen wie Altdorf bei Geithain, Altstadt Borna, Altstadt bei Ostritz und ähnliche darauf hin, daß neben der neuen Stadt das ältere Dorf bestehen blieb.

Daß die Zeitgenossen die Begründung einer Stadt als eine bestimmte Handlung ansahen, darauf deuten auch einzelne Ausdrücke in Urkunden. In einer Freiberger Urkunde von 1241 ist die Rede von einem Recht, das der Stadt Freiberg in prima constructione gegeben, in einer Zwickauer Urkunde von 1295 von einem Brauche, der ab exordio ipsius fundationis gehalten worden sei.

Die Gründer waren natürlich die Besitzer des Grundes und Bodens, auf dem die Städte entstanden. Das Land der Slawen war durch die Eroberung Königsland geworden; auf den König führte in letzter Linie jeder Besitz zurück. Aber die Entwickelung, die der deutschen Geschichte ihren Charakter aufgedrückt hat, die Ausbildung der Landeshoheit, die aus ursprünglichen Beamten des Königs einen selbständigen Fürstenstand entstehen ließ, war namentlich in den Marklanden zu der Zeit, in der unsere Städte entstanden, bereits soweit vorgeschritten, daß die Rechte des Königs zum guten Teil auf den Markgrafen übergegangen waren. Weitaus die meisten unserer Städte sind Schöpfungen der Wettiner. Der erste von ihnen, der als Städtegründer genannt werden muß, war Otto der Reiche (1156 - 90), dem die Erschließung der Freiberger Silberminen reiche Mittel für große Unternehmungen in den Schoß warf: der Chronist meldet, er habe diese Reichtümer benutzt, um Leipzig, Freiberg und Eisenberg mit festen Mauern zu umgeben. Eine Reihe weiterer Stadtanlagen geht auf seinen Sohn Dietrich den Bedrängten zurück. Der dritte endlich, der die von seinen Vätern gelegten Fundamente ausbaute, die von ihnen gegründeten Städte freigebig mit Privilegien und Rechten bedachte und selbst neue (z. B. Pirna) baute, war Dietrichs großer Sohn Heinrich der Erlauchte. Dem Beispiele der Landesfürsten, der größten Grundherren des Landes, folgten aber auch andere Großgrundbesitzer. Chemnitz und Pegau waren wohl Gründungen der betreffenden Klöster; die Bischöfe von Meißen haben Bischofswerda, Wurzen, Stolpen angelegt. Die Burggrafen von Meißen gründeten Lößnitz, die Burggrafen von Dohna wohl Gottleuba, Liebstadt und Ostritz in der Oberlausitz, die Herren von Schönburg Geringswalde und Glauchau, die Burggrafen von Leisnig, die Herren von Crimmitschau, von Waldenburg die Städte, die ihren Namen tragen u. s. w. Um dieselbe Zeit wurden in ganz gleicher Weise durch die Vögte

von Plauen die meisten Städte unsers Vogtlandes, durch die Könige von Böhmen eine Reihe von Städten in der Oberlausitz angelegt.

Wie man im einzelnen bei der Stadtgründung verfuhr, davon wissen wir aus gleichzeitigen Quellen so gut wie nichts.

In Schlesien und Polen übertrugen die Herren, die auf ihrem Gebiet ein Dorf oder eine Stadt anlegten, die Ausführung der Gründung in der Regel einer Mittelsperson, dem Lokator; er hatte das abgesteckte Gebiet unter die Ansiedler zu verteilen und erhielt für seine Mühe bestimmte Grundstücke und Einkünfte, namentlich aber die Erbschultisei in den Dörfern, die Erbvogtei in den Städten, d. h. die Wahrnehmung der öffentlichen Gerichtsbarkeit mit einem Drittel der Einkünfte und damit zugleich die Oberleitung der Verwaltung. Die Lokatoren der Städte pflegten Edelleute zu sein. Daß es auch in unseren Städten so gewesen, läßt sich nicht sicher nachweisen, weil keine einzige Gründungsurkunde erhalten ist. Aber wenn wir sehen, daß auch hier in der älteren Zeit landesherrliche Beamte aus edeln Geschlechtern die Rechtspflege und Verwaltung besorgten, die ihr Amt, das judicium hereditarium, erblich besaßen, so läßt sich annehmen, daß die Einrichtung der Lokatoren auch bei uns bestand. Diese Beamten heißen zuweilen, wie in Freiberg, Vögte; häufiger sind es die Schultheißen, Sculteti; auch neben einander kommen Vögte und Schultheißen vor. In den Stammvätern der Vogt- oder Schultheißfamilien, die wir im 13. und 14. Jahrhundert in unseren Städten finden, haben wir wohl ihre Lokatoren zu sehen. Ihnen wurde von den Grundherren ein Gebiet überwiesen, das sie nun wieder an die einzelnen Ansiedler in gleichen Baustellen (areae) zu verteilen hatten. Wälder, Wiesen und andere Grundstücke außerhalb des abgesteckten Stadtgebiets blieben zunächst gemeinschaftliches Eigentum der Bürger, gemeine Mark. Die Ansiedler waren persönlich vollkommen frei, hatten aber von ihrer area dem Grundherrn einen meist sehr gering bemessenen Zins zu entrichten; dieser Zins heißt census arearum oder zu deutsch in der Regel Worfzins. Auf andere Rechte und Einkünfte, die den Gründern der Städte, den Stadtherren, zustanden, werde ich später zurückkommen.

Wir haben gesehen, aus welchen Wurzeln sich unsere Städte entwickelt haben, wie ihre Gründung, ihre bauliche Anlage erfolgte. Aber so charakteristisch diese Anlage ist, so scharf sie die Stadt vom Dorf unterscheidet, sie ist doch nur eine Form, die des Inhalts bedarf. Fehlte dieser Inhalt, so war die Form unwesentlich; es ist denkbar und ist auch thatsächlich vorgekommen, daß regelrecht als Städte angelegte Ortschaften wieder zu Dörfern geworden sind, weil ihre innere Entwicklung nicht so vor sich ging, wie sie sich der Gründer gedacht hatte. Es ist nunmehr unsere Aufgabe, diese auf

wirtschaftliche wie auf politische Einflüsse zurückgehende innere Entwicklung, die notwendig war, um eine Ortschaft zur Stadt im mittelalterlichen Sinne werden zu lassen, aus ihren Wurzeln heraus zu verfolgen. Wir betrachten nach einander die Stadt als befestigten Ort, die Stadt als Markt, als Mittelpunkt von Handel und Industrie, die Stadt als Gerichtsbezirk, die Stadt als Gemeinde.

Ein Rechtsgelehrter des 14. Jahrhunderts, Nicolaus Wurm, hat uns das Verslein überliefert:

Einen Burger und einen Gebauer
Zweit nicht mehr wenn der Zaun und Mauer.

Nun wissen wir zwar bereits, daß die Ummauerung keineswegs das einzige Merkmal war, das Stadt und Dorf scheidet; aber ihre Bedeutung war doch eine sehr große. Denn die neuen Anlagen, die hauptsächlich friedliche Stätten des Handels und der Industrie sein sollten, bedurften als solche des Schutzes gegen feindliche Angriffe, und dieser Schutz wurde nicht allein durch die Wahl eines von der Natur begünstigten Platzes, sondern auch durch die Befestigung dieses Platzes erreicht. Zu einer solchen bedurfte es stets der Einwilligung des Inhabers der öffentlichen Gewalt; der Sachsenspiegel sagt: man darf keine Burg bauen, noch Stadt befestigen mit Planken und mit Mauern, noch Wälle, noch Werder, noch Türme anlegen in einem Dorfe, ohne des Richters im Lande Erlaubnis. Die Grundherrn waren zur Ummauerung ihrer Städte also nur insofern berechtigt, als sie zugleich die obersten Richter waren, d. h. als die landesherrlichen Gerechtsame auf sie übergegangen waren.

Die erste Befestigung unserer Städte war wohl durchweg sehr einfach; sie bestand aus Wall und Graben, oder einem Zaun aus hölzernen Planken und Pfählen. Bei kleinen Städten hat diese Befestigung Jahrhunderte lang genügt; so war z. B. Penig bis 1488 lediglich in dieser Weise befestigt und erhielt erst in diesem Jahre durch den Burggrafen Hugo von Leisnig eine steinerne Ringmauer.

In der Regel aber bildete die Erbauung einer festen Mauer den Abschluß der Stadtgründung. Auf Jahrhunderte hinaus hat die Mauer dann die eigentliche Stadt scharf von den Vorstädten geschieden; noch heute, wo meist Promenaden an die Stelle des Grabens und der Mauer getreten sind, hebt sich in den meisten Stadtplänen der Stadtkern deutlich hervor. Daß der Mauerbau den Abschluß der Anlage bildet, nicht etwa in ihre Anfänge fällt, kann man vielfach aus dem Umfange der Mauer entnehmen. So umgab, wie wir sehen, die Mauer der Stadt Freiberg nicht bloß die dreifache Stadtanlage, sondern auch die Sächsstadt, das alte Dorf Christiansdorf. Auch bei Meißen ist das alte Wendendorf bei der Wasserburg mit in die Mauer ein-

bezogen; und die eigentümliche Form der Stadt Zwickau erklärten wir daraus, daß das 1231 am Südrande der neuen Stadt gegründete Franziskanerkloster mit ummauert wurde.

Wie man bei der Maueranlage verfuhr, dafür bietet ein lehrreiches Beispiel die Stadt Zittau, die allerdings im 13. Jahrhundert und noch lange nachher nicht zum Gebiete der Wettiner, sondern zu Böhmen gehörte. König Ottokar II., der wie sein Vater Ottokar I. eine ähnliche Rolle als Städtegründer in Böhmen spielte, wie bei uns die Markgrafen Otto, Dietrich und Heinrich, hatte hier, wo schon lange vorher eine nicht unbedeutende Niederlassung bestand, um 1250 eine Stadt angelegt; der damalige Burggraf von Zittau, Heinrich von Leipa, mag der Lokator gewesen sein. Ursprünglich mit Zäunen umgeben, reichte der Raum bald nicht mehr aus, da von allen Seiten Ansiedler herbeiströmten. Da kam der König 1255 nach Zittau, ließ mit einem Pfluge eine Furche ziehen und folgte dem nach und umritt in Begleitung vieler angesehenen Herren die Stadt „weiter, wenn sie vor ummegriffen war"; und als seine Begleiter sagten: „Herr die Stadt ist zu weit"! da antwortete er: „Ich will sie so begnaden mit Rechten aller Art, daß ich sie mit Einwohnern wohl besetzen will." Dieses feierliche Umreiten der Grenze, eine symbolische Handlung, die die Ausstellung einer Urkunde ersetzte, ist eine uralte slawische Sitte; in unseren Landen findet sie sich z. B. im Brauche des sog. Erbebereitens, durch das die oberirdischen Grenzen eines für eine Stollenanlage bestimmten Gebietes festgestellt wurden. Ob auch bei der Ummauerung unserer Städte so verfahren wurde, wissen wir nicht: meist erfahren wir nur gelegentlich, oft lange nachher, daß eine Stadt ummauert war. Aber auch bei uns ist die erste Ummauerung wohl stets auf den Landesherrn oder den sonstigen Stadtherrn zurückzuführen. Die Unterhaltung der Mauer aber, sowie spätere Umbauten war Sache der Bürger; ihnen fiel auch die Bewachung der Mauer zu; ein Umstand, der für die Wehrhaftigkeit unserer mittelalterlichen Bürger von wesentlicher Bedeutung war.

Die Bauweise der Stadtmauer war überall die nämliche: eine starke, unmittelbar die Stadt umschließende Innenmauer, mit Türmen, Wiechhäusern, Erkern und anderen Werken versehen, war der Hauptteil; an sie schloß sich eine meist erst später errichtete und durch den sog. Zwinger von jener getrennte niedrigere Außenmauer an. Außerhalb dieser Mauer lag der Stadtgraben, eingefaßt durch einen Wall, auch Zaun, Parchen genannt. Hie und da waren auch die Vorstädte mit Zaunwerk umgeben; z. B. in Chemnitz, wo die Unterhaltung desselben den umliegenden Dörfern oblag, die dafür Zollfreiheit in der Stadt genossen und bei einem Landgeflüchte ihre Zuflucht dahin nehmen durften.

Die wichtigsten Teile der Stadtmauer waren die Stadtthore. In der Regel sind es vier, die nach den vier Himmelsrichtungen liegen; sie sichern

den Eintritt der wichtigsten Landstraßen in die Stadt, schließen die Hauptgassen, die als Fortsetzung dieser Landstraßen erscheinen. Manchmal, so bei den Straßenstädten die ich erwähnte, finden sich auch bloß zwei Hauptthore; anderwärts aber auch fünf, wie in Dresden und Freiberg, oder sechs, wie in Leipzig; ursprüngliche Nebenthore, Mauerpforten, deren es überall noch mehrere gab, waren nach und nach zu Hauptthoren geworden.

Wie die Stadtmauer mit ihren Thoren als durchaus zum Begriff der Stadt gehörig angesehen wurde, das beweisen die Siegel vieler Städte, die ein Thor und ein Stück der Stadtmauer zeigen. Wo uns offene, nicht ummauerte Städte begegnen, da galten sie in älterer Zeit wenigstens nicht als Städte im rechtlichen Sinne, sondern nur als Märkte; so z. B. Dohna, das niemals Mauern gehabt hat. Als das Lausitzer Städtchen Ostritz, das eine völlig planmäßige Stadtanlage zeigt und schon früh als civitas bezeichnet wird, im Jahre 1368 auf Veranlassung des damaligen Besitzers, des Klosters Marienthal, Stadtthore und ein Rathaus bauen wollte, griffen es die Zittauer, zu deren Weichbilde es gehörte, mit Waffengewalt an und zerstörte diese Bauten.

Zum Bilde der Stadtbefestigung gehört notwendig auch die Burg. Wir sahen bereits wie die Burgen, lange bevor die Städte entstanden, zu denselben Zwecken angelegt wurden, denen die Stadtmauern dienten; sie schützten das umliegende Gebiet und in besonders hohem Grade die Ansiedlung an ihrem Fuße. Sollte eine Stadt an einem Ort begründet werden, wo noch keine Burg stand, da ging der Stadtgründung meist die Erbauung einer Burg unmittelbar vorher, wie wir das bei Dresden und Freiberg sahen. Die Burg wurde die Citadelle der Stadt, ohne doch eigentlich zu ihr zu gehören; denn mit wenigen Ausnahmen, in denen die Stadt sich in den Besitz der Burg zu setzen wußte, blieb diese in unserm Lande fortdauernd im Besitz des Stadtherrn, diente ihm als gelegentliche Wohnstätte, war der Sitz seiner Beamten. Es hat dies sehr wesentlich dazu beigetragen, daß die städtische Entwicklung in den wettinischen Landen nur sehr selten zu jenen schroffen Gegensätzen zwischen Stadt und Stadtherrn führte, wie wir sie im Süden und Westen so vielfach finden. Eine solche Ausnahme ist der Konflikt, in den Markgraf Dietrich der Bedrängte in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts mit der Stadt Leipzig geriet. Wir können auf diese Fehde, die in Zusammenhang mit den Kämpfen zwischen dem Welfen König Otto IV. und dem Staufer Friedrich II. stand, nicht näher eingehen; wir erwähnen nur, daß ein für die Stadt sehr günstiger Vertrag 1216 dem Markgrafen Dietrich die Anlegung von Befestigungen in und außerhalb der Stadt untersagte. Freilich nahm Dietrich die Stadt kurz nachher mit List ein und hielt sich nun nicht mehr an seine Versprechungen gebunden; er ließ die Mauern der Stadt niederlegen und erbaute innerhalb derselben drei castra, wahrscheinlich nicht eigentliche Burgen, sondern bloße Wiech-

häuser. Zwei davon sind sehr bald verschwunden, das 3., das am Ausgange der Burggasse vermutlich an der Stelle der alten Burg Lipczk stand, wurde dann wohl weiter ausgebaut und ist die spätere Pleißenburg.

An die Stelle der königlichen Kastellane, der Burggrafen, der alten Kommandanten der Burgen, von dem wohl nur der Meißner Burggraf als solcher einen Einfluß auf die Stadtentwicklung ausgeübt hat, traten meist im 12. und 13. Jahrhundert die landesherrlichen Vögte. Der Schutz der Burg war nicht den Bürgern, sondern den Burgmannen anvertraut, Edelleuten, die in der Regel einen in unmittelbarer Nähe der Burg gelegenen Hof als Burglehn erhielten; die Erinnerung an diese Burglehen hat sich in manchen Städten, z. B. in Meißen, in Bautzen, bis heute lebendig erhalten. Wie die Burg, so gehörten auch sie im rechtlichen Sinne nicht zur Stadt; sie waren frei von städtischen Abgaben, ihre Besitzer hatten weder die Rechte noch die Pflichten der Bürger. Solche „Freihöfe" gab es auch sonst noch in fast allen Städten; ihre Obereigentümer waren teils die Landesherren, teils die Klöster, Kirchen u. s. w. Überall war das Streben der Städte darauf gerichtet, ihre Freiheit aufzuheben, sie mit der Stadt zu verschmelzen, und vielfach ist das auch gelungen.

Wie jeder innerhalb seiner vier Pfähle, im Bereich seines Hausfriedens gegen fremde Gewaltthat besonders geschützt war, solche besonders schwer bestraft wurde, wenn sie mit Hausfriedensbruch verbunden war, so genoß auch die Burg als das Haus des Königs, des Markgrafen, des Stadtherrn erhöhten Rechtsschutz. Die befestigte Stadt aber war eine erweiterte Burg; aus dem Burgfrieden hat sich der Stadtfrieden entwickelt.

Wenden wir uns nun von diesem Blick auf die Befestigung der Stadt, zu ihrem Innern. Wir betreten es durch eines der Stadtthore, folgen der Straße, die dasselbe schließt, und sind so in kurzer Zeit auf dem Marktplatze, dem Punkte, von dem das gesamte Straßennetz der Stadt seinen Ausgang nimmt. Aber nicht bloß äußerlich betrachtet ist der Markt der Mittelpunkt der Stadtanlage, er ist es auch seiner inneren Bedeutung nach; hier konzentriert sich das wirtschaftliche, das Rechts-, das Gemeindeleben der Stadt.

Das Wort Markt ist ein dem Lateinischen entnommenes Lehnwort: merx heißt die Ware, mercator der Kaufmann, mercatus der Kaufhandel oder der Ort, wo solcher betrieben wird. Schon daraus folgt, daß der Markt in erster Linie wirtschaftliche Bedeutung hat.

Daß in unseren Landen zu allen Zeiten Handel getrieben worden ist, soweit die geschichtliche Kunde zurückreicht, erwähnte ich schon früher. Schon im Jahre 983 eignet Kaiser Otto II. dem Bistum Meißen die Einkünfte aus dem Zolle von Belgern bis zum Hafen des Stifts Meißen auf beiden Seiten der Elbe, wo immer die manus mercatorum, die Kaufmannskarawanen, ihr

Gewerbe betrieben. Der Handel wird also damals im Umherziehen betrieben; der König als Herr des eroberten Slawenlandes und mithin auch der Straßen erhielt eine Abgabe davon. An günstig gelegenen Plätzen, an Straßenkreuzungen, bei Flußübergängen und dergl., an Stellen, wo die Landesprodukte, vor allem das Getreide, in besonders reicher Fülle vorhanden waren, entwickelten sich ganz von selbst Märkte, wo zu gewissen Zeiten die Kaufleute zusammen kamen, ihre Waren unter sich und mit den Einheimischen austauschten. In Gegenden, die wie die unsern nur langsam dem Christentum und der deutschen Kultur gewonnen wurden, dauerte dieser Verkehr, vielfach unterbrochen, wohl Jahrhunderte lang fort, bevor sich auf seiner Grundlage dauernde Kaufmannsniederlassungen bildeten. Günstiger lagen die Verhältnisse in den zunächst angrenzenden Ländern; in Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Naumburg hatte der Kaufmann schon im 10. oder 11. Jahrhundert festen Fuß gefaßt. Im Bereich des heutigen Königreichs Sachsen aber ist das erste Beispiel das Marktprivileg, das König Konrad III. im Jahre 1143 dem Benediktinerkloster Chemnitz verlieh; seinen Vorstehern wurde gestattet, ein forum publicum, einen öffentlichen Markt, zu errichten, dessen Bewohner Zollfreiheit im ganzen Reiche haben sollten. Nicht von dem Rechte zur Abhaltung eines Jahr- oder Wochenmarktes, sondern von der Begründung einer dauernden Marktansiedlung ist hier offenbar die Rede. Übrigens ist diese Urkunde das einzige Beispiel eines königlichen Marktprivilegs in unsern Landen; die grund- und landesherrlichen Rechte des Königs waren damals bereits zum größten Teile an die Markgrafen und sonstigen Grundherren übergegangen. Als Territorialherr ordnete 1185 Bischof Martin von Meißen die Rechtsverhältnisse in Löbnitz bei Eilenburg, wo neben dem deutschen Bauerndorfe eine Ansiedlung von forenses, eine Marktansiedlung, angelegt war; im Gegensatz zum ländlichen Rechte der bäuerlichen Bevölkerung erhielten die Forensen die Rechte von Halle. Eine Stadt ist aus dieser Ansiedlung nicht geworden. Meistens aber erscheint der Markgraf als der Territorialherr und demgemäß als Inhaber des ursprünglich dem König zustehenden Marktregals.

Man kann wohl behaupten, wenn auch das urkundliche Material einen eigentlichen Beweis nicht zuläßt, daß alle unsere älteren, nach dem beschriebenen Normalschema angelegten Städte Marktansiedelungen waren, Ansiedelungen von mercatores, denen man die Handwerker, die ja auch für den Verkauf arbeiteten, zugesellen kann. Die Marktansiedelung ist, wie dies neuerdings in einer gerade für unsere Lande sehr beachtenswerten Schrift von Siegfried Rietschel, „Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis“, überzeugend nachgewiesen worden ist, für die Entstehung der Städte das Entscheidende; daß zu gewissen Zeiten, jährlich, wöchentlich oder auch täglich, Markt gehalten wurde, kommt erst in zweiter Linie, als eine Folge jener Ansiedelung, in Betracht.

Auf herrschaftlichem Grund und Boden waren diese Ansiedelungen entstanden. Der Grundherr, der bei uns meist zugleich der Landesherr war, machte sie sich nutzbar: außer dem schon erwähnten census arearum von den Ansiedlern erhob er Abgaben vom Warenumsatz. Der Handelsplatz der Stadt aber war der Markt; deshalb erscheinen diese Abgaben als Marktabgaben, als teloneum forense, Marktzoll. Die Städte haben diese Abgaben später meist an sich zu bringen gesucht; sie sind uns in der Regel erst durch diese Erwerbung bekannt geworden. So erlangte die Stadt Freiberg 1253 die Befreiung vom parvum jus forense, d. h. von einer Abgabe vom Einzelverkauf bis zum Wert von 6 Pfg., wobei nur die Wagen mit gesalzenen Fischen ausgenommen wurden. Auch als Leipzig 1363 den Marktzoll von seinem Lehnsbesitzer Thimo von Colditz erwarb, wurde der Fisch-, Häring- und Nußzoll ausgenommen; dieser blieb noch längere Zeit als markgräfliches Lehen im Besitz städtischer Familien. Einer besonderen Abgabe unterlag vielfach der Salzverkauf. Auch das sogenannte Schrotamt gehört hierher, eine Abgabe von dem in die Keller geschroteten Wein (und Bier), die wir regelmäßig ursprünglich im Besitze der Stadtherren sehen. Der Marktplatz selbst galt als unmittelbares Eigentum des Grundherrn. Sehr bezeichnend ist, daß z. B. in Freiberg der Dünger, der auf dem Markt gesammelt wurde, dem Markgrafen zustand; wenn ihn Heinrich der Erlauchte durch besonderes Privileg 1259 dem Freiberger Hospital überläßt, so kann man daraus wohl schließen, daß die Einnahme daraus gar nicht so geringfügig war. Auch die auf dem Markte, in der Regel vom Stadtherrn gleich bei der Gründung angelegten Kaufstätten waren ihm zu Zins verpflichtet: die Brot- und Fleischbänke, die Hütten, die für Jahr- und Wochenmärkte errichtet und dann wieder beseitigt wurden, die feststehenden Buden, die vornehmlich von den Krämern benutzt wurden. Anderswo als in diesen Kaufstätten Handel zu treiben, war nicht gestattet. Auch diese Zinsen brachten die Städte an sich, als sie wirtschaftlich erstarkten; vielfach legten sie selbst neue Verkaufsstände und größere Gebäude für die Zwecke des Handelsverkehrs an, sogenannte Kaufhäuser oder Gewandhäuser, wie sie nach dem Tuchverkaufe, dem wichtigsten Handelszweige, genannt wurden.

Zu welcher Zeit auf dem Marktplatze verkauft werden durfte, bestimmte ebenfalls der Stadtherr. Der Wochenmarkt ist wohl überall das ältere gewesen; aber auch Jahrmarktsverleihungen liegen seit dem 13. Jahrhundert in so reicher Fülle vor, daß ich darauf verzichte, einzelne Beispiele hervorzuheben. Nur wenn die Märkte sich zu Messen entwickelten, wenn die Handeltreibenden Zollbefreiungen und andere Privilegien brauchten, die über die Landesgrenzen hinaus wirksam waren, suchte man kaiserliche Bestätigungen des Marktrechts nach; bei uns war das nur in Leipzig und auch da erst gegen Ende des Mittelalters der Fall.

Von jeher stand der Kaufmann unter dem besonderen Schutze der öffentlichen Gewalt; wie er auf seinen Wanderzügen einen besonderen Königsfrieden genoß, so auch während seines Aufenthalts am Markte. Das Wahrzeichen dieses Marktfriedens, ursprünglich wohl ein Kreuz, war in unseren Städten meist ein Strohwisch, der an allgemein sichtbarer Stelle aufgesteckt war, so lange der Markt währte. Dieser Marktfriede schützte einmal gegen unrechtmäßige Gewalt; wer sich gegen den Marktbesucher verging, unterlag besonders schwerer Strafe. Aber auch gegen rechtliche Verfolgung sicherte der Marktfrieden, sofern die Vergehen nicht am Marktorte begangen waren oder die privatrechtlichen Ansprüche nicht auf Geschäfte zurückgingen, die im Zusammenhang mit dem Markte standen; die Märkte genossen ein Asylrecht, von dem schwere Verbrecher allerdings ausgeschlossen waren. Für die während der Marktzeit, am Marktorte oder auch auf der Reise dorthin begangenen Vergehen, geschlossenen Verträge u. s. w. bestand ein besonderes Marktgericht, dessen Wahrnehmung in der Regel denselben Beamten oblag, die die ordentliche Gerichtsbarkeit ausübten. Es ist daher vielfach schwer, die Grenze zwischen dieser und der Marktgerichtsbarkeit festzustellen. Es lag also sehr nahe, aus dem Marktfrieden den Stadtfrieden, aus dem Marktgericht das Stadtgericht, aus der Marktverwaltung die Stadtverwaltung abzuleiten und dann weiter im Markt nicht in der Marktansiedelung — den Ursprung der Stadt zu sehen. Aber so geistvoll diese Markttheorie auch ausgeführt worden ist, sie ist eine Konstruktion, die für unsere Städte wenigstens nicht zutrifft; richtiger ist es wohl, den Ursprung des Stadtfriedens im Burgfrieden zu suchen. Wird der Ausdruck jus fori, Marktrecht, hier und da gleichbedeutend mit Stadtrecht gebraucht, so ist unter forum hier nicht der Markt, sondern die Marktansiedelung zu verstehen.

Bevor wir nun auf die rechtlichen und administrativen Momente eingehen, die aus der Marktansiedelung eine Stadt im Sinne des Mittelalters gemacht haben, verweilen wir zunächst noch einen Augenblick bei den wirtschaftlichen Grundlagen unserer Städte und suchen aus ihnen die Zusammensetzung der ältesten Stadtbewohnerschaft zu erklären.

Die Städte waren Ansiedelungen von Handel- und Gewerbetreibenden, sind nicht aus, sondern neben Dörfern entstanden; wurden auch, wie wir sahen, einige dieser Dörfer von vornherein mit der Stadtanlage durch die Mauer vereint, die meisten führten völlig selbständig oder, wie in Leipzig und Dresden, als Vorstadtgemeinden noch Jahrhunderte lang, teilweise bis heute, eine Sonderexistenz neben der Stadt. Den ersten städtischen Ansiedlern mag der Betrieb der Landwirtschaft fern gelegen haben; nirgends hören wir, daß ihnen außer der area, dem Raum für Haus und Hof und etwa Garten, auch ein mansus, Ackerland, überwiesen worden sei. Allerdings erhielten die Städte wie die Dörfer eine Allmende, ein Wald- und Weidegebiet, zu ge-

meinsamer Benutzung der Bürger, oder suchten sie sich, wenn die unmittelbare Nähe von Dorffluren dafür anfangs keinen Raum ließ, allmählich zu erwerben. So wurde der Stadt Leipzig schon im 12. Jahrhundert der Wald Luch überwiesen tam in gramine quam lignis et piscibus; Dresden hatte seine Bürgerwiese und seine Ziegelwiese, Freiberg erwarb 1259 ein Allod zur Anlegung einer Viehweide u. s. w. Aber diese Allmende diente nicht zum landwirtschaftlichen Betrieb; sie lieferte teils das Holz zum Häuserbau, teils den Weideplatz für das Vieh. Denn Viehzucht, die im Mittelalter nie als selbständige landwirtschaftliche Erwerbsquelle erscheint, trieb der Bürger so gut wie der Bauer. Sehr früh aber begann doch auch der Ackerbau für die Städte an Bedeutung zu gewinnen. Bei der Angliederung von Dörfern waren größere und kleinere Landgüter ins Stadtgebiet gekommen: so finden wir in Leipzig und zwar im ältesten um die Nicolaikirche gelegenen Stadtteil eine ganze Anzahl von Höfen im Besitze von adeligen Grundherren als Mittelpunkte landwirtschaftlichen Betriebs. Die Burglehen, die Höfe einzelner Klöster, von denen aus die in der Nähe der Stadt liegenden Grundstücke derselben bewirtschaftet wurden, wie der Grünhainer Hof in Zwickau, tragen ähnlichen Charakter; sie galten freilich, obwohl innerhalb der Stadtmauer gelegen, doch, wie wir bereits sahen, nicht als Stadtgebiet, sondern waren Freihöfe. Aber auch die wirklichen Stadtbürger fingen schon früh an, Ackerbau zu treiben, sei es, daß Kaufleute und Handwerker ihre Kapitalien in ländlichem Besitz anlegten, sei es, daß Landwirte städtische Hausgrundstücke erwarben. Schon im 13. Jahrhundert erscheinen die Städte vielfach von einem Kranz von Feldfluren umgeben, deren Besitzer Bürger waren: in Grimma wird 1419 bestimmt, daß jeder Bürger, der vier Äcker Land besitzt, der Stadt 1 Mark davon geben solle. Auch daß, wie wir sahen, der Dünger als wertvolles Objekt galt, deutet auf landwirtschaftlichen Betrieb; in Bautzen verbot 1307 eine landesherrliche Verordnung jedem Nichtbürger die Ausfuhr von Dünger aus der Stadt ohne Genehmigung des Rates. Ja vielfach tritt im Laufe des Mittelalters der ursprüngliche Charakter unserer Städte hinter der landwirtschaftlichen Beschäftigung der Bürger so völlig zurück, daß sich Handelsstädte in Ackerstädtchen verwandeln. Und das trifft nicht bloß für kleine Städte zu; selbst in Leipzig überwog, wie Wustmann aus den Angaben über das Gesinde im Türkensteuerbuch von 1481 nachgewiesen hat, sogar in der innern Stadt der landwirtschaftliche Betrieb gegenüber Handel und Gewerbe.

Und doch sind diese für die Anfänge unserer Städtewesen das Entscheidende. Im Sprachgebrauch des früheren Mittelalters ist mercator, Kaufmann, vielfach gleichbedeutend mit Stadtbürger, obgleich es gewiß nie Städte gegeben hat, die ausschließlich aus Kaufleuten bestanden haben. Bei uns findet sich übrigens nicht dieser weite Sinn des Wortes; im Gegenteil hat mercator,

koufman, hier vielfach eine besonders enge Bedeutung: man verstand darunter den Gewandschneider, den Tuchhändler. In Dresden z. B. ward 1295 bestimmt, niemand dürfe Tuch verkaufen, der es nicht als mercator im städtischen Kaufhause thue. Neben diese mercatores, die vornehmere Klasse des Handelsstandes, treten die institores, die Krämer, die Kleinhändler, die mit allem Möglichen Handel treiben. Beide Klassen schlossen sich früh zu Innungen zusammen; schon im 13. Jahrhundert bestanden in Freiberg nebeneinander die Innung der Kaufleute, die Gewand schneiden unter dem Kaufhause, und die Innung der Krämer. In Leipzig ist die später so wichtige Kramerinnung erst 1349 nachweisbar, immerhin früher als irgend eine Handwerksinnung. Auch in anderen Teilen Deutschlands erscheinen die Kaufmannsgilden als die ältesten städtischen Genossenschaften.

Die Entstehung des Handwerkerstandes gehört bekanntlich zu dem streitigsten Punkte der deutschen Stadtgeschichte: man hat ihn durchweg aus der Hörigkeit, die Zünfte aus den Verbänden unfreier Arbeiter an den Herrenhöfen ableiten wollen. Ist dies schon im allgemeinen zweifelhaft, so trifft es in den östlichen Kolonialanden vollends nicht zu; nichts deutet darauf hin, daß die Herrenhöfe, deren unfreie Unterthanen ursprünglich wohl ausschließlich Wenden waren, einen wesentlichen Anteil an der Bildung des städtischen Handwerkes gehabt haben. Ohne Zweifel waren unsere Handwerker wie die anderen Stadtbewohner freie Einwanderer. Finden sich hie und da auch unfreie Handwerker, so erklärt sich dies aus besonderen Verhältnissen. Die Leineweber z. B., die meist nicht in den Städten, sondern auf dem Lande ihr Gewerbe trieben, vielfach wohl auch nicht Deutsche, sondern Slawen waren, blieben lange in den Fesseln persönlicher Unfreiheit; eben deswegen galt ihr Handwerk in den Städten als unehrlich, weigerten sich ehrliche Zünfte, Leineweber und Leinewebers kinder in ihre Genossenschaft aufzunehmen. Aus denselben Gründen mögen auch die Töpfer ursprünglich vielfach unfrei gewesen sein; wegen der Feuergefährlichkeit ihres Handwerkes duldete man sie nicht in den Städten, sie wohnten in Dörfern oder Vorstädten — wie ja die Töpfergasse in Dresden eine Vorstadtgasse war — und waren vielfach mit Zinsen belastet, die auf Unfreiheit deuten; so hatten sie in Rochlitz und Borna einen Eierzins auf das Schloß zu entrichten. Sonst aber erscheinen die Handwerker als freie, geachtete Mitbürger; schon in den ältesten Ratsverzeichnissen unserer Städte kommen Namen von Handwerkern vor Auch sie schlossen sich zu Genossenschaften zusammen; trugen diese anfänglich wohl einen mehr kirchlichen Charakter, bezweckten gemeinsame Religionsübung und gegenseitige Unterstützung, so wurden sie in der Folge durch die Anerkennung des Stadtherrn und der Gemeindeobrigkeit, die dafür gewisse Abgaben erhielten, zu Zünften, zu Zwangsverbänden, denen jeder angehören mußte, der innerhalb der Stadt das Gewerbe treiben wollte. Zuerst finden wir dies bei den Handwerkern, die

für die täglichen Bedürfnisse des Lebens die unentbehrlichsten waren: die Innungen der Bäcker und Fleischer, der Schuster und Schneider sind überall die ältesten, bestanden hie und da, z. B. in Freiberg, schon im 13. Jahrhundert. Meist aber sind die Innungen erst im 14. und 15. Jahrhundert nachweisbar. Auf die soziale und politische Bedeutung, die diese Innungen dann für die Stadt gewonnen haben, komme ich später zurück.

Von großer Wichtigkeit für Handel und Handwerk war das Recht der Bannmeile, das überall zu den ältesten Rechten der Städte gehörte, ihnen wohl meist gleich bei der Gründung verliehen wurde. Wie Mauern und Markt, so gehört zum Begriff der mittelalterlichen Stadt auch ein sie rings in der Regel im Umkreise von einer Meile umschließender Bezirk, in dem der wirtschaftliche Einfluß der Stadt unumschränkt herrschen sollte, in dem Handel und Handwerk der Stadt gegen jede Konkurrenz geschützt waren. Schon der Leipziger Stadtbrief des 12. Jahrhunderts bestimmt, daß eine Meile um die Stadt kein ihr schädlicher Markt errichtet werden sollte. Ebenso wie der Markt, war der Betrieb von Handwerken und das Bierbrauen innerhalb der Meile verboten; das Freiberger Stadtrecht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts sagt: die Meile gehört von Alters her zu der Stadt, so daß Niemand soll backen und brauen feile (d. h. für den Verkauf), man soll es in der Stadt holen. Mit großer Zähigkeit hingen die Städte an diesem Meilenrechte; bis tief in die Neuzeit hinein gab jede Verletzung desselben Anlaß zu energischem Widerstand. Das bezeugen nicht bloß zahllose Prozeßakten; nicht selten auch griff der friedliche Bürger, wenn er sich in seinem Meilenrechte beeinträchtigt sah, zur Selbsthilfe: in Zeiten, in denen seine Wehrhaftigkeit längst nicht mehr auf der früheren Höhe stand, sehen wir ihn mit bewaffneten Mannschaften ausziehen, um die Braugefäße und Biervorräte benachbarter Dörfer zu zerstören, dem Dorfhandwerker seine Handwerksgeräte wegzunehmen.

Besonders empfindlich war man namentlich gegen Verletzungen der städtischen Braugerechtigkeit. Das Bier, das von den Tagen des Tacitus bis heute eine wichtige Rolle in Deutschland gespielt hat, wurde auch für das Städtewesen von großer Bedeutung; das Recht zu brauen und das selbstgebraute Bier zu verschänken, gehört zu den wichtigsten Bürgerrechten; in späteren Zeiten, als die Blüte unserer Städte im Schwinden war, wird oft genug die Braunahrung als das einzige bezeichnet, was die Bürger vor dem Verarmen schützte. In vielen Städten braute man nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Export; das Freiberger und Torgauer, das Chemnitzer, das Grimmasche Bier und so manches andere genossen einen weiten Ruhm. Die Einfuhr dieser fremden Biere suchte man im Interesse des heimischen Gebräus vielfach dadurch einzuschränken, daß sie der Stadtbehörde vorbehalten blieb; auch zum Weinschank war diese in der Regel allein berechtigt. Zur Ausübung dieses Rechts diente der Ratskeller, den so manche unserer

Städte noch heute als ein unantastbares Palladium ansieht. Überall wo städtische Rechnungen aus alter Zeit erhalten sind —, es ist dies leider bei uns nur sehr selten der Fall —, ergiebt sich, daß die Einnahmen aus dem Ratskeller einen erheblichen Posten des städtischen Budgets bilden.

Das Braugewerbe, das nicht zünftig betrieben wurde, führt uns von dem Gebiete des Handwerkes auf das der Industrie hinüber. Wenn Sachsen heute mehrere der bedeutendsten Industriestädte Deutschlands besitzt, so finden wir die Anfänge dieser Entwickelung bereits im Mittelalter. Dabei fällt unser Blick vor allem auf den Bergbau, dieses edle Kleinod des Sachsenlandes. Die Entdeckung von Silberminen im Gebiete des Klosters Altzelle wurde für das Haus Wettin, das alsbald das dem König zustehende Bergregal an sich brachte, von größter Wichtigkeit, machte es zu einem der reichsten Fürstenhäuser Deutschlands. Wir sahen, mit welcher Schnelligkeit sich aus einer Niederlassung harzischer Bergleute die blühende Stadt Freiberg entwickelte; sie steht in einem gewissen Gegensatze zu anderen Städtegründungen, indem sie nicht sowohl den Charakter der Kaufmannsansiedlung hatte, als den der Bergmannsansiedlung In ältester Zeit deckten hier sich nahezu die Begriffe montanus, Bergmann, und Bürger; selbst die außerhalb der Stadt wohnenden Bergleute hatten einen gewissen Anteil an den bürgerlichen Rechten, wie andrerseits der Bannmeilenkreis der Stadt sich über alle Bergwerksgebiete erstrecken sollte. Es hatte das freilich die Wirkung, daß andere Bergstädte von Bedeutung im 12. und 13. Jahrhundert neben Freiberg nicht aufkommen konnten. Dippoldiswalde und Siebenlehn, die ebenfalls dem Bergbau ihre Entstehung verdankten, blieben in rechtlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit von Freiberg. Eine landesherrliche Entscheidung von 1266 bestimmte, daß auf allen Bergen, wo gewinnbringender Bergbau stattfindet, nur Freiberger Bier verkauft werden, daß man auch die sonstigen Bedürfnisse, die für den Bergbau nötig waren, nur von Freiberg beziehen dürfe. Das Freiberger Stadtrecht, das in innigem Zusammenhange mit dem Bergrecht entstanden ist, galt auch in Dippoldiswalde und Siebenlehn. Als freilich in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo in Freiberg der Bergbau erheblich zurückgegangen war, im oberen Erzgebirge reiche Erzanbrüche gemacht wurden, die eine zweite Blüteperiode des sächsischen Bergbaues und zugleich eine zweite Periode von Städtegründungen hervorriefen, ließ sich das alte Recht der Stadt Freiberg nicht mehr aufrecht erhalten; die neuen Bergstädte entwickelten sich vollkommen unabhängig von Freiberg. Nur eine Erinnerung an die Vorortschaft Freibergs hat sich bis in die neuere Zeit erhalten: Freibergs Bergschöffenstuhl blieb Jahrhunderte lang die Stelle, wo für alle bergrechtlichen Streitigkeiten im ganzen Lande Rechtsbelehrung gesucht werden mußte.

Die Einrichtungen des Freiberger Bergbaues, die Gewinn- und Verlustbeteiligung der einzelnen Unternehmer, erscheinen in mancher Hinsicht als

Vorläufer moderner kapitalistischer Unternehmungen. An sie lehnten sich die Einrichtungen der Bleicherei an, die sich im 14. Jahrhundert in Chemnitz entwickelte. Die Tuchfabrikation, die Leinweberei und andere Gewerbe, die sich später zu größeren Industrien entwickelt haben, zeigen im Mittelalter noch durchaus die Formen des zünftig organisierten Handwerks.

Kaufmann und Handwerker sind die wichtigsten Faktoren, aus denen sich die bürgerliche Gesellschaft zusammensetzte. Ihrer Nationalität nach war sie durchaus deutsch. Wenn fast die Hälfte unserer Städte, 66 von 142, slawische Namen führt, so erklärt sich dies teils daraus, daß sie an einen schon zur Slawenzeit benannten Flusse lagen (Chemnitz, Lößnitz, Pulsnitz, Sebnitz, Zschopau, Zwönitz); meistens aber erinnert der Name an das einst wendische Dorf, auf dessen Flur oder neben dem die Stadt entstanden ist. Die Bürgernamen, die uns vom 13. und 14. Jahrhundert überliefert sind, sind fast ausschließlich deutsch; nur in der Lausitz, wo unter einem slawischen Herrscherhaus die nationalen Unterschiede sich weniger scharf ausprägten, erscheinen Wenden schon früh selbst unter den Ratsmitgliedern. In den Städten der Wettiner dagegen waren die Slawen vom Bürgerrecht ausgeschlossen, wie ja auch die Innungen keine Wenden aufnahmen, vielmehr als Leute unehrlicher Herkunft ansahen. Man duldete sie wohl in den Vorstädten; als sie dann später auch in der Stadt selbst Aufnahme fanden, wurden ihnen vielfach besondere Stadtteile angewiesen, wo sie, abgesondert von den Bürgern, sich niederlassen mußten; so gab es in Dresden eine windische Gasse, die heutige Galleriestraße. Sie waren also in gleicher Lage wie die Juden, die wir schon im 13. Jahrhundert ziemlich zahlreich in den meißnischen Städten finden, so daß sich Markgraf Heinrich veranlaßt sah, 1265 durch eine ausführliche Judenordnung ihre privatrechtlichen Verhältnisse und insbesondere ihre Beziehungen zu den Christen zu ordnen. Auch ihnen waren besondere Wohnplätze zugewiesen; Judengassen, Judenberge und dergl. finden sich in Dresden, Zwickau, Meißen, Freiberg und sonst oft. Auch sie waren zum Erwerbe des Bürgerrechtes im allgemeinen nicht berechtigt, doch kommen einzelne Ausnahmen vor. Die Judenverfolgungen des 14. und 15. Jahrhunderts haben ihre Lage sehr verschlechtert, in manchen Städten wohl zeitweise die Judenschaft ganz ausgerottet; aber die geschäftlichen Verhältnisse der Zeit, die den Verkehr mit beweglichem Kapital fast ganz den Juden überließen, bewirkten, daß sie immer wieder kamen. Immerhin bildeten Wenden und Juden fremde Elemente; der Grundstock der Bevölkerung bestand aus deutschen Ansiedlern, die ebenso wie die bäuerlichen Kolonisten aus den benachbarten Landen, aus Niedersachsen, Thüringen, Franken, auch aus den Niederlanden kamen. Darauf deuten Ortsnamen wie Frankenberg; der civitas Saxonum in Freiberg, der Sächsstadt, habe ich schon gedacht. Sachse, Franke, Döring, Flemming sind häufig vorkommende Familiennamen; zahl-

reiche andere Familiennamen wurden benachbarten Städten und Dörfer entlehnt und beweisen, daß die einmal entstandene Stadt fortdauernd eine große Anziehungskraft auf die Umgebung ausübte, daß ihre Bewohnerschaft sich stets durch Zuzug erneuerte.

Das lag vor allem in jener Eigenschaft der Stadt, die in dem bekannten Satz zusammengefaßt ist: Stadtluft macht frei. Die Geburtsstandesunterschiede glichen sich in den Städten aus. Wohl finden wir in der ältesten Zeit neben den freien Kolonisten, die wohl stets die überwiegende Mehrzahl bildeten, auch Ministerialen, Mitglieder des Dienstadels, ja sie spielten hie und da eine nicht unbedeutende Rolle in der städtischen Verwaltung; ferner unfreie Hintersassen, z. B. in Chemnitz, wo wir von Wachszinsen hören, die dem Kloster zu entrichten waren, meist ein Zeichen der Unfreiheit, auch wohl solche Hintersassen auswärtiger Herren. Aber diese Elemente verschwinden sehr bald: die Ministerialen gingen entweder völlig in der Bürgerschaft auf, vergaßen ihren alten Adel, wie die Freiberger Bürgerfamilien der Schönberg, der Carlowitz, oder sie blieben als Besitzer von landesherrlichen Lehen, die als Freihöfe galten, außerhalb des städtischen Verbandes, auch wenn sie innerhalb der Stadt wohnten. Die Unfreien aber machten sich von ihren Verpflichtungen den Herren gegenüber los; bei neuem Zuzug galt als Grundsatz, daß die Herren zwar ihre Hörigen reklamieren durften, aber ihrer Rechte verlustig gingen, wenn sie sie nicht binnen Jahr und Tag geltend gemacht hatten.

Die persönliche Freiheit der Stadtbewohner übertrug sich auf den Grundbesitz. Zwar hatte der städtische Ansiedler von seiner area in der Regel dem Grundherrn einen kleinen Zins zu zahlen, aber dieser Zins war eine reine Reallast, er beeinträchtigte in keiner Weise die freie Beweglichkeit des Grundstücks. Im Gegensatz gegen die mannigfachen Beschränkungen des ländlichen Eigentums war es die charakteristische Eigentümlichkeit des Stadtrechtsgutes, daß es frei vererblich und frei veräußerlich war. Auf Grund dieser freien Beweglichkeit entwickelte sich nun durch Kauf und Tausch, durch Abzweigung von Teilstücken aus den ursprünglichen areae, durch Belastung mit Erbzinsen und ablösbaren Zinsen u. s. w. eine reiche Mannigfaltigkeit von Besitzformen; aber so interessant die Geschichte des Eigentums in unseren Städten ist und so wichtig für ihre spätere Entwicklung, so würde ein näheres Eingehen darauf uns viel zu weit führen; zum Verständnis der Anfänge unseres Städtewesens genügt der Hinweis auf die Freiheit des Stadtrechtsgutes.

Die Ummauerung schied die Stadt äußerlich vom Dorfe; die Eigenschaft als Marktgemeinde, der Betrieb von Handel und Handwerk, die darauf beruhende Zusammensetzung der Einwohnerschaft begründeten einen tiefgehenden wirtschaftlichen Unterschied zwischen Stadt und Dorf. In einer Zeit, in der das Rechtsleben des Volkes viel unmittelbarer als heute, unbeirrt durch ge-

lehrte Reflexion den Empfindungen und Bedürfnissen des Volkes entsprechend aus der Volksseele heraus sich entwickelte, mußte sich dieser Unterschied auch im Rechts- und Gerichtswesen der Stadt ausprägen; auch hier mußten die Städte eine Sonderstellung einnehmen: sie wurden zu eigenen Gerichtsbezirken.

Die alte Organisation des fränkisch-germanischen Staats beruhte auf seiner Einteilung in Gaue und der Gaue in Hundertschaften. An der Spitze des Gaues stand der Graf, an der Spitze der Hundertschaft der Centenar. Ersterer hatte sowohl den Vorsitz in der dreimal jährlich wiederkehrenden großen Gerichtsversammlung, dem echten Ding, als in den je nach Bedürfnis zusammentretenden außerordentlichen Gerichtsversammlungen, den gebotenen Dingen; in allen schweren Fällen hatte er zu richten, in den leichteren Fällen der Centenar, dem auch die bürgerliche Gerichtsbarkeit zufiel. Grafen wie Centenare waren Beamte des Königs, des obersten Richters. Aber diese Richter hatten nur zu richten, d. h. das bestehende Recht zu verwirklichen; was Recht sei, darüber hatten nicht die Richter zu entscheiden, sondern die Genossen des betreffenden Gerichtsbezirkes; sie hatten auf des Richters Frage Urteil zu teilen, d. h. Auskunft zu geben, was im Einzelfall der Überlieferung, dem Rechtsbewußtsein des Volkes entspreche. Ob die Urteiler, denen der Richter seine Frage vorlegte, für jeden Fall aus der in der Gerichtsversammlung anwesenden Menge gewählt wurden, oder ob es einen bestimmten engeren Kreis von rechtskundigen Personen, von Schöffen, gab, denen das Urteilfällen ein für allemal übertragen wurde, ist dabei gleichgiltig. Diese einfache Gerichtsverfassung war im Laufe der Jahrhunderte mannigfach durchbrochen worden; zuerst wußte sich die Geistlichkeit durch Erlangung sogenannter Immunitätsprivilegien davon freizumachen, besondere Gerichtsbezirke für ihre Gebiete auszusondern; das Gleiche gelang anderen Grundherrschaften. Auf ständischer Grundlage entwickelten sich andere Sonderrechte: das Lehnrecht für die Vasallen, das Hofrecht für die unfreien Unterthanen. Die Grafschaften selbst verloren ihren Charakter als Amtsbezirke; sie wurden erblich, mächtige Geschlechter - vor allem in den Marklanden — vereinten deren mehrere in ihrer Hand und legten so den Grund zur Landesherrschaft, die dann ein Recht des Königs nach dem anderen in ihre Gewalt brachte. Die Gerichtsbarkeit, die einst der Graf als Beamter des Königs gehandhabt, übte jetzt der Vogt als Beamter des Landesherrn; sein Bezirk war freilich meist viel kleiner als der des Grafen, hat sich bei uns, wie wir sahen, im Zusammenhang mit der Burgwartverfassung entwickelt. Wie der Centenar neben dem Grafen, so stand neben dem Vogt der Schultheiß. Als nun mit dem Aufkommen der Städte in die soziale Zusammensetzung des Mittelalters ein neuer Interessenkreis eintrat, der neue Rechtsanschauungen und Rechtsbedürfnisse schuf, bildete sich mit Notwendigkeit ein eigenes Stadtrecht; es bildete sich aus dem allgemeinen Landrecht heraus und trat neben dasselbe. Der älteste Ausdruck für dieses Stadtrecht,

den wir in unserem Lande nachweisen können, ist der vielumstrittene Ausdruck Weichbild, ein niederdeutsches Wort: vic heißt Ort, bild Recht — also Weichbild ist ganz dasselbe wie Stadtrecht. Die älteste in der Litteratur belegte Anwendung dieser Bezeichnung findet sich in der mehrerwähnten Leipziger Stadtrechtsurkunde: jus quod wicbilede dicitur. Über dieses Stadtrecht konnten nur die Bewohner der Stadt, nicht die Bauern Auskunft erteilen. So bedurfte der Richter, um nach Stadtrecht zu richten, besonderer Urteiler, d. h. die Entstehung eines eigenen Stadtrechts hatte zur notwendigen Folge die Entstehung eines eigenen Stadtgerichts; die Stadt schied aus dem Gebiete des Landgerichts aus. Auch dies erfolgte wohl bei uns so wenig wie die Entstehung der Stadt allmählich, sondern durch förmlichen Akt; die Gründung des Stadtgerichts erfolgte zugleich mit der Gründung der Stadt. Will man dagegen einwenden, daß das Stadtrecht sich nur habe allmählich ausbilden können, so trifft das für unsere Städte nicht zu; sie waren in der glücklichen Lage, ein bereits fertiges Stadtrecht übernehmen zu können. Es war dies bei uns wie im ganzen Osten Deutschlands das Magdeburger Recht oder das davon abgeleitete Recht der Stadt Halle. Die erste Stadt unseres Landes, die nach Magdeburger Recht ausgesetzt war, war Leipzig; sie bildete die Brücke, auf der das Magdeburger Recht dann in andere Städte gelangte. Nach der Mutterstadt, nach Magdeburg, als dem „Oberhof", wandte man sich in Zweifelsfällen. Erst im 15. Jahrhundert trat Leipzig als Oberhof für die sächsischen Städte an die Stelle von Magdeburg. In den westlichen Landesteilen finden wir auch, z. B. in Altenburg, einen Rechtszug nach Goslar. Am selbständigsten gestaltete sich unter dem Einfluß des Bergbaues das Stadtrecht in Freiberg; wohl finden sich auch hier Anklänge sowohl an das Magdeburger als an das Goslarer Recht, aber ganz vereinzelt, und nur in seltenen Ausnahmefällen wandte man sich um Rechtsbelehrung nach Magdeburg.

Genug, alle älteren sächsischen Städte hatten wohl von vorn herein ein eigenes Stadtgericht und bildeten besondere Gerichtsbezirke. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die Stadt selbst in den Besitz dieses Gerichts gelangt wäre. Das Gericht blieb ein öffentliches, ein landesherrliches; landesherrliche Beamte verwalteten es und zwar wie im Gebiete des Landgerichts: der Vogt, der die auch in den Städten fortbestehenden drei echten Dinge leitete, hatte in schweren, der Schultheiß in leichten und in Fällen der bürgerlichen Gerichtsbarkeit zu richten. Der Villicus, der neben oder statt des Schultheißen vorkommt, auch wohl der nur in der ältesten Zeit in Leipzig erwähnte Decanus sind, wie der Name des ersteren besagt, Beamte, die eigentlich der Dorfverfassung angehören und aus den Städten bald verschwinden. Der Vogt war in der Regel nicht ausschließlich für das Stadtgericht angestellt, sondern stand der ganzen Vogtei vor, auch den ländlichen Bezirken; in der Stadt aber richtete er nur mit Zuziehung städtischer Urteiler. Ausnahms-

weise sehen wir z. B. in Oschatz einen besonderen Stadtvogt neben dem Bezirksvogt. Der Schultheiß aber war regelmäßig nur für den Stadtbezirk vorhanden; der Stadtbezirk entspricht insofern der alten Hundertschaft. Der Schultheiß erscheint bald als der eigentliche Stadtrichter. In Leipzig z. B. waren nach einer Urkunde von 1216 Vogt und Schultheiß die beiden, die einzig in der Stadt richten durften; schon 1263 wird die Stadt völlig vom Gericht des Vogtes befreit, der Schultheiß ist nunmehr alleiniger Richter. In Freiberg, wo der Ausdruck Schultheiß unbekannt ist, gab es neben dem Obervogt einen Untervogt, der schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts ausschließlich die Rechtspflege übt, während dem Obervogt nur gewisse Ehrenrechte verbleiben. Der Untervogt aber stand schon seit Begründung der Stadt in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zum Rat; auch in Chemnitz, in Zwickau, in Dresden und anderwärts zeigt sich schon früh ein Einfluß der Stadt auf die Besetzung der Stelle des mit der niederen Gerichtsbarkeit betrauten Beamten, während die Einkünfte dieses Gerichts noch den Landesherren zustanden. Erst im 14. und 15. Jahrhundert gelangten dann auch diese wie andere landesherrliche Einkünfte durch Kauf oder Verpfändung anfangs widerruflich, dann dauernd in den Besitz der Stadtgemeinde. Gegen Ende des Mittelalters waren unsere größeren Städte fast durchweg in den vollen Besitz der niederen und meist auch der oberen Gerichtsbarkeit gelangt; diese städtische Patrimonialgerichtsbarkeit hat bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus bestanden.

Aber nicht der Besitz des Gerichts, sondern das Bestehen eines eigenen Stadtgerichtsbezirks, in dem ausschließlich das Stadtrecht galt, ist wesentlich für den Begriff der mittelalterlichen Stadt. Auf diesen Bezirk übertrug sich nun der alte Ausdruck für Stadtrecht, er wurde als das Weichbild der Stadt bezeichnet. Anfangs waren seine Grenzen wohl meist die Stadtmauern oder die vor denselben liegenden Umwallungen, wie denn für Zwickau eine landesherrliche Urkunde von 1295 bezeugt, daß ab exordio ipsius fundationis das Gericht der Stadt und alle ihre Rechte nur so weit reichten, als der circuitus muniminum fossatorum, der Umkreis der Stadtgräben. Aber schon sehr früh kam es auch vor, daß man dem Weichbild weitere Grenzen gab, und dann bedurften diese Grenzen genauer Bezeichnung. So gab Markgraf Otto den Bürgern von Leipzig auf ihre Bitte vier Signa ihres Weichbildrechts: das eine in der Mitte der Elster, das zweite in der Mitte der Parthe, das dritte an einem Stein beim Galgen, das vierte jenseits des Grabens, wo die Steine gebrochen wurden. Diese Zeichen waren vermutlich steinerne Kreuze, wie wir sie noch heute z. B. in Meißen nahe der Burg finden, wo sie ebenfalls Gerichtsgrenzen bezeichneten. Die Benennung der Weichbildgrenzen, ihre Bezeichnung durch Gräben oder Grenzsteine waren dann auch in der Folge wichtige Vorgänge.

Innerhalb dieser Weichbildgrenzen galt das Stadtrecht, richtete das Stadtgericht, soweit es sich um Bürger und bürgerliche Angelegenheiten handelte; der ritterliche Freihofsbesitzer, die Geistlichkeit, die unfreie Landbevölkerung, die sich, wenn auch nicht in der Stadt, doch in den Vorstädten und in der Nachbarschaft fand, hatten ihren besonderen Gerichtsstand. Das Stadtgericht aber besaß seinen Mittelpunkt, ebenso wie der Handelsverkehr, im Markte. Hier wurden die drei jährlichen Vogtdinge oder Vardinge, wie sie in Freiberg heißen, hier die ein- oder mehrmals in jeder Woche stattfindenden ordentlichen Stadtgerichtssitzungen abgehalten; anfangs wohl nach altem deutschen Gerichtsbrauch unter freiem Himmel, auf einem durch Schranken, durch die vier Bänke für die Beisitzer abgegrenzten Raum; dann im Dinghause, wie noch im Freiberger Stadtrecht bezeichnend das Rathaus genannt wird. Hier auf dem Markte war auch die ordentliche Richtstätte: hier stand der Pranger und in seiner Nähe der Stock, das Büttelhaus, wo der Verbrecher in Haft gehalten wurde, bis er dem Gericht zugeführt werden konnte. Auch die Hinrichtungen fanden zuweilen auf dem Markte statt; meist freilich gab es für sie schon früh eine besondere Richtstätte außerhalb der Stadt.

In ältester Zeit mag es die Pflicht aller Bürger gewesen sein, zur Gerichtszeit in den vier Bänken sich einzufinden und auf Befehl des Richters Rechtsbelehrung zu erteilen, wenigstens bei den drei echten Dingen; eine Rechtsweisung der Leipziger Schöffen nach Dresden aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erkennt grundsätzlich diese Pflicht an, fügt aber die Beschränkung hinzu: sofern nicht eine andere Gewohnheit bestehe. Das war wohl in unsern meisten Städten der Fall; nur in Freiberg wird einmal gelegentlich der Dingpflicht der Bürger gedacht. Hier war es im 13. und noch im 14. Jahrhundert Brauch, daß der Richter aus dem Umstande, d. h. den im Gericht anwesenden Bürger, für jeden einzelnen Fall die Urteiler auswählte; wer innerhalb der vier Bänke stand, war verpflichtet, die Urteilsfrage des Richters zu beantworten, ebenso wie er jedem Gerichtsgenossen das Wort sprechen, als Vorspreche, als Anwalt, als Helfer bei Erfüllung der gerichtlichen Formalitäten dienen mußte, wenn er nicht besondere Entschuldigungsgründe vorbringen konnte. Erst seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gab es in Freiberg ständig gewählte Urteiler, Schöffen; ein interessanter Beweis, wie lebhaften Anteil in der ältesten Zeit die ganze Bevölkerung der Stadt am Rechtsleben nahm: denn offenbar hat es in den ersten Jahrhunderten dem Gericht nie an Urteilern gefehlt. Freiberg bildet aber eine Ausnahme; wie in Magdeburg, dem Mutterort unserer Stadtverfassung, so finden wir in den meisten Städten der Mark Meißen schon in ältester Zeit die Einrichtung der Schöffen, die bekanntlich seit Karl dem Großen in den fränkischen und sächsischen Landen allgemein ist.

Die Einrichtung der Schöffen ist nun nicht bloß für die Rechtspflege, sondern auch für die Verwaltung der Stadt von Bedeutung geworden. Wir betreten damit das letzte große Gebiet, daß für die Entstehungsgeschichte unserer Städte in Betracht kommt.

Die Stadt ist nicht bloß Gerichtsbezirk; vor allem ist sie, wie das Dorf, Gemeinde, und zum deutschen Begriff der Gemeinde gehörte zu jeder Zeit eine mehr oder weniger ausgedehnte Selbstverwaltung. Wir sahen bereits, daß auch die Landgemeinde eine solche hatte, und daß diese Landgemeindeverfassung in gewisser Weise als Ausgangspunkt der Stadtverfassung angesehen werden kann; immerhin tritt uns der Unterschied zwischen Stadt und Dorf ebenso scharf, wie in der Ummauerung, im Markt, im Gerichtswesen, auch in den Formen der Verfassung und Verwaltung entgegen. An der Spitze der Landgemeinde steht ein Vorstand, dem allerdings Schöffen anfangs nur für gerichtliche Funktionen, später auch für die Verwaltung beigeordnet sind; das Gemeindeorgan der Stadt dagegen ist von vornherein ein Kollegium, der Stadtrat. Die Landgemeinde ist im wesentlichen monarchisch, die Stadtgemeinde republikanisch organisiert. Zu den zahlreichen Fragen der älteren Stadtverfassung, die zu unendlich häufigen Erörterungen Anlaß gegeben haben, gehört auch die Entstehung des Rates. Bei uns, glaube ich, liegt die Sache sehr einfach: so wenig wie die Stadt selbst, so wenig ist auch der Rat allmählich entstanden. Bei Gründung der Stadt übertrug der Landesherr oder der sonstige Gründer deren Verwaltung einem Ausschuß, dessen Mitglieder er zunächst wohl selbst aus den Ansiedlern ausgesucht hat; er bezeichnet sie deshalb als nostri consules, nostri cives. Später wurde die Wahl ein Recht der Gemeinde oder erfolgte, wie es thatsächlich wohl meist der Fall war, durch Kooptation, wobei übrigens stets dem Stadtherrn die Bestätigung vorbehalten blieb. Daß die Gründung des Rates mit den Anfängen der Stadt zusammenfällt, ergiebt sich klar aus der Geschichte der Stadt, über deren ältere Verfassung wir am besten unterrichtet sind, von Freiberg. Wenn in einer Urkunde von 1241 von einem Rechte die Rede ist, das den Konsuln der Stadt in prima constructione sui gewährt worden sei, so beweist dies, daß der Rat eben so lange bestanden hat als die Stadt. Die Einsetzung des Rates erfolgte durch einen Willensakt des Stadtherrn; und erst durch diese Einsetzung wurden die Marktgemeinden zu Stadtgemeinden. Es ist das von umso größerem Interesse, als die neueren Forschungen es wahrscheinlich gemacht haben, daß die Entstehung des Rates überhaupt in den Städten der östlichen Koloniallande zu suchen und daß diese Institution erst von hier aus nach dem Westen übertragen worden sei.

Mitglieder des Rats waren natürlich die angesehensten Ansiedler; unter den 24 Personen, die in Freiberg 1241 als Mitglieder des Rats genannt werden, finden sich auch eine Anzahl Edelleute. Die Zahl ist übrigen aus-

nahmsweise groß; sie verringerte sich noch im 13. Jahrhundert auf zwölf, und dies blieb dann die regelmäßige Mitgliederzahl des Rates unserer größeren Städte, während in kleineren in der Regel weniger Ratsmitglieder vorkommen, z. B. in Borna, Rochlitz und in vielen andern Orten sieben.

Diese Siebenzahl ist nun deswegen beachtenswert, weil sie auch die regelmäßige Zahl der Schöffen ist. Vielfach hat man den Rat unmittelbar aus dem Schöffenkolleg, das ja ohne Zweifel eine ältere Institution ist, ableiten wollen. Aber so einfach dies scheint, so ist es in der Allgemeinheit schon darum nicht richtig, weil es Städte gab, in denen das Schöffenkolleg erst lange nach Einrichtung des Rats entstanden ist, wie wir dies bei Freiberg sahen. Immerhin besteht ein naher Zusammenhang zwischen Schöffen und Rat und ist auch durchaus nicht befremdlich: es war ja selbstverständlich, daß man zu Schöffen die angesehensten Stadtbewohner erkor, und das waren vielfach dieselben, aus denen der Rat gebildet worden war. Oft erscheinen consules et jurati, Ratmannen und Schöffen, als Glieder eines und desselben Kollegiums; wenn dasselbe, wie z. B. in Chemnitz, aus 12 Personen bestand, so ist anzunehmen, daß sieben davon zugleich im Dinge als Schöffen thätig, fünf aber ausschließlich Ratsmitglieder waren. In Dresden gab es bis Ende des 14. Jahrhunderts neben einem Rat von 12 Mitgliedern noch ein Schöffenkolleg von sieben Mitgliedern; aber in wichtigen Verwaltungsangelegenheiten erscheinen beide oft vereinigt und erst später tritt eine schärfere Sonderung ein. Daß bei kleinen Städten den sieben Schöffen, die im Gericht saßen, die einfachen Verwaltungsgeschäfte mit übertragen wurden, lag sehr nahe. Im einzelnen zeigt die Entwickelung des Rats in jeder Stadt ihre Besonderheiten; das schließt aber nicht die Annahme einer ursprünglich ziemlich gleichmäßigen Organisation aus: denn in der Regel tritt uns der Rat erst entgegen, nachdem er bereits eine längere Entwickelung durchgemacht hat.

An der Spitze des Rats erscheint in älterer Zeit durchweg der mit der Rechtspflege im Stadtgerichtsbezirk beauftragte landesherrliche Beamte: der Vogt oder häufiger der Schultheiß, in Meißen der Burggraf. Nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten aber, unter dem die Selbständigkeit der Städte große Fortschritte gemacht hat, machten sie sich von dieser Bevormundung los; der Vorsitz im Ratskollegium und damit die oberste Leitung der städtischen Geschäfte wurden nunmehr einem Genossen des Kollegiums, einem aus ihm gewählten Bürgermeister, magister consulum, übertragen. Fast genau um dieselbe Zeit erscheinen in allen unsern größern Städten die ersten Bürgermeister (Freiberg 1291, Leipzig und Dresden 1292, Zwickau 1297), und zugleich verschwinden die landesherrlichen Beamten aus der städtischen Verwaltung. Nachdem ihnen dann auch, wenigstens in den größern Städten, das städtische Gericht entzogen ist, haben sie nur noch in Vertretung des

Landesherrn das Oberaufsichtsrecht wahrzunehmen, während ihr eigentliches Verwaltungsgebiet die zum Amt gehörigen Landgemeinden sind.

Nach Magdeburger Recht war der Rat auf ein Jahr zu wählen. Man hielt sich aber in der Regel an Personen, die schon früher im Rate gesessen, und so wurde die Würde eines Ratsherrn thatsächlich eine lebenslängliche. Später, im 14. und 15. Jahrhundert, wurden in den meisten Städten zwei oder drei Ratskollegien gebildet, die jährlich in regelmäßigem Turnus abwechselten, so daß das eine die laufenden Geschäfte besorgte, das andere oder die beiden andern ruhten und nur bei besonders wichtigen Anlässen mit herangezogen wurden. Aus der lebenslänglichen Dauer der Ratsämter entwickelte sich eine gewisse Erblichkeit: die Zahl der Familien, denen man die Ratsmitglieder entnahm, wurde eine beschränkte; es entstand ein nicht rechtliches, aber thatsächliches Patriziat. Diesen Ring zu brechen, neue Elemente, namentlich aus den weniger bemittelten Kreisen, in den Rat zu bringen, war im späteren Mittelalter das Bestreben der Zünfte; neben ihrer wirtschaftlichen gewannen sie auch eine politische und soziale Bedeutung, brachten tiefgreifende Klassenunterschiede in die Bevölkerung. Auch bei uns kam es im späteren Mittelalter vielfach zu Zunftkämpfen: wenn sie sich nicht zu der Schärfe entwickelten, wie in den Stadtgemeinden des deutschen Südens, Westens und Nordens, so ist dies vor allem dem Umstande zu danken, daß der vermittelnde Einfluß der Landesherrschaft stets stärker geblieben ist als dort. Vielfach erreichten die Zünfte, daß eine beschränkte Anzahl von Ratsmitgliedern aus ihren Kreisen entnommen werden mußte: der fortschreitenden Versteinerung des Rates, der Vetternwirtschaft und eigennützigen Verwaltung, die daraus folgten, haben die Zunftbewegungen jedoch nicht Einhalt thun können: wenn wir die Stadtverwaltung im 17. und 18. Jahrhundert in schnellem Verfalle begriffen sehen, so liegen hier vor allem die Ursachen dieses Verfalls.

Wenn bei wichtigen Anlässen häufig der Mitwirkung der ganzen Gemeinde, der communitas civium, der Bürger arm und reich gedacht wird, so mag man annehmen, daß in älterer Zeit bisweilen die gesamte Bürgerschaft auf dem Markte versammelt wurde, um ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Rates kund zu geben oder ihr Mißfallen zu äußern. Aber eine geordnete Gemeindevertretung neben dem Rate gab es wohl nicht. Zuweilen wird des Beirates der ältesten, weisesten, „wegesten" Bürger gedacht: aber es handelt sich dabei wohl mehr um das unverbindliche Gutachten einzelner angesehener Bürger als um einen fest organisierten Bürgerausschuß. Erst im spätern Mittelalter, als die ursprünglich militärischen Zwecken dienende Einteilung der Stadt in Innenbezirke, in Stadtviertel, allgemein eingeführt war, liegt den Viertelsmeistern nicht selten eine solche Vertretung der Gemeinde ob. In derselben Zeit finden wir auch, daß die

Vorsteher der Innungen, die Handwerksmeister, neben dem Rate einen regelmäßigen Einfluß auf die Verwaltung ausüben.

Die Kompetenz des Rates war eine sehr weite. Während die Selbstverwaltung der Landgemeinden sich auf die Regelung der agrarischen Verhältnisse und daneben etwa auf Maß und Gewicht, auf die Lebensmittelpolizei erstreckte, gehörte in den Städten allmählich die gesamte innere Verwaltung zur Befugnis des Rates; das Organ der Stadt trat an die Stelle der landesherrlichen Organe. Wollte ich auf diese Verwaltungsthätigkeit der Stadträte eingehen, so müßte ich ein Bild des gesamten mittelalterlichen Stadtlebens entrollen; ein solches Bild bietet zwar nach den verschiedensten Seiten hin großes Interesse, namentlich auch vom Standpunkte der Volkskunde aus —, aber es würde allein mehr Zeit beanspruchen, als mir überhaupt zu Gebote steht, und so muß ich darauf verzichten und kann dies um so eher thun, als es mehr der weitern Entwickelung unseres Städtewesens angehört als seinen Anfängen.

Das 12. und 13. Jahrhundert ist, wie für den ganzen Osten Deutschlands, so auch für unsere Lande die Geburtszeit der Städte. Noch um 1150 kannte unser Land nur Dörfer und Burgen; um 1300 ist es von einem dichten Netz deutscher Städte bedeckt. Etwa die Hälfte unserer heutigen Städte und darunter alle bedeutenderen, lassen sich als in dieser Zeit begründet nachweisen. Im 14. Jahrhundert vermehrte sich die Zahl nur wenig; dagegen brachte das 15. Jahrhundert eine neue Zeit der Städtegründungen, die bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts andauerte und ausschließlich dem neu auflebenden Bergbau zu verdanken war. Über die Gründungsgeschichte der damals entstehenden Städte, deren wichtigste Schneeberg, Annaberg, Buchholz, Marienberg waren, sind wir natürlich weit genauer unterrichtet, als über die der älteren; aber für die Anfänge unseres Städtewesens kommen sie nicht in Betracht: einmal konnten sie sich bereits an fertige Muster halten; dann aber ging es damals schon zu Ende mit der mittelalterlichen Herrlichkeit der Städte, mit jener stolzen Selbständigkeit festgeschlossener Rechts- und Interessenkreise. Das Eindringen des römischen Rechts, seine Einwirkungen auf die Verwaltung des Staates, die daraus folgende bedeutende Verstärkung der Fürstenmacht — alles dies mußte der alten Stadtfreiheit Eintrag thun; ihre Formen lebten noch fort, der Inhalt schwand. Der verzweifelte Widerstand, den die Stadt Freiberg der Beseitigung ihres alten Stadtrechts durch die Konstitutionen des Kurfürsten August entgegenstellte, zeigt uns, wie man doch auch in städtischen Kreisen dies aufs schmerzlichste empfand. Und als dann dem blühenden Wohlstande, wie er noch im 16. Jahrhundert in unseren Städten herrschte, die Stürme des dreißigjährigen Krieges und die Kämpfe des folgenden Jahrhunderts schwere

Wunden geschlagen hatten, als innere Mißstände, die ich schon berührte und die teilweise ohne Frage in ursächlichem Zusammenhange mit den mittelalterlichen Institutionen standen, immer schroffer hervortraten, da schien die Zeit reif für eine völlige Umgestaltung des Städtewesens. Eine solche erfolgte durch die Städteordnung vom 2. Februar 1832; mit ihr beginnt die Periode des modernen Städtewesens in Sachsen.

Anmerkung:

Eine für weitere Kreise berechnete Darstellung der Anfänge unserer Städte im Rahmen von zwei Vorträgen ist bei der Fülle des Materials und der großen Zahl offener Fragen eine schwierige Aufgabe, zumal für einen, der seit Jahren der stadtgeschichtlichen Forschung ferner steht. Nicht leicht habe ich mich dazu entschlossen, und noch schwerer ist es mir geworden, die nicht für den Druck berechneten Vorträge dem Wunsche des Herausgebers gemäß zu veröffentlichen, zumal für eine nochmalige Durcharbeitung des Manuskripts die Zeit fehlte. Von Quellen- und Litteraturnachweisen glaubte ich um so eher absehen zu können, als ich eine größere Arbeit über den Gegenstand vorbereite.

II.

Die Bevölkerung.

5. Stand und Wachstum.

Von Robert Wuttke.

„Frei ist der Mensch geboren", sagt der Dichter. Wie ein Mensch handelt, was er spricht, erscheint uns als freie Bethätigung seiner inneren Persönlichkeit. Wir sehen keine sichtbare Macht, die seinen Geist bewegt, seinen Arm lenkt und seinen Willen unter sich beugt. Alle und jede Erforschung menschlicher Eigenart hat seit Jahrhunderten immer und immer wieder zu dem Ergebnis geführt: der Mensch ist als ein von Natur freigebornes Wesen, allein verantwortlich für all sein Thun und Handeln.

Wissenschaft und Kunst nehmen den einzelnen Menschen zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung. In der möglichst freien, unbehinderten Entfaltung des einzelnen Menschen sehen sie das Ideal menschlicher Entwickelung. Die Dichtung spiegelt uns sein Seelenleben wieder; Drama und Roman suchen sein Schicksal darzustellen und in der Lyrik hören wir die tiefsten Töne erklingen, von all' dem, was einen Menschen freudig und schmerzlich bewegt. Für die bildenden Künste wurde früher, und noch schärfer in der Gegenwart betont: das höchste was die Kunst zu leisten vermöge, sei nicht die Wiedergabe der uns umgebenden Natur, es sei ausschließlich die gestaltende Lebenskraft des Künstlers; durch ihn erst lernten wir die Schönheiten der Natur empfinden und sehen.

Und doch hat man schon frühzeitig beobachtet, daß es in der Gesellschaft, im Staate Mächte giebt, die den Einzelnen beherrschen, ihn in Abhängigkeit halten und seine Entwickelung hemmen. Man erkannte an, wie innerhalb der Volksgemeinschaft der Stand, dem jemand angehört, der Beruf, den er ausübt, — die Lebensstellung und die Wirksamkeit, die dem Einzelnen im Volksganzen zugewiesen sind — einen maßgebenden Einfluß auf seinen Lebensgang, wie auf sein Denken und Handeln ausüben. Man sah, wie ein jeder das Geschick seines Volkes mittragen muß, wie er schuldig oder schuldlos in den Auf- und Niedergang seines Volkes mit hineingezogen wird.

So bereitete sich langsam die Erkenntnis vor, daß der Einzelne sich aus seiner Volksgemeinschaft nicht herauslösen lasse und daß sein Schicksal von sozialen Mächten abhängig sei, die nicht er, sondern die ihn beherrschen.

Den entscheidenden Schritt von der Einzel- zur Massenbeobachtung that 1665 der Engländer John Graunt in einer, auf die Londoner Geburts- und Totenlisten begründeten Untersuchung über die Bevölkerungsgliederung. Eine ganz eigne Wissenschaft hat sich aus diesen Anfängen entwickelt. Nicht der einzelne Mensch ist Gegenstand der Untersuchung, nicht darauf kommt es mehr an zu erkennen, wie er handelt, wie es ihm ergeht: sein Schicksal erscheint gleichgültig. Dagegen wird er in eine Gruppe zusammengefaßt, er bildet nur einen Teil dieser Masse, und diese Gruppe wird beobachtet. Es handelt sich allein um Massenzusammenhänge und Massenerscheinungen, um Sozial-, nicht Individualforschung. Heute sind in allen Kulturstaaten Beobachtungsstationen, die sog. statistischen Ämter, errichtet, deren alleinige Aufgabe darin besteht, alle Veränderungen, die sich in der Bevölkerungsmasse zeigen, aufzuzeichnen und zu untersuchen.

Auch wir wollen unser Augenmerk auf gewisse Erscheinungen lenken, bei denen es nicht auf den Einzelnen sondern auf das Volk als eine Gesamtheit ankommt. Es soll kein Abriß einer sächsischen Bevölkerungsstatistik werden, sondern unsere Aufgabe läßt sich kurz dahin zusammenfassen: zu zeigen, wie das Wachstum und die Gliederung des Volkes auf die geistige, politische und wirtschaftliche Entwickelung eingewirkt haben.

Von maßgebender Bedeutung für ein Volk ist der ihm zugewiesene Lebensraum. Der Volkscharakter, die politische und wirtschaftliche Verfassung hängen auf das engste von der Gestaltung des Bodens ab. Schon öfters sind für Sachsen die Wechselbeziehungen, die sich aus der geographischen Natur des Landes, aus der Mischung zwischen Flach- und Hügelland, aus den Bodenschätzen und der Anbaufähigkeit, aus der Lage im Herzen Deutschlands erörtert worden. Einem Volke aber ergeht es ähnlich wie dem Einzelnen. Es erhält von der Natur eine Reihe von Gaben, wie es sie ausnutzt, wie es sie in seinem Vorteil verwendet, hängt von der eignen Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit ab. Nur zu oft aber wird der Naturfaktor überschätzt. Unter dem gleichen Klima, bei ähnlichen Bodenverhältnissen sehen wir ein und dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten eine grundverschiedene Entwickelung nehmen. Man braucht bloß an die Griechen des Altertums und die der Gegenwart zu denken, um sofort zu erkennen, daß es in erster Linie auf den Menschen ankommt und wie er die ihm von der Natur dargebrachten Gaben verwendet.

Neben dem Grund und Boden ist für die spätere Entwickelung die Besiedelung des platten Landes, die Verteilung des Grundbesitzes auf dem Lande, das Überwiegen je einer Gruppe des Klein-, Mittel- oder Großgrundbesitzes maßgebend. Erstens für die Gliederung der Gesellschaft nach Ständen und Klassen, zweitens für die politische und wirtschaftliche Ordnung des

Staates. Innerhalb Sachsens lassen sich bis in die Gegenwart solche Gegensätze verfolgen, deren Ursprung in der ersten Besiedelung des Landes zu suchen ist. Man vergleiche nur die Lausitz mit dem Vogtlande und dem Erzgebirge. Und ganz dasselbe läßt sich von den Städten sagen; auch bei ihnen bindet die Vergangenheit die Gegenwart. Wer sich heute z. B. auf den Markt in Dresden stellt, sieht die Straßen in ihm ebenso einmünden, wie sein Vorfahr vor siebenhundert Jahren. Damals bei der planmäßigen Anlage der Stadt hat man wahrscheinlich mit einer Bevölkerung von 4000 Einwohnern gerechnet, heute hat sich ihre Zahl verhundertfacht und immer noch drängt sich auf demselben Raum der Verkehr zusammen und wird in einen Rahmen hineingepreßt, den unsere Vorfahren für nach unseren Begriffen kleinliche, ärmliche Verhältnisse geschaffen hatten.

Nur die geschichtliche Betrachtung erschließt uns das Verständnis für die Gegenwart. Sie zeigt uns, wie wir in unserm Denken und Handeln, meist uns selbst völlig unbewußt, von der Vergangenheit beeinflußt sind. Wir wohnen in einem alten Gebäude, jede Generation hat versucht nach ihrem Geschmack darin Veränderungen vorzunehmen; der Grundriß, der Aufbau ist aber durch Jahrhunderte derselbe geblieben. Träumer wollen das Gebäude einreißen, von Grund aus neu aufführen, sei es nach ihrem eignen Geschmack, sei es nach den von ihnen behaupteten Bedürfnissen der Gegenwart. Ein solches Verfangen ist Wahnsinn; es würde mit der Vernichtung des Besten unseres Volkes, mit seiner Eigenart, enden.

Für unsere Darstellung können wir die sächsische Geschichte in folgende drei Abschnitte gliedern: erstens von der germanischen Besiedelung bis zur Reformation; zweitens von der Reformation bis zur Begründung des norddeutschen Bundes; drittens unter dem Deutschen Reich.

Die erste Periode wird durch zwei wichtige Ereignisse charakterisiert: durch den Zusammenschluß der eingewanderten deutschen Stämme und ihre Vermischung mit den übrig gebliebenen Slawen und die sich daraus ergebende sächsische Volksart, ferner durch die Urbarmachung und Besiedelung des gesamten verfügbaren Landes.

Wenn wir über ein Volk sprechen oder seine Eigenschaften untersuchen wollen, so stellen wir uns das Volk nicht aus einzelnen Individuen zusammengesetzt vor, sondern es erscheint uns als Einheit. Nur wenn wir so verfahren, können wir Volk mit Volk, Stamm mit Stamm vergleichen und die besonderen Eigentümlichkeiten erkennen. Daß die Menschen sich nicht nur als Einzelwesen untereinander unterscheiden, sondern daß auch die Völker sich gegenseitig abgrenzen, ist erst verhältnismäßig spät den Menschen zum Bewußtsein gekommen. Die einzelnen Nationen mußten schon längere Zeit in geschichtlicher Gemeinschaft gelebt und eine hohe Stufe der Kultur er-

reicht haben, ehe sie zur Erkenntnis ihrer Stammesart oder des Gegensatzes zu anderen Völkern kamen.

Einen ähnlichen Vorgang können wir beim Kind beobachten, das zunächst sich nicht als Ich fühlt und erst allmählich zum Bewußtsein seiner eignen Persönlichkeit erwacht.

Noch während des Mittelalters sehen wir, wie die verschiedenen europäischen Nationen sich als Glieder einer Familie fühlen, die völkerverbindende Kraft der katholischen Kirche umschließt sie; die Religion — für breite Volksschichten nicht nur die höchste, sondern auch die einzige geistige Nahrung —, faßt alle Völker zusammen. Mit der Einführung der Reformation geht dies einigende Band verloren. In dem Empfindungs- und Gefühlsleben der Völker vollzieht sich eine große Scheidung und sie werden nun bis in die Gegenwart hinein sich mehr und mehr des Trennenden als des Vereinenden bewußt.

Es handelt sich aber bei dieser Entwickelung zu einer scharf begrenzten, mit gewissen Fehlern und Tugenden ausgestatteten Persönlichkeit, nicht nur um Völker, z. B. um Franzosen und Deutsche, um Engländer und Russen, sondern auch um Volksstämme. Besonders auffällig läßt sich diese Erscheinung an uns Deutschen verfolgen. Jeder deutsche Stamm hat sein Sonderleben geführt und zeigt seine Eigenart, deren Untersuchung sicherlich die wichtigste Aufgabe ist, die eine deutsche Volkskunde zu lösen hat.

Einer der reizvollsten Vorgänge ist es, wenn man sich in das Volksleben versenken will, sofort an den Äußerlichkeiten der Sprache, an dem Gebahren und der Sinnesweise jedem Deutschen sein engeres Mutterland anzuweisen. Nirgends wird so sichtbar der Einzelne uns als ein Teil eines Ganzen erscheinen, deutlich können wir den Fäden nachgehen, die das Individuum mit dem Volke verbindet.

Worin bestehen nun die Eigenarten der deutschen Stämme und wann haben die Unterschiede sich zu entwickeln begonnen?

Frühzeitig hat hier die Forschung eingesetzt und versucht die Art von der Gattung zu scheiden, das Gemeinsame und Trennende festzustellen. So an der Sprache: wie sind wir zu einer gemeinsamen deutschen Sprache gekommen, wie stellen sich zu ihr die Mundarten, wie beeinflußt eins das andere? Und was für die Sprache gilt, läßt sich auch von Sitte und Brauch, von Glaube und Aberglaube u. s. w. sagen.

Aus allen diesen Teilen setzt sich der Charakter eines Volkes fest, oder richtiger gesagt, er spiegelt sich in ihnen wieder.

Wenn wir unseren Blick von dieser allgemeinen Betrachtung nun wieder auf das sächsische Volk werfen, so werden wir finden, daß wir während des Mittelalters von einem Charakter des sächsischen Volkes nicht sprechen können. Es fehlte an jeglicher Einheitlichkeit der Bevölkerung und erst nach-

dem die verschiedenartigen Teile, aus denen der sächsische Stamm zusammengesetzt ist, in einander verschmolzen waren, kann man von einem sächsischen Stammesbewußtsein sprechen. Dies geschah aber erst gegen Ausgang des Mittelalters.

Die deutschen Ritter und Herren und neben ihnen die Kirche, drangen erobernd in die slawischen Lande, sie beherrschten schließlich ein von Sorben bewohntes und von diesen beackertes Land. Im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts änderte sich dies Verhältnis. Deutsche Bauern wanderten in das Land ein, und besiedelten es; an vielen Orten verdrängten sie die Slawen aus ihrem Besitz, an anderen suchten sie das von jenen übrig gelassene Land sich urbar zu machen. Seit der Besiedelung standen sich auf dem platten Lande Sorben und Germanen gegenüber. Die eingewanderten Deutschen gehörten aber nicht einem Volksstamm ausschließlich an; aus allen Gauen Deutschlands, aus Bayern und Franken, aus Thüringen und vom Rhein, ja selbst aus dem stammverwandten Holland strömten sie nach Sachsen, und sie alle brachten ein Stück ihrer Heimat an Sitte und Brauch, an Sprache und Dichtung mit in die neuen Lande. Die Ansiedelung erfolgte nun nicht in der Weise, daß einzelne Gegenden Sachsens diesem oder jenem deutschen Stamm zugewiesen wurden, sondern sie vollzog sich ähnlich wie wir es heute in Amerika sehen; neben und durcheinander siedelten sich die Einwanderer an. Ein Dorf war von fränkischen, das nächste vielleicht von allemanischen Bauern bewohnt, daneben lag ein noch von Sorben bevölkertes Dorf.

Außer der rein bäuerlichen Einwanderung finden wir einen zweiten Zustrom. Die im Erzgebirge entdeckten Bodenschätze lockten Erz- und Bergarbeiter gleichfalls aus allen Teilen Deutschlands herbei und diese Arbeiterbevölkerung verlieh dem Erzgebirge ein besonderes Gepräge, und sie war es auch, die, als der Bergbau zurückging, die Arbeitskräfte für die Industrie lieferte und die wesentlich dazu beitrug, Sachsen zum ersten Industrieland Deutschlands zu erheben.

Bis in das 15. Jahrhundert standen sich, wie die Urkunden aus dieser Zeit beweisen, die unterworfene slawische und die herrschende germanische Bevölkerung schroff gegenüber. Im 14. Jahrhundert war noch in den meisten Gerichten wendisch mit deutsch abwechselnd gesprochen worden, in Leipzig und Zwickau hörte seit 1327, in Meißen seit 1424 die wendische Gerichtssprache auf; ein deutliches Zeichen des Zerfalles des sorbischen Volkstums.

Völlig unaufgeklärt ist es, wie im Laufe des 15. Jahrhunderts in verhältnismäßig kurzer Zeit, ohne kriegerische Einwirkung, nur im friedlichen Nebeneinanderleben, die Reste der eingesessenen slawischen Bevölkerung von der deutschen aufgesogen wurden und so in den sächsischen Erblanden aus der Mischung beider Völker sich der sächsische Volksstamm entwickelte: ein geistiger und körperlicher Prozeß, über den uns alle Nachrichten fehlen; denn

dieses Ineinanderweben verschiedenartiger Teile zu einem einheitlichen Ganzen vollzieht sich unsichtbar an den Zeitgenossen und wird in äußeren Denkmälern nicht aufbewahrt. Aber noch heute läßt sich in der Körperform, in der Beweglichkeit, an der Sprache erkennen, daß in Sachsen keine rassenreine Bevölkerung, wie etwa in Bayern, in Württemberg, sondern ein deutsches, mit slawischen Elementen stark durchsetztes Mischvolk wohnt.

Von den sorbischen Ureinwohnern sind die Wenden in der Lausitz zurückgeblieben; sie haben allein ihre Sprache und Bräuche erhalten und erfolgreich ihr Volkstum gegen das Deutschtum behauptet. Mannigfaltig sind die Ursachen, weshalb sie dem germanischen Aufsaugeprozeß bis jetzt widerstanden haben. Erstens begnügten sich die deutschen Herren mit ihren sorbischen Unterthanen und riefen keine deutschen Bauern in das Land; zweitens drängte sich auf einen verhältnismäßig engen Raum — Bautzen und Umgebung — die wendische Bevölkerung zusammen und drittens hatte die sächsische Regierung seit dem Anfall der Lausitz im Prager Frieden sie in ihrer Eigenart geschützt und ihnen nie das Deutschtum aufgezwungen. Trotzalledem ist ihre Zahl sehr gering. Erst seit diesem Jahrhundert haben wir statistische Angaben über die Volkszahl der Wenden; es wurden gezählt:

1849 49 217.
1890 49 916.

Bei aller Schonung, die sie genießen, haben sie doch, wie diese Zahlen beweisen, sich nicht zu vermehren vermocht. Sie leben gewissermaßen in einem geistigen Stillstand, in einem Beharrungszustand, und gerade dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, daß bei ihnen alles volkskundliche sich reicher als sonstwo in Sachsen erhalten hat.

Neben der Ausbildung zu einem einheitlichen Volkscharakter geht in der bezeichneten Periode, also bis zur Reformation, die Aufteilung des vorhandenen urbaren Grund und Bodens einher. Die slawischen Weiler, die im 11. und 12. Jahrhunderts sich zahlreicher in den Niederungen als in den Gebirgszügen finden, waren sehr klein. Wahrscheinlich bildete das Dorf einen Familienverband. Die Dörfer lagen oft weit von einander entfernt, zwischen ihnen reichlich unbenutztes Land. Sicherlich war das ganze Land nur sehr dünn und schwach bevölkert. Das änderte sich mit der germanischen Einwanderung. Der deutsche Bauer drang in die großen Wälder des Erzgebirges und Vogtlandes vor, in der Ebene suchte er das von den Slawen übrig gelassene Land urbar zu machen und so lange dauerte der fremde Zustrom an, bis fast alles besiedelbare Land vergeben war. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts dürfen wir den Ausgang der Besiedelung verlegen. Das ganze Land ist mit einem festen Maschennetz von Dörfern überzogen, nur wenige Gründungen aus späterer Zeit sind uns bekannt.

Daneben entstehen die deutschen Städte; bei einer großen Anzahl von

ihnen läßt sich noch heute die planmäßige Gründung erkennen. Sie waren rein deutsch, slawische Elemente finden sich in ihnen nicht vor. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist die Zeit der Städtegründungen vorüber, vereinzelt werden auch im Erzgebirge in späteren Jahrhunderten neue Städte angelegt (die sog. Bergstädte).

Sieht man von einigen Ausnahmen — wie Johanngeorgenstadt — ab, so kann man sagen, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Zahl der Städte und Dörfer, ihr Verhältnis zueinander bis zur Gegenwart sich gleichgeblieben ist.

So lange neues Land urbar gemacht werden konnte, war es der Bevölkerung leicht sich zu vermehren; dies ändert sich mit dem Ausgang des 15., dem Anfang des 16. Jahrhunderts; Städte und Dörfer bilden einen festen Rahmen, innerhalb dessen sich die Bevölkerung mit ihrem Zuwachs einrichten muß. Neues Land ist nicht mehr verfügbar und nun wird die Bevölkerung gezwungen, mit größerer Zahl auf kleinerem Raum hauszuhalten. Es tritt ein Verdichtungsprozeß ein, der von der größten Rückwirkung auf das gesamte Volksleben erscheint. Freilich läßt sich diese zunehmende Verdichtung der sächsischen Bevölkerung für die ältere Zeit nicht statistisch, ziffernmäßig nachweisen, es liegen uns aber eine Reihe von indirekten Anzeichen vor.

Untersuchen wir zuerst die ländliche Bevölkerung. Bei der Besiedelung wurde das Land gleichmäßig unter die eingewanderten Bauern aufgeteilt, ein jeder im Dorf erhielt den gleichen Anteil an der Feldflur, d. h. nicht ein gleichgroßes Stück Land, sondern ein Stück Land von gleichem Ertrag; nur der Unternehmer, der die Bauern ins Land geführt hatte, pflegte meistens einen größeren Anteil an der Feldflur zu bekommen. Es gab also innerhalb des Dorfes nur Vollbauern, Vollhufner, die sich wirtschaftlich gleichstanden. In Sachsen kam dies Verhältnis nicht überall rein zum Ausdruck, denn neben der germanischen verblieb noch ein Rest der slawischen Bevölkerung. Sie befand sich in einer gedrückten Lage, sie war die unterworfene Klasse und ihr bäuerliches Besitztum deshalb auch erheblich kleiner als das der Deutschen. Trotzdem können wir von der Annahme ausgehen, daß bis in das 15. Jahrhundert in den rein germanischen Ansiedelungen noch keine eigentliche Differenzierung des Besitzes auf dem Lande eingetreten ist.

Dies ändert sich in der zweiten Periode, die wir von der Reformation bis zur Begründung des norddeutschen Bundes rechnen. Aus dem 16. Jahrhundert stehen uns eine Reihe von Quellen zur Verfügung, die uns Aufschluß über die Zusammensetzung der ländlichen Bevölkerung geben. Es sind dies in erster Linie die Amts- oder Erbbücher. Sie sind hauptsächlich unter Kurfürst Moritz entstanden; aus der Zeit vor ihm liegen uns 17, aus der des Kurfürst August 8 vor, während unter Moritz nicht weniger als 50 Erbbücher abgefaßt worden sind. Sie enthalten eine genaue Dar-

stellung alles dessen, was ein Verwaltungsbeamter über den Zustand und die Verhältnisse des Landes wissen muß. Eingehend werden in ihnen die bäuerlichen Verhältnisse dargestellt. Weiteren Aufschluß gewähren die Erbzinsregister von Dörfern, d. h. Urkunden die beim Kauf oder Erbgang ausgestellt wurden und in denen die Zahl der Bauern, die Größe ihres Besitzes und die zu leistenden Dienste aufgezeichnet sind. Im Hauptstaatsarchiv zu Dresden haben sich aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts noch eine ganze Reihe solcher dörflicher Erbzinsregister erhalten. Unter Kurfürst August und Christian I. wurden dann Verzeichnisse der Dorfschaften eines Amtes, oder Verzeichnisse der einem Amte Zu- und Eingehörigen angelegt. Sie tragen schon einen rein statistischen Charakter, die ziffernmäßige Aufstellung verdrängt die Beschreibung.

Aus diesem Quellenmaterial ergiebt sich für das 16. Jahrhundert das Bestehen mehrerer bäuerlicher Klassen und eng damit verknüpft eine schon weitgehende Aufteilung des Grundbesitzes. Wir finden in den Dörfern:

1. Vollbauern, Vollhufner, Nachbarn,
2. Halbbauern, Halbhufner, Gärtner, Roßsäten,
3. Häusler, Häuslinge,
4. Hausgenossen, Mundmänner.

Der Vollbauer befindet sich allein noch in dem Besitz des einem Bauern ursprünglich zugewiesenen Landes. Er ist allein der politisch vollberechtigte und wirtschaftlich der stärkste. Neben ihm steht als kleiner Wirt der Halbbauer. Beide treiben Landwirtschaft auf eignem Grund und Boden, dessen Ertrag zur Führung der Wirtschaft ausreichen muß. Anders steht es mit dem Häusler, er ist auf den Ertrag seiner Arbeitskraft im wesentlichen angewiesen, Land- und Viehwirtschaft pflegt er nicht zu treiben; nach den Dorfordnungen darf er kein Großvieh halten oder es wenigstens nicht auf die Allmende treiben. Unter Kurfürst August's Regierung wurden sog. Drescherhäuschen bei Vorwerken und größeren Gütern angelegt, um dem Arbeitermangel während der Erntezeit zu begegnen. Der Landarbeiter erhielt freie Wohnung oder mußte eine geringfügige Miete zahlen, war aber verpflichtet zur Ernte seine Arbeitskraft dem Gutsherrn zur Verfügung zu stellen: ein Versuch, Landarbeiter zu gewinnen und sie an die Scholle zu fesseln. Im Erzgebirge und im Vogtland finden wir auf dem Lande die Bergarbeiter, die zumeist ein eignes Häuschen besaßen, sie bildeten aber einen eignen Stand für sich und gehörten nicht zu der Landbevölkerung.

Während des ganzen Mittelalters beherrscht unser Volk der Gedanke: ein jeder im Staate, in der Gemeinde, muß ein Stück Land sein eigen nennen. Landlos ist im gewissen Sinne rechtlos. Der Wert einer Persönlichkeit wird geschätzt, je nachdem er viel oder wenig Land besitzt. In den Städten kann jeder Hausbesitzer Bürger werden, aber keiner Bürger, der

nicht angesessen ist; in der Landgemeinde soll es nur Bauern geben und zu einem Bauern gehört eine Wirtschaft. Die ältere Wirtschaftsordnung kennt keinen bodenenteigneten Stand. Die soziale Differenzierung innerhalb des Dorfes: Vollbauer, Halbbauer, Häusler richtet sich nach dem Umfang und der Größe des Grundbesitzes.

Seit dem 16. Jahrhundert kommt nun ein neuer Stand auf: die Hausgenossen. Er ist der erste grundenteignete Stand und mit seinem Auftreten beginnt innerhalb der sozialen Klassen eine große Verschiebung. Zuerst nur geduldet, aller politischen Rechte entkleidet, wirtschaftlich am schwächsten, auf seine eigene Arbeitskraft angewiesen, unbedeutend an Zahl gegen die anderen Klassen, wächst er von Jahrhundert zu Jahrhundert an Einfluß, Macht und Zahl, und heute ist er der herrschende Stand geworden, ihm gehört der weitaus größte, wohlhabendste und einflußreichste Teil aller Staatsbürger an und nur noch an einigen Resten mittelalterlichen Verfassungslebens läßt sich die ehemalige ausschlaggebende Stellung der grundbesitzenden Stände erkennen.

Was ist die Ursache dieser Zersetzung der mittelalterlichen Gesellschaft und des siegreichen Emporkommens eines neuen Standes gewesen? Die Antwort ist leicht zu finden: die stetige Bevölkerungszunahme.

Am Ausgange des Mittelalters ist alles bewirtschaftbare Land vergeben, neuer Boden kann nicht mehr urbar gemacht werden, wo soll nun der Bevölkerungszuwachs in der Volkswirtschaft untergebracht werden? Zwei Wege standen offen: entweder mußte man den Besitz in immer kleinere Parzellen auflösen, allmählich alle Vollbauern in Halbbauern, später in Häusler umwandeln, oder es mußte der Zuwachs unabhängig vom Bodenbesitz gestellt werden.

Nicht wie man denken sollte, breiteten sich die Hausgenossen in den Städten und auf dem Lande allmählich kaum bemerkbar aus, im Gegenteil, ihr Aufkommen war ein soziales Ereignis, das die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte und dem man durch gesetzgeberische Maßnahmen zu steuern versuchte. In einen Irrtum darf man freilich nicht verfallen. Hausgenossen gab es auch im Mittelalter, so wurde auch der Auszügler im Dorfe, der Adlige, der sich in der Stadt aufhielt und zur Miete wohnte, genannt. Nicht um diese handelt es sich, sondern um Leute, die wohl auch zur Miete wohnen, die aber ihre Arbeitskraft verwerten wollen.

Ganz allgemein wurde auf dem Lande von jedem Hausgenossen ein Zins ins Amt verlangt; fast schon einer Ausschließung der Hausgenossen kam es gleich, wenn, wie z. B. im Amt Schwarzenberg 1550, es jedem Bauer oder Häusler verboten war, länger als ein Jahr einen Hausgenossen zur Miete zu behalten. In anderen Ämtern mußten sie besondere Frondienste leisten.

In einzelnen Dörfern gab es keine „denn solche aus bedenklichen Ursachen nicht geduldet werden". (Erbregister des Dorfes Stauda 1590.)

In den Landtagsverhandlungen von 1590—1618 finden sich aus allen Teilen des Landes Klagen über die Zunahme der Hausgenossen und man verlangte Verordnungen zur Einschränkung dieses Übels. Bei „Erörterung derer Landes-Gebrechen" von 1693 heißt es, daß von gemeinen Leuten in manchen kleinem Häuslein drei oder vier Paar Volks als Hausgenossen wohnen. Zur Abhilfe verordnet die kurfürstliche Regierung, daß in Amtsstädten und Dörfern forthin über ein Hausgenoß in einem Hause nicht geduldet und gelitten werden solle. Aber die Bewegung hatte offenbar schon soweit um sich gegriffen, daß man mit diesem Verbote nicht durchdringen konnte. In der „Resolution und Erledigung derer Landes-Gebrechen" von 1612 wurde jedem Unterthanen „ein Paar oder zwei eintzeler Hausgenossen" in seinem Haus aufzunehmen gestattet; jedoch mit einer Erschwerung: die Hausgenossen mußten von ihrem „jüngsten Gerichtsherrn einen Abzugs-Brief oder richtige Kundschaft" vorlegen und ihr neuer Wirt mußte für dieselben in allen bürgerlichen Sachen zu haften angeloben.

Besonders in den Städten machte sich im Anfang des 17. Jahrhunderts der Zustrom besitzloser Elemente geltend. Der Stolz des Bürgers empörte sich gegen sie und durch harte Hausgenossenordnungen suchte man den Zuzug abzuhalten, oder wenigstens durch entehrende Bestimmungen die soziale Stellung der Hausgenossen zu den Vollbürgern scharf zu begrenzen. Typisch für diese Bestrebungen ist die Hausgenossenordnung des Rats zu Delitzsch vom 8. Mai 1628. Das Recht der Niederlassung als Hausgenosse war an die Erfüllung einer Reihe drückender Polizeivorschriften gebunden. Der Hausgenosse mußte dem Bürgermeister angeloben sich des Rates Gebot und Verbot zu unterwerfen, bei den Bürgern „auf ihr Begehren um einen billigen Lohn" zu arbeiten. Sie mußten sich verpflichten, auf des Rats Wiesen unentgeltlich Heu und Grummet zu machen, den Markt, so oft es nötig wäre, zu kehren „und was dergleichen geringe Arbeit mehr ist".

Was man bezweckte, wurde aber durch alle diese Verordnungen nicht erreicht. Als im Jahre 1697 die Einwohnerschaft der sächsischen Städte gezählt wurde, ermittelte man 23100 ansässige Einwohner,

7769 unansässige „

Also knapp ein Viertel der städtischen Bevölkerung gehört zu den Hausgenossen! Im Laufe des 18. Jahrhunderts verliert der Gegensatz zwischen Grundbesitzerstand und Mieterstand mehr und mehr von seiner Schärfe und in diesem Jahrhundert sind die Rollen vertauscht. So hat die andauernde Vermehrung der Bevölkerung in wenig Jahrhunderten eine völlige Verschiebung der sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen des Volkslebens verursacht.

Über die Größe der Bevölkerung sind uns aus dem 16. und 17. Jahrhundert keine Zahlen überliefert; erst am Ausgang des 17. Jahrhunderts beginnt in Sachsen, eher als in den meisten deutschen Staaten, die Statistik gepflegt zu werden. Wohl wird in den gemeinen Stimmen von der Münze — um 1530 — die dichte Bevölkerung Sachsens gepriesen; es ist aber kaum anzunehmen, daß Sachsen damals so dicht wie Süddeutschland oder das Rheinthal bevölkert war. In den Steuerkatastern, Amtsbüchern, Salzkonskriptionslisten, Mannschaftszählungen ist uns ein reiches statistisches Material aus dem 16. Jahrhundert erhalten, das aber zur Zeit noch unverarbeitet in den Archiven ruht.

Unter Kurfürst August fanden in den Jahren 1582 und 1583 umfassende Musterungen der wehrhaften Mannschaften im Kurfürstentum statt, die in den folgenden Jahrzehnten wiederholt wurden. Als es unter Christian II. zu einer Neuordnung des Defensionswesen kam, wurden in den Jahren 1608 bis 1612 die Mannschaften in den Städten wie auf dem Lande gezählt. Das Material dieser Zählungen liegt uns nicht lückenlos vor, es gewährt aber einen annähernden Einblick in die Bevölkerungsgröße Sachsens vor dem 30jährigen Kriege, und da es bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist, teilen wir die Ergebnisse der Zählung von 1608 ausführlich mit.

Mannschaftszählung in den sieben Kreisen des Kurfürstentums 1608.

	Kurkreis		Leipz. Kreis		Meißn. Kreis		Erzgb. Kreis		Thür. Kreis		Vogtl. Kreis		Neust. Kreis		Summe
	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	Zahl	Mannschaft	
Ämter	11	4187	12	6348	15	10089	12	8062	8	10920	2	1144	3	1776	42526
amtsässige Städte .	7	634	7	774	15	2920	25	4364	5	265	2	229	1	122	9308
adlige Städte . .	3	482	8	765	14	1445	7	1172	8	1040	5	805	2	366	6075
adlige Flecken und Dörfer	—	3016	—	7414	—	11891	—	7573		9419	—	2931	—	2253	44497
schriftsässige Städte .	16	3967	13	6180	13	7340	7	4705	11	3540	5	999	3	661	27392
Se.		12286		21481		33685		25876		25184		6108		5178	129798

1608 in den Ämtern*) gezählt 42526 Mannschaften,
in den amtsässigen Städten 9308 „ 51834 Mannschaften,
in den adligen Flecken und Dörfern . . . . 44497 Mannschaften,
in den adligen Städten . . 6075 „ 50572 „
in den schriftsässigen Städten . . . . . 27392 „
Sa. 129798 Mannschaften**)

Noch umfassender war die Zählung von 1612. Sie ergab nach einem von Pflug dem Kurfürsten am 1. Januar 1613 eingereichten Memorial
in 191 Städten „haben und bringen an Mannschaft auf" . 47623 Mann
in 71 Ämtern „haben an Volk" . . . . . 48097 „
der Grafen, Herren und Adel gemeine Mannschaft der Dörfer 47688 „
143408 Mann.

Memminger hat für Württemberg den Versuch gemacht, die Einwohnerzahl aus den Mannschaftszahlen durch Umrechnung zu ermitteln; er versteht unter Mannschaften alle selbständigen verheirateten Männer und nimmt weiter an, daß auf eine Ehe 6 Menschen kommen; danach berechnet er für Württemberg im Jahre 1622 eine Gesamtbevölkerung von 441852 Einwohnern. Für Sachsen würde nach dem gleichen Verfahren 844857 Bewohner für 1608 und 932152 Bewohner für 1612 sich ergeben; aber diese Zahlen sind nur mit größter Vorsicht zu benutzen.

Einen wertvollen Einblick in die wirtschaftliche Macht des Adelstandes gewährt die Mannschaftszählung. Nicht weniger als 44497 Mannschaften unterstehen in den Dörfern und Flecken der unmittelbaren Verwaltung und Gerichtspflege des Adels, nur über 42526 unmittelbare Mannschaftsunterthanen verfügt das Amt. Geringer ist die Macht des Adels in den Städten, aber auch hier unterstehen ihm 6075 Mannschaften.

Noch weitere Angaben aus dieser Zeit lassen sich für die wirtschaftliche Machtstellung des sächsischen Adels beibringen. Die kanzleischriftsässigen Rittergüter waren von der Landsteuer — der einzigen direkten Staatssteuer — befreit. Nur gelegentlich zahlte die Ritterschaft aus besonderem Wohlwollen dem Kurfürsten ein Präsentgeld. Bei einem solchen Anlaß ließ 1622

*) Die amtsässigen Städte standen direkt unter der Verwaltung des Amtes, die adligen Städte, Flecken und Dörfer unter der Patrimonialgerichtsbarkeit des schriftsässigen Adels, — es gab auch amtsässigen Adel, der keine eigne Gerichtsbarkeit besaß und dem Amt untergeordnet war. Die schriftsässigen Städte hatten eigne Gerichtsbarkeit, waren auf dem Landtage vertreten und besaßen das Recht des unmittelbaren Schriftwechsels mit den obersten Landesbehörden.

**) Die Zählung umfaßte 63 Ämter und 177 Städte (68 schriftsässige, 62 amtsässige, 47 adlige). Centurio Pflug erhält durch einen Rechenfehler 130642 Mannschaften.

die Ritterschaft ihre steuerfreien Güter durch eine Kommission nach dem Wert abschätzen, um danach das bewilligte Präsentgeld zu verteilen. Die Kommission schätzte den Gesamtwert des ritterschaftlichen steuerfreien Besitzes auf 21 405 762 Gulden. Der gesamte steuerbare Besitz im Lande wurde in eben diesem Jahre auf 20 621 074 Gulden veranschlagt, es überwog also der steuerfreie Besitz den steuerbaren. Die amtsässigen Adligen mußten wie Bürger und Bauern ihr Vermögen versteuern. Aus dem Steuerkataster von 1647 läßt sich ihr Vermögen besonders berechnen; rechnen wir den steuerfreien adligen Besitz hinzu, so erhalten wir einen Anhalt wie das Volksvermögen zwischen Adel auf der einen und Bürger- und Bauernstand auf der anderen Seite sich verteilte. Es besaß

die Ritterschaft mit den amtsässigen Unterthanen ein Vermögen von . . . . . 23 508 000 Gulden,
die Bürger in Städten und die Bauern in den Ämtern auf dem Lande von . . . . . 18 518 000 „

Alle Wertabschätzungen ergeben nie ein absolut rechnerisch sicheres Ergebnis, und dies gilt in hohem Grade für die Wertermittelungen früherer Jahrhunderte; aus den mitgeteilten Zahlen kann man aber annähernd auf das Verhältnis zwischen Ritterschaft und Bürger- wie Bauerntum schließen.

Der Adel war der politisch und wirtschaftlich maßgebendste Stand im Kurfürstentum, und das Bürgertum stand absolut wie relativ an Bedeutung weit gegen ihn zurück. Selbst die Macht des Kurfürsten war lange nicht so absolut, wie es in der politischen Geschichtsschreibung erscheint. In allen wirtschaftlichen und innerpolitischen Fragen gab der Adel die entscheidende Stimme ab. Und es kann den sächsischen Kurfürsten nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie stets einen Ausgleich der Interessen anstrebten, die Rechte des Bürgertums hochhielten, den bäuerlichen Besitzstand zu erhalten und die Macht des Adels nicht zu brechen, sondern dem Dienste des Staates nutzbar zu machen suchten.

Schwer waren die Schädigungen des 30jährigen Krieges. Von da ab ertönt die Klage über den Niedergang Deutschlands. Genauere Prüfung der thatsächlichen Zustände Deutschlands vor und nach dem 30jährigen Kriege wird wohl dahin führen, die übertriebenen Vorstellungen von den Nachteilen dieses Krieges auf das richtige Maß zurückzuführen. Wie jeder große anhaltende Krieg hat er schwere Wunden geschlagen, aber der politische und wirtschaftliche Rückgang Deutschlands ist nicht von ihm herbeigeführt worden; er hat nur die langsam schleichende Krankheit, an der Deutschland litt, zum Ausbruch gebracht.

Zahlreich sind in Sachsen die Klagen der Zeitgenossen über die durch den großen Krieg verursachte Bevölkerungsabnahme. Sicherlich haben einzelne Gegenden sehr hart gelitten und konnten sich nur langsam erholen. Wenn

man die Mannschaftsrollen von 1608 mit den von 1659 vergleicht, so scheint kaum ein Jahrzehnt nach dem Kriege wenigstens die ländliche Bevölkerung sich von den Kriegsschäden erholt und ihre alte im Anfange des Jahrhunderts besessene Höhe wieder erreicht, ja überschritten zu haben.

Wehrhafte Mannschaft im Kurfürstentum Sachsen.

	Meißner Kreis in 15 Ämtern	Erzgebirg. Kreis in 10 Ämtern	Kurkreis in 10 Ämtern	Leipziger Kreis in 9 Ämtern	Summe
1659 . . .	18 016	13 422	79 17	6 952	46 307
1608 . . .	10 089	7 267	3 986	4 623	25 965
folgl. 1659 mehr:	7 927	6 155	3 931	2 329	20 342

Von einer Verwüstung ganzer Dörfer, wie sie uns aus anderen Teilen Deutschlands berichtet wird, kann in Sachsen nicht die Rede sein, wohl war in einzelnen Ämtern die Bevölkerung sehr zurückgegangen, z. B. im Amt Pirna von 876 Mannschaften 1608 auf 54 im Jahre 1659, im Amt Chemnitz von 913 Mannschaften 1608 auf 169 im Jahre 1659. Derartige Beispiele ließen sich leicht vermehren, aber aus ihnen allein würde man nur ein einseitiges Bild gewinnen.

Kurfürst Friedrich August, bekannt unter dem Namen August der Starke, begann, als er 1694 zur Regierung gekommen war, die Statistik systematisch zu pflegen. Schon am 19. Oktober 1694 erließ er einen Befehl ein „Generale" auszufertigen, in dem unter anderem ein Verzeichnis aller Schrift- und Amtssassen in den Städten verlangt war. Bei seinen Bestrebungen sich durch statistische Erhebungen die Grundlagen zu einer Reform der Verwaltung zu verschaffen, stieß er auf den Widerstand seiner Beamten und des Landtags. Besonders die Stände erhoben mehrmals ihre warnende Stimme gegen die „Inventarisierung der Landeskräfte". Sie erklärten, weil in einer solchen Tabelle das Vermögen des ganzen Landes gleichsam aufgezeichnet wäre und weil jede Geheimhaltung unmöglich sei, bestände die Gefahr, daß der innerste Zustand des Landes entdeckt werde und die Gegner des Kurfürstentums zu des Landes größtem Schaden davon Vorteil ziehen möchten. Sie führten auch an, daß es Menschen gebe, die lieber das Land räumen wollten, als sich in den Tabellen einzeichnen zu lassen.

August der Starke hat auf seinem Willen beharrt und in den folgenden Jahren mehrere „Tabellen" anlegen lassen. Ein sehr umfangreiches statistisches Material befindet sich — leider noch ungesichtet und unverarbeitet — im Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Einiges daraus soll im folgenden mitgeteilt werden.

In der Wirtschaftspolitik Augusts des Starken spielten die Städte, ihre Verwaltung und ihre Verfassung, eine große Rolle. An ihnen suchte er Anhalt, um seine Reformpläne gegen die Stände durchzusetzen. Unter diesem Gesichtspunkt hat er auch wahrscheinlich Befehl zu einer umfassenden statistischen Aufnahme der sächsischen Städte gegeben. Aus 98 Städten gingen die Berichte ein, deren Ergebnis — 1697 — in einer großen Tabelle zusammengefaßt wurde. Ehe wir auf sie näher eingehen, sei ein Wort über die Bevölkerungsgröße der Städte vorausgeschickt.

Sachsen besitzt eine relativ sehr große Anzahl von Städten. Der Zusammenhang mit der Besiedelung ist klar erkennbar; überall, wo Großgrundbesitz vorherrscht, finden wir wenige Städte, dagegen zahlreiche, wo der Mittel- und Kleingrundbesitz überwiegt. Und wenn auch Sachsen reich an adligen Sitzen war, so besaßen diese doch alle einen kleinen Umfang, nur in der Lausitz gab es große Gutsherrschaften und dort finden wir auch im Verhältnis zu den Erblanden wenig Städte.

Die Mannschaftszählung von 1608 gewährt uns einen Einblick in die Verteilung städtischer und ländlicher Bevölkerung. In den Ämtern und adligen Flecken und Dörfern wurden 87 023 Mannschaften gezählt; in adligen, amts- und schriftsässigen Städten 42 775 Mannschaften. Folglich wohnte ein Drittel der Gesamtbevölkerung in den Städten, zwei Drittel auf dem Lande.

Während im Mittelalter Sachsen keine Städte von Bedeutung besaß, änderte dies sich bald im 17. und 18. Jahrhundert. Für den Ausgang des Mittelalters hat O. Richter die Einwohnerzahl von Dresden auf 5800 Personen (1489) berechnet. Die Bergstadt Freiberg war wahrscheinlich etwas größer. Vergleicht man damit die alten Handelsstädte Süddeutschlands — nach neueren Untersuchungen hatte z. B. Straßburg 26 200 (1474), Nürnberg 26 000 (1450) Einwohner — so sieht man, wie Sachsen an gewerblicher und handelspolitischer Bedeutung gegen den Süden und Westen Deutschlands zurückstand.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts ändert sich dies. Zwei mächtige Städte — Dresden und Leipzig — blühen in Sachsen auf. Dresden wächst, nachdem unter Moritz die Vororte eingemeindet und ein Festungswall die Stadt umgiebt, so rasch, daß es um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu den volkreichsten Städten Deutschlands gehört und Leipzig entwickelte sich zur bedeutendsten Handelsstadt Mitteldeutschlands. Der 7jährige Krieg hemmt dann auf fast 50 Jahre die Entwicklung.

Die erste sächsische Bevölkerungszählung, die auf diesen Namen Anspruch machen kann, fand in Dresden am 16. Dezember 1603 statt. Bei ihr wurden nicht nur die Erwachsenen und Kinder über 12 Jahre, sondern zum ersten Male auch die Kinder unter 12 Jahre mitgezählt. Das Ergebnis war: 14 793 Einwohner — 4061 Männer, 5258 Frauen, 5474 Kinder. Dresden

Städtestatistik von 1697.

	Der Stadt vornehmste Nahrung	Anzahl d. gegenwärtt. Personen	Bürger		Gebäude		An allerhand Handwerkern vorhanden						
			Sesshafte	Unangesessene	Bewohnte	Unbewohnte	Handelsleute, Krämer, Apothek.	Brauer	Bäcker	Fleischer	Tuch-, Zeug-, Bortenwirker	Leinweber	noch allerhand Künstler, Handwerker
Dresden, Alt- u. Neu-	Hofstadt u. Handlung	21298	1599	1180	1916	219	134	89	52	66	46	48	820
Leipzig	Universität u. Handlung	15653	1031	1520	1094	317	310	—	39	21	46	8	739
Freiberg	Bergwerk	7000	520	600	827	649	29	—	22	30	75	27	333
Wittenberg	Universität u. Brauen	6000	305	220	455	303	16	180	26	20	38	14	205
Annaberg	Spitzenhandel	3391	518	459	575	294	70	16	12	25	150	8	214
Chemnitz	Brauen u. Strumpfhandel	3250	334	211	484	399	22	111	33	145	87	246	96
Zwickau	Brauen, Tuch-, Steinkohlenhdl.	2968	511	139	635	—	18	—	18	11	165	14	246
Torgau	Brauen u. Handlung	2806	472	92	583	340	17	—	24	36	53	6	261
Joh. Georgenst.	Spitzenhandel	2616	362	162	376	—	22	—	12	15	—	—	73
Großenhayn	Tuchmacher u. Handlung	2600	497	140	547	131	22	12	20	20	286	9	189
Schneeberg	Spitzen u. Blechhandel	2300	669	104	596	60	37	—	22	19	8	5	270
Meißen	Brauen u. Weinwachs	2200	470	72	294	219	11	—	17	22	74	11	180
Grimma	Brauen u. Tuchmacher	1970	397	111	418	59	23	—	19	21	120	2	179
Eibenstock	Spitzen u. Blechhandel	1966	346	134	340	9	15	—	23	18	—	—	120
Roßwein	Ackerbau u. Tuchhandel	1806	416	81	421	2	22	—	13	10	301	8	69
Eilenburg	Brauen	1790	285	69	351	3	18	207	13	36	40	3	157
Marienberg	Spitzenhandel	1717	270	27	348	240	12	305	10	14	29	5	79
Oschatz	Brauen, Tuchmacher, Viehzucht	1565	284	41	366	123	10	—	11	11	61	3	122
Leisnig	Brauen u. Leinwandhandel	1520	340	40	367	25	16	201	15	13	142	35	114
Pirna	Ackerbau, Viehzucht, Handel	1495	306	117	328	228	—	—	13	31	20	28	149

überragt damit alle sächsischen Städte. Am Ende dieses Jahrhunderts besaß die Stadt 21 298 Einwohner (1697). Für die Art wie Statistik in früheren Zeiten „gemacht" wurde, ist es sehr charakteristisch, daß in der Städtetabelle 31 298 Einwohner für Dresden angegeben worden sind. Begründet wird diese höhere Zahl in den „gehorsambsten Erinnerungen, so bei der Generaltabelle anzumachen nöthig" war, damit, daß 21 298 Personen, wie die eingegangenen Berichte angegeben — „nicht wohl anzunehmen sei, dahero sind noch 10 000 addiret." Wenige Jahrzehnte später, 1727, hatte Dresden 44 700 und 1755 gar 63 000, dagegen 1814 nur 50 321 Einwohner.

Gegenüber diesem raschen Wachstum steht Leipzig zurück. Es besaß

1697: 15 653 Einwohner.	1772: 27 382 Einwohner.
1755: 29 593 „	1800: 32 146 „

1814: 32 274 Einwohner.

Der bedeutendste Bevölkerungsstatistiker Deutschlands, Süßmilch, urteilt in seiner „Göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" 1761 über Leipzig, „es ist keine der größten Städte, mag auch nicht viel über 30 000 Einwohner haben, aber ihr Reichtum und ihre Handlung ersetzen die Größe anderer und sie hat außer dem Handel auch noch eine ansehnliche Universität. Sie ist also andern viel größeren Städten gleichzusetzen".

Die Zählung von 1697 beschränkt sich nur auf die Städte in den sog. Erblanden; neben einer Bevölkerungs-, Berufs-, Vieh-, Häuserstatistik enthält sie auch eine Steuerstatistik und gewährt wichtige Aufschlüsse über die Belastung der städtischen Gemeinden mit den Staatssteuern.

Gezählt wurde 1697 in 98 Städten:

Personen	151 898
seßhafte Bürger	23 100
unansässige Bürger	7 769
Tuch-, Zeug- und Bortenwirker	3 564
Brauer	3 545
allerhand Künstler und Handwerker	2 162
Leineweber	1 412
Handelsleute, Krämer und Apotheker	1 235
Fleischer	966
Bäcker	940
bewohnte Häuser	25 014
unbewohnte Häuser	6 653

Es kamen danach 6 Personen auf ein bewohntes Haus. Kinder unter 12 Jahren wurden nicht mitgezählt. Auf das Verhältnis der unangesessenen Bürger zu den angesessenen ist schon aufmerksam gemacht worden, in einzelnen Städten — Leipzig, Freiberg — überwiegen sogar die unansessigen Bürger

die angesessenen. Einen wichtigen Einblick in das gewerbliche Leben gewährt die Berufsstatistik; damals wie heute steht in erster Linie die Textilindustrie, ihr zunächst kommt die Brauindustrie. Letztere war während des 15. und 16. Jahrhunderts die vornehmste „Nahrung" der Städte. Weit und breit waren die sächsischen Biere berühmt, sie genossen einen ähnlichen Ruf wie heute die bayrischen Biere. Jeder Hausbesitzer war Brauer, und da das platte Land verpflichtet war, aus den Städten sein Bier zu beziehen, konnte der Bürger mit einem festen Absatz rechnen. An dem stattlichen Gewinn wollte der Staat aber auch seinen Anteil haben: im 15. Jahrhundert wurde eine Trankſteuer eingeführt, bei der bald fiskalische Gesichtspunkte die Oberhand bekamen und die dann langsam die blühende heimische Brauindustrie zum Ersterben brachte. Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts wird allseitig über die Abnahme des Wohlstandes der sächsischen Städte geklagt und der Rückgang in erster Linie auf das völlige Darniederliegen der Brauereien geschoben.

Die Einteilung der Städte in den Erblanden in schriftsässige, amtssässige und adlige ist schon erwähnt worden. Die Obersteuereinnahme ging in ihren Steuerausschreiben (1702—1782) von einer anderen, mehr die wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigenden, Einteilung aus. Sie unterschied drei Klassen von Städte:

I. Großstädte: 2, Dresden und Leipzig.
II. Mittelstädte: 43, mit einer Durchschnittsbevölkerung von 1735 Personen über 12 Jahre (1697).
III. Kleine Städte: 59, mit einer Durchschnittsbevölkerung von 560 Personen (1697).

Über die Gesamtbevölkerung des Landes giebt uns eine 1706 abgehaltene Mannschaftszählung Aufschluß. In der Tabelle, die am 24. April 1706 dem König zuging, fehlte der Neustädter Kreis.

	Anzahl der Mannschaft	a) angesessene Hauswirte	b) Hausgenossen	c) ledige Burschen
Kurkreis	10 530	6 934	759	2 837
Thür. Kr. u. sächs. Mannsfeld	10 241	6 290	738	1 586
Leipzig. Kr. u. Stift Wurzen	21 634	13 545	3 587	4 544
Erzgeb. Kreis	32 525	19 909	3 700	7 110
Meißner Kreis	25 922	14 392	3 498	3 696
Vogtländischer Kreis . .	4 836	3 251	531	749
	105 688	64 321	12 813	20 522*)

*) Die drei letzten Posten a, b, c, ergeben 6032 Mann weniger als der erste, es wird dies im Begleitschreiben an den König damit begründet, daß man Soldaten, Lahme und „Preßhafte" hier weggelassen habe.

Überraschend scharf hebt sich in dieser Tabelle die industrielle Bedeutung des Erzgebirges ab; auf gegen 20 000 Angesessene kommen 13 000 Unansässige (Hausgenossen und ledige Burschen); in den landwirtschaftlichen Gegenden — Kur-, Thüringer und Vogtländischer Kreis — kommen dagegen auf 18 500 Angesessene nur 6000 Unansässige. Der spätere Charakter des Landes tritt in dieser Trennung je eines industriellen und je eines landwirtschaftlichen Mittelpunktes, scharf ausgeprägt hervor. Auffällig ist auch, eine wie große, ausschließlich auf den Ertrag ihrer Handarbeit angewiesene Bevölkerung Sachsen schon damals besaß.

Statistische Zahlen aus früheren Jahrhunderten sind, wenn wir sie auf ihre Richtigkeit nicht nachprüfen können, immer mit großer Vorsicht aufzunehmen. So findet sich in den Akten des Hauptstaatsarchivs eine Notiz. „Was sich A°. 1707 in Sachsen an Städten, Dörfern, Kirchen und Mannschaften befanden;" nämlich: 1665 Städte, 17 893 Dörfer, 13 978 gangbare Kirchen, 63 292 Zeugmacher und Leineweber, 32 417 Tuchmacher, 8467 Schneider, 2 326 607 Bauern, 8 498 900 Bürger ohne die Ratsherren, 51 800 832 junge Mannschaft u. s. w. Diese Zahlen, denen man auf den ersten Blick ansehen sollte, daß sie aus der Phantasie geschöpft sind, haben bei ernsten sächsischen Historikern und Statistikern Beachtung gefunden. Böttiger in seiner Geschichte des Königreich Sachsens erwähnt sie, und in den „Geographischen Spezialtabellen des Churfürstenthum Sachsen" (Leipzig 1747) werden sie mit kleinen Abänderungen z. T. wiederholt; aber die 8467 Schneider reichten jetzt nicht mehr aus, es mußten 80 464 Schneider werden.

Aus einer der umfangreichsten Zählungen, die in Sachsen je vorgenommen wurde, hat sich leider ein nur undatiertes Bruchstück erhalten; es umfaßt den Leipziger Kreis, Stift Wurzen und Stift Merseburg, und stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1709. Nicht weniger als 40 Spalten waren auszufüllen. Die Tabelle enthält Angaben über Alter, Beruf, Familienstand, Gebürtigkeit, Wehrfähigkeit, Besitzstand der enrollierten Mannschaft.

In die sozialen und wirtschaftlichen Zustände gewährt diese Tabelle mehrfache interessante Einblicke. Zunächst ist auch hier wieder auffällig das Verhältnis der Angesessenen — im Leipziger Kreis 21 426 — zu den Unangesessenen — 27 249. Häusler und Hausgenossen machen ein Drittel, die Anspänner zwei Drittel aus. Wie stark im Handwerk noch auf die Wanderschaft gehalten wurde, beweist die hohe Zahl der auf Wanderschaft befindlichen eingeborenen Kinder — 1559 —, ihnen stehen 1940 im Leipziger Kreis gehaltene Lehrjungen gegenüber. Zum erstenmale erhalten wir auch Aufschluß über die Gebürtigkeit der sächsischen Bevölkerung. Seit dem 17. Jahrhundert waren die Staaten darauf bedacht, „volkreich" zu werden. In der Vermehrung der Bevölkerung erblickte man Anzeichen blühender Volkswirtschaft. Die Folge dieser Theorie war eine Reihe von Gesetzen, die

den Eingeborenen den Abzug außer Landes zu erschweren, den Einwanderer die Niederlassung zu erleichtern suchten. Die freie natürliche Beweglichkeit der deutschen Bevölkerung wurde unterbunden. Der Zweck, die Bevölkerung zu vermehren, wurde in den seltensten Fällen erreicht. Auch für Sachsen dürfen wir annehmen, daß seine Bevölkerung sich selbst ergänzte, und daß nur ein schwacher Zustrom aus anderen deutschen Landen nach Sachsen sich ergoß. Statistische Belege giebt es nicht, als ein Beweis für die aufgestellte Behauptung mag die Gebürtigkeitsstatistik des Leipziger Kreises dienen. Nach der Tabelle waren in den königlichen Landen 41 691, außerhalb 1839 geboren.

Anders liegen die Verhältnisse in Dresden. Hier zog der prunkvolle Hof aus allen Teilen Europas Fremde an, die ihr Glück machen wollten. Und sicher gelang es

Central-Tabelle, was die kgl. Enrollierungskommission im Leipziger Kreis, Stift Wurzen und Merseburg an Mannschaft befunden.

	1—12 Jahre	12—20 Jahre	20—40 Jahre	40—60 Jahre	über 60 Jahre	Advokaten	Kaufleute u. Krämer	Meister u. Handwerker	die sonst bürgerliche Nahrung treiben	Gesellen	Lehrjungen	Schüler über 12 Jahre	eingeborne Kinder auf Wanderschaft
Kreis Leipzig . . .	11293	9982	19225	14323	3586	128	388	6447	865	2528	1940	514	1559
Stift Wurzen .	1090	870	1437	1060	289	2	6	483	25	196	139	58	113
Stift Merseburg .	3623	2476	4275	3290	945	8	20	1074	347	414	382	180	534

	Anspänner	Häusler, Hausgenossen	Angesessene	Unangesessene	In Kgl. Landen geboren	Außerhalb Landes geborene	Eingeborene Hausgenossen	Eingeborene dienende Knechte und Jungen	Verheiratet	Ledig
Kreis Leipzig . . .	8264	4164	21426	27249	41691	1839	3948	12913	23034	20496
Stift Wurzen . .	603	362	1704	2097	3322	45	241	1141	1713	1654
Stift Merseburg .	1560	1437	5104	6100	9708	333	963	3130	5162	4879

manchen, festen Fuß in Dresden zu fassen und sich eine neue Existenz zu gründen. Bei einer Zählung, die in Dresden 1708 stattfand, wurden die Hauswirte gefragt, wo sie geboren wären. Nicht das ganze Zählungsmaterial ist mehr erhalten, die Häuserlisten liegen nur teilweise vor; im ersten Viertel der Stadt waren ein Drittel der Hauswirte in Dresden, zwei Drittel auswärts geboren. Den Norden wie den Süden Deutschlands finden wir unter den angegebenen Heimatsorten gleichmäßig vertreten. Die Fremden überwogen also die Einheimischen, sie waren die wirtschaftlich stärkere Klasse geworden. Die Diener, Lakaien, Handwerker und Burschen wurden in besonderen Tabellen, die nach der Gebürtigkeit gruppiert waren, aufgenommen.

Es gab ihrer in Dresden 1708: allhier geboren 179,
in kurfürstlichen Landen geboren 857,
in fremden Landen geboren . 268.

Ein weiterer Beweis des starken Zuzuges fremder Elemente.

Über die Bevölkerungsgröße des Kurfürstentums Sachsen im 18. Jahrhundert sind wir, trotzdem in diesem Zeitraum zahlreiche Erhebungen stattfanden und die statistische Methode sich wesentlich verfeinerte, recht schlecht unterrichtet. Noch ein großes weites Gebiet wissenschaftlicher Forschung liegt vor uns. Gegen den Ausgang dieses Jahrhunderts erscheinen eine ganze Reihe von statistischen Arbeiten über Sachsen. Es ist die litterarisch fruchtbarste Zeit und mit Staunen fragt man: wo waren die Leser dieser umfangreichen und trocknen Werke? Nur einige der größten Arbeiten seien genannt:

Canzler, J. G. Tableau historique des affaires politiques et économiques de l'électorat de Saxe. Dresden und Leipzig 1786.

v. Heinitz. Tabellen über die Staatswirtschaft eines europäischen Staates vierter Größe. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1786.

Leonhardi. Abriß der Erdbeschreibung und Geschichte der churfächsischen und herzoglich-sächsischen Lande. Leipzig 1788.

Böttticher. Vier Tabellen über die churfächsischen und herzoglich-sächsischen Besitzungen, Königsberg 1791.

v. Römer. Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen und der dabei befindlichen Lande. Bd. 1—3. Halle, Wittenberg 1787/92, Th. 4. Leipzig 1804.

Pölitz. Handbuch der Statistik des Königreichs Sachsen. Leipzig 1810.

Selbst für die Jugend suchte man die Statistik mundgerecht zu machen, z. B.:

Pollmacher. Versuch einer historischen Geographie Churfachsens . . . Dresden 1788/89.

Soltzmann. Geographie und Statistik der deutschen Churfürstenthümer. I. Th. Churfürstenthum Sachsen. Berlin 1798.

Vergleicht man diese Arbeiten untereinander, so findet man die gröbsten Widersprüche. Man sollte annehmen, daß der Gebietsumfang des Kurfürstentums — Erblande, Lausitz, Stifte, Enclaven — wenigstens annähernd feststand. Dagegen finden sich im vorigen Jahrhundert folgende Angaben: $542\frac{1}{2}$ □M. (Sächsische Produktenkarte 1781), $707\frac{1}{2}$ □M. (Journal für Sachsen 1792), $727\frac{1}{4}$ □M. (Canzler und Leonhardi), 730 □M. (Hunger 1790), in diesem Jahrhundert: $639\frac{1}{2}$ □M. (Opitz 1884), 646 □M. (Fix 1886), 720 □M. (Daniel 1860), $727\frac{1}{4}$ □M. (Grävell 1800), 730 □M. (Berghaus 1859). Wer von ihnen hat Recht?

Völlig verfehlt sind daher alle Angaben, wieviel Einwohner auf eine Quadratmeile oder Quadratkilometer kamen; auch die Angaben über die Bevölkerungsgröße eines größeren Verwaltungsbezirkes sind nur mit Vorsicht aufzunehmen, denn in einer für unsere heutigen Begriffe rätselhaften Weise werden von Zählung zu Zählung die einzelnen Verwaltungsbezirke größer oder kleiner genommen; bald z. B. zählt Stift Wurzen zum Leipziger Kreis, bald wird es für sich aufgeführt; es würde einer längeren staatsrechtlichen Erörterung bedürfen, um z. B festzustellen, was man zu verschiedenen Zeiten unter dem erzgebirgischen Kreis verstanden hat. Das Gesamtergebnis wird hiervon nicht beeinflußt; überaus schwierig ist es aber, das Wachstum oder den Rückgang der Bevölkerung einzelner Gebietsteile zu verfolgen.

Zur Beurteilung der Bevölkerungsverhältnisse liegt uns folgendes Material vor: erstens die von den kirchlichen Behörden jährlich eingesandten Verzeichnisse der Geborenen, Gestorbenen, Getrauten; ursprünglich beschränkten sie sich auf die Getauften und Begrabenen, seit den 60er Jahren werden bei den Gestorbenen die getauft und ungetauft Gestorbenen und seit den 80er Jahren bei den Geborenen die Lebend- und Totgeborenen unterschieden; zweitens auf die von den Verwaltungsbehörden aufgestellten Konsignationen der Landeseinwohner oder die sogen. Konsumententabellen. Allgemeine Landeszählungen fanden 1700/01, 1718, 1755 und von 1772 ab jährlich statt.

In den Erblanden sind in den 10 Jahren 1743—1753 36000 mehr getauft als begraben, in den 10 Jahren 1753—1763 22600 weniger getauft als begraben worden; demnach betrug der Geburtenüberschuß in 20 Jahren 13400. In der Lausitz (Ober- und Nieder-) betrug der Geburtenüberschuß von 1743—1753 16060.

Im Kurfürstentum betrug der Geburtenüberschuß 1743/53 und 1764/74 98700, alljährlich gegen 5000; dagegen von 1774—81 121900, d. h. jährlich gegen 18000.

Die Zahlen spiegeln die Wirkungen des 7jährigen Krieges wieder. Kein Krieg hat schwerer auf Sachsens Volkswohlstand gelastet und tiefere

General-Tabelle 1755.

	Männliches Geschlecht				Weibliches Geschlecht				Gesamtsumme
	unter 14 Jahren	von 14–60 Jahren	über 60 Jahre	Summe	unter 14 Jahren	von 14–60 Jahren	über 60 Jahre	Summe	
Kurkreis	17618	33952	5853	57423	17519	35637	5912	59068	116491
Thüringer Kreis	24912	46784	6403	78099	24377	55383	7197	86957	165056
Meißner Kreis	42108	85779	11496	139383	41706	93798	14431	149935	289318
Leipziger Kreis und Stift Wurzen	32085	57906	8970	98961	29376	67636	10265	107277	206238
Merseburger Kreis, Zeitz	9371	18638	2875	30884	9295	21902	3352	34549	65433
Erzgebirgischer Kreis	47489	84870	11147	143506	47388	97316	14907	159611	303117
Voigtländischer, Neustädtischer Kreis	13924	25176	3680	42780	13880	29063	4161	47104	89884
Ober-Lausitz	40535	76274	9445	126254	40235	85546	11365	137146	263400
Nieder-Lausitz	16099	30323	4481	50903	15722	33659	5501	54882	105785
Henneberg	2918	5653	624	9195	2854	6476	881	10211	19406
Se. des ganzen Landes	247059	465355	64974	777388	242352	526416	77972	846740	1624128
Von der Geistlichkeit inkorporiert	4562	8627	1216	14405	4726	13159	1046	18931	33336
Militärstaat	Von allem Alter			21951	—	—	—	—	21951
Zum Militär-Etat gehörige Weiber, Kinder und Gesinde mit deren Familien	Von beiderlei Geschlecht und allem Alter								15611
Summe	251627	473982	66190	813744	247078	539575	79018	865671	1695026

Wunden geschlagen, denn nicht nur kämpfte Friedrich der Große mit der politischen und militärischen Macht Kursachsens, mit jedem erlaubten wie unerlaubten Mittel suchte er auch die wirtschaftliche Kraft des Landes zu brechen.

Schwer hat dann zu Anfang der 70er Jahre die große Hungersnot auf der sächsischen Bevölkerung gelastet. Tausende und tausende von Menschen sind damals elendiglich umgekommen, überall auf den Straßen sah man Verhungerte zusammenbrechen. Grauenvoll sind die Schilderungen der Zeitgenossen. Man behauptete, es wären gegen 200000 Menschen gestorben.*) So groß wird der Verlust kaum gewesen sein, daß er aber sehr erheblich war, beweisen die aus jenen Jahren erhaltenen Zählungen.

1771	getauft	62442	1772	getauft	45925	1773	getauft	52622
	gestorben	55987		gestorben	111822		gestorben	55471
		+ 6455			— 65897			— 2849.

Wenige Jahre später, 1776, war mit 1785000 Konsumenten der Verlust mehr als ausgeglichen. Die Bevölkerung nahm nach Ausweis der Konsumentenlisten stetig zu, man kann das Wachstum von 1755—1800 auf 290000 Konsumenten veranschlagen.

Ähnlich wie wir es für den Gebietsumfang nachgewiesen haben, schwanken auch in der zeitgenössischen Litteratur die Angaben über die Bevölkerungsgröße Sachsens; Pölitz führt u. a. zehn verschiedene Ziffern an, bald hat Sachsen 600000 Einwohner mehr, bald ebensoviele weniger. Wenn auch die Konsumententabellen kein absolut sicheres Bild geben, so sind sie doch bei weitem zuverlässiger als die auf die Geburtenüberschüsse, Trauungen u. s. w. gestützten Berechnungen.

Die Freiheitskriege haben die Bevölkerung nicht erheblich geschwächt, wohl aber brachte der Wiener Frieden Sachsen einen großen Gebietsverlust: über die Hälfte mußte an Preußen abgetreten werden. Der Bevölkerungsverlust drückt sich in folgenden Zahlen aus:

Bevölkerung im zehnjährigen Durchschnitt:	1802—1812	2018000
	1815—1825	1243000
		— 775000

*) Der jährliche Mittelpreis des Getreides betrug im Kurfürstentum:

	Weizen			Korn			Gerste			Hafer			Erbsen			Linsen		
	Thlr.	Gr.	Pfg.	Thlr.	Gr.	Pfg.	Thlr.	Gr.	Pfg.	Thlr.	Gr.	Pfg.	Thlr.	Gr.	Pfg	Thlr.	Gr.	Pfg.
1770	2	19	5	2	7	8	1	9	—	—	21	4	2	13	1	2	7	8
1771	6	20	—	6	15	—	4	13	—	2	3	—	6	4	—	6	1	—
1772	6	18	—	5	15	—	4	16	—	2	13	—	5	16	—	6	10	—
1773	3	12	—	2	15	—	1	22	—	1	13	—	2	23	—	2	21	—

Personen-Tabelle.

Jahr	Männlich				Weiblich				Gesamt-bevölkerung
	Ende d. 14. J.	v. 15—16 J.	über 60 J.	Summe	Ende d. 14. J.	v. 15—60 J.	über 60 J.	Summe	
1772	249 968	486 017	48 735	784 720	254 448	534 207	59 169	847 824	1 632 544
1790	288 973	563 993	62 325	915 291	293 535	604 475	71 665	969 675	1 884 966
1800	300 510	606 134	61 029	967 673	302 853	636 002	69 742	1 008 597	1 976 270
1805	316 190	628 044	61 981	1 006 215	320 551	655 233	70 253	1 046 037	2 052 252
1810	317 074	624 980	62 788	1 004 842	323 740	657 798	69 116	1 050 654	2 055 496
1814	311 675	550 298	64 160	926 043	320 950	631 449	67 801	1 020 200	1 946 243
1815	184 993	343 335	36 895	565 223	194 044	380 248	39 287	613 579	1 178 802
1820	196 535	367 503	36 065	600 103	206 216	402 709	39 919	648 844	1 248 947
1829	228 660	405 989	40 971	675 620	236 731	439 523	44 987	721 241	1 396 861

Getraute. Getaufte. Gestorbene.

Jahr	Erblande			Stifte Merseburg u. Naumburg			Ober- und Niederlausitz			Im Kurfürstentum		
	getauft	getraut	begraben	getauft	getraut	begraben	getauft	getraut	begraben	getauft	getraut	begraben
1744	39 658	10 278	30 056	2 730	670	1 934	12 130	3 356	9 621	54 518	14 304	41 611
1754	44 420	11 635	35 199	2 677	690	2 062	15 842	3 808	11 147	62 939	16 733	48 318

Jahr	Im Kurfürstentum						
	Getraute Paare	Getaufte i. Sa.	männlich	weiblich	Gestorbene i. Sa.	getauft	ungetauft
1764	18 425	67 794	34 838	32 956	48 807	46 618	2 189
1771	12 091	62 442	32 003	30 439	55 987	54 158	1 829
1772	10 029	45 925	23 463	22 462	111 822	110 457	1 365
1773	16 242	52 622	26 978	25 644	55 471	53 934	1 537
1774	17 264	67 871	34 923	32 948	48 372	46 307	2 065
1780	16 718	70 475	36 024	34 451	47 885	45 003	2 882

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts sank das Ansehen Deutschlands unter den Völkern Europas und noch heute, trotz des glänzenden Aufschwunges, den unser Volk genommen hat, haben wir mit Anschauungen und Vorurteilen zu kämpfen, die sich damals über deutsches Wesen festsetzten. Die Kraft des alten Deutschen Reichs ward in jenen Zeiten gebrochen. Der 30jährige Krieg im 17. Jahrhundert und der 7jährige im 18. gingen an die Wurzeln des Volkslebens, aber sie einigten nicht, sondern trennten die deutschen Stämme. Die Staaten suchten sich von einander abzuschließen; Protestanten durften sich nicht in katholischen Landen und umgekehrt niederlassen. Die alte deutsche Wanderungslust flaute ab; auf fast allen wirtschaftlichen Gebieten trat Stillstand, wenn nicht Rückgang ein. Immermehr trat an Stelle eines Gemeinschaftslebens ein Sonderleben und die deutsche Geschichte verfiel in die Geschichte einzelner größerer Territorien.

Der einzelne deutsche Staat und mit ihm seine Bevölkerung verlor die Fühlung mit dem Ganzen. Kein Zuzug von außen, kein Abzug von innen. Es war eine Zeit des Sichauslebens, der Abgeschlossenheit. Auf seine eignen Kräfte war ein jeder Staat beschränkt.

Auch in Kursachsen läßt sich diese einseitige geistige Entwicklung verfolgen. Es gelang nicht einmal die verschiedenen Gebiete zu einer staatsrechtlichen Einheit zu verschmelzen. Die Lausitz wurde den Erblanden nur angegliedert, nicht einverleibt und schroff standen sich Sachsen und Lausitzer gegenüber, aber auch in den Erblanden behielten die Stifte ihre besondere Verfassung und ihren eigenen Landtag. Die Verwaltung des Landes hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die wir uns heute kaum mehr vorstellen können. Ein jeder Stand klammerte sich ängstlich an die einmal erworbenen Gerechtsame; sie sich zu erhalten schien ihm die erste und vornehmste Aufgabe, und wenn sie längst innerlich haltlos geworden waren, suchte man den äußeren Schein zu bewahren. August der Starke wandelte gegen den Willen der Stände in den Städten die direkten Staatssteuern in eine Generalkonsumtionsaccise um; die Stände, die von Landtag zu Landtag die Staatssteuern zu bewilligen hatten, erkannten den bestehenden Zustand nicht an und fuhren fort, die alten Sätze der direkten Staatssteuer auszuschreiben. Der Landtag bewilligte also fast ein Jahrhundert lang eine Steuer, von der er wußte, daß sie in dieser Form in den Städten nicht zur Erhebung kommen werde. Auf dem Papier hatten aber die Stände ihren Willen durchgesetzt und ihre Gerechtsame behauptet.

Land und Stadt standen in jenen Zeiten in engster Verbindung. Die nächste Umgebung einer Stadt bildete das natürliche Absatzgebiet für den städtischen Gewerbfleiß und umgekehrt versorgte das Land die Stadt mit seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Der Verkehr von größeren Gütermengen aus einem Landesteil in den anderen war relativ schwach. Auch die Menschen waren nicht von jener rastlosen Beweglichkeit, die wir aus der Gegenwart kennen. Ortsangesessen heißt auch ortseingelebt. Wo man geboren wurde, da beschloß man meist sein Dasein. Ein Hin- und Herströmen großer Bevölkerungsmassen war bei den damaligen Verkehrsverhältnissen unmöglich.

Diese Unbeweglichkeit breiter Volksschichten und die geringe Zufuhr frischen Blutes sind die Voraussetzung zur Entwickelung eignen volklichen Lebens; nur in einer Bevölkerung, die geschlossen für sich — fremden Einflüssen unzugänglich — lebt, kann sich eine Tradition entwickeln, diese aber wird zu einem Erbgut, das die absterbende Generation der aufblühenden hinterläßt; sie setzt somit die engsten Wechselbeziehungen der verschiedenen Generationen voraus.

Ein festes Heimatsgefühl wurzelte in der Brust eines Jeden. Der Bauer auf dem Lande, der Adlige auf dem Gute, die Bürger in der Städten, sie alle waren auf das engste mit ihrer Umgebung verwachsen; sie alle teilten mit einander die großen und kleinen Sorgen des täglichen Lebens; was aber außerhalb der Stadt oder dem Dorfe sich zutrug, lag schon in weiter Ferne. In kleinem Kreis lebte man für das Kleine, kaum, daß einer seinen Blick über die Grenzpfähle des Landes warf.

Solche volksbeständige Schichten sind der Nährboden für alles das, was wir heute unter Volkskunde vorzugsweise verstehen. Sitte und Brauch, Mundart und Volkstracht schlagen feste Wurzeln im Volksleben. Die verschiedenartigsten Volkselemente verbinden sich, ein einheitlicher Charakter des Volkes entsteht.

Schon damals verbreitete sich in Deutschland der Ruf von der Höflichkeit, der Geschmeidigkeit und Findigkeit des sächsischen Volksstammes. Für die Dichtkunst wie für die Musik zeigte er eine hohe Begabung. Vor allen anderen deutschen Staaten zeichnete sich Sachsen in der Verwaltung aus. Und wenn wir den Grundlagen, auf denen in der Gegenwart Sachsens Volkswohlstand sich aufbaut, nachgehen wollen, so werden wir in das 17. und 18. Jahrhundert zurückgeführt. Der Bergbau hatte zahlreiche Arbeiter angelockt; mit seinem Rückgang verlieren diese ihren Unterhalt, sie können nicht Bauer oder Handwerker werden, sie passen nicht in die mittelalterliche Ständeordnung hinein. Allmählich ringen sie sich zu einem neuen Stande hindurch. Außerhalb des Rahmens der alten Wirtschaftsordnung entstand im Erzgebirge eine Hausindustrie und in enge Verbindung mit ihr „Manufakturen". Es sind die Anfänge unserer heutigen Industrie, unseres heutigen Unternehmer- und Arbeiterstandes.

Diese Periode der inneren Abgeschlossenheit, des Getrenntlebens der deutschen Stämme hat für die nationale Entwickelung zu schädlichen Auswüchsen geführt, die gleichfalls beachtet werden müssen. Es trat bei den deutschen Staaten eine Überschätzung der einheimischen Art ein. Man verlernte die eignen Leistungen mit denen anderer Staaten zu vergleichen, es fehlte der Ansporn es anderen gleichzuthun; man lebte in behaglicher selbstgenügsamer Ruhe und Beschaulichkeit. Und so sehen wir dann am Anfang dieses Jahrhunderts krankhafte Züge in unserm deutschen Volksleben, die auch heute noch nicht erloschen sind: wir finden den Philister und Particularist: sie sind Reste der Vergangenheit, die hoffentlich überwunden werden. Für die Zukunft wünschen wir uns nicht, daß nun alle geschichtlich gewordenen Unterschiede beseitigt und eine allgemeine Gleichmacherei eintrete, sondern die wahre Liebe zur engeren Heimat soll ein Jeder sich als köstliches Erbstück seiner Väter bewahren, aber der Teil muß sich einfügen in das Ganze.

Für dieses Jahrhundert liegt uns zur Beurteilung der jeweiligen Größe und Gliederung der Bevölkerung ein überreiches Material vor.

Bevölkerungsgröße des Königreichs Sachsen:

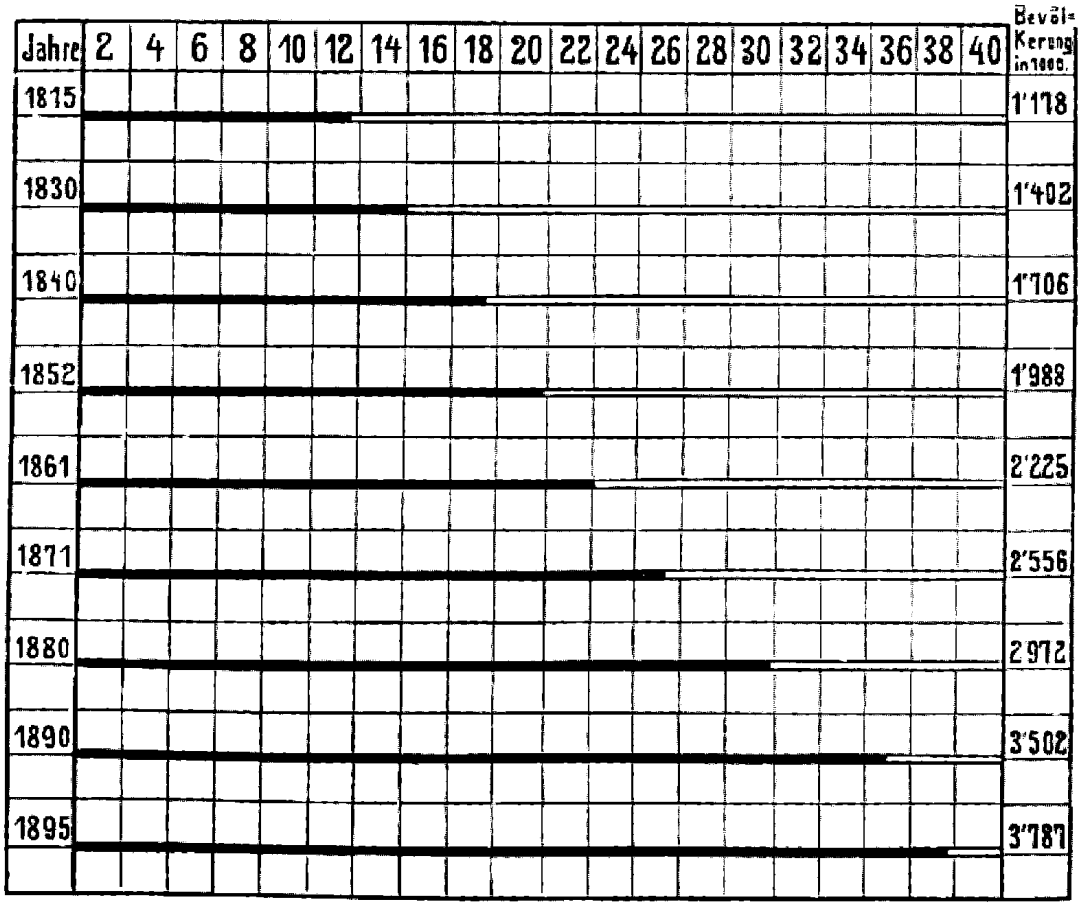


Fig. 141.

Vom Wiener Frieden bis 1830 wächst die Bevölkerung jährlich um 22 000, im zweiten Drittel des Jahrhunderts — 1830—1871 — um 28 000, im letzten Drittel um 51 000 Köpfe. Der Zuwachs bleibt sich also bis zur Gründung des Deutschen Reiches fast gleich, um von da ab sich fast zu verdoppeln: ein ganz beispiellos dastehendes Wachstum der Bevölkerung.

Die absolute Bevölkerungsgröße eines Landes ist aber nicht allein für die Beurteilung der Bevölkerungsverhältnisse maßgebend, man muß die absolute Zahl durch die relative ergänzen; um letztere auszudrücken, pflegt der Statistiker anzugeben, wieviel Einwohner auf einen Quadratkilometer kommen.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die sächsische Bevölkerung, so wird der fortschreitende Verdichtungsprozeß noch sichtbarer.

Bevölkerungsdichtigkeit im Königreich Sachsen.

Es kamen auf einen Quadratkilometer Einwohner in den Jahren:

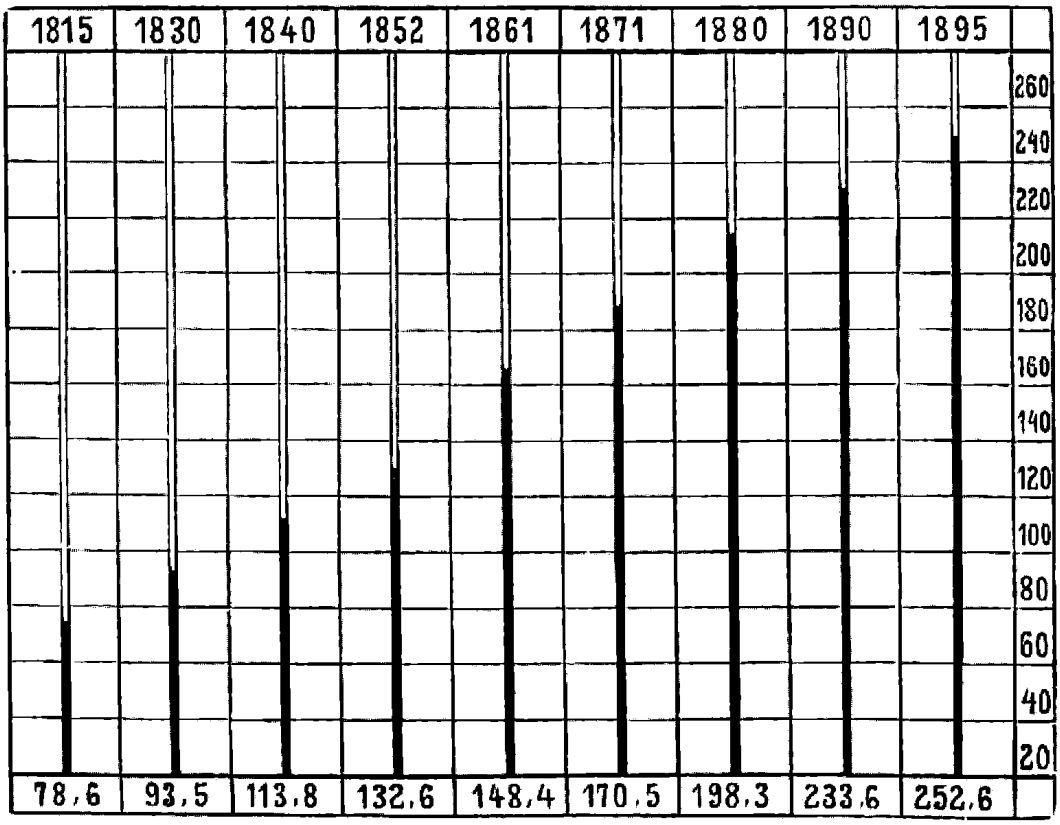


Fig. 142.

Kamen 1815 auf einen Quadratkilometer 78,6 Einwohner, und 1895 252,6, so müssen jetzt auf demselben Raum 174 Menschen mehr ihren Unterhalt finden als 1815. Diese Zahlen weisen darauf hin, daß innerhalb dieses Zeitraumes die wirtschaftlichen Bedingungen des Volkslebens sich völlig geändert haben.

Ähnlich wie Sachsen, aber nicht in demselben Maße, ist auch in den anderen deutschen Bundesstaaten die Bevölkerung erheblich gewachsen. Es betrug das Wachstum auf dem heutigen Gebiete seit 1816 bis 1895 durchschnittlich jährlich in Prozent in

Sachsen	Preußen	Mecklenburg-Schwerin	Baden	Bayern	Württemberg	Elsaß-Lothringen
2,75 %	1,68 %	1,19 %	0,91 %	0,78 %	0,60 %	0,36 %

Dieses verschiedene Wachstum bedingt eine Verschiebung der politischen und wirtschaftlichen Kräfte. Am sichtbarsten zeigt sich dies, wenn man z. B. Sachsen mit Elsaß-Lothringen vergleicht. Beide Länder haben fast den gleichen Gebietsumfang. (14 992 qkm und 14 507 qkm). Anfang dieses Jahrhunderts war Elsaß-Lothringen dichter als Sachsen bevölkert; aber unter allen größeren deutschen Staaten hat es die geringste, Sachsen die stärkste Vermehrung aufzuweisen.

	Sachsen	Elsaß-Lothringen
1821:	1 261 000 Einwohner	1 291 000 Einwohner
1895:	3 787 000 „	1 640 000 „

Die Macht, die ein einzelner Volksstamm besitzt, hängt wesentlich von seiner Größe ab. Der Verlegung des politischen Schwerpunktes Deutschlands aus dem Süden und Westen nach dem Norden in den letzten Jahrhunderten entspricht auch der Gang der Bevölkerung. Die stärkste Zuwachsrate weist seit 50 Jahren Mittel- und Norddeutschland auf. In fast 80 Jahren hat Württemberg um 670 000, Sachsen dagegen um 2 608 000 Einwohner zugenommen, d. h. Sachsen hat eine Bevölkerungsmasse so groß wie die Württembergs zu seiner alten Stammbevölkerung hinzugewonnen und der schwäbische Volksstamm dementsprechend an Bedeutung gegen den sächsischen verloren.

Die Volkszahl betrug:

	Mecklenburg-Schwerin	Baden	Württemberg		Bayern
1895:	597 000	1 725 000	2 081 000		5 818 000
1816:	308 000	1 005 000	1 410 000	1818:	3 707 000

Vergleicht man die Bevölkerungsdichtigkeit Sachsens mit den größeren Bundesstaaten, so erhält man folgendes Ergebnis:

Es kamen 1895 auf einen Quadratkilometer Einwohner in:

Sachsen	Elsaß-Lothringen	Baden	Württemberg	Deutsches Reich	Preußen	Bayern	Mecklenburg-Schwerin
252,6	113,1	114,4	106,6	96,7	91,4	76,7	45,4

Vergleicht man diese Zahlen mit einander und vergegenwärtigt man sich ferner, daß diese Dichtigkeitsunterschiede in einem Reiche zu einer Zeit bestanden, so wird man den Schluß billigen: Deutschland besitzt noch Raum für

viele Menschen und kann einstweilen eine große Bevölkerungszunahme ertragen.

Sachsen ist nicht nur der dichtbevölkertste größere deutsche Bundesstaat, sondern es ist überhaupt das dichtbevölkertste Land in der Welt. Weitverbreitet ist die Meinung, daß dies Belgien sei, und Belgien besaß auch lange die Führerschaft, hat sie aber an Sachsen, mit dessen mächtigem Aufschwung es sich nicht messen kann, abtreten müssen.

Es kamen auf einen Quadratkilometer 1895 und folgende Jahre Einwohner:

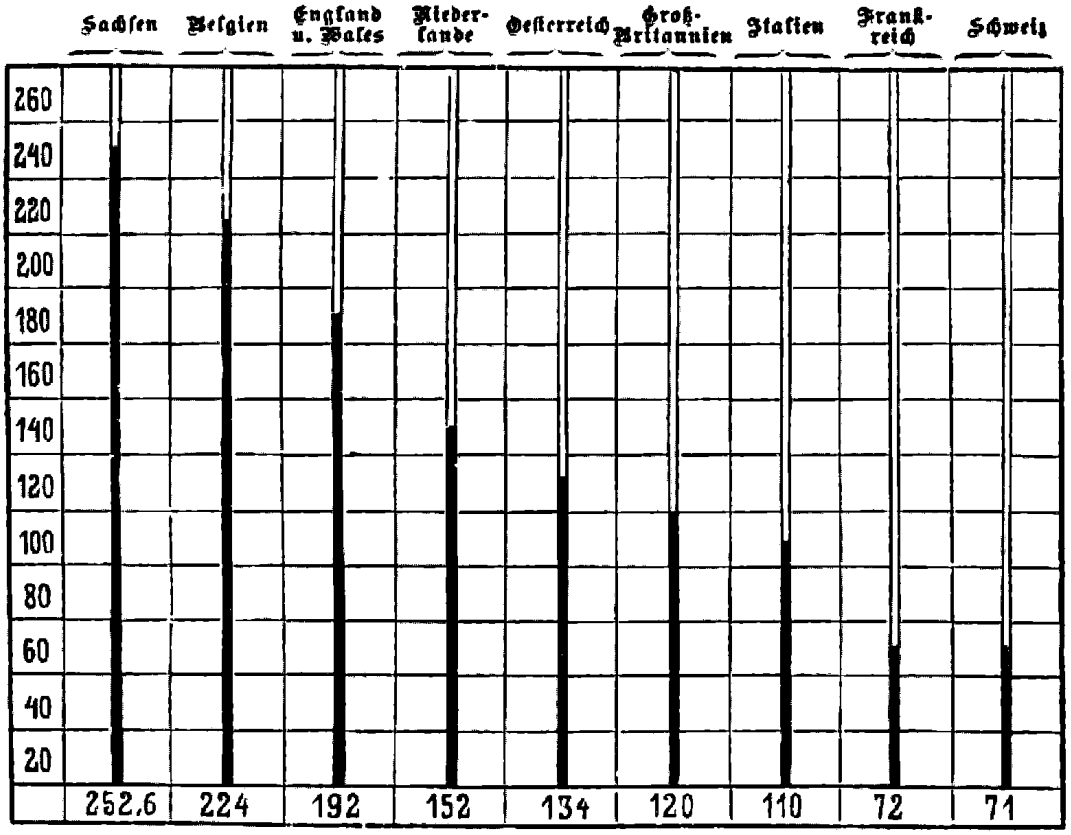


Fig. 143.

Wie wir sehen, hat Sachsen in diesem Jahrhundert eine einzig dastehende Entwickelung genommen. Am Anfang des Jahrhunderts waren unter den jetzigen deutschen Staaten Elsaß-Lothringen dichter als Sachsen bevölkert; langsam aber stetig ist dann die sächsische Bevölkerung gewachsen, um seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts emporzuschnellen.

Die Ursachen wie die Folgen dieses beispiellosen Wachstums der Bevölkerung haben wir nun zu untersuchen.

Charakteristisch für Sachsen ist, daß die natürlichen Bodenverhältnisse nicht mit der Bevölkerungsdichtigkeit mehr übereinstimmen. Klima und Boden stehen im Gegensatz zur Kultur und Wirtschaft, sie bedingen sich nicht gegenseitig. Ganz anders lagen die Verhältnisse bei der Besiedelung. Auch da

galt es, die Natur zu besiegen und ihr die Unterhaltsmittel abzugewinnen. Aber der Kampf, den der Mensch jetzt führt, gilt nicht mehr der Anbaufähigkeit des Bodens; der reicht bei weitem nicht aus, um für diese großen Menschenmassen Nahrung zu beschaffen; jetzt wird in der Industrie und im Handel der Kampf um die Existenz auf fremden Märkten ausgefochten. Im Erzgebirge und im Vogtland kann man den Veränderungen, die die neuere Wirtschaftspolitik bewirkt hat, am sichtbarsten nachgehen. Es sind unwirtliche Gegenden, die Höhen von großen Waldmassen bedeckt: Korn und Weizen kommen im Hochland nicht mehr fort. Die Natur gewährt nur einer verhältnismäßig kleinen Bevölkerung Lebensraum. Ganz anders aber das Bild, das wir in der Gegenwart sehen.

Verteilung der Bevölkerung 1885 nach der Höhe der Wohnorte im Erzgebirge:

Höhe in Metern	Bewohner	auf 1 qkm
1200—1300	—	—
1100—1200	15	3,8
1000—1100	1 507	56,4
900—1000	6 440	52,3
800— 900	31 293	43,7
700— 800	63 291	92,0
600— 700	138 534	129,3
500— 600	172 190	122,8
400— 500	281 362	191,5
300— 400	521 346	489,9
200— 300	125 950	—

Wohl können wir auch hier verfolgen, wie mit der zunehmenden Höhe die Dichtigkeit der Bevölkerung zurückgeht, aber welche Menschenmassen finden noch ihren Unterhalt im Erzgebirge! In einer Höhe von über 1000 m ist die Bevölkerung dichter als in Mecklenburg-Schwerin! Soweit uns genauere statistische Angaben vorliegen, giebt es nirgends in derartigen Höhen ähnliche Bevölkerungsmassen. Annaberg kann den Ruhm beanspruchen, die höchstgelegene größere Stadt der Welt zu sein.

Das große Wachstum hat auch das alte Verhältnis der städtischen zur ländlichen Bevölkerung verschoben. Schwer fällt es nachzuweisen, wie groß eigentlich die städtische Bevölkerung in Sachsen heute ist. Die neuere Statistik ist davon abgegangen, Stadt und Land nach der Gemeindeverfassung zu scheiden; sie pflegt alle Orte, gleichgültig, ob es städtische oder ländliche Gemeinden sind, mit über 2000 Einwohner als Städte zu bezeichnen.

Danach ergiebt sich für Sachsen folgendes Bild: von 1000 Einwohnern kamen auf die Gemeinden

	mit mehr als 2000 Einwohnern,	mit weniger als 2000 Einwohnern
1834:	**328**	**672**
1840:	355	645
1852:	401	599
1861:	436	564
1871:	501	499
1880:	569	431
1890:	635	365
1895:	**660**	**340**

Es bestand also noch 1834 dasselbe Verhältnis, wie wir es aus den früheren Jahrhunderten kennen: ein Drittel städtische, zwei Drittel ländliche Bevölkerung; in dem kurzen Zeitraum von 60 Jahren hat es sich völlig verschoben.

Drei mächtige städtische Mittelpunkte erheben sich im Lande:

	Leipzig	Dresden	Chemnitz
1832:	43 189	64 399	19 572
1895:	399 963	336 440	161 017.

Am Ende des Jahrhunderts werden Leipzig und Dresden über 400 000 Einwohner, Chemnitz gegen 200 000 Einwohner haben. Die Städte sind nicht allein durch die Zunahme auf dem alten städtischen Gebiet, sondern wesentlich durch die Einverleibung ihrer Vororte gewachsen. Bei keiner dieser Städte deckt sich Stadt mit städtischem Wirtschaftsgebiet; so stehen außerhalb der Stadt, aber innerlich ihr zugehörig, in Dresden 56 000 Einwohner, in Leipzig 30 000 Einwohner, in Chemnitz 32 000 Einwohner. Diese Städte saugen mit Polypenarmen das platte Land aus und ziehen alles, was an Menschen erreichbar ist, an sich heran.

Die Statistik verläßt uns auf diesem Gebiete; ob ein Ort von 2000 Einwohnern einsam im Gebirge oder dicht vor dem Weichbild unserer Großstädte, von der er wirtschaftlich völlig abhängig ist, liegt, bedeutet einen wesentlichen Unterschied in dem politischen und sozialen Leben der betreffenden Gemeinden. In früheren Jahrhunderten wurde städtisches Wesen von den Stadtmauern umschlossen; trat man aus den Thoren hinaus, so war man auf dem Lande, und nicht nur die frische Natur umgab uns, alles Sinnen und Trachten, alles Denken und Handeln war hier ein anderes als in der Stadt. Wer auf dem Lande damals wohnte, gehörte auch dem Lande an. Wie anders heute. Wenn wir auf das Land hinausgehen und sehen, wie in den Dörfern neben den Bauernhöfen große Mietskasernen sich breit machen, so wissen wir, hier pulsiert nicht ländliches, sondern städtisches Leben. Viel weiter, als die Zahlen ahnen lassen, greift in Sachsen die Stadt in das Land hinein: geht die Entwickelung in gleichem Schritt weiter, so wird Sachsen bald ein Stadtstaat sein.

Wenn wir nach den Ursachen der Bevölkerungszunahme in Sachsen forschen, so ergiebt sich folgendes: es werden jährlich mehr geboren als sterben und es wandern nach Sachsen mehr ein als aus.

Auf 100 der mittleren Bevölkerung*) betrug die Zunahme

	1847/50	1851/60	1861/70	1871/80
	11,99	13,24	14,11	15,96
daran hatten Anteil:				
a) der Geburtenüberschuß	11,01	12,09	12,39	13,79
b) der Wanderungsgewinn	0,98	1,15	1,72	2,17

Der Schwerpunkt der Volksvermehrung liegt also im Geburtenüberschuß, verhältnismäßig nur wenig trägt der Wanderungsgewinn, und nach den Zahlen zu urteilen, brauchte man auf ihn kein besonderes Gewicht zu legen; das wäre aber ein großer Irrtum, er ist von größter Bedeutung für die Zusammensetzung des Volkes. Eine genauere statistische Erfassung der Ein- und Auswanderer liegt erst seit den Jahren 1853 u. f. vor:

	es wanderten aus	es wanderten ein	mehr oder weniger Einwanderung
1853/55:	4209	2597	— 1612
1856/58:	2094	3168	+ 1074

Die 48er Volksbewegung hat in Sachsen zu einem Rückschlag der Bevölkerungszunahme geführt; damals und in den folgenden Jahren wanderten mehr aus als ein, bald aber änderte sich dies, seit 1855 weist die Einwanderung von Zählung zu Zählung einen steigenden Überschuß über die Auswanderung auf.

Über das Wanderungsziel ergiebt die Statistik weitere Aufschlüsse.

	Auswanderer 1853/55	Einwanderer
Nord- und Südamerika	3 022	—
Staaten des jetzigen Deutschen Reiches . . .	867	2 303
Österreich-Ungarn	110	225
Australien	96	—
Rußland	14	24

Sehen wir von der Auswanderung nach Amerika ab, die das Ergebnis besonders politischer Verhältnisse war und die nur kurze Zeit andauerte, so empfing Sachsen damals mehr von den deutschen Bundesstaaten, als es an sie abgab. Dies Verhältnis ist bis in die Gegenwart geblieben, Sachsen besitzt unter allen deutschen Staaten die größte Anziehungskraft für fremde Elemente.

*) In den Jahren 1854/93 betrug die Zunahme 1 612 000 Einwohner; es betrug der Anteil des Geburtenüberschusses 1 546 000 Einwohner, des Wanderungsgewinnes 66 000 Einwohner.

Untersuchen wir die sächsische Bevölkerung nach der Staatsangehörigkeit, so haben wir die Reichsangehörigen von den Reichsfremden zu trennen. Die Zahl der Ausländer ist beständig gestiegen, sie betrug 1871 24 000, 1885 52 000, 1895 82 000.

Fragt man nach der Heimat der Ausländer, so ergiebt sich für Sachsen:

Staatsangehörigkeit der Reichsfremden 1895

Österreich	68 895
Schweiz	2 844
Rußland	2 554
Vereinigte Staaten von Nord-Amerika	2 074
Großbritannien	1 995
Italien	1 033

Vertreter fast aller größeren Staaten der Erde wohnen in Sachsen; am zahlreichsten sind die Österreicher vertreten, unter ihnen überwiegt die weibliche die männliche Bevölkerung. Der Bevölkerungsaustausch zwischen Österreich und Sachsen ist für Sachsen ungünstig; gegenüber den 69 000 Österreichern in Sachsen, finden sich in Österreich nur 8000 Sachsen, und ähnlich werden die Verhältnisse bei den andern Staaten liegen. Die eingewanderten Österreicher, Schweizer, Russen, Italiener suchen überwiegend in Sachsen Erwerb und treten mit der angesessenen Bevölkerung in Wettbewerb, — bei ihrem niedrigen Kulturzustand und ihren geringeren Lebensansprüchen bilden sie eine Gefahr für die sächsische Arbeiterbevölkerung. Die Engländer und Nordamerikaner — unter denen das weibliche Geschlecht (2606) das männliche (1463) bedeutend überwiegt — werden wohl ebenso sehr von der Schönheit der Natur, den Annehmlichkeiten des Lebens, wie von den vorzüglichen Bildungsanstalten angezogen.

Die mitgeteilten absoluten Zahlen ergeben kein treffendes Bild, dies erhält man erst durch den Vergleich Sachsens mit anderen deutschen Staaten.

Auf 1000 Einwohner kamen 1895 Reichsfremde:

Elsaß-Lothringen	29,56	Deutsches Reich	9,30
Sachsen	21,75	Preußen	6,46
Bayern	13,82	Württemberg	6,08
Baden	11,28	Mecklenburg-Schwerin	2,84

Wenn man von Elsaß-Lothringen absieht, wo besondere politische Verhältnisse obwalten, steht Sachsen an der Spitze; es hat innerhalb seiner Bevölkerung relativ dreimal so viel Reichsfremde als Preußen, siebenmal so viel als das an Gebiet gleich große Mecklenburg.

Zu ähnlichen überraschenden Ergebnissen gelangt man bei Untersuchung der Reichsangehörigkeit.

Von 1000 sächsischen Bewohnern waren geboren:

	in Sachsen	in anderen deutschen Staaten	im Reichsausland
1871:	934,0	55,2	70,7
1880:	910,3	76,1	13,4
1885:	899,2	85,6	15,0
1890:	880,4	99,5	20,0

Die eingeborene Bevölkerung geht relativ zurück, die Einwanderung hat sich dagegen im Verlauf von 20 Jahren fast verdoppelt, jeder 10. in Sachsen wohnhafte Mensch war 1890 ein außerhalb Sachsens geborner Deutscher, jeder 70. ein im Reichsausland Geborener.

Im Jahre 1895 wurden in Sachsen 348 451 nichtsächsische Reichsangehörige ermittelt, sie verteilen sich auf die einzelnen deutschen Bundesstaaten in folgender Weise:

Preußen	241 394	Braunschweig-Hessen . . .	3 197
sächsische Fürstentümer .	45 681	Württemberg	2 338
Bayern	22 513	Baden	1 800
Reuß j. L. u. ä. L. . .	19 623	Mecklenburg-Schwerin .	1 797
Anhalt	5 763	andere Staaten	4 345

Wir sehen, wie das nichtsächsische Element in den letzten 20 Jahren beständig im Wachsen begriffen ist; trotzdem läßt die Statistik den vollen Umfang dieser Bewegung nicht erkennen. Der moderne Verkehr hat eine Trennung des Wohnortes vom Arbeitsorte ermöglicht. Im Frühling strömen zahllose Arbeitermassen nach Sachsen ein, um in der Landwirtschaft, in den Saisongewerben während des Sommers ihren Unterhalt zu suchen; wenn der Herbst naht, ziehen sie wieder ab. Sie sind ein notwendiger Bestandteil der heutigen sächsischen Volkswirtschaft geworden, aber im Volksleben bleiben sie ein fremdes Element. Den Umfang dieser Wanderung kennen wir nicht, denn unsere Volkszählungen finden im Dezember statt und zu jener Jahreszeit haben die Saisonarbeiter Sachsen längst wieder verlassen.

Kurz haben wir noch die wirtschaftlichen Wirkungen der zunehmenden Bevölkerungsdichtigkeit zu betrachten. In der älteren Volkswirtschaft war die Warenerzeugung auf die Deckung des heimischen Bedarfs berechnet; Landwirtschaft und Gewerbe ergänzten sich gegenseitig, es fand ein Binnenaustausch der Gütermassen statt, und nur ein kleiner Teil der nationalen Produktion ging gegen Einfuhr fremder Waren über die Landesgrenze. Schon in früheren Jahrhunderten wies Sachsen nicht die reinen Formen dieser Wirtschaftsweise auf; seit dem 16. Jahrhundert war das Erzgebirge so dicht bevölkert, daß es der Zufuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse bedurfte; die eigene Landwirtschaft vermochte den Bedarf nicht mehr zu decken. Und ähnlich lagen die Verhältnisse im Gewerbe. Das Handwerk, die Hausindustrie und besonders seit dem 18. Jahrhundert die Manufakturen arbeiteten nicht allein

für den einheimischen Markt, sie waren in erheblichem Maße auf den Absatz ausländischer Märkte angewiesen. Wenn wir heute auf jene Zustände zurückblicken und sie mit der Gegenwart vergleichen, so mögen sie uns kleinlich erscheinen; wir dürfen aber nicht vergessen, daß damals die Grundlagen gelegt wurden, auf denen sich die sächsische Industrie entwickeln konnte. Seit dem letzten Menschenalter haben die wirtschaftlichen Verhältnisse einen ungeahnten Aufschwung genommen und ermöglicht, daß Sachsen das dichtbevölkertste Land der Erde wurde. Die Landwirtschaft findet wohl für ihre Erzeugnisse ein natürliches Absatzgebiet in den dichtbevölkerten Industriegegenden; aber sie vermag nur einen immer kleiner werdenden Teil der Gesamtbevölkerung zu ernähren; ein stetig wachsender Teil ist auf die Zufuhr aus anderen Ländern angewiesen. Und die Industrie erzeugt Gütermassen, die die einheimische Landwirtschaft auch nicht annähernd aufzunehmen vermag. Das eigentliche Absatzgebiet der Industrie liegt außerhalb Sachsens, für viele Waren außerhalb Deutschlands. Sahen wir früher die Bevölkerung in enger Wechselbeziehung zu Grund und Boden, konnte sie über diese natürlich gegebenen Schranken ohne große Schädigung nicht hinauswachsen, so sehen wir jetzt das gerade Gegenteil, der Boden bietet nicht mehr den Nahrungsspielraum für die seßhafte Bevölkerung, er bietet nur noch den bloßen Wohnsitz. Daraus ergiebt sich für unsere neuere Volkswirtschaft eine überaus wichtige Folgerung. Zu dem Staatsgebiet treten noch zwei außerstaatliche Gebiete hinzu; eines, das die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zur Ergänzung der einheimischen Landwirtschaft liefert, ein anderes, das die industriellen und gewerblichen Waren aufnimmt. Während sich früher Staatsgebiet mit Wirtschaftsgebiet so ziemlich deckte, fallen sie jetzt auseinander.

Das auswärtige landwirtschaftliche Land, dessen Sachsen bedarf, muß relativ dünn bevölkert sein: es muß über das Bedürfnis seiner heimischen Bevölkerung hinaus produzieren. Sachsen lebt von dem Überschuß der dortigen nationalen Produktion. Die Naturfläche, die unsere Bevölkerung braucht, ist folglich viel größer als unser Staatsgebiet; würde man sie — was freilich nicht möglich ist — diesem zuzählen können, so erhielte man erst die richtige Ziffer für die Bevölkerungsdichtigkeit.

Unsere Industrie ist heute auf den Absatz von Massenartikeln angewiesen, sie muß die ausländischen Märkte aufsuchen und überall in der Welt Verbindungen unterhalten. Dies hat zur Folge, daß sie keinen geschlossenen nationalen Markt mehr kennt, daß sie stets im Wettkampf mit anderen Industriestaaten arbeitet. Die fremden Märkte, die uns jetzt Zugang gewähren, können uns aber geschlossen werden; das Gedeihen und Blühen der sächsischen Industrie und mit ihr einer wachsenden Zahl von Menschen, hängt nicht allein von der nationalen Wirtschafts- und Handelspolitik, sondern in

noch viel höherem Grade von der des Auslandes ab. Werden dort für unser Wirtschaftsleben schädliche Maßnahmen getroffen, so verliert ein Teil der sächsischen Bevölkerung die Grundlagen seiner Existenz. Auch diese Folgeerscheinungen der steten Verdichtung der Bevölkerung muß man berücksichtigen.

Unser Jahrhundert ist von den Erfindungen der Technik voll, sie sind sichtbar, greifbar; aber auch die Volkswirtschaft hat nicht stille gestanden, sie hat die alten Formen abgestreift und neue ausgebildet. Wenn man die Erfolge der neueren Wirtschaft mit der des vorigen Jahrhunderts vergleicht, und wenn man sich ferner vergegenwärtigt, auf wie künstlicher Grundlage — einem Staatsgebiet, einem ausländischen Nähr- und einem Absatzgebiet — sie sich aufbauen muß, und daß trotzdem Sachsen seine Anziehungskraft bewahrt hat, daß Tausende es jährlich aufsuchen, um sich eine neue Heimat zu gründen, und daß sein Volkswohlstand stetig steigt, so wird man zugeben müssen, daß die neuere Wirtschaft Fortschritte aufzuweisen hat, die denen der Technik nicht nachstehen.

Mit dem Eintritte Sachsens in den Norddeutschen Bund kann man den Beginn einer neuen Periode seiner Bevölkerungsgeschichte rechnen. Alle volkskundliche Überlieferung, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hatte, verfällt rücksichtslos der Vernichtung; mit der Sitte und dem Brauch wird aufgeräumt, die Mundart wird verspottet, die altväterliche Tracht ins Lächerliche gezogen. Die Anfänge dieser Bewegung lassen sich über ein Menschenalter zurück verfolgen; mit voller Wucht setzt dieser Auflösungsprozeß aber erst Ende der 60er Jahre ein. Die Verbesserung des Verkehrswesens und die Aufhebung aller die Freizügigkeit hemmenden Schranken lösen den Einzelnen vom Heimatsboden und führen zu einer früher nie gekannten Beweglichkeit großer Volksmassen. Für Sachsen spielen sich jetzt ähnliche Vorgänge ab, wie wir sie während des Mittelalters beobachten konnten. Damals wanderten aus allen deutschen Gauen Kolonisten ein, allmählich verschmolzen sie mit der einheimischen Bevölkerung zu einem Ganzen; jetzt eine stille friedliche Einwanderung, die aber nicht minder mächtig ist und auf die Dauer die sächsische Volksart umwandeln muß.

Die Richtung, die wir jetzt eingeschlagen haben, gilt nicht der Entwickelung des einzelnen deutschen Volksstammes, sondern der eines einheitlichen deutschen Volkscharakters. Der Trennung der deutschen Staaten, wie wir sie während mehrerer Jahrhunderte verfolgen konnten, steht jetzt die Einigung gegenüber. Der Schwerpunkt deutschen Wesens ist aus dem Volksteil in das Volksganze gerückt. Die Sprache schleift sich ab, die Umgangsformen nehmen eine gleichmäßigere Färbung an, die bezeichnenden Eigentümlichkeiten verwischen sich; nicht lange wird es mehr dauern, daß die lebendige, volkskundliche Überlieferung erlischt und der Bruch der Vergangenheit mit der

Gegenwart endgültig ist. Noch ist diese Einigung und die Besiegung des Sonderlebens nicht vollendet, aber unsere ganze Politik, Kultur und unser Wirtschaftsleben arbeiten unablässig darauf hin.

Anhang.

Stand und Wachstum der Bevölkerung.

Zähljahr	Einwohnerzahl	Zuwachs	Zählzeit	durchschnittliche jährliche Zunahme in Prozenten der mittleren Bevölkerung
1834:	1 595 668	—	—	—
1837:	1 652 114	56 446	1834—1837	1,18
1840:	1 706 276	54 162	1837—1840	1,09
1843:	1 757 800	51 524	1840—1843	1,01
1846:	1 836 433	78 633	1843—1846	1,49
1849:	1 894 431	57 998	1846—1849	1,05
1852:	1 988 078	93 647	1849—1852	1,65
1855:	2 039 176	51 098	1852—1855	0,86
1858:	2 122 902	83 726	1855—1858	1,37
1861:	2 225 240	102 338	1858—1861	1,60
1864:	2 337 192	111 952	1861—1864	1,68
1867:	2 423 586	86 394	1864—1867	1,23
1871:	2 556 244	132 658	1867—1871	1,47
1875:	2 760 586	204 342	1871—1875	2,00
1880:	2 972 805	212 219	1875—1880	1,48
1885:	3 182 003	209 198	1880—1885	1,36
1890:	3 502 684	320 681	1885—1890	1,92
1895:	3 787 688	285 004	1890—1895	1,56

Litteratur.

Das Verhältnis der Menschen zum Boden behandeln: Engel, E., Das Kgr. Sachsen in statistischer und staatswirtschaftlicher Beziehung. I. Bd. Dresden 1853. — Burgkhardt, J., Das Erzgebirge. Eine orometrisch-anthropogeographische Studie. Stuttgart 1888. — Ratzel, F., Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. 2 Bde. Stuttgart 1882/91. 2. Auflage. 1899.

Erbbücher, Erbregister: Wuttke, R., Gesindeordnungen und Gesindezwangsdienst in Sachsen bis zum Jahre 1835. Leipzig 1893. S. 24. — Oppermann, O., Das sächsische Amt Wittenberg im Anfang des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1897. — Joel, F., Einkünfte, Dienste und Lasten des Amts Schwarzenberg im Jahre 1550. Glück auf! 17. Jahrg. Nr. 11. 1897.

Statistik des Salzverbrauchs: Fürsen, O., Geschichte des kursächsischen Salzwesens bis 1586. Leipzig 1897.

Mannschaftszahlen von 1608: H. St.-Archiv. Loc. 7993 Defensionsordnung 1609/11. Loc. 9087. Kriegssachen 1615.

Mannschafts- und Bevölkerungszahlen aus dem 17. Jahrhundert: Wuttke, R., Die Einführung der Land-Accise und der Generalkonsumtions-Accise in Kursachsen. Leipzig 1890. — Wuttke, Gesindeordnungen.

Städtetabelle von 1697 im H. St.-Archiv Loc. 4404: Die Einführung der General-Konsumtions-Accise betr., 1699, und in Haschens Magazin der sächsischen Geschichte 1784. Bd. I, II, III.

Enrollierungstabelle von 1708. Kgl. Bibliothek zu Dresden. Msc. J. 20c. Generaltabelle über den Leipziger Kreis, Stift Wurzen und Merseburg. o. J.

Binnenwanderung: Schmoller: die preußische Einwanderung und ländliche Kolonisation des 17. und 18. Jahrhunderts in: Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte. Leipzig 1898. Neben der von Preußen verfolgten Kolonisationspolitik kommt für Deutschland die Einwanderung der französischen Hugenotten in Betracht.

Konsumententabellen: H. St.-Archiv. Loc. 561. Consumentenlisten und Getreidepreise 1743/97. Loc. 563. Die in den Jahren 1718, 1755 und 1772 gefertigten Consignationen. Loc. 564. Die alljährlich eingereichten Erndte-Ertrags- und Vorraths-Consignationen. Loc. 2225. Bevölkerungs- und Nahrungstabellen 1772/80 u. s. w.

Statistik des 19. Jahrhunderts: Mittheilungen des statistischen Vereins für das Kgr. Sachsen Leipzig 1831/33. Dresden 1834/44. Statistische Mittheilungen aus dem Kgr. Sachsen. Dresden 1851/55. Zeitschrift des kgl. sächsischen statistischen Bureaus. Dresden 1855 u. folg. Jahre. — Kalender und statistisches Jahrbuch für das Kgr. Sachsen. Dresden 1871 u. folg. Jahre. — Lommatzsch, H., Die Bewegung des Bevölkerungsstandes im Kgr. Sachsen 1871—1890. Dresden 1894. — Gebürtigkeit: Böhmert, V., Die Staatsangehörigkeit und Gebürtigkeit der sächsischen Bevölkerung 1871—1890 in Zschr. des sächs. statistischen Bureaus. 1892. Jahrg. XXXVIII. S. 219.

Druckfehler-Berichtigung.

In der Tabelle S. 172 muß es bei Chemnitz heißen:

Fleischer	Tuch-, Zeug-, Wortenwirker	Leineweber	noch allerhand Künstler, Handwerker
34	**145**	**87**	**246**

In der Anmerkung S. 174 muß es heißen:

8032 (statt 6032) Mann.

6. Die Bevölkerungsgliederung.

Von Robert Wuttke.

Wenn wir die geistige Entwickelung der Menschheit betrachten, so werden wir die Thatkraft, den Scharfsinn, die Erfindungsgabe einzelner großer Geister bewundern. Feldherren und Staatsmänner konnten ihrem Volke neue Bahnen weisen, Werke von Künstlern und Dichtern, die vor hunderten von Jahren geschaffen wurden, erfreuen uns heute noch, und unser ganzes geistiges Leben hängt auf das engste von der Forscherarbeit der gewaltigen Denker früherer Zeiten ab. Viel, unglaublich viel vermag der Mensch, aber eines vermag er nicht, daran scheitert der Wille des Gewaltigsten wie des Klügsten, er kann sein Geschlecht nicht ändern, sein Alter nicht besiegen.

Die Natur bindet uns durch unser Geschlecht und Alter mit unwiderstehlicher Gewalt an Gesetze, die sie uns vorschreibt und deren sich keiner, er sei arm oder reich, machtlos oder mächtig, zu entziehen vermag.

Geschlecht und Alter weisen uns eine bestimmte Stelle im Volke an, geben unserer Gestalt eine bestimmte Form und ziehen unserem Innenleben bestimmte Kreise. Während aber das Geschlecht von der Geburt bis zum Tode sich gleich bleibt, ändert das Alter von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag in unmerklicher Weise unser Inneres wie Äußeres.

Wie sich Geschlecht und Alter innerhalb eines Volkes verteilen, ist von maßgebendster Bedeutung für die staatliche Entwicklung; ein ungünstiges Geschlechtsverhältnis, der Mangel an produktiven Altersklassen kann einem Volke ein gut Teil seiner Kraft rauben und es in seinem Vorwärtsstreben hemmen. So lange wir eine Sozialstatistik kennen, hat man die Alters- und Geschlechtsgliederung mit besonderer Sorgfalt beobachtet. Unsere Aufgabe wird es sein, die sächsischen Verhältnisse zu untersuchen und die gefundenen Ergebnisse mit denen anderer deutschen und außerdeutschen Staaten zu vergleichen.

Was die Geschlechtsgliederung betrifft, so haben wir zu fragen, wie viel Personen männlichen und weiblichen Geschlechts und auf welche Altersklassen verteilt wir in Sachsen finden.

Das Geschlechtsverhältnis wird in erster Linie von dem Geburtsverhältnis, d. h. wie viel Knaben und Mädchen jährlich geboren werden, abhängen; da aber jedes Geschlecht im Leben besonderen Gefahren ausgesetzt, die Sterblichkeit folglich in den verschiedenen Altersklassen nicht gleich groß

ist, bleibt das Geburtenverhältnis in den höheren Altersschichten nicht bestehen, es ändert sich von Jahr zu Jahr. Wir werden deshalb die Sterblichkeit beider Geschlechter in den Kreis unserer Untersuchung zu ziehen haben. Schließlich beeinflussen Ein- und Auswanderung den heimischen Geburtenbestand, und auch diese Einwirkung muß berücksichtigt werden.

Wieviel Knaben und Mädchen geboren werden, ob bei der Geburt das eine das andere Geschlecht überwiegt, sind Fragen, die man seit alters her aufgeworfen hat. Nirgends aber versagt die Individualbeobachtung mehr als hier; der Eine urteilt auf Grund seiner persönlichen Erfahrung und behauptet, daß mehr Knaben als Mädchen, der Andere dagegen, daß mehr Mädchen als Knaben geboren werden, und für kürzere Zeitabschnitte, für kleineres Beobachtungsmaterial kann jeder von Beiden recht haben. Erst die Statistik hat eine gesetzmäßig zu nennende Regelmäßigkeit in dem Geschlechtsverhältnis bei der Geburt erkennen lassen; aber diese Regelmäßigkeit zeigt sich nicht, wenn das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt innerhalb eines Dorfes oder selbst innerhalb einer größeren Stadt beobachtet wird, nur die Geburtenziffer eines ganzen Staates läßt sie erkennen. Also erst bei tausenden von Geburten läßt sich eine gewisse Regelmäßigkeit des Geschlechtsverhältnisses beobachten. Da ergiebt sich nun, daß stets mehr Knaben als Mädchen geboren werden.

In Sachsen kamen 1872/80 auf 1000 Knabengeburten 948 Mädchengeburten, ein Verhältnis, wie wir es in den größeren Deutschen Staaten finden (Preußen, Bayern); das Deutsche Reich weist 949 Mädchengeburten auf; die Abweichung in Sachsen gegenüber dem Reichsdurchschnitt ist also belanglos.

Anders liegen die Verhältnisse im Ausland. In dem gleichen Zeitraum war das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt in

Großbritannien . . .	961	West-Österreich*) . . .	946
Frankreich	955	Italien	940.

Am nächsten dem Geschlechtsgleichgewicht kommt England, am weitesten entfernt ist Italien, West-Österreich nähert sich den deutschen Verhältnissen.

Die Sterblichkeit des männlichen und weiblichen Geschlechts ist wesentlich verschieden.

Auf 100 Lebende des betreffenden Alters kommen Gestorbene (ohne Totgeborene) in Sachsen 1872/80:

Alter	männlich	weiblich	beide Geschlechter
0— 1 Jahr	41,7	34,1	37,9
1— 2 „	7,7	7,2	7,5
2— 5 „	2,4	2,3	2,4
5—10 „	0,75	0,75	0,75
10—15 „	0,29	0,32	0,30
15—20 „	0,44	0,44	0,44

*) Unter West-Österreich sind zu verstehen die Länder des Kaisertums ohne Galizien und Bukowina.

Die neugebornen Knaben weisen im ersten Lebensjahre eine erheblich größere Sterblichkeit als die Mädchen auf; in den folgenden Jahren schwächt sich der Unterschied ab, bis mit dem 5. bis 10. Jahre die Sterblichkeit beider Geschlechter gleich ist; in den Entwickelungsjahren 10 bis 15 ist die Sterblichkeit der Mädchen etwas höher, um mit 15 bis 20 Jahren der der Knaben wieder gleich zu stehen. In diesen Jahren stirbt mehr als die Hälfte aller gebornen Knaben! Die überaus hohe Sterblichkeit im ersten Lebensjahr verursacht dies ungünstige Verhältnis. Die Folge ist, daß, obgleich mehr Knaben als Mädchen jährlich geboren werden, in den späteren Jahren beide Geschlechter gleich zahlreich sind. Die größere Sterblichkeit der Knaben führt folglich zu einem Geschlechtsgleichgewicht in den reiferen Lebensjahren.

Auf 100 Lebende kommen Gestorbene:

Alter	männlich	weiblich	beide Geschlechter
20—25 Jahren	0,68	0,73	0,71
25—30 „	0,80	0,87	0,84
30—35 „	0,95	0,99	0,97
35—40 „	1,15	1,09	1,12
40—45 „	1,47	1,15	1,31
45—50 „	1,93	1,31	1,61

In diesen Altersklassen, die das kräftigste Alter umfassen, ist der Unterschied in der Sterblichkeit zwischen beiden Geschlechtern nicht so bedeutend wie in der Entwickelungszeit; in dem Alter 20—35 weisen die Frauen eine größere Sterblichkeit als die Männer auf, die Ursache ist leicht erkennbar: es ist das Alter der Mutterschaft.

Auf 100 Lebende kommen Gestorbene:

Alter	männlich	weiblich	beide Geschlechter
50—55 Jahren	2,5	1,7	2,1
55—60 „	3,4	2,5	2,9
60—65 „	4,8	3,7	4,2
65—70 „	7,1	5,9	6,5
70—75 „	10,1	8,9	9,4
75—80 „	17,7	16,5	17,0
80 und mehr Jahre	25,7	23,9	24,6

Wie in dem Alter von 0—20 Jahren steigt auch in diesen Altersklassen die Sterblichkeit der Männer stärker als die der Frauen. Überblicken wir die Zahlenreihen, so ergiebt sich: die Knaben verlieren den durch ihre größere Geburtsziffer erlangten Vorteil schon in den ersten Lebensjahren; in den mittleren Lebensjahren ist die Sterblichkeit beider Geschlechter fast gleich, in

dem höheren Alter steigt die männliche bedeutender als die weibliche; das erlangte Geschlechtsgleichgewicht wird zu Ungunsten der Männer gestört. Ergab das Kindesalter einen Überschuß der Knaben über die Mädchen, so das höhere Alter einen der Frauen über die Männer.

Schließlich beeinflussen die Ein- und Auswanderungen die Geschlechtsgliederung erheblich. Die Frau pflegt naturgemäß nicht so beweglich wie der Mann zu sein; Länder, die eine starke Auswanderung besitzen, zeigen folglich ein nicht durch die natürlichen Verhältnisse begründetes Übergewicht der Frauen, während dagegen in sogenannten Einwanderungsländern die einheimische männliche Bevölkerung eine oft sehr beträchtliche Verstärkung erfährt. Sehr seltsam berührt es nun, daß diese allgemeinen Erwägungen auf die sächsische Bevölkerung nicht passen. Die Reichsstatistik nimmt auf 1000 der mittleren Bevölkerung in Sachsen einen Wandergewinn bei dem männlichen von 1,64, bei dem weiblichen Geschlecht von 2,86 an. Alle anderen deutschen Staaten, mit Ausnahme von Braunschweig, kennen beim Wandergewinn keinen solchen des weiblichen Geschlechts; bei ihnen überwiegt stets das männliche Geschlecht. Ein- und Auswanderung lassen sich aber zur Zeit nicht genügend statistisch erfassen, es ist deshalb auch nicht möglich, eingehender diese Ausnahmestellung Sachsens zu untersuchen.

Geburtenverhältnis, Sterblichkeit, Wandergewinn ergeben in ihrer Zusammenwirkung folgenden Bestand:

Geschlechtsgliederung der sächsischen Bevölkerung 1890.

Alter 0—20 Jahr			
	weiblich	801149	
	männlich	783060	weiblicher Überschuß 18089
	Summa	1584209.	
Alter 20—50 Jahre			
	weiblich	730316	
	männlich	699210	weiblicher Überschuß 31106
	Summa	1429526.	
Alter 50 und mehr Jahre			
	weiblich	270078	
	männlich	218821	weiblicher Überschuß 51257
	Summa	488899.	

Die Zahlen zeigen, wie erheblich in den einzelnen Altersklassen das Geschlechtsgleichgewicht gestört ist. Dem natürlichen Aufbau der Bevölkerung würde eine andere Geschlechtsgliederung entsprechen. Ein- und Auswanderung der Frauen verursachen wesentliche Verschiebungen. Vergleicht man die säch-

sischen Verhältnisse mit denen des Deutschen Reichs, dann zeigt sich erst, welche Eigentümlichkeiten Sachsen besitzt.

Der Frauenüberschuß beträgt in Prozent der Gesamtbevölkerung der betreffenden Altersklasse

	Sachsen		Deutsches Reich
0—20 Jahren	1,14 %	**männlicher Überschuß**	0,09 %
20—50 „	2,17 „	weiblicher „	2,17 „
50 und mehr Jahren	1,04 „	„ „	7,12 „

In der ersten Altersklasse überwiegt im Deutschen Reich die männliche die weibliche Altersklasse, dagegen umgekehrt in Sachsen die weibliche die männliche; da das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt in beiden Staaten fast gleich ist, kann nur eine erhebliche weibliche Einwanderung in Sachsen den Überschuß ermöglicht haben. In der zweiten Altersklasse stehen sich beide Staaten gleich. In der dritten Altersklasse finden wir wieder erhebliche Unterschiede, der weibliche Überschuß ist im Deutschen Reiche ein überaus großer, in Sachsen ein sehr geringer, er fällt sogar unter den Satz der ersten Altersklasse. Es ist zu vermuten, daß in diesem Falle eine weibliche Abwanderung den Frauenüberschuß so bedeutend gemindert hat.

Sehen wir von der Verteilung der Geschlechter auf die einzelnen Altersklassen ab und vergleichen wir die männliche und die weibliche Gesamtbevölkerung, so erhalten wir folgendes Ergebnis:

Auf 1000 männliche kommen weibliche 1872—1880

Preußen	Deutsches Reich	**Sachsen**	Baden u. Bayern	Württemberg
1031	1037	1047	1051	1073

Alle deutschen Staaten weisen einen Frauenüberschuß auf, Sachsen mehr als den Reichsdurchschnitt, aber weniger als Süddeutschland. Es ist dies eine für Deutschland und mit ihm für die germanischen Länder charakteristische Erscheinung; denn wenn auch in fast allen Staaten kein absolutes Geschlechtsgleichgewicht der Bevölkerung besteht, so steigt das Zünglein an der Waage doch in keinem romanischen Lande so zu Gunsten der Frauen wie in Deutschland.

Auf 1000 männliche kamen weibliche 1871—1880

in germanischen Ländern				in romanischen Ländern			
West-Österreich	Großbritannien	Schweden	—	Frankreich	Italien	Spanien	Belgien
1052	1058	1064		1008	992	1026	995

Eine gesonderte Betrachtung erfordert die Sterblichkeit der sächsischen Bevölkerung; die allgemeinen Verhältnisse haben wir schon kennen gelernt. Nun gilt es aber Sachsen mit anderen Staaten zu vergleichen, um das Gemeinsame wie das Abweichende festzustellen.

1. Altersklasse unter 15 Jahren.

Die Sterbeziffer des männlichen Geschlechts verhält sich zu der des weiblichen wie 100 zu:

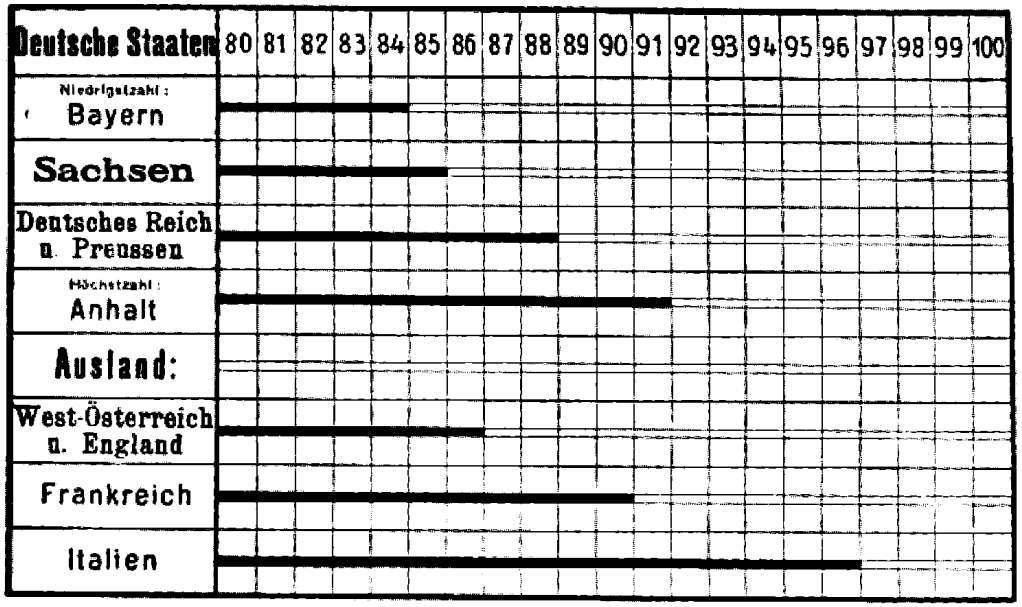


Fig. 144.

Überblicken wir diese Tabelle, so sehen wir starke Abweichungen des Verlaufs der Sterblichkeit in den gegebenen Staaten; durchgängig ist die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts geringer als die des männlichen, nur in Italien reicht mit 96 die Frauensterblichkeit fast an die Mannessterblichkeit heran. Sehr hoch, höher als im Reichsdurchschnitt ist die männliche Sterblichkeit in Sachsen; auf 100 männliche, die bis 15 Jahre gestorben sind, kommen nur 85 weibliche, d. h. 15 weibliche sterben weniger. Wenn man im Deutschen Reich auch die kleineren Gebietsteile berücksichtigt, so findet man in Lübeck (97) und Fürstentum Lübeck (96) die höchste, im Regierungsbezirk Franken (83) die verhältnismäßig niedrigste weibliche Sterblichkeit, vergleicht man jedoch das Deutsche Reich mit Deutsch-Österreich, England und Frankreich, so zeigen sich keine wesentlichen Schwankungen.

2. Altersklasse von 15 bis 40 Jahren.

Wenn wir die Stellung Sachsens im Deutschen Reich betrachten, so finden wir eine bedeutende Abweichung vom Durchschnitt. In der Altersklasse bis 15 Jahre fanden wir die Sterblichkeit des männlichen Geschlechts im Verhältnis zu der des weiblichen höher als der Reichsdurchschnitt, in dieser folgenden Altersklasse liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt, die Frauen weisen hier eine höhere Sterblichkeit als die Männer auf; auf je 100 gestorbene Männer kommen in Sachsen 103 gestorbene Frauen, in Preußen nur 93. Innerhalb des Deutschen Reiches zeigen sich überhaupt große Differenzen, die Provinz Ostpreußen weist mit 79 auf 100 die niedrigste,

Die Sterbeziffer des männlichen Geschlechts verhält sich zu der des weiblichen wie 100 zu:

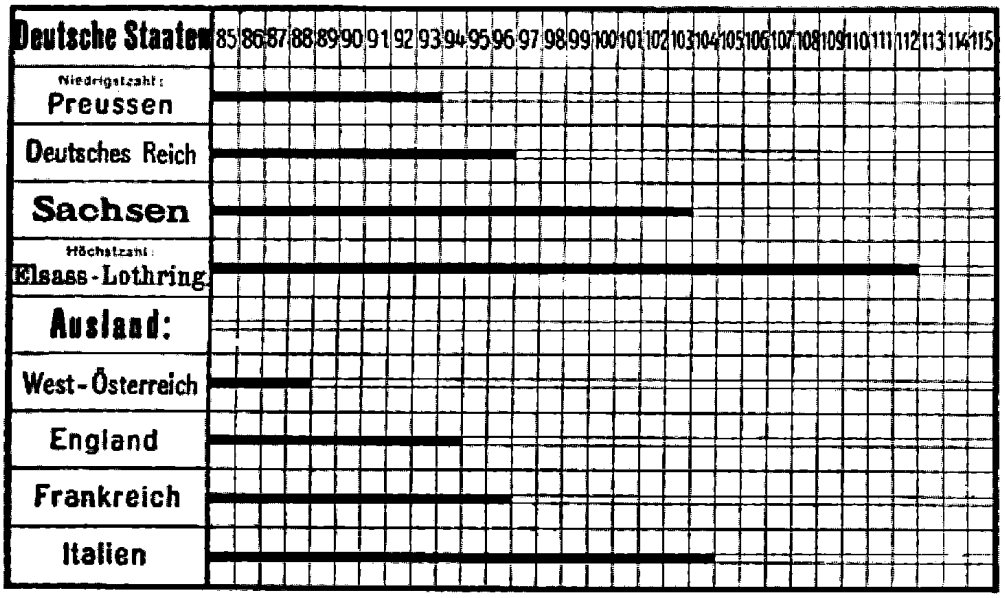


Fig. 145.

Elsaß-Lothringen mit 112 auf 100 die höchste weibliche Sterblichkeit auf. Vergleicht man ferner das Deutsche Reich mit dem Ausland, so findet man wenig Übereinstimmung; nur Frankreich, das sonst in seiner Bevölkerungs-Zunahme und -Gliederung so wesentlich von Deutschland abweicht, zeigt einen gleichen Verlauf der Sterblichkeit.

3. Altersklasse von 40 bis 60 Jahren.

Die Sterbeziffer des männlichen Geschlechts verhält sich zu der des weiblichen wie 100 zu:

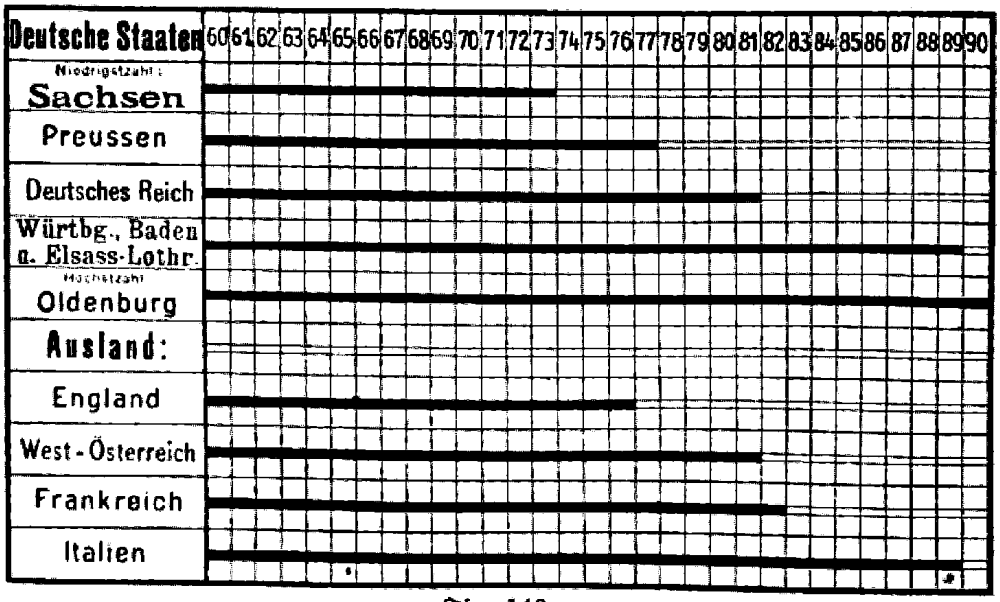


Fig. 146.

Von Altersklasse zu Altersklasse sehen wir das Bild wechseln. Jetzt weist Sachsen wieder eine besonders niedrige weibliche und dementsprechend eine hohe männliche Sterblichkeit auf; auf 100 gestorbene Männer sterben in Sachsen 8 Frauen weniger, als nach dem Reichsdurchschnitt sterben müßten. In allen deutschen Staaten aber sterben mehr Männer als Frauen; ähnlich liegen die Verhältnisse im Ausland; eigentümlich ist es, daß Süddeutschland (Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen) die niedrigste Frauensterblichkeit im Deutschen Reich und genau dasselbe Verhältnis wie Italien aufweist. Das Deutsche Reich, Deutsch-Österreich und Frankreich weisen fast dieselben Verhältniszahlen auf, nur England mit 76 besitzt eine relativ geringe, Irland dagegen mit 94, eine hohe Frauensterblichkeit.

4. Altersklasse von 60 und mehr Jahren.

Die Sterbeziffer des männlichen Geschlechts verhält sich zu der des weiblichen wie 100 zu:

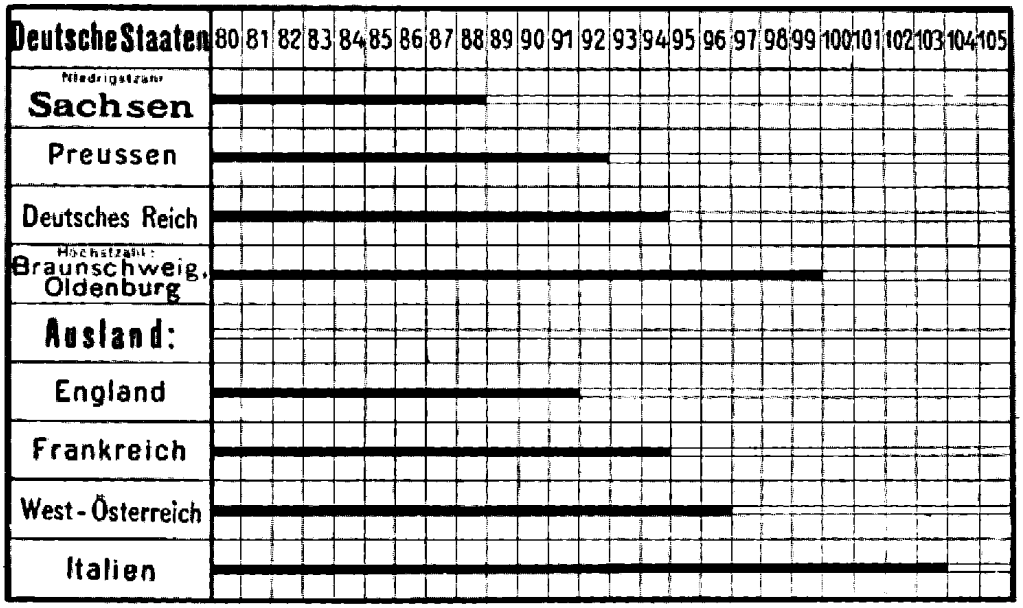


Fig. 147.

Die männliche Sterblichkeit weist in dieser Altersklasse in Sachsen eine weitere Steigerung auf; im Vergleich mit den größeren deutschen Staaten ist sie sogar die höchste. Ziehen wir die Statistik kleinerer Gebietsteile heran, so finden wir im Fürstentum Birkenfeld mit 110 und im Regierungsbezirk Münster und Minden mit 105 die höchste, dagegen in Waldeck und beiden Lippe mit 86 und in Stadt Berlin mit 79 die niedrigste weibliche Sterblichkeit. Das Deutsche Reich weist aber in seinen Gliedern wesentliche Differenzen in der Sterblichkeit beider Geschlechter auf. Im Ausland übertrifft allein in Italien die weibliche die männliche Sterblichkeit, in allen übrigen Staaten ist das männliche Leben größeren Gefahren als das weibliche ausgesetzt.

Im Verlauf unserer Untersuchung haben wir schon öfters die Altersgliederung der sächsischen Bevölkerung gestreift, den Altersaufbau ohne Berücksichtigung des Geschlechtsunterschiedes aber nicht behandelt; einige wichtige Fragen mußten deshalb unbeantwortet bleiben. Beim Altersaufbau zeigen sich wie bei der Geschlechtsgliederung in Sachsen mehrfach vom Reichsdurchschnitt abweichende Verhältnisse, die zum Teil in einigen Altersklassen so bedeutend sind, daß man von einer Sonderstellung Sachsens sprechen kann. Die Klasseneinteilung in unter 15 Jahren, 15—40 Jahren, 40—60 Jahren und 60 u. mehr Jahren werden wir auch hier beibehalten, sie entspricht der Lehrzeit, der zunehmenden und abnehmenden Schaffungskraft und dem Greisenalter.

Unter 100 Personen standen im Alter von:

	unter 15 Jahren	15—40 Jahren	40—60 Jahren	60 u. mehr Jahren
Reichsdurchschnitt	35,0	38,6	18,7	7,7
Preußen . . .	35,8	38,8	18,2	7,2
Bayern . . .	32,8	37,4	20,5	9,3
Sachsen . . .	35,3	40,0	18,1	6,6
Württemberg . .	34,9	37,2	19,1	8,8

Was zunächst die erste Altersklasse unter 15 Jahren betrifft, so ist ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung in Deutschland verhältnismäßig hoch, wir sind ein kinderreiches Land; nur wenige ausländische Staaten weisen höhere Zahlen auf.

Unter 100 Personen standen im Alter unter 15 Jahren:

weniger als im Deutschen Reich:

in Frankreich	Schweiz	West-Österreich	Italien
27,0	31,9	32,2	32,3

mehr als im Deutschen Reich:

in Ungarn	England und Wales
35,5	36,3.

Kein kleinerer deutscher Gebietsteil weist einen so geringen Kinderreichtum wie Frankreich, wohl aber mehrere einen größeren als England auf; so im Osten, Provinz Posen (39,5), Regierungsbezirk Oppeln (38,9), Provinz Westpreußen (38,5), Regierungsbezirk Arnsberg (38,7), im Westen Regierungsbezirk Düsseldorf (36,9) u. s. w.

Die zweite Altersklasse, 15 bis unter 40 Jahren, ist maßgebend für die wirtschaftliche Kraft eines Volkes; je stärker sie im Verhältnis zu den übrigen Altersklassen besetzt ist, desto mehr kann das betreffende Volk erarbeiten und schaffen. Gleich nach ihr kommt an Bedeutung für das staatliche und gewerbliche Leben die dritte Klasse. Man pflegt in der Volkswirtschaftslehre diese beiden Klassen — vom 15. bis unter dem 60. Jahre — die produktiven zu nennen und ihnen die unproduktiven Altersklassen —

unter 15 Jahren, 60 und mehr Jahre — gegenüberzustellen. Dann ergiebt sich, daß in Sachsen die produktiven Altersklassen unter den größeren Staaten am stärksten, dementsprechend die unproduktiven am schwächsten vertreten sind.

Von 100 Personen standen

	im produktiven Alter (15 bis 60 Jahre),	im unproduktiven Alter (unter 15 Jahren, sowie von 60 und mehr Jahren).
Sachsen	58,1	41,9
Bayern	57,9	42,1
Deutsches Reich	57,3	42,7
Preußen	57,0	43,0
Württemberg	56,3	43,7

Das Übergewicht, das Sachsen in dem produktiven Alter besitzt, beruht allein auf der überaus starken Besetzung der zweiten Altersklasse; nur in den Stadtstaaten Hamburg, Bremen, Lübeck (46,1, 44,9 und 40,1) und in Mecklenburg-Strelitz, (41,9), ist der Anteil dieser Klasse an der Gesamtbevölkerung noch höher als in Sachsen.

Und ähnlich liegen die Verhältnisse, wenn man Sachsen mit dem Auslande vergleicht.

Von 100 Personen standen im Alter von 15 bis unter 40 Jahren.

Frankreich	England	West-Österreich	Italien
38,3	39,1	39,1	39,2

Keiner dieser Staaten besitzt in seiner Bevölkerung eine Sachsen gleich große Jugendkraft.

Die dritte Altersklasse, 40 bis unter 60 Jahre, ist dagegen in Sachsen nicht so voll, wie in den meisten anderen deutschen Staaten, besetzt; die Abweichung vom Reichsdurchschnitt ist aber nicht erheblich. Im Ausland zeigen sich wesentliche Unterschiede zwischen Frankreich und England. Frankreich besitzt den ausgeglichensten Altersaufbau; z. B. kommen auf die Altersklassen bis 60 Jahre von 100 Personen 75,7 in Sachsen, in Frankreich nur 65,3, die Folge ist, daß es in Frankreich viel mehr ältere Personen als in Sachsen giebt (34,7 gegen 24,7); d. h. also, auf 100 Personen hat Frankreich 10 Personen über 40 Jahre mehr als Sachsen! In der dritten Altersklasse besitzt nun Frankreich mit 22,8 Personen die meisten, England mit 17,1 die wenigsten.

Auch die vierte Altersklasse, 60 und mehr Jahre, ist in Sachsen spärlich besetzt; Sachsen weist unter allen deutschen Staaten die niedrigsten Verhältniszahlen auf. Und wieder, welch ein Unterschied mit Frankreich: dort 11,9, hier 6,6.

Bei einem jeden Volke ist das Verhältnis der einzelnen Altersklassen — der Jugend, des Mannes- und Greisenalters — zu einander für die Ent-

wickelung seiner geistigen und politischen Kräfte bedeutungsvoll und der Kampf um die jeweiligen Zeitanschauungen wird von der Besetzung der einzelnen Altersklassen erheblich beeinflußt werden.

Die Jugend fragt nicht, was ist das Bessere, sondern was ist das Neue, sie verläßt sich noch ganz auf ihre Individualkraft, und sie glaubt an das Sprichwort: ein Jeder ist seines Glückes Schmied.

Ganz anders empfindet das gereifte Alter, die schaffende Generation. Sie will das Erlernte anwenden und verwerten, an Neues tritt sie prüfend heran und das Alte will sie erhalten so lange es geht. Während die heranwachsende Generation kühn in die Zukunft blickt und von ihr alles erhofft, rechnet der wirtschaftlich Thätige mit dem Bestehenden, er baut auf der Vergangenheit auf.

Das Greisenalter rückt aus dem Erwerbsleben heraus, aber in dem geistigen und sittlichen Leben des Volkes steht es mitten drin; es bildet die sichtbare Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft und ist somit ein notwendiger Bestandteil eines gesunden Volkskörpers.

In Sachsen überwiegt nun, wie wir gesehen haben, die jüngere Altersschicht die Jugend und das erste Mannesalter, dagegen ist die höhere Altersschicht schwach besetzt; kein deutscher Staat zählt unter seiner Bevölkerung verhältnismäßig so wenig Greise über 60 Jahre als Sachsen. Diese eigentümliche Altersgliederung kann nicht ohne Rückwirkung auf das Volksleben bleiben.

Die starke Jugendkraft Sachsens befähigt es eine hohe Stellung im nationalen Wirtschaftsleben einzunehmen; leicht vermag es sich jeder Veränderung im Weltmarkte anzupassen, und stets findet etwas Neues den Beifall der Menge. Eng damit verknüpft ist aber das Fehlen jedes historischen Sinns; das Vergangene erfreut sich keiner besonderen Hochschätzung; die überkommenen Sitten werden als nicht mehr zeitgemäß abgestreift. Gegen solche geistige Strömungen besitzt eine Bevölkerung sonst in seinem Greisenalter ein natürliches Gegengewicht. Sachsen fehlt dies Gegengewicht, und mehr als in anderen deutschen Staaten verdrängt deshalb hier die Gegenwart die Vergangenheit.

Der Altersaufbau des sächsischen Volkes fordert noch zu einer anderen Betrachtung auf. Für die nationale Kraft eines Volkes ist das Verhältnis von Ausbildungs- oder Lernzeit, zur Schaffungs- und Arbeitszeit und zur Ruhezeit im Greisenalter wesentlich. Da es nun nicht in die Macht der Menschen gegeben ist, die Lebensdauer willkürlich zu verlängern, so muß auch ein Volk bei Bemessung der Bildungszeit Rücksicht auf die jedem Einzelnen durchschnittlich zukommende Lebenszeit nehmen. Wird der Abschluß der Erwerbsbildung in ein höheres Alter hinaufgelegt, so muß dementsprechend das Erwerbsalter gekürzt werden, denn der Mensch, der mehr Jahre als man

durchschnittlich zu thun pflegt, auf seine Ausbildung verwandt hat, erlangt mit seinen besseren Kenntnissen nicht gleichzeitig die Möglichkeit sein Alter zu verlängern. In der Bildungszeit soll der Mensch zur selbständigen wirtschaftlichen Thätigkeit erzogen werden, dann kommt die Sammelzeit, d. h. Verarbeitung und Verwertung des Gelernten. Wenn wir diese Sätze volkswirtschaftlich ausdrücken wollen, so werden wir sagen: die Erziehung zur Erwerbstüchtigkeit bedeutet eine Kapitalsanlage, in der Erwerbszeit muß das Kapital nicht nur verzinst, sondern auch wieder erstattet werden. Jede Erweiterung der Bildung, wenn sie nicht in einer intensiveren Ausnutzung der Lernzeit, sondern in einer Verlängerung derselben beruht, muß das Anlagekapital vergrößern und die produktive Arbeitszeit verkürzen. Die menschliche Lebensdauer ruft hier der menschlichen Entwicklung ein Halt zu. Es giebt eine Grenze, über welche man nicht ohne große Gefahren für ein Volk die Lernzeit verlängern darf.

Früher war in Sachsen wie in anderen deutschen Staaten weder die Schulzeit, noch die Lernzeit so lang wie gegenwärtig, das hatte zur Folge, daß man damals das Erziehungskapital in einem längeren Zeitraum als jetzt zu verzinsen und zu erstatten hatte.

In Sachsen werden, man kann fast sagen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, immer höhere Anforderungen an Können und Wissen gestellt. Der größere Teil der Einwohner findet in Industrie und Handel, der kleinere in der Landwirtschaft sein Unterkommen, die ersten beiden Berufe pflegen eine verhältnismäßig längere Ausbildungszeit, besonders ihres höheren technischen Personals, als der landwirtschaftliche Beruf zu beanspruchen. Hand in Hand geht damit aber, wie wir zu zeigen versucht haben, eine Vergrößerung des im Menschen angelegten Bildungskapitales. Da die Nutzungszeit kürzer ist, muß intensiver gearbeitet werden, es müssen größere Anstrengungen gemacht werden, um das Bildungskapital zu erstatten. Die Folge ist, nervöse Uberhastung und Überanstrengung bei der Arbeit und frühzeitiger Zusammenbruch der körperlichen und seelischen Kräfte. In engster Verbindung steht damit in Sachsen die überaus hohe männliche Sterblichkeit von den 40er Jahren ab, und wie wir weiter sehen werden, der Selbstmord und die Geisteskrankheiten, zwei schwere geistige Gebrechen des sächsischen Volkes.

Das Bibelwort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei", enthält eine tiefernste ewige Wahrheit und als Zeichen einer gesunden Volksentwicklung werden wir es stets ansehen, wenn möglichst viel Frauen und Männer in der Ehe leben können. Eine hohe oder niedrige Zahl der Verheirateten innerhalb einer Bevölkerung läßt auf die jeweiligen sozialen und wirtschaftlichen Verhält-

nisse, unter denen die große Mehrheit des Volkes lebt, schließen, aber sie bietet nicht, wie oft behauptet wird, einen Maßstab, um das sittliche Volksleben zu messen; denn das äußere Merkmal „verheiratet", das allein die Statistik erfassen kann, giebt keinen Anhalt, wie man in der Ehe lebt, ob die Heiligkeit der Ehe bewahrt oder verletzt wird. Erfahrungsgemäß pflegt dagegen in einer Bevölkerung, die unter schweren politischen und wirtschaftlichen Sorgen leidet, die Eheziffer zurückzugehen, um rasch in die Höhe zu schnellen, sobald die Aussichten in die Zukunft wieder günstiger sich gestalten. Der große deutsche Statistiker Engel schreibt deshalb: „die Heiratsziffer ist der Gradmesser der Furcht und Hoffnung, das Barometer für den Wohlstand der Bevölkerung, und das Maß der Hoffnungsfreudigkeit der zur Haus- und Familiengründung drängenden Volksseele".

Prüfen wir diese aufgestellten Sätze an dem für Sachsen vorhandenen statistischen Material!

	Zahl der Eheschließungen	auf 1000 der mittleren Bevölkerung kamen Eheschließungen
1865:	22 081	9,39
1866:	**18 888**	**7,93**
1867:	22 077	9,15

Der Rückgang der Eheschließungsziffer in dem Kriegsjahr 1866 ist ein sehr bedeutender; eine ähnliche, wenn auch nicht so erhebliche Schwankung weisen die Kriegsjahre 1870/71 auf. Nach dem großen Kriege trat ein beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung ein, dem nach einigen Jahren ein Rückschlag folgte; entsprechend den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen stieg und fiel die Heiratsziffer.

	Zahl der Eheschließungen	auf 1000 der mittleren Bevölkerung kamen Eheschließungen	
1871:	21 547	8,48	
1872:	26 053	10,11	
1873:	27 807	10,54	
1874:	27 190	10,11	
1875:	**29 086**	**10,62**	höchster Stand in diesem
1876:	26 606	9,55	Jahrhundert
1877:	24 919	8,82	

Untersucht man die sächsische Bevölkerung auf den Familienstand hin, — ledig, verheiratet, verwitwet und geschieden — so ergiebt sich die erfreuliche Thatsache, daß die Zahl der Verheirateten eine verhältnismäßig außerordentlich hohe ist. (Siehe Tabelle S. 210.)

Unter allen deutschen und außerdeutschen Staaten, die wir zum Vergleich herangezogen haben, giebt es unter dem männlichen Geschlecht in jeder Altersklasse nirgends so viel Verheiratete wie in Sachsen, beim weiblichen

Familienstand (1872—1880).

	Deutsches Reich	Sachsen	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden	West-Österreich	Frankreich	England	Italien
I. Von je 1000 männlichen Personen waren										
A. in der Altersklasse 15—40 Jahre.										
ledig	621	**571**	622	649	612	637	655	584	576	624
verheiratet	373	**421**	372	346	383	357	339	403	413	366
verwitwet, geschieden	6	8	6	5	5	6	6	13	11	10
B. in der Altersklasse 40—60 Jahre.										
ledig	96	**62**	85	150	103	134	148	120	107	124
verheiratet	848	**882**	858	801	844	810	802	802	823	805
verwitwet, geschieden	56	56	57	49	53	6	50	78	70	71
C. in der Altersklasse 60 und mehr Jahre.										
ledig	82	**45**	71	141	73	112	112	85	85	107
verheiratet . . .	622	**674**	637	575	598	572	643	636	644	626
verwitwet, geschieden	296	281	292	284	329	316	245	279	271	267
II. Von je 1000 weiblichen Personen waren										
A. in der Altersklasse 15—40 Jahre.										
ledig	536	502	533	568	546	560	570	**467**	530	483
verheiratet	445	478	446	419	441	423	412	**503**	448	491
verwitwet, geschieden	19	20	21	13	13	17	18	30	22	26
B. in der Altersklasse 40—60 Jahre.										
ledig	121	**81**	97	199	167	194	179	122	134	123
verheiratet	702	**732**	715	669	681	645	659	705	701	679
verwoltwet, geschieden	177	187	188	132	152	161	162	173	165	198
C. in der Altersklasse 60 und mehr Jahre.										
ledig	113	**69**	81	223	144	185	164	108	119	111
verheiratet	355	353	362	339	356	324	360	**426**	390	374
verwitwet, geschieden	532	578	557	438	500	491	476	466	491	515

Geschlecht liegen die Verhältnisse nicht so günstig, hier wirkt die starke weibliche Einwanderung ein; aber trotzdem behauptet Sachsen den höchsten Stand der verheirateten Frauen unter **allen** Staaten in der Altersklasse 40—60, unter den **deutschen** Staaten in der Altersklasse 15—40 Jahre, dagegen in der Altersklasse 60 und mehr Jahre zeigt es verhältnismäßig wenig verheiratete Frauen. Die Zahlen sind ein Beweis überaus gesunder

Zustände; nur ein kleiner Bruchteil der heiratsfähigen Bevölkerung vermag nicht einen eigenen Hausstand zu gründen.

Die „Frauenfrage" spielt in der Gegenwart eine große Rolle und sicherlich kann die Zunahme der erwerbsthätigen Frauen, wie sie die letzten Berufszählungen auf fast allen Gebieten unserer Volkswirtschaft gezeigt haben, nicht ohne Rückwirkung auf das soziale und sittliche Leben unseres Volkes bleiben. Ein Irrtum aber ist es, zu behaupten, daß, weil in Deutschland das weibliche Geschlecht an Zahl das männliche überwiegt, die Frauen zur Ehelosigkeit verurteilt wären und deshalb aus der Familie in das Erwerbsleben gedrängt würden. Die Zunahme der erwerbsthätigen Frauen beruht auf wirtschaftlichen und sozialen Ursachen, nicht aber auf dem sog. Frauenüberschuß und der dadurch bedingten Ehelosigkeit. Sachsen ist der in gewerblicher Beziehung am weitesten fortgeschrittene deutsche Staat und doch überwiegt bei ihm die ledige männliche die ledige weibliche Bevölkerung.

Es wurden 1895 gezählt:

Altersklasse	ledige männliche	ledige weibliche Personen	mehr männliche
20—25 Jahre	152 004	126 473	25 531
25—30 „	57 808	44 235	13 573
30—35 „	19 985	19 485	500
35—40 „	10 250	12 145 mehr weibliche	1895
		mehr männliche	37 709

Wir haben schon den Frauenüberschuß eingehend behandelt und nachgewiesen, auf welche Altersklassen er sich verteilt; die Möglichkeit jedoch, im heiratsfähigen Alter zu heiraten, ist, wie die Tabelle zeigt, den weiblichen Personen in Sachsen nicht benommen; im Gegenteil, die Lage der männlichen Personen ist ungünstiger, denn sie und nicht die weiblichen Personen sind es, die einen Überschuß aufweisen.

Vergleichen wir die Zahl der Ledigen in Sachsen mit der in anderen Staaten, so erweist sich auch hier wieder, daß Sachsen eine Ausnahmestellung einnimmt; durchgängig zeigt es in der Tabelle auf S. 210 die Niedrigstziffern in allen Altersklassen, sowohl bei dem männlichen wie bei dem weiblichen Geschlecht mit einer Ausnahme: in der Altersklasse 15—40 Jahren haben Frankreich und Italien weniger ledige weibliche Personen. Es kommt also in keinem der verglichenen Staaten ein so großer Anteil der männlichen und weiblichen Bevölkerung wie in Sachsen zur Eheschließung.

Schließlich haben wir noch das Zahlenverhältnis der verwitweten und der geschiedenen Personen zu untersuchen; die Zahlen, die wir anführen, sind nicht fehlerfrei, denn eine große Anzahl von Geschiedenen pflegt sich bei Volkszählungen als verwitwet einzutragen; einzelne Staaten haben deshalb auch Bedenken getragen, die Geschiedenen von den Verwitweten zu trennen und in der Tabelle auf S. 210 haben wir beide zusammengefaßt; die deutsche

Reichsstatistik hat aber auch den Versuch gemacht, jeden dieser Familienstände für sich getrennt aufzuführen; das Ergebnis ist folgendes:

Unter je 1000 über 15 Jahre alten Personen **männlichen** Geschlechts waren verwitwet 1872/80:

Mecklenburg-Strelitz	**Sachsen**	Preußen	Deutsches Reich	Bayern	Baden	Württemberg	Elsaß-Lothringen
42	44	49	52	55	58	62	73

Die Zahlen ergeben ein für Sachsen sehr günstiges Bild; es weist nach Mecklenburg-Strelitz unter allen deutschen Staaten die niedrigste Zahl der Witwer auf; auffällig ist der Unterschied zwischen Sachsen und Elsaß-Lothringen.

Unter je 1000 über 15 Jahre alten Personen **weiblichen** Geschlechts waren verwitwet:

Bayern	Württemberg	Baden	**Sachsen**	Deutsches Reich	Preußen
108	116	116	123	124	127

Die Zahl der Witwen ist fast in allen Staaten mehr als doppelt so groß wie die der Witwer. Der Süden Deutschlands weist verhältnismäßig wenig, der Norden dagegen viel Witwen auf; Sachsen nähert sich dem Reichsdurchschnitt.

Unsere Untersuchung hat bislang eine erfreuliche Gliederung des sächsischen Familienstandes ergeben, aber wo Licht ist, fehlt es auch nicht an Schatten, und wenn wir die Geschiedenen betrachten, so finden wir, daß kein deutscher Staat so ungünstige Verhältnisse wie Sachsen hat; hier übersteigt die Zahl der Geschiedenen nicht nur den Reichsdurchschnitt, sondern sie erreicht auch bei dem männlichen wie weiblichen Geschlecht die Höchstziffer im Deutschen Reich.

Unter je 1000 über 15 Jahre alten Personen waren:

A. Geschiedene männlichen Geschlechts:

Sachsen	Württemberg	Preußen	Deutsches Reich	Bayern	Baden
2,9	1,9	1,8	1,7	0,7	0,6

B. Geschiedene weiblichen Geschlechts:

Sachsen	Württemberg	Preußen	Deutsches Reich	Baden	Bayern
5,2	3,6	3,3	3,0	1,2	1,1

Eine überaus wichtige Seite des Volkslebens haben wir noch nicht berührt: die Geburtenfrequenz. Eine Betrachtung des Verhältnisses der Geborenen zur Gesamtbevölkerung oder richtiger zu den Frauen, die im gebärfähigen Alter stehen, erschließt uns erst das Verständnis für zwei wichtige Gebiete der Bevölkerungslehre: für die Sterblichkeit und das Wachstum. Wir haben schon kennen gelernt, daß die größte Sterblichkeit

in die ersten Lebensjahre fällt — stirbt doch in Sachsen von 100 gebornen Knaben bis zum Ablauf des zweiten Lebensjahres die Hälfte — aus dieser Thatsache kann man folgende Behauptung ableiten: eine Bevölkerung, in der sehr viel Kinder geboren werden, muß eine verhältnismäßig große Sterblichkeit aufweisen. Wir können diesen Satz auch anders fassen und sagen, daß, wenn in zwei Staaten die Sterblichkeit in den Altersklassen von 15 Jahren und mehr sich gleich bleibt, doch in dem Lande, das eine höhere Geburtenfrequenz aufweist, die durchschnittliche Sterblichkeitsziffer ungünstiger sein wird. Das Wachstum einer Bevölkerung ist dann weiter von dem Verhältnis der Geborenen und Gestorbenen abhängig.

Es kamen 1872/80 durchschnittlich jährlich Geborene

A. auf 1000 im Alter von 15—50 Jahre stehende Frauen:

Württemberg	Sachsen	Bayern	Preußen	Deutsches Reich	Baden
180	176	169	164	164	158

B. auf 1000 Einwohner:

Sachsen	Württemberg	Bayern	Deutsches Reich	Preußen	Baden
45,2	45,0	42,2	41,2	41,2	40,1

Verteilt man die Geborenen auf die Gesamtbevölkerung, so steht Sachsen an der Spitze aller deutschen Staaten, verteilt man sie auf die Frauen im Alter von 15—50 Jahren, so steht es an zweiter Stelle, nur Württemberg zeigt eine etwas höhere Geburtenfrequenz.

Wie überaus hoch die Zahl der Geborenen in Sachsen ist, erweist sich erst, wenn man Sachsen mit ausländischen Staaten vergleicht:

	West-Österreich	Italien	Großbritannien	Frankreich
A.	145	149	144	106
B.	37,7	38,0	36,7	26,9

Die Zahlen ergeben, welche Kraft in unserem deutschen Volke liegt. Man vergleiche nur Frankreich und das Deutsche Reich. Unter allen deutschen Stämmen und ausländischen Völkern besitzt Sachsen wieder die höchste Erneuerungskraft seines Volkstums, aber auch ein trübes Bild tritt uns hier entgegen: der außerordentlichen Fruchtbarkeit der sächsischen Bevölkerung entspricht eine hohe Kindersterblichkeit.

So lange die Welt bestanden hat, begann aller Rückgang volklichen Lebens mit dem Stillstand und der stets darauf folgenden Abnahme der Bevölkerung, und so haben wir alle Ursache uns über die sächsischen und deutschen Zustände zu freuen; mit der wachsenden Volkszahl gewinnt auch das Reich an Stärke, neue Bahnen werden ihm gewiesen, neue Ziele gesteckt.

Anhang.

Die Gliederung der sächsischen Bevölkerung nach dem Religionsbekenntnis:

	evang.-lutherisch	römisch-katholisch	reformiert	israelitisch	andersgläubige
1832:	1 528 187	27 663	1 390	874	1849: 1 861
1895:	3 611 670	140 285	10 538	9 902	1895: 15 293
Zunahme:	2 083 483	112 622	9 148	9 028	13 432
in %:	236,34	507,12	758,13	1132,95	821,76

Litteratur.

Die mitgeteilten Tabellen sind entnommen dem großen, vom kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebenen Werke: Stand und Bewegung der Bevölkerung des Deutschen Reichs und fremder Staaten in den Jahren 1841 bis 1886. Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge. Bd. 44. Berlin 1892. — In unserer Arbeit haben wir davon abgesehen, Sachsen mit den Stadtstaaten — Bremen, Lübeck, Hamburg — zu vergleichen und von außerdeutschen Staaten haben wir nur Frankreich, Großbritannien, Italien und West-Österreich berücksichtigt. Die Tabellen stammen, soweit nicht andere Jahrgänge angegeben sind, aus den Jahren 1872/80.

Die Hauptergebnisse der sächsischen Statistik von 1875—1890 enthält der von B. Böhmert verfaßte Verwaltungsbericht über das kgl. sächsische Statistische Bureau, in dessen Zeitschrift, XXXVI. Jahrgang 1890.

Reich an Belehrung sind: von Mayr, G.: Statistik und Gesellschaftslehre. 2 Bde. Freiburg 1895/97 und Frh. von Fircks: Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Leipzig 1898 (mit guter Litteraturübersicht).

7. Verbrechen und Selbstmord.

Von Robert Wuttke.

In mehr als einer Beziehung haben wir Sachsen Ursache auf unseren Volksstamm stolz zu sein, denn wenige Staaten in der Welt befinden sich in einer so erfreulichen Entwickelung aller Volkskräfte und leisten in diesem Jahrhundert in Gewerbe, Kunst und Wissenschaft so Hervorragendes wie gerade Sachsen. Jede Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zeigt aber ihr eigentümliche Verbrechen und Schäden, die wohl mit jeder neuen Kulturstufe schwinden, aber nur um in anderen Formen wieder zu erscheinen, denn die Menschen leben in anderen Verhältnissen in einem Agrar- als in einem Industrie-Staat und anders unter der Natural- als unter der Geld-Wirtschaft. In seinem Entwickelungsgang drohen einem Volke ähnliche wechselnde, sittliche Gefahren wie dem einzelnen Menschen in seiner Lebenslaufbahn; in immer neuer Gestalt schmiegt sich die Versuchung dem Beruf und der Lebensstellung an und sie zeigt ein anderes Gesicht der Jugend, ein anderes der Mannheit.

Auch wir haben die Aufgabe den Gebrechen unseres Volkes nachzugehen, denn sie lassen uns tief in die Volksseele blicken, und wollten wir sie nicht berücksichtigen, so wäre jeder Schluß auf den Volkscharakter einseitig und verfehlt. Wir müssen aber unserer Untersuchung enge Grenzen ziehen und uns darauf beschränken, einige wesentliche Thatsachen hervorzuheben.

Zuerst werden wir die Frage zu beantworten suchen, wie groß ist die Zahl der in Sachsen begangenen Verbrechen und Vergehen, dann werden wir wieder Sachsen mit dem Reich und den größeren deutschen Bundesstaaten vergleichen, um einen Anhalt für die Beurteilung der sächsischen Verhältnisse zu gewinnen.

Unsere Untersuchung würde wesentlich gefördert werden, wenn man innerhalb größerer Zeiträume das Auf- und Niedergehen einzelner Verbrechensarten verfolgen könnte. Leider ist dies nicht möglich. Der Thatbestand des strafbaren Verbrechens, und dies allein kann die Statistik erfassen, wird von der Gesetzgebung bestimmt; ändert sich diese, so muß sich auch die Art und Zahl der Verbrechen ändern. Das letzte halbe Jahrhundert hat einen beständigen Wechsel unseres Strafgesetzbuches gesehen; zuerst das sächsische Strafgesetzbuch vom 11. August 1855, es galt bis Ende 1868; dann das

revidierte sächsische Strafgesetzbuch vom 1. Oktober 1868, das von dem Reichsstrafgesetzbuch am 1. Januar 1871 abgelöst wurde, schließlich die Reichsstrafgesetznovelle vom 26. Februar 1876. Wir können folglich die in diesem Zeitraum begangenen Verbrechen und Vergehen nicht mit einander vergleichen, und sind gezwungen, uns auf die letzten Jahrzehnte zu beschränken.

K. Böhmert*) hat den Versuch gemacht, die Schwierigkeiten, die die wechselnde Gesetzgebung der Kriminalstatistik bereitet, zu überwinden; leider schließt seine Arbeit mit dem Anfang der 80er Jahre ab. Er unterscheidet zwei Hochfluten der Kriminalität; die erste steigt Ende der 60er Jahre in Preußen und in Sachsen und erreicht ihren Höhepunkt im Jahre 1868, um von da ab zurückzugehen; gegen Ende der 70er Jahre beginnt dann in beiden Staaten die zweite Hochflut, sie ist andauernder und erreicht ihren Höchststand in Sachsen im Jahre 1883.

Die Reichsstatistik giebt für die letzten Jahre folgenden Stand der Kriminalität an:

Auf 100 000 strafmündige**) Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze ohne Verletzung der Wehrpflicht:

	Preußen	Deutsches Reich	Süddeutschland	Sachsen
1883/1887:	1 023	1 001	1 009	928
1888/1892:	1 069	1 044	1 042	883
1893:	1 176	1 155	1 171	922
1894:	1 227	1 194	1 174	930
1895:	1 264	1 201	1 153	876
seit 1883/87 gestiegen um	241	200	144 gefallen um	52

Während Böhmert eine Übereinstimmung in der jeweiligen Schwankung der Kriminalität zwischen Sachsen und Preußen beobachten konnte, sehen wir, wie obige Zahlen überzeugend beweisen, jetzt zwei verschiedene Bewegungen, nämlich im Reich, im Norden wie im Süden, ein gewaltiges Steigen, dagegen in Sachsen ein Fallen der Kriminalität.

Es wäre sicherlich verfehlt, allein auf Grund dieser Zahlen weitgehende Schlüsse über die Sittlichkeit der deutschen Volksstämme zu ziehen. Die Statistik unterscheidet nicht schwere und leichte Verbrechen; sie rechnet unterschiedslos alle zusammen. Wollen wir deshalb das richtige Verständnis für die Kriminalität des sächsischen Volkes gewinnen, so müssen wir gesondert die einzelnen Verbrechensarten untersuchen. Weit über den Rahmen unserer

*) Böhmert, Karl, Die sächsische Kriminalstatistik mit besonderer Rücksicht auf die Jahre 1882—1887 in der Zeitschrift des kgl. sächsischen statistischen Bureaus. Jahrg. XXXV. 1889. Leider hat der hochbegabte Verfasser diese Studie nicht fortsetzen können, ein früher Tod hat seine emsige Hand gelähmt.

**) Strafmündig d. h. 12 und mehr Jahre alte Personen

Aufgabe würde es hinausgehen, wenn wir jeden Artikel des Reichsstrafgesetzbuches einzeln durchgingen; für unsere Zwecke wird es genügen zu fragen: bei welchen Verbrechen steigt die Zahl der Verurteilten über, bei welchen fällt sie unter den Reichsdurchschnitt.

Bei den drei Verbrechensgruppen: Gewalt und Drohung gegen Beamte, Unzucht und Notzucht, Fälschung von Urkunden, steigt der Anteil Sachsens über den Reichsdurchschnitt.

Auf 100 000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte wegen:

	Gewalt und Drohung gegen Beamte		Unzucht und Notzucht		Urkundenfälschung	
	Deutsches Reich	**Sachsen**	Deutsches Reich	**Sachsen**	Deutsches Reich	**Sachsen**
1882/91:	39	**57**	9,4	**11,9**	9,7	**13,3**
1892:	40	**64**	9,9	**12,6**	12,1	**14,9**
1894:	45	**61**	11,6	**14,5**	12,6	**15,2**
1895:	44	**58**	11,6	**14,1**	13,1	**13,8**
1896:	45	**61**	12,4	**15,4**	12,4	**13,2**

Was zunächst die erste Verbrechensgruppe: Gewalt und Drohung gegen Beamte, betrifft, so lassen sich drei Gebiete im Deutschen Reich unterscheiden: Süddeutschland mit der Niedrigstziffer, Sachsen mit der Höchstziffer und

*) Auf 100000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte:

A. Gewalt und Drohung gegen Beamte.

	Baden	Bayern	Württemberg	Preußen
1882/1891:	25	32	38	41
1892:	26	29	39	41
1894:	32	35	48	47
1895:	34	32	44	47
1896:	37	36	42	47

B. Unzucht und Notzucht.

	Bayern	Preußen	Württemberg	Baden
1882/1891:	10,7	8,3	12,3	14,5
1892:	10,4	9,0	12,4	15,3
1894:	13,1	10,5	12,5	15,9
1895:	12,2	10,9	13,8	17,3
1896:	14,6	10,1	13,5	17,9

C. Fälschung öffentlicher u. a. Urkunden.

	Preußen	Baden	Württemberg	Bayern	Mecklenburg-Strelitz
1882/1891:	9,0	11,4	10,9	10,8	3,9
1892:	11,7	14,3	12,2	11,5	5,6
1894:	12,9	14,1	11,8	10,7	1,4
1895:	13,2	12,8	14,0	13,6	5,5
1896:	12,8	12,1	11,9	11,6	10,9

Preußen etwas über den Reichsdurchschnitt; die Abweichung vom Mittel innerhalb der deutschen Bundesstaaten ist recht erheblich.

Wie erklärt sich der überaus hohe Anteil Sachsens an dieser Gruppe? Ist die Ursache in einem besonders gewaltthätigen Sinn der Bevölkerung und der Verachtung staatlicher Macht, oder in einem allzuleichten Eingehen der höheren Behörden auf die Darstellungen der unteren Polizeiorgane zu suchen? Wer das sächsische Volk kennt, und unsere Untersuchung wird es bestätigen, weiß, daß unsere einheimische Bevölkerung nicht zu Ausschreitungen neigt, wohl aber die zahlreichen Fremden, und ferner wird Jeder, der einige Erfahrung als Schöffenrichter gesammelt hat, beobachtet haben, welch außerordentliche Empfindlichkeit und Feinfühligkeit die sächsischen Polizisten besitzen bei allem, was gegen sie gesagt und gethan wird.

Einen tiefen Einblick in das sittliche Leben gewähren die Zahlen der wegen Unzucht und Notzucht Verurteilten; leider haben sie in den letzten Jahren nicht ab- sondern zugenommen; die Höchstziffer zeigt Baden, Sachsen kommt an zweiter Stelle.

Es ist sicherlich bedauerlich, daß in Sachsen so viel Unzuchtverbrechen begangen werden, doch läßt sich einiges zur Entschuldigung anführen. Die meisten wegen dieses Verbrechens Verurteilten gehören dem Jünglings- und ersten Mannesalter an; wie wir gesehen haben, ist die Altersklasse 15 bis 40 Jahre in Sachsen stark besetzt und es ist aus dieser Ursache allein schon erklärlich, daß Sachsens Anteil an dieser Verbrechensgruppe hoch ist. Unsere Kriminalstatistik, die eines Ausbaues sehr bedürftig ist, berücksichtigt nicht die Gebürtigkeit der Verurteilten; wir wissen deshalb auch nicht, wie groß die Zahl der verurteilten Reichsfremden in Sachsen ist; es läßt sich aber vermuten, daß die in Sachsen lebenden Österreicher, Italiener, Russen — Länder, in denen die sittlichen Zustände tief unter Deutschland stehen — einen erheblichen Teil der Verurteilten stellen. In Sachsen überwiegt ferner die städtische die ländliche Bevölkerung; in ländlichen Gegenden gilt manches Scherzwort, manche Unart — man denke nur an die Spinnstuben! — als erlaubt, die in den Städten zu einer Bestrafung des Thäters führen würde. Wesentlich aber ist die Auffassung der Frauen von ihrer Ehre. In einem sittlich verwahrlosten Lande, wo die Frauen leicht über ihre Ehre denken, die Familienbande locker sind, werden verhältnismäßig wenig Anzeigen wegen Unzuchtvergehen erfolgen; je strenger die Auffassung der Frauen ist, desto mehr wird die weibliche Würde gewahrt werden. Man vergleiche z. B. Sicilien mit Sachsen; dort giebt es keine Sittlichkeitsvergehen, d. h. nach dem Grundsatz: wo kein Kläger ist, giebt es keinen Beklagten; will man nun etwa behaupten, daß in Sicilien die Bevölkerung sittlicher und keuscher als in Sachsen lebe?

Urkundenfälschungen kommen mehr in Städten als auf dem Lande vor; die Höchstziffern zeigen die Stadtstaaten Bremen, Hamburg, dann die Stadt Berlin; die Niedrigstziffern: Oldenburg, Schaumburg-Lippe, Waldeck, beide Mecklenburg. Es ist ein Kulturverbrechen; die häufigste Form in der es begangen wird, ist Fälschung der Eintragung in ein Sparkassenbuch; man kann fast sagen, daß der Zahl der Sparkassenbücher in einem Lande auch die Zahl der wegen Urkundenfälschung Verurteilten entspricht. Es ist deshalb auch nicht befremdlich, daß Sachsen bei dem städtischen Charakter seiner Bevölkerung und der Verbreitung der Sparkassenbücher*) eine so hohe Zahl von Verurteilten aufweist.

Auf 100 000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte wegen:

	Diebstahl		Unterschlagung		Betrug		Brandstiftung	
	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen
1882/91:	285	316	46	52	45	60	1,6	2,1
1892:	310	322	52	50	59	69	1,6	2,0
1894:	266	262	52	52	61	66	1,4	2,1
1895:	256	230	53	50	62	64	1,3	1,3
1896:	248	236	50	46	59	59	1,3	1,2**)

*) Es kamen 1895 ein Sparkassenbuch auf 2 Einwohner in Sachsen; auf 4, 6 Einwohner in Preußen.

**) Auf 100 000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte wegen

Diebstahl

	Bayern	Preußen	Württemberg	Baden
1882/1891:	289	298	221	241
1892:	309	329	210	236
1894:	279	276	187	215
1895:	269	271	187	211
1896:	263	259	183	211

Unterschlagung

	Bayern	Preußen	Baden	Württemberg
1882/1891:	57	45	47	37
1892:	63	52	46	36
1894:	64	51	46	35
1895:	62	53	52	36
1896:	59	50	47	35

Betrug

	Bayern	Baden	Württemberg	Preußen
1882/1891:	66	68	66	36
1892:	95	76	77	48
1894:	100	80	68	51
1895:	104	75	70	52
1896:	102	75	66	50

Bei allen diesen Verbrechen sinkt in Sachsen die Zahl der Verurteilten und während Sachsens Anteil in den Jahren 1882/92 größer als der Reichsdurchschnitt war, fällt er in den letzten Jahren unter ihn. Vergleicht man Sachsen mit den größeren deutschen Bundesstaaten, so weist es bei den Eigentumsvergehen niedrigere Zahlen als Bayern und Preußen, höhere als Württemberg und Baden auf; bei Brandstiftung zeigen sich keine großen Unterschiede, wohl aber bei Betrug: überaus hoch, fast das Doppelte des Reichsdurchschnitts, ist die Zahl der wegen Betrugs Verurteilten in Bayern; höhere Ziffern als in Sachsen finden wir in Baden und Württemberg, niedrigere in Preußen; dagegen zeigen mit Ausnahme von Württemberg alle diese Staaten ein bedenkliches Anwachsen der Verurteilungen.

Schließlich haben wir noch die Verbrechen zu berücksichtigen, in denen Sachsens Anteil erheblich unter dem Reichsdurchschnitt sinkt.*)

Auf 100 000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte wegen**):

Gefährlicher Körperverletzung.

	Sachsen	Deutsches Reich	Preußen	Württemberg	Baden	Bayern
1882/1891:	79	160	153	130	157	287
1892:	74	186	177	166	197	340
1893:	79	205	194	192	215	374
1894:	79	216	208	180	247	388
1895:	79	221	220	183	239	378
1896:	86	231	220	222	281	421

Diese Zahlen müssen bei jedem Sozialpolitiker schwere Bedenken erwecken; alle Staaten mit Ausnahme von Sachsen zeigen eine besorgniserregende

Brandstiftung

	Württemberg	Preußen	Bayern	Baden
1882/1891:	2,5	1,7	1,4	1,2
1892:	2,3	1,7	1,6	1,3
1894:	2,2	1 3	1,2	1,2
1895:	1,0	1,4	1,2	1,1
1896:	1,1	1,4	1,2	1.0

*) Bei Mord und Totschlag weist Sachsen keine erheblichen Abweichungen vom Reichsdurchschnitt auf:

	1882/1891	1892	1894	1895	1896
Deutsches Reich . .	0,8	0,9	0,8	0,8	0,7
Sachsen	0,9	0,9	0,6	0,8	0,5

**) Einfache Körperverletzung.

	Sachsen	Württemberg	Baden	Deutsches Reich	Preußen	Bayern
1882/1891:	15	23	24	58	68	82
1892:	14	24	23	65	76	92
1894:	13	26	24	72	87	89

Zunahme der Rohheitsvergehen. Man ist heute vielfach geneigt, alle und jede sittliche Erkrankung des Volkskörpers auf die wirtschaftlichen Zustände zurückzuführen und man behauptet, die Menschen seien für ihr sittliches Thun und Handeln nicht voll verantwortlich, Schuld an allem Übel sei die jeweilige Wirtschaftsordnung. Wie in jeder Theorie, so ist auch in dieser ein richtiger Kern, der nur durch falsche Schlüsse verdunkelt wird. Jedes Eigentumsvergehen bedeutet einen Eingriff in die Wirtschaftsordnung, es steht folglich in enger Beziehung zu den wirtschaftlichen Verhältnissen; in Zeiten blühender Volkswirtschaft nehmen erfahrungsgemäß die Eigentumsvergehen ab, um in schlechten Zeiten wieder anzuschwellen. Als einen Beweis einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung im Deutschen Reich kann man den Stillstand sowie den Rückgang der Eigentumsvergehen in den letzten Jahrzehnten ansehen. Wäre die eben angeführte Theorie richtig, dann müßten sich die Rohheitsvergehen auf derselben Linie wie die Eigentumsvergehen bewegen. Dies trifft aber für Deutschland, wie wir gesehen haben, nicht zu und die Ursache ist leicht erkennbar; die Rohheitsvergehen bedeuten eben keinen Eingriff in das Eigentum, wohl aber in das Recht der Persönlichkeit. Sie zeugen in beredter Sprache dafür, wie in weiten Volkskreisen Zucht und Sitte sich lockert.

Auf 100000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung kamen Verurteilte*) wegen:

	Nötigung und Drohung		Raub		Sachbeschädigung		Meineid	
	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen
1882/91:	19	9	1,3	0,7	39	25	2,6	1,6
1892:	25	7	1,4	0,7	42	24	2,2	1,5
1894:	29	9	1,3	0,7	47	24	2,2	0,9

	Hausfriedensbruch		Verletzung der Wehrpflicht		Beleidigung		Hehlerei	
	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen	Deutsches Reich	Sachsen
1882/91:	47	31	56	18	130	128	23	20
1892:	50	29	53	12	132	110	26	21
1894:	54	36	49	12	147	117	22	17
1895:	55	35	—	—	146	106	21	16
1896:	56	37	—	—	147	109	20	15

*) Nötigung und Drohung

	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden
1882/91:	18	28	25	25
1892:	26	39	32	28
1894:	29	45	32	34

Raub

	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden
1882/91:	1,5	1,3	1,3	0,6
1892:	1,6	1,3	1,6	0,7
1894:	1,4	1 3	0,6	1,0

Unter den größeren Bundesstaaten weist Sachsen bei Sachbeschädigung und Meineid die niedrigsten Zahlen auf; in die zweite Stelle rückt es nach Württemberg bei Hehlerei und Raub, nach Baden bei Beleidigung, in die dritte nach Württemberg und Baden bei Hausfriedensbruch. Für die sächsischen Verhältnisse ist es recht bezeichnend, daß wir bei keinem dieser Verbrechen eine Zunahme, bei einigen aber eine Abnahme beobachten können.

Das mitgeteilte Zahlenmaterial bietet genügend Anhalt zur Beurteilung der Kriminalität der sächsischen Bevölkerung mit einer Ausnahme: der wegen Beleidigung Verurteilten. Diese Zahlen lassen keinen Schluß über die Ehrverletzung in Wort und That zu, denn nur der kleinste Teil der anhängigen Beleidigungsklagen kommt zu gerichtlicher Entscheidung, der weitaus größte Teil wird vorher beim Friedensrichter, beim Gerichtsschreiber, in der Gerichtsverhandlung beigelegt; ausschlaggebend ist die Gerichtspraxis und die Strafprozeßordnung; so betrugen z. B. in Sachsen die wegen Beleidigung erledigten Untersuchungen im 5jährigen Durchschnitt 1874/78: 36098, dagegen 1880/84 *) nur 6241.

Wenn wir das Ergebnis aus unserer Untersuchung ziehen, so ist wohl am bemerkenswertesten der Rückgang der sächsischen Kriminalität in einer Zeit allgemeiner Zunahme, ein Rückgang, der um so auffälliger ist, als in Sachsen die Altersklasse 15—40 Jahre, die die meisten Verbrecher zu stellen pflegt, besonders stark besetzt ist. Es beweist, daß dem verbrecherischen Hang sittliche Mächte entgegenwirken. Sittlichkeit und Religiosität sind noch lebendige Kräfte in unserem Volksleben; dafür spricht die geringe Zahl der wegen Meineids oder wegen Verletzung der Eidespflicht Verurteilten, und die oft verspottete sächsische Gemütlichkeit hat doch auch ihre guten Seiten, sie hält unser Volk vor groben Ausschreitungen — man vergleiche Sachsen mit Bayern — zurück. Kein anderer deutscher Stamm kann sich rühmen, eine so günstige Kriminalität wie Sachsen aufzuweisen.

Sachbeschädigung					Meineid			
	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden
1882/91:	41	48	26	32	2,8	3,6	3,0	2,5
1892:	42	56	35	38	2,5	2,1	2,2	2,5
1894:	47	61	35	43	2,3	2,6	1,8	2,0

Hausfriedensbruch					Hehlerei			
	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden	Preußen	Bayern	Württemberg	Baden
1882/91:	58	33	16	17	26	21	15	17
1892:	59	40	21	21	30	21	12	16
1894:	62	45	23	29	25	19	14	15
1895:	65	44	25	30	24	18	15	16
1896:	63	52	25	33	22	19	12	16

*) Einführung des Sühneverfahrens vor den Friedensrichtern am 1. Oktober 1879.

Ein trauriges Bild geistiger und moralischer Zerrüttung bietet uns dagegen die Selbstmordstatistik. In keinem größeren Staat werden jährlich so viel Selbstmorde wie in Sachsen begangen. Es ist ein Zeichen schwerer Erkrankung des Volkes. Schon im vorigen Jahrhundert muß die hohe Zahl der Selbstmorde die Aufmerksamkeit erregt haben, denn wir besitzen aus dem Jahre 1784 eine Selbstmordstatistik, die erste Statistik in Deutschland.

Selbstmordtabelle 1784.

	Ursachen			Personen		Summe
	Melancholie	Vorsatz	unbekannt	männlich	weiblich	
Kurkreis . . .	3	2	2	5	2	7
Thüringer Kreis .	2	1	—	1	2	3
Meißner „ .	11	7	2	10	10	20
Leipziger „ .	5	4	4	9	4	13
Erzgebirg. „ .	13	3	—	11	5	16
Vogtländ. „ .	2	3	2	5	2	7
Neustädter „ .	2	1	1	3	1	4
	38	21	11	44	26	70

Hier wird auch schon der Versuch gemacht, die „Ursachen" des Selbstmordes anzugeben. Leider besitzen wir zur Zeit nur diese einzige Tabelle, das Material ist deshalb zu dürftig, um weitergehende Schlüsse daraus zu ziehen.

Fortlaufende zuverlässige Zählungen des Selbstmordes liegen uns vom ersten Drittel dieses Jahrhunderts an vor; ein Beweis, wie frühzeitig man in Sachsen es für notwendig erachtete, den Selbstmord genau statistisch zu erfassen.

Auf eine Million Einwohner kamen Selbstmorde in Sachsen:

1841/45:	198	1856/60:	245	1871/75:	268
1846/50:	199	1861/65:	264	1876/80:	381
1851/55:	248	1866/70:	297	1883 höchster Stand	388

Die Zahlen ergeben ein trauriges Bild. Schon in den 40er Jahren ist die Selbstmordziffer überaus hoch, trotzdem steigt sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und erreicht in den 80er Jahren ihren Höhepunkt. Wie kann man diese Bewegung erklären? Die Statistiker haben den Versuch gemacht, die Ursachen des Selbstmordes anzugeben; in den 50er Jahren unterschied man: körperliche Leiden, häuslicher Kummer, zerrüttetes Vermögen, Subsistenzmangel, unordentliches Leben, Trunkenheit, Spielsucht, Lotterie, Scham und Furcht vor Strafe, Gewissensbisse, unglückliche Liebe, Eifersucht, Melancholie, Wahnsinn, Geisteszerrüttung, religiöse Schwärmerei, Alteration, Lebens-

überdruß, auch jetzt hält man noch mit unwesentlichen Einschränkungen an dieser Einteilung fest. Und doch ist es eine ganz vergebliche Mühe: all die für den Selbstmord angeführten Motive treffen nicht den Kern, sie halten sich an äußerliche Momente. Wenn jedes Mädchen, das eine „unglückliche Liebe" hat, jede Familie mit „häuslichem Kummer", jeder Mensch, dem es an „Subsistenzmitteln" mangelt, sich gleich aus dieser einzigen Ursache das Leben nehmen wollte, was würde aus uns als Volk werden? Der Selbstmord weist auf eine tiefgehende seelische Störung des Volkskörpers hin. Viele Theorien hat man aufgestellt und in mannigfaltiger Weise versucht dies Problem zu lösen; bald fand man die Ursache des Selbstmordes in einer wachsenden Irreligiosität des Volkes, die man wohl zu behaupten, aber nicht zu beweisen vermochte, bald im Alkoholmißbrauch, während doch auf einige Länder mit großem Alkoholverbrauch, wie z. B. England,*) verhältnismäßig nur wenige Selbstmörder kommen, bald in dem in den letzten Jahrzehnten immer heftiger und erbitterter geführten Kampf um das Dasein; noch ist es aber nicht gelungen, die treibenden Kräfte der sächsischen und europäischen Selbstmordepidemie aufzudecken; die Thore der Erkenntnis sind uns bislang verschlossen geblieben.

Später als in Sachsen haben auch andere Staaten eine Statistik der Selbstmorde aufgestellt und es dadurch ermöglicht, internationale Vergleiche zu ziehen. Da zeigte sich, daß auf die katholischen Länder wenige, auf Sachsen und Dänemark die meisten Selbstmorde kamen; was lag näher als der Schluß: die protestantische Bevölkerung vermag gegen die Unbill des Lebens geringeren Widerstand als die katholische zu leisten. In den letzten Jahrzehnten aber wächst die Selbstmordziffer in den katholischen Ländern an. Frankreich übertrifft das Deutsche Reich, und das protestantische England weist einen besonders niedrigen Stand auf; ist auch jetzt noch die Behauptung, die protestantische Religion schwäche den sittlichen Halt, aufrecht zu erhalten?

Auf eine Million Einwohner kamen Selbstmorde in:

	Dänemark	Schweiz	Frankreich	Deutsches Reich	Österreich	Belgien	England
1881/85:	249	234	195	209	162	107	74
1891/93:	248	221	235	212	163	130	87
	− 1	− 13	+ 40	+ 3	+ 1	+ 23	+ 13

Im Deutschen Reich kann man drei Gebiete unterscheiden, Süddeutschland mit verhältnismäßig am wenigsten Selbstmorden, Norddeutschland etwas unter dem Reichsdurchschnitt und Mitteldeutschland mit den Höchstzahlen.

*) In England und Wales wurden 1887 wegen Trunkenheit 162 772 Personen bestraft, dagegen kam in diesem Jahre auf eine Million Einwohner nur 79 Selbstmörder.

Auf eine Million Einwohner kamen Selbstmorde*):

	1896	1895	1894	1893
Deutsches Reich	**206**	**202**	**217**	**212**
Schwarzburg-Sondershausen . .	408	372	376	456
Sachsen-Koburg-Gotha . . .	399	496	426	425
Sachsen-Altenburg	363	351	383	370
Braunschweig	349	350	315	353
Reuß j. Linie	322	366	281	294
Sachsen	**308**	**275**	**339**	**327**
Sachsen-Weimar	272	376	310	349

Während Sachsen lange Zeit den traurigen Ruhm besaß, die höchste Zahl von Selbstmorden in Europa aufzuweisen, hat in den letzten Jahren die Epidemie in Sachsen etwas nachgelassen, breitet sich dafür aber in den Nachbarstaaten aus.

Der Selbstmord erfordert die ernsteste Beachtung aller Volksfreunde. Augenblicklich ist in Sachsen ein gewisser Stillstand eingetreten; hoffen wir, daß ihm bald ein Rückgang folgen wird. Aufgabe eines jeden muß es aber sein, in seinem Kreise dahin zu wirken, daß der sittliche Halt des Einzelnen erstarke, damit allmählich diese schwere Erkrankung unseres Volkes geheilt werde.

---

*) Auf eine Million Einwohner kamen Selbstmorde:

Süddeutschland	1896	1895	1894	1893
Bayern . . .	136	129	135	134
Württemberg . .	171	169	153	164
Baden	193	196	198	209
Elsaß-Lothringen	147	127	135	141

Norddeutschland	1896	1895	1894	1893
Preußen . . .	202	195	212	208
Mecklenbg.-Schw.	215	240	219	193
Mecklenb.-Strelitz	225	218	150	271

Litteratur.

Kriminalität: die vom Reichs-Justizamt und dem kaiserlichen statistischen Amt herausgegebene **Kriminalstatistik**; jährlich ein Tabellenwerk und ein Band Erläuterungen. Einen kurzen Auszug enthält das statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich.

Selbstmord: Statistisches Jahrbuch für das Kgr. Sachsen; dgl. für das Deutsche Reich.

Rehfisch, E.: Der Selbstmord. Berlin 1893.

v. Mayr, G.: Der Selbstmord i. s. Allgemeinen statistischen Archiv. IV. Jahrg. Tübingen 1896.

v. Mayr, G.: Selbstmordstatistik im Handwörterbuch der Staatswissenschaft I. Supplementband. Jena 1895. Selbstmordstatistik von 1784, vgl. H.-Staats-Archiv, Loc. 2225, Bevölkerungs- und Nahrungstabellen 1772/1780.

Anhang.

Die in dem Jahrzehnt 1888/97 Verurteilten im Königreich Sachsen.

	Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze überhaupt	Gewalt und Drohung gegen Beamte	Unzucht und Notzucht	Fälschung öffentlicher u. a. Urkunden	Diebstahl (einfacher u. schwerer)	Unterschlagung	Betrug	Mord und Totschlag	Brandstiftung	Gefährl. Körperverletzung	Hehlerei	Hausfriedensbruch	Beleidigung
1897	26 183	1726	346	414	6743	1366	1938	23	44	2531	441	1207	2960
1896	24 141	1608	409	349	6249	1212	1574	14	33	2276	399	987	2888
1895	23 162	1513	368	360	6021	1307	1681	20	33	2071	422	929	2778
1894	23 907	1548	368	386	6656	1310	1665	14	54	2012	435	906	2962
1893	23 890	1485	326	357	7160	1244	1650	16	38	2021	457	776	2792
1892	24 129	1602	317	373	8089	1258	1722	22	51	1846	536	733	2758
1891	22 638	1423	281	310	7424	1207	1658	20	42	1728	454	795	2802
1890	22 014	1456	285	304	7084	1174	1487	27	35	1841	361	901	2687
1889	21 950	1430	251	293	6783	1176	1451	12	28	1826	423	762	2745
1888	20 051	1212	269	271	6063	1029	1284	13	40	1740	386	670	2610

Zahl der Selbstmörder im Königreich Sachsen von 1858/1897.

1897:	1213	1887:	1104	1877:	1114	1867:	752
1896:	1182	1886:	1071	1876:	981	1866:	704
1895:	1036	1885:	1146	1875:	745	1865:	619
1894:	1265	1884:	1114	1874:	723	1864:	545
1893:	1200	1883:	1205	1873:	723	1863:	643
1892:	1179	1882:	1128	1872:	687	1862:	557
1891:	1172	1881:	1248	1871:	653	1861:	643
1890:	1066	1880:	1171	1870:	657	1860:	548
1889:	1102	1879:	1121	1869:	710	1859:	507
1888:	1050	1878:	1126	1868:	800	1858:	491

III.

Aus dem geiſtigen Leben des Volkes.

8. Volksdichtung in Sachsen.

Begriff und Wesen des Volkslieds. Volksgesang in Sachsen. Erfahrungen bei dem Sammeln von Volksliedern. Größere Volkslieder. Vierzeiler (Tschumperliedle, Rundâs). Kinderlieder. Reimsprüche. Weihnachtsspiele.

Von Hermann Dunger.

Das Volkslied ist ein Spiegel der Volksseele. Will man das Volk genau kennen lernen, so darf man die Volksdichtung nicht außer acht lassen. Aus den einfachen Liedern und Sprüchen des Volks tritt uns seine Eigenart entgegen, sie lassen uns einen Einblick thun in das Herz des Volks, in seine Anschauungs- und Empfindungsweise. Wir belauschen es bei der Tagesarbeit wie bei fröhlichen Festen, im geselligen Verkehr auf der Dorfstraße, im Wirtshause, in den Rockenstuben, in all seiner Fröhlichkeit und Schalkhaftigkeit. Aber wir hören auch tiefergreifende Töne menschlichen Leidens, rührende Klagen des Abschiedes, herzbrechenden Jammer über Treulosigkeit in der Liebe. Alte Mären epischer Art vernehmen wir in den erzählenden Liedern, eigentümliche Volksgebräuche zeigen uns die Weihnachtsspiele, und selbst das Kleinleben der Kinderwelt tritt uns mit überraschender Vielgestaltigkeit in den volkstümlichen Kinderliedern entgegen. Und nicht nur der Inhalt der Volksdichtung fesselt unsere Teilnahme, sondern auch die Ausdrucksweise, diese schlichte, kernige Sprache des Volks mit ihrer ungekünstelten Natürlichkeit, ihrer Wahrheit und Derbheit, ihrem Reichtum an anschaulichen Bildern aus dem Menschenleben und der Natur.

So gehört die Erforschung der Volksdichtung zu den vornehmsten Aufgaben der Volkskunde, und es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß bei der Veranstaltung der Vorträge über Sächsische Volkskunde auch dieses Gebiet mit berücksichtigt worden ist. Der ehrenden Aufforderung, diesen Vortrag zu übernehmen, bin ich gern nachgekommen, obgleich ich freilich einige Bedenken nicht unterdrücken konnte. Ich habe in jüngeren Jahren in meiner engeren Heimat, dem Vogtlande, eifrig Volkslieder gesammelt und dank viel-

seitiger Unterstützung eine umfangreiche Sammlung zusammengebracht, ich habe auch später, wo ich Gelegenheit fand, noch manches gesammelt, aber im ganzen liegt doch die Zeit meiner Sammelthätigkeit ziemlich weit zurück; und zweitens fehlt es zu einer Darstellung der Volksdichtung in Sachsen für den größten Teil des Landes an allen Vorarbeiten.

Allerdings giebt es eine schön ausgestattete Sammlung von Volksliedern aus Sachsen von Hugo Rösch (Sang und Klang im Sachsenland, Leipzig 1887, Renger'sche Buchhandlung). Aber diese Schrift beruht nur zum kleinsten Teile auf eigenen Sammlungen, sie verfolgt überhaupt keine wissenschaftlichen Zwecke, sondern will nur „unseren Volksliederschatz in der breiteren Bevölkerungsschicht wieder heimisch machen" (S. XI.); daher sind die Lieder vielfach überarbeitet, „dem Geschmack der Leser angepaßt".

Wichtiger ist die Sammlung „Historische Volkslieder des sächsischen Heeres" von dem Seminaroberlehrer E. R. Freytag (Dresden, Glöß 1892). In geschichtlicher Reihenfolge finden wir hier Soldatenlieder vom Jahre 1547 an bis in die Gegenwart, mit Anmerkungen und Quellennachweisen. Freilich sind manche Stücke mit aufgenommen, die man schwerlich als Volkslieder gelten lassen kann. Für das Erzgebirge giebt es eine schätzbare Sammlung von Dr. Alfred Müller: Volkslieder aus dem Erzgebirge (Annaberg, Graser 1883).

Sie enthält außer Liedern und Balladen auch eine Reihe Tschumperliedle, Kinderlieder und Kinderspiele.

Eine Anzahl von Ergänzungen dazu bietet die Zeitschrift „Glückauf, Organ des Erzgebirgvereins" (namentlich im IV. Bande, S. 40, 112, 122, 130 ff.). Einige obererzgebirgische „Lieder und Reime" enthält das treffliche Programm von Moritz Spieß, Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirges S. 74 ff. (Annaberg 1862). Die Sächsischen Bergreyhen von M. Döring (Grimma 1839 und 1840) bieten, abgesehen von den alten Liedern, meist nicht volkstümliche Dichtungen. Für das Vogtland habe ich zwei Sammlungen veröffentlicht: Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtland mit einem Vortrag über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder, (Plauen i. V., Neupert 1874, 2. Aufl. 1894) und Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande, mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien (Plauen i. V., Neupert 1876).

Noch nicht herausgegeben sind die größeren Volkslieder, die ich in reicher Fülle ebendort gesammelt habe. 11 Volkslieder zum Teil mit Beigabe der Melodien hat Oberlehrer Freytag in der Zeitschrift Unser Vogtland Bd. II, S. 309—321 abdrucken lassen. Auch in Dr. E. Köhlers Volksbrauch im Vogtland (Leipzig 1867) finden sich zahlreiche Proben von Volksdichtung. Aus der Oberlausitz sind Kinderreime von Dornick im

Neuen Lausitzischen Magazin (Bd. 45 v. J. 1868, S. 248—254) herausgegeben, ebenso Kinderreime aus der Lausitz und dem Erzgebirge von Th. Gelbe (Zeitschrift Germania, Bd. 22 S. 293 ff.), ferner einige Kinderverse, Tschamperliedchen und Neckreime aus der sächsischen Schweiz von Alfred Meiche in dem Sagenbuch der sächsischen Schweiz (Leipzig 1894). Hierzu kommt aus der neuesten Zeit „Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt" von Dr. O. Dähnhardt (2 Hefte Leipzig, Teubner, 1898), ein Unternehmen, das guten Fortgang verspricht. Auch in dem das ganze deutsche Gebiet umfassenden Werke des vor kurzem hier verstorbenen Volksliedforschers Prof. Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1897) sind viele von dem Verfasser in Sachsen gesammelte Kinderlieder abgedruckt.

Das ist, soweit meine Kenntnis reicht, alles, was über die Volksdichtung in Sachsen erschienen ist. Man sieht, daß in vielen Landstrichen überhaupt noch nicht gesammelt worden ist, in anderen nur vereinzelt, planmäßig wohl nur im Vogtland, und auch hier ist der Stoff keineswegs erschöpft. Daß aber auch in den anderen Gegenden Sachsens der Volksgesang keineswegs verstummt ist, davon habe ich mich oft bei gelegentlichem Aufenthalt an verschiedenen Punkten überzeugen können; namentlich im Gebiete der Sächsischen Schweiz habe ich eine Anzahl Volkslieder gesammelt. Wenn ich es also unternehme, über die Volksdichtung Sachsens zu sprechen, so muß ich mich natürlich auf die Gebiete beschränken, die nach dieser Richtung einigermaßen durchforscht sind, und ich muß um Nachsicht bitten, wenn ich dabei namentlich das mir näher bekannte Vogtland berücksichtige. Ich betrachte es als meine Aufgabe, Wesen und Bedeutung der Volksdichtung klar zu machen, hinzuweisen auf das, was an solchen volkstümlichen Überlieferungen in Sachsen noch vorhanden ist, und durch Mitteilung meiner eigenen Erfahrungen bei solcher Sammelthätigkeit jüngeren Kräften Anregung zu geben, wie sie selbst dabei zu verfahren, worauf sie ihr Augenmerk zu richten haben.

Denn hier liegt noch ein weites Gebiet fruchtbarer Thätigkeit offen, und es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß der Verein für Sächsische Volkskunde sich die Aufzeichnung und möglichste Bewahrung dieser alten Überlieferungen zur Aufgabe gemacht hat.

Will man Volkslieder sammeln, so muß man sich über den Begriff Volkslied zunächst klar sein. Hier begegnet uns gleich eine große Schwierigkeit. Alle Welt spricht von Volksliedern, aber was man als Volkslied anzusehen hat, darüber gehen die Meinungen weit auseinander, nicht nur im gewöhnlichen Sprachgebrauch, sondern auch bei den Gelehrten.

Vor längerer Zeit wurde in einem Dresdner Blatte als eine neue Erscheinung des Buchhandels angekündigt: „Mein Vaterland am schönen

Elbestrand, Volkslied von E. Karl, komponiert von Rache.“ Also Herr Karl verfaßt ein Gedicht, Herr Rache setzt eine Tonweise dazu, und nun ist ein neues Volkslied fertig. Wenn das so wäre, so müßten in Zukunft die Freunde des Volksgesangs in Musikläden und Bücherverzeichnissen sammeln, aber nicht im Volke selbst. Es ist ein schlimmes, leider oft vorkommendes Mißverständnis, wenn man glaubt, daß Dichtungen, die für das Volk bestimmt sind, deswegen schon Volkslieder seien. Dann müßte man auch die platten Reimereien des im vorigen Jahrhundert erschienenen Mildheimer Liederbuches als Volkslieder ansehen.

Wollen wir uns über den Begriff Volkslied klar werden, dann thun wir gut, von dem Worte selbst auszugehen. Der Ausdruck Volkslied ist von Herder gebildet worden, der überhaupt das Verdienst hat, die Volksdichtung in Deutschland so zu sagen entdeckt zu haben. Im Gegensatze zu der ungesunden, gelehrten, verstandesnüchternen Kunstdichtung seiner Zeit, wies er auf den frisch sprudelnden Quell einfacher, natürlicher Dichtung im Volke hin. Er sprach das berühmte Wort aus, daß die Poesie kein Vorrecht der Gebildeten, sondern eine allgemeine Welt- und Völkergabe sei; er zeigte, welche Kraft und Tiefe des Gefühls, welche Ursprünglichkeit in diesen schlichten Dichtungen enthalten sei. In Anlehnung an den englischen Ausdruck national oder popular song und an den französischen chanson populaire nannte er sie Volkslieder. Das Volkslied ist also in einen Gegensatz zu der gelehrten Dichtung der Gebildeten gestellt, demnach bedeutet Volk in diesem Zusammenhange nicht die Gesamtheit der Bewohner eines Landes, sondern das niedere, außerhalb des Kreises höherer Bildung stehende Volk. Freilich hat Herder diesen Begriff nicht in seiner Schärfe festgehalten; denn bei der Herausgabe seiner „Volkslieder“ nahm er auch Dichtungen von Martin Opitz, Simon Dach, Robert Roberthin mit auf, von denen das Volk nichts wußte. Noch schlimmer ist es, wenn Erlach in seiner Volksliedersammlung auch Goethes Braut von Korinth mit abdruckt. Und eine ähnliche Unklarheit ist es, wenn man, wie es jetzt so häufig geschieht, die Wacht am Rhein als deutsches Volkslied bezeichnet. Die Dichtung Max Schneckenburgers, die zum deutschen Nationallied geworden ist, ist durchglüht von echter vaterländischer Begeisterung, aber — ihre Sprache ist nicht die des Volkslieds. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall“ — das sind Ausdrücke und Bilder, die dem Volke fremd sind. Wendungen, wie „die heil'ge Landesmark,“ „Heldengeister“ die „aus Himmelsau'n niederschau'n,“ sind dichterisch schön, aber nicht volkstümlich. Die gehobene, schwungvolle, leidenschaftliche Sprache weicht von der einfachen, natürlichen, schlichten Ausdrucksweise des Volkes ab. Nur der Kehrreim „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ — trifft in glücklicher Weise den treuherzigen Volkston, ihm ist jedenfalls auch die Beliebtheit des Liedes zu danken. Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit

und, was Goethe noch verlangt, Faßlichkeit sind die Hauptkennzeichen des Volkslieds.

Aber es giebt auch Lieder, die diesen Volkston vorzüglich treffen und doch nach strenger Fassung des Begriffs nicht als Volkslieder zu betrachten sind. Ich meine so allgemein bekannte Lieder wie: In einem kühlen Grunde — von Eichendorff, Steh' ich in finstrer Mitternacht — von Hauff, Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein — von Uhland. Diese nennt man zur Unterscheidung von den eigentlichen Volksliedern volkstümliche Lieder. Es giebt ihrer eine große Zahl, darunter sind wahre Perlen deutscher Lyrik, die an dichterischem Werte hoch über den Volksliedern stehen. Viele treffen den Ton des Volkslieds so meisterhaft, daß es selbst für einen Kenner oft nicht möglich ist zu entscheiden, ob er ein Volkslied oder ein volkstümliches Lied vor sich hat. Darum haben neuere Forscher diesen Unterschied fallen gelassen, wie John Meier,*) der die Volkspoesie erklärt als „diejenige Poesie, die im Munde des Volkes — Volk im weitesten Sinne genommen — lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Anrechten weiß oder empfindet," d. h. die es beim Singen umändert. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. Durch die Schulen, durch die Gesangvereine, durch die in ihre Heimat zurückkehrenden Soldaten werden jetzt manche Kunstlieder ins Volk gebracht, die von dem Wesen der alten Volkslieder völlig verschieden sind; dazu kommen sinnlose Gassenhauer, Opern- und Operettenmelodien mit unglaublichen Texten. Sollen wir das alles als Volksdichtung hinnehmen, weil es vom Volke gesungen und beim Singen hie und da etwas verändert wird? Für den Volksliedsammler empfiehlt es sich, den Begriff Volkslied nach der strengeren Auffassung zu erklären als ein im Volke d. h. in den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung entstandenes und gedächtnismäßig überliefertes gesungenes Lied, das der Eigenart des Volkes in Sprache und Anschauungsweise entspricht.

Volk bezeichnet also in diesem Sinne nach der Begriffserklärung des Ästhetikers Vischer (Ästhetik III 2, S. 1356 ff.) den „Teil der Nation, der von den geistigen Mitteln ausgeschlossen ist, durch welche die Bildung als die bewußtere und vermitteltere Auffassung seiner selbst und der Welt erarbeitet wird," — „die Masse, die in der alten einfachen Sitte wurzelt, die ihre Bildung auch hat, aber eine solche, welche der die Kluft bedingenden Bildung gegenüber Natur ist," — „in diesem Boden wächst jene Kunst ohne Kunst, deren Grundzug die Schönheit der Unschuld ist, die nicht sich selbst und ihren heiligen Wert erkennt." „Lieder aus der Sphäre bewußter Bildung,

*) „Volkslied und Kunstlied in Deutschland." Vortrag, gehalten in der germanistischen Sektion der Dresdner Philologenversammlung 1897, abgedruckt in der Beilage der Münchener Allgem. Zeitung v. 7. und 8. März 1898.

welche populär werden und weil sie dem Volkston gut nachgefühlt sind, selbst in den Volksmund übergehen, sind darum nimmermehr Volkslieder zu nennen."

Aber, wird man einwerfen, ist denn das gewöhnliche Volk dichterisch veranlagt? Goethe giebt die Antwort darauf: „Die Poesie ist nicht das private Erbteil einiger weniger Gebildeter, sondern vielmehr eine allgemeine Welt- und Völkergabe" — und an einer anderen Stelle: „Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben als dem Ritter." Wer sind denn nun die Verfasser der Volkslieder? Man antwortet zumeist darauf: das Volk selbst. Das ist richtig und unrichtig zugleich. Unrichtig insofern, als das Volk als Gesamtheit natürlich nicht dichtet; denn das thut immer nur der einzelne. Und doch ist die Antwort in gewissem Sinne richtig. Denn dieser einzelne ist hier Vertreter des Volkes. Er spricht nur das aus, was die anderen ebenso fühlen oder in gleicher Lage fühlen würden wie er; die Worte, in die er seine Gefühle faßt, entsprechen der Ausdrucksweise des Volkes. Er fühlt sich nicht als Dichter und erhebt nicht darauf Anspruch als Verfasser zu gelten. In einer glücklichen Stunde ist das Lied entstanden, es findet Anklang in dem Kreise, der es zuerst hört, und wird weiter gesungen. Wer das Lied verfaßt hat, darnach fragt man nicht, ebensowenig wie man sich darum kümmert, wer ein treffendes Witzwort, wer einen gelungenen Spitznamen zuerst ausgesprochen hat. Unvermerkt vollziehen sich allerlei Änderungen an dem Liede, je nach dem Geschmack, der Stimmung, dem Bedürfnisse der Singenden. Und so wird es Gemeingut, ohne daß der Dichter irgend welches Verfasserrecht für sich beanspruchte. In diesem Sinne kann man von einer Mitarbeit des Volkes an den Volksliedern sprechen. Dies geschieht natürlich ebenso bei „volkstümlichen" Liedern, welche bekannte Dichter zu Verfassern haben. Zeigen diese wesentliche Veränderungen des Wortlautes, so verdienen auch diese die Aufmerksamkeit der Sammler.

Das Volkslied soll also erstens im Volke entstanden und zweitens gedächtnismäßig überliefert sein. Auch das ist ein wichtiges Kennzeichen für das Volkslied, wenn es auch nicht, wie Arnold E. Berger*) will, die Haupteigentümlichkeit der Volksdichtung ist. Volkslieder werden von Mund zu Mund überliefert, man singt aus dem Kopfe, nicht aus Büchern, und es ist oft ganz erstaunlich, welche Masse von Liedern die Leute im Kopfe haben. Ich habe zuweilen stundenlang bei einzelnen Liederkundigen gesessen und nachstenographiert, ohne daß der Sangesquell versiegte. Bei einem vogtländischen Bauernknechte schrieb ich einmal im Stalle auf dem Futter-

*) „Volksdichtung und Kunstdichtung" von Arnold E. Berger in der Zeitschrift Nord und Süd v. J. 1894 S. 88. Er unterscheidet an Stelle von Volksdichtung und Kunstdichtung nur ungeschriebene Dichtung und geschriebene Dichtung oder mündlich überlieferte Dichtung und Schriftdichtung.

kasten 80 Liedchen nach einander auf, und als ich ihn einige Zeit später wieder traf, da sang er wieder neue Lieder, die ich noch nicht von ihm gehört hatte. Ähnlich erging es mir mit der Frau eines Landschullehrers im Vogtland, die, einmal ins Singen gekommen, mir über 90 größere und kleinere Lieder vorsang, ohne auch nur einmal von ihrem Gedächtnis im Stiche gelassen zu werden. Diese mündliche Überlieferung schließt jedoch nicht aus, daß auch Lieder aufgeschrieben werden. Nicht selten findet man in dem Besitze von Mädchen und Burschen *geschriebene Liederbücher*, die man als willkommene Quelle benutzen kann, aber — mit Vorsicht. Denn hier liegt die Gefahr nahe, daß Lieder, die gar nicht vom Volke gesungen werden, aus irgend welchem Buche abgeschrieben sind. Aber zur Feststellung des Wortlautes von auch sonst gesungenen Liedern sind diese Liederbücher wohl zu gebrauchen.

Denn *gesungen* werden muß ein Volkslied, — das ist die dritte Forderung, die wir aufstellen mußten. Das liegt ja schon in dem Begriff Lied. Ein Lied zum Lesen ist ein Unding, das erst unser papierenes Zeitalter hervorgebracht hat. Die Melodie ist, wie Herder sagt, die Seele des Liedes. Und wer kennt und liebt nicht jene alten, tief ergreifenden Weisen, die bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit doch so tief zu Herzen gehen, wer lauscht nicht mit inniger Herzensfreude an schönen Sommerabenden auf dem Lande dem Gesange der Burschen und Mädchen, mögen es schwermütige Weisen von Scheiden und Meiden oder muntere Töne lustiger Necklieder sein. Die hohe Bedeutung der Volksweisen in musikalischer Beziehung ist längst von den Kennern gewürdigt worden. Wort und Weise bilden eine untrennbare Einheit. Darum kann man auch die Leute nur schwer zum Vorsagen des Wortlautes bringen. Versuchen sie es, so reißt gewöhnlich der Faden schnell ab. Läßt man sie aber singen, so folgt Vers auf Vers, mit den vertrauten Tönen kommen die Worte unwillkürlich auf die Lippen, eben weil beide zusammengehören. Daher ist es für das Sammeln von Wichtigkeit, wenn man sich auf die Kurzschrift versteht; dann folgt der Stift mit Leichtigkeit selbst dem flottesten Gesange. Auch die Aufzeichnung der Volksweisen ist aus den angegebenen Gründen sehr wünschenswert.

Wir haben von der Entstehung, der Überlieferung, den Weisen des Volksliedes gesprochen, aber auch der Text muß gewisse Eigenschaften haben, an denen man das Volkslied von anderen Dichtungen unterscheiden kann. Er muß in *Inhalt* und *Form* der *Anschauungs-* und *Ausdrucksweise* des Volkes entsprechen. Einfach, schlicht, treuherzig, wie das Volk selbst, ist auch seine Dichtung. Daher ist sie auch wahr und gesund. Wo wir hohem Flug der Gedanken, geistreichem Witz, feinsinnigen Wortspielen, blendenden Bildern, kühnen Wortbildungen, kunstvollen Reimen begegnen, da haben wir es nicht mit Volksliedern zu thun. Die echten Volksdichtungen haben, wie

der Ästhetiker Vischer sagt, einen gewissen „Erd- und Wurzelgeruch" an sich. Wenn auch die größeren Volkslieder meist nicht in der Mundart, sondern in der Schriftsprache abgefaßt sind, so zeigen sie doch vielfach mundartliche Anklänge und Altertümlichkeiten der Sprache wie z. B. die Häufung der Verneinung: „wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß". Sehr beliebt ist die Wiederholung desselben Wortes: „Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gemacht, daß du die schöne Lina ins Unglück gebracht" — „Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier" — „Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf dir ein paar Schuh. — Ja, ja, meine liebe Mutter, auch Schnallen dazu. Ich kann ja nicht spinnen, es schmerzt mich mein Finger und thut und thut und thut mir so weh." Aber nicht nur einzelne Worte, sondern ganze Sätze werden ohne alles Bedenken wiederholt. In dem Liede „Es wollt' ein Mädchen grasen" erzählt die Tochter ihrer Mutter, es gehe ihr alle Morgen ein stolzer Soldat nach. Die Mutter rät ihr, den Soldaten fahren zu lassen. Aber der Tochter gefällt das nicht:

Der Soldat der ist mir lieber
Als meines Vaters Gut.
„Ist dir der Soldat lieber
Als all' deines Vaters Gut,
So pack deine Kleider zusammen
Und scher dich mit ihm fort".
— Ach Mutter, liebste Mutter,
Der Kleider sind nicht viel,
Geb' sie mir hundert Thaler,
Dann kauf ich, was ich will. —
„Ach Tochter, liebste Tochter,
Der Thaler sind nicht viel,
Dein Vater hat sie verrauschelt
Bei Würfel und Kartenspiel."
— Hat sie mein Vater verrauschelt
Bei Würfel und Kartenspiel,
So mag sich Gott erbarmen,
Daß ich sein Töchterlein bin." (Aus dem Vogtland).

Eine andere Stil-Eigentümlichkeit des Volksliedes ist die Verwendung von Fragen, die sogleich beantwortet werden. „Was zog er aus seiner Tasche? Ein Messer scharf und spitz, das stieß er dem Mädchen ins Herze, daß 's rote Blut gegen ihn spritzt." — „Was zog er von dem Finger? ein goldnes Ringelein." — „Was that sie von ihrem Halse? eine Kette von schwerem Gold, schenkt sie dem armen Schiffer: „„Kauft euern Kindern Brot!"" Diese Proben zeigen uns zugleich, daß man es mit dem Reim nicht streng nimmt. Gut—fort, spitz—spritzt, Gold—Brot müssen mit einander reimen, daran nimmt das Volk keinen Anstoß. Sehr beliebt sind Wechselgespräche, die ohne Übergang auf einander folgen. Man muß aus dem Zusammenhang erraten,

daß eine andere Person spricht. Dies hängt zusammen mit der Lebendigkeit, dem raschen Gang der Handlung, den „kühnen Sprüngen" der Darstellung, an denen schon Herder seine herzliche Freude hatte. Mit wenigen Pinselstrichen wird oft eine Handlung mehr angedeutet, als gezeichnet. Es bleibt unserer Einbildungskraft überlassen, die Lücken zu ergänzen.

Besonders bezeichnend für die Darstellungsweise der Volkslieder ist ihre Naturinnigkeit. Das Landvolk, das doch in der Hauptsache den Volksgesang vertritt, ist mehr mit der Natur verwachsen, als es sich selbst bewußt ist; und so drängt sich bei dem Aussprechen menschlicher Empfindungen überall die Natur hinein. „Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge" sagt Uhland, „so grünt und blüht es allenthalb. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, Wind und Wasser, Sonne, Mond und Morgenstern erscheinen bald als wesentlicher Bestandteil der Lieder, bald wenigstens im Hintergrund oder als Rahmen und Randverzierung." Daher werden die meisten Bilder aus der Natur entlehnt. „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß. Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön, als wenn zwei Verliebte so bei einander stehen — u. s. w. Ähnlich in einer anderen Fassung das vogtländische Lied:

Kein Feuer ist auf Erden, das brennet nicht so heiß,
Als die verborgene Liebe, die niemand weiß.
Das Feuer kann man löschen, die Liebe nicht vergessen,
Das Feuer brennt so sehr, die Liebe noch viel mehr.

Der treulosen Geliebten ruft der verschmähte Liebhaber zu: „Deine Schönheit wird vergehn, wie's Blümlein auf dem Feld. Da kam ein Reiflein bei der Nacht und nahm dem Blümlein seine Pracht." Die bösen Zungen, die anderen die Ehre abschneiden, werden mit Dornen und Disteln verglichen: „Die Dornen und die Disteln die stechen gar zu sehr, die falschen Zungen noch vielmehr. Viel lieber wollt' ich gehn, wo Dorn' und Disteln stehn, als wo zwei falsche Zungen zusammen stehn." Die Natur selbst wird als beseelt gedacht, sie nimmt teil an dem Geschicke der Menschen. „Wenn sich zwei Verliebte scheiden, da verwelken Laub und Gras". — „Küsset dir ein Lüftelein Wangen oder Hände, wisse, daß es Seufzer sein, die ich zu dir sende." Auch zur Bezeichnung einer Unmöglichkeit muß die Natur dienen. „Wenn der Apfelbaum Kirschen trägt und der Mühlstein selber schlägt, dann soll Hochzeit werden." (A. Müller, Volkslieder aus dem Erzgeb. S. 105.) Ähnlich in einem vogtländischen Liede:

Wenn der Mühlenstein trägt Reben
Und daraus fließt süßer Wein,
Wenn der Tod mir nimmt das Leben,
Hör ich auf dein Freund zu sein.

Bisweilen wird ein Bild aus der Natur sofort auf eine Person übertragen. Die Geliebte heißt: Du herzigstrauts Schatzel, du Haselnußkern oder du Himmelschlüssel; sie wird als „liebe Sunneblumme“ (Sonnenblume) angeredet. Überhaupt finden wir im Volkslied ähnlich wie bei Homer stehende Beiwörter. Die Angebetete ist das Feinsliebchen, allerschönst Schätzel, herzallerliebster Schatz, herztausiger Schatz, das schwarzbraune Mädel, herzigtrauts Engellein, ja sogar ein rosenroter Engel. So kann man in gewissem Sinne von einem Stile des Volkslieds sprechen, der keineswegs, wie Berger behauptet, mit dem Stile des mündlichen Vortrags zusammenfällt.

Alle diese Eigentümlichkeiten muß man ins Auge fassen, wenn man beurteilen will, ob ein vom Volke gesungenes Lied als Volkslied anzusehen ist. Es liegt auf der Hand, daß dies in vielen Fällen gar nicht leicht ist, daß der Sammler leicht einen Fehlgriff machen kann.

Gehen wir nun zu den Fragen über: Wo finden wir noch in Sachsen lebendigen Volksgesang? Bei welchen Gelegenheiten werden Volkslieder gesungen? Wer sind die Sänger? Wie hat man bei dem Sammeln solcher Überlieferungen zu verfahren?

Wirklich lebendig ist der Volksgesang bei uns in der Hauptsache nur noch auf dem Lande. In kleineren Städten ist zwar auch noch manches anzutreffen, sogar in größeren Städten, aber das sind nur vereinzelte Reste. Auch auf dem Lande findet das Volkslied nicht überall gleiche Pflege, im Gebirge mehr als im Flachland. Wo lebhafter Verkehr besteht, wo Handel und Gewerbfleiß blüht, wo die Schulen und die Gesangvereine ihren Einfluß geltend machen, da verstummt mehr und mehr der Volksgesang. Die Kultur steht der Natur auch hier feindlich gegenüber. Indessen auch in solchen Gegenden, die noch nicht sonderlich von der Kultur beleckt sind, muß man die richtigen Gelegenheiten aufsuchen, wenn man diese Seite des Volkslebens beobachten will. Man darf sich ja nicht einbilden, man brauche nur auf das Land zu gehen, um sofort Volkslieder zu hören. Das Singen ist der Ausdruck einer gewissen inneren Stimmung, mag diese ernst oder fröhlich sein. Ist sie nicht vorhanden, so giebt es auch keinen Gesang. Wie die Vögel in Wald und Flur nicht das ganze Jahr hindurch singen, sondern nur in der Minnezeit des Lenzes, so sind auch die Menschen hauptsächlich in der Frühlingszeit ihres Lebens zum Singen aufgelegt.

Kommt der heiße Sommer mit des Lebens Mühen und Arbeiten, mit den Sorgen in der Familie, dann verstummt unwillkürlich der Gesang.

Wos soll m'r dee nier singe,
Wemm'r nischt meh ka —
E Stub vull klane Kinn'r,
D'rzu enn alt'n Ma. (A. Müller, Erzgeb. Volksl. S. 163.)

Aber auch das junge Volk singt nicht bei jeder Gelegenheit, sondern meist nur in fröhlicher Gesellschaft. An schönen Sommerabenden, zum Sommerhausen oder Summerhäusele, wie es im Vogtland heißt, wo die Mädchen „eingehäkelt" d. h. Arm in Arm straßenbreit durch das Dorf ziehen, die Burschen hinterdrein ebenso in Reih und Glied, da erschallen die schönen alten Lieder meist zweistimmig durch die kühle Abendluft, oft bis tief in die Nacht hinein. Denn wenn die Singenden einmal in Stimmung sind, dann wird es ihnen schwer, wieder aufzuhören. Ebenso wird auf dem Wege zum Tanze und auf dem Heimwege vom Tanze viel gesungen, wenn die Burschen und Mädchen einen längeren Weg gemeinsam mit einander zurückzulegen haben; auch bei dem Tanze selbst, namentlich in den Zwischenpausen zwischen den einzelnen Tänzen — wofern nicht die Polizei diese schöne alte Sitte durch ihren Machtspruch stört. Im Winter bieten die Rockenstuben oder Spinnstuben den jungen Leuten Gelegenheit, sich zu treffen und gemeinsam zu singen. Doch auch dieser alte Volksbrauch wird von der Polizei hart verfolgt, — sehr zum Schaden des Volksgesangs. Allerdings mögen viele Ungehörigkeiten dabei vorgekommen sein, aber man hätte lieber diese Auswüchse beschneiden, als die ganze Einrichtung aufheben sollen. Übrigens bestehen sie trotz des Verbotes noch an vielen Orten fort. Auch im Wirtshause wird gern gesungen, ebenso bei gemeinsamer Arbeit, sogar in staubigen Fabriksälen, kurz überall, wo fröhlich gestimmte Herzen sich zusammen finden.

Im allgemeinen übertrifft nach meinen Erfahrungen das weibliche Geschlecht das männliche an Sangeslust und Liederkenntnis. Dies bestätigt auch Dr. A. Müller für das Erzgebirge. Wenn dieser den Grund darin sucht, daß die jungen Burschen durch die Gesangvereine dem Volkslied entfremdet würden, während dies bei den Mädchen nicht der Fall sei, so kann ich ihm darin nicht beistimmen. Der Hauptgrund ist doch wohl darin zu finden, daß das weibliche Geschlecht überhaupt mehr der Geselligkeit, dem Anschluß an andre zuneigt, wie man ja schon an den kleinen Mädchen auf der Straße beobachten kann, die viel lieber gesellige Spiele treiben als die Jungen.

Darin allerdings muß man Dr. Müller Recht geben, daß die Gesangvereine auf dem Lande und in kleinen Städten dem Volksgesange schädlich sind. Denn wenn überhaupt schon das Volk von seinen Liedern gering denkt — es kann nicht begreifen, wie die Stadtherren sich um so gewöhnliches Zeug kümmern können, — so blickt der gebildete Gesangvereinler mit besonderer Verachtung auf die Volkslieder herab, die ja ohne Noten ein- oder höchstens zweistimmig gesungen werden, während doch nach seiner Meinung ein richtiger Gesang vierstimmig sein muß. Natürlich gilt dies nur von solchen Gegenden, in denen das Volkslied noch lebendig ist. Wo dies nicht der Fall ist, kann

ein gutgeleiteter Gesangverein durch Wiederbelebung des Volksgesanges sich sehr verdient machen.

Wenn ich oben gesagt habe, daß in den Städten kein lebendiger Volksgesang mehr zu finden sei, so folgt daraus nicht, daß man in den Städten überhaupt keine Gelegenheit habe Volkslieder zu sammeln. Auch hier bietet sich die Möglichkeit dazu bei Leuten, die aus dem Dorfe in die Stadt gekommen sind, namentlich bei Soldaten und Dienstmädchen. Bekanntlich wird bei den Soldaten der Gesang von den Vorgesetzten besonders begünstigt – gewiß mit Recht. Denn es marschiert sich noch einmal so gut, wenn muntere Volksweisen taktmäßig erklingen, der frische Gesang wirkt belebend auf die ermattenden Glieder. Und die Soldaten sind auch sangeslustig; es sind ja alles gesunde, lebensfrohe, jugendfrische Menschen. Sie kommen aus verschiedenen Gegenden des Landes, jeder bringt aus seiner Heimat gewisse Lieder mit, die sie sich gegenseitig mitteilen, und an Gelegenheit zum Singen fehlt es ihnen weder auf dem Marsche noch in der Kaserne und bei sonstigen Zusammenkünften. Die Soldaten sind auch mitteilsam. Wenn man bei einem Glas Bier dafür sorgt, daß die sangeslustigen Kehlen auch in der nötigen Feuchtigkeit gehalten werden, so kann man leicht alles hören, was sie können. Man kann auch nicht selten geschriebene Liederbücher von ihnen erhalten. Freilich darf man nicht alle Lieder, die sie singen und aufschreiben, als Volkslieder betrachten. Hier gilt es, mit Vorsicht und strenger Wahl erst jedes einzelne Stück zu prüfen.

Eine zweite Liederquelle in den Städten sind die Dienstmädchen vom Lande. Auch sie sind meist jung und sangeslustig, manche von ihnen gebieten über einen geradezu erstaunlichen Liederschatz. Bei ihnen macht sich der Einfluß der Kunstlieder weniger geltend als bei den Soldaten, weil sie weniger mit anderen zusammen kommen. Dagegen ist es schwerer, sie zum Singen ihrer Lieder zu bewegen. Den „feinen Leuten," den „Herrschaften" gegenüber scheuen sie sich, ihre einfachen Lieder zu singen. Hat man sie aber einmal so weit, daß sie diese Scheu ablegen, dann kann man bei ihnen reiche Ernte halten. Bei meinem Volkslieder-Sammeln im Vogtland habe ich gerade durch solche Mädchen viele schätzbare Beiträge erhalten. Einer meiner früheren Lehrer am Gymnasium in Plauen i. V., ein für deutsche Dichtung begeisterter Mann, richtete, nachdem ich in meiner Vaterstadt einen Vortrag über Dialekt und Volkslied des Vogtlands*) gehalten hatte, ganz erstaunt an mich die Frage, wie ich denn zu den vielen Volksliedern gekommen wäre; er sei doch schon seit langer Zeit im Vogtland, aber er habe noch keine gehört. Ich konnte ihm erwidern, daß auch in diesem Falle, wie so oft, das Gute so nahe liege: denn eine meiner besten Quellen sei — das Dienstmädchen,

*) Im Druck erschienen in Plauen i. V. bei Neupert 1870.

das bei ihm selbst in Diensten stehe. Durch die Kinder meines alten Lehrers, der neben dem Hause meiner Eltern wohnte, hatte ich erfahren, daß das Mädchen sehr liederkundig sei, und es gelang mir auch nach einiger Mühe, sie zum Singen zu bringen. Dem würdigen alten Professor hatte sie natürlich nichts vorgesungen.

Das Vertrauen der Singenden zu gewinnen ist eine Hauptschwierigkeit bei dem Sammeln von Volksliedern. Diese Lieder bilden eben ein Stück ihres Gemütslebens. Hat man sie aber einmal soweit, so tritt man ihnen unwillkürlich näher, man ist kein Fremder mehr für sie; es ist, als ob sie uns ihr Herz geöffnet hätten. Erschwerend ist das Mißtrauen, das überhaupt der Landbewohner dem Städter gegenüber hegt. Er fürchtet immer, man wolle sich über ihn lustig machen. Zuweilen begegnet man auch dem Argwohn, die Polizei könnte dahinter stecken, weil ja in manchen Gegenden das Singen im Wirtshaus und sogar auf der Straße verboten ist. So erging es mir einmal mit dem Wirte eines einsam gelegenen vogtländischen Dorfes, bei dem ich eingekehrt war. Ich fragte ihn, ob denn auch Sonntags beim Tanze fleißig gesungen würde. Da versicherte er mir mit ernster Miene, das sollte ich ja nicht denken: „bei mir geht es immer sehr moralisch zu!" Dieses Mißtrauen zu überwinden ist eine schwere Aufgabe. Mir kam im Vogtland sehr zu statten, daß ich Verwandte und Freunde auf dem Lande hatte, und namentlich daß mein Bruder damals dort Geistlicher war. Dadurch war ich in der dortigen Gegend so zu sagen eingeführt. Wer Volkstümliches sammeln will, darf nicht als zugeknöpfter Städter kommen, er darf sich auch nicht zudringlich den Leuten nähern. Wünschenswert ist es, daß er die Volksmundart versteht und seine Redeweise mundartlich färbt. Darum sind alle die, welche auf dem Lande aufgewachsen sind und die Sprechweise und die ganze Art des Landvolks genau kennen, am besten geeignet zu solchen Sammlungen, wie die Söhne und Töchter von Geistlichen und Lehrern, auch jüngere Lehrer selbst.

Welche Schwierigkeiten man zuweilen zu überwinden hat, dafür kann ich ein lehrreiches Beispiel anführen. Ich hatte erfahren, daß in einem Städtchen die in einem großen Lumpengeschäft arbeitenden Mädchen mit Vorliebe Volkslieder sängen. Mit Erlaubnis des Geschäftsinhabers ging ich hin. In einem großen, staubigen Saale sah ich eine große Menge Mädchen, dazwischen auch einige ältere Frauen damit beschäftigt, Lumpen, die in mächtigen Ballen aufgestapelt lagen, an feststehenden Messern und Sensen in kleine Stücke zu zerreißen. Der freundliche Geschäftsinhaber erklärte den Mädchen, was ich wollte, und ließ mich dann mit ihnen allein. Ich fragte die Mädchen, ob sie dieses oder jenes Lied kennten. Von allen Seiten verlegenes Lächeln, dann endlich — ja! Auf meine Aufforderung, doch einmal das Lied zu singen, erfolgte neues Lachen. Keine wollte anfangen. Ich

fragte nach anderen Liedern. „O ja, die kennen wir schon", so lautete es hier und da, aber keine fing an. Nun sang ich selbst einen Vers vor. Zunächst wieder Lachen, dann ein halbverlegenes: „Ja, das können wir auch". Aber keine stimmte ein. Nun mengten sich die älteren Frauen ein und schalten die Mädchen: sonst sängen sie den ganzen Tag und jetzt thäten sie so, als ob sie gar nichts könnten. Ich stimmte wieder ein Lied an: jetzt endlich wagte ein Mädchen schüchtern mitzusingen, aber da die anderen nicht einstimmten und wieder lachten, so hörte sie verlegen wieder auf. Ich ließ mich nicht abschrecken und fragte nach dem Wortlaute einiger Lieder, wie der oder jener Vers bei ihnen laute. Jetzt endlich erhielt ich eine Antwort; ein Wort gab das andere, allmählich verlor sich die Befangenheit, und als ich nun wieder ein Lied anstimmte, da setzten einige kühn mit ein und hielten trotz des Lachens der anderen aus, und nun war das Eis gebrochen. In ununterbrochenem Strome folgte ein Lied auf das andere, und schließlich waren die Mädchen so eifrig geworden, daß, als die Mittagsstunde herankam und sie eine Stunde Freizeit hatten, manche auf dem Saale zurückblieben, um mir noch weitere Lieder mitzuteilen. Ich hatte drei Stunden dort zugebracht und eine ausgezeichnete Ernte gehalten.

Ich habe bisher von dem Volkslied im allgemeinen gesprochen. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die einzelnen Gattungen der Volksdichtung in Sachsen. Wir haben hier zu unterscheiden die *größeren Volkslieder*, die *Vierzeiler* oder *Tschumperliedle* oder *Rundâs*, wie sie im Vogtland heißen; ferner die nicht gesungenen *Reimsprüche*, die *Kinderlieder* mit den *Kinderspielen* und die *Weihnachtsspiele*.

Bei den *größeren Volksliedern* unterscheidet man *weltliche* und *geistliche*. Die letzteren finden sich häufiger in katholischen Gegenden, einige wenige habe ich auch aus dem Vogtland gesammelt, wo sie sich in dem Munde bettelnder Kinder, namentlich der „Treuischen Bettelbub'n" erhalten haben.*) Die weltlichen zerfallen in *geschichtliche Lieder*, deren es nicht eben viele giebt — soweit sie mit dem Heere zu thun haben, sind sie in der Freytag'schen Sammlung veröffentlicht, — in *Balladen*, *Liebeslieder*, *Geselligkeitslieder*, *Scherzlieder*, *Ständelieder* u. a. Im allgemeinen ist der Volksliederschatz Sachsens nicht wesentlich verschieden von dem anderer Gegenden Deutschlands. Ebenso wie die Sprichwörter und die volkstümlichen Redensarten sind auch die Volks- und Kinderlieder in ihrem Hauptbestandteil Gemeingut von ganz Deutschland. Doch ist es von Wichtigkeit, die Fassung der einzelnen Lieder in den verschiedenen Gauen kennen zu lernen, weil sie meist allerlei Verschiedenheiten aufweisen. Es ist durchaus

*) Eines davon hat E. R. Freytag in der Zeitschrift Unser Vogtland II S. 314 abdrucken lassen.

falsch, wenn man gewisse Lieder als thüringisch, bayrisch, schwäbisch bezeichnet, obgleich sie auch in anderen Landstrichen einheimisch sind. Ich wähle als Beispiel das bekannte, wegen seiner schönen Weise gern gesungene sogenannte schwäbische Volkslied: Jetzt gang i ans Brünnele. Dies wird auch im Vogtland gesungen. Man könnte meinen, es hätte eben aus Schwaben nach dem Vogtland seinen Weg gefunden, sei es durch mündliche Übertragung, sei es durch Vermittelung des Drucks. Daß dies aber nicht der Fall ist, kann man deutlich aus der Fassung ersehen, die von der schwäbischen in vielen Stücken abweicht, namentlich ausführlicher ist als jene. Ich stelle beide Fassungen nebeneinander.

Schwäbisch:	Vogtländisch:
1. Jetzt gang i ans Brünnele, Trink aber net, Do such i mei herztausige Schatz, Find'n aber net.	1. Jetzt geh ich zum Brünnele, Trink aber net, Da such ich mein' herztausigen Schatz, Find'n aber net.
2. Do laß i mei Äugele Um und um gehn, Do siehn i mei herztausige Schatz Beim e andre stehn.	2. Da laß ich meine Äugelein Um und um gehn, Da seh ich mein' herztausigen Schatz Bei einem andern stehn.
	3. Und wirft ihn mit Röselein, Treffen mich thut, Meint, sie wär'n ganz allein. Das thut nicht gut!
3. Und beim e andre stehn sehn Ach das thut weh! Jetzt bhüt die Gott, herztausiger Schatz, Dich bsich ich nemme meh.	4. Und bei nem andern stehen sehn Ach das thut weh! Jetzt b'hüt' dich Gott, herztausiger Schatz, Dich seh' ich nimmermeh.
4. Jetz kauf i mer Dinten Und Feder und Papier Und schreib mei herztausige Schatz Ein Abschiedsbrief.	5. Jetzt kauf ich mir Tinte Und Feder und Papier Und schreib' mein' herztausigen Schatz Einen Abschiedsbrief.
	6. „Was willst du schon reisen fort? Hast ja noch Zeit!" — Ei b'hüt' dich Gott, herztausiger Schatz, Meine Wege sind weit.
5. Jetz leg i mi nieder Aufs Heu und aufs Stroh, Do falla drei Rösele Mir in den Schoß.	7. Jetzt leg' ich mich nieder Auf Heu und auf Moos, Da fallen drei Röselein Mir in den Schoß.
6. Und diese drei Rösele Sen roserot: Jetz weiß i net, lebt mei Schatz, Oder ist er tot.	8. Und diese drei Röselein Sind rosenrot; Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz, Oder ist er tot.

Der Zusammenhang des Liedes ist folgender: der Bursch geht zum Brunnen, um sein Mädchen zu sehen. Sie steht bei einem anderen. In der vogtländischen Fassung ist neu, daß sie diesen anderen im Scherz mit

Rosen bewirft und dabei, ohne es zu merken, den im Hintergrund zuschauenden verratenen Geliebten trifft — ein feiner, sinniger Zug. Er schreibt der Treulosen einen Abschiedsbrief und will aus Verzweiflung in die weite Welt gehen. Da trifft er sie noch einmal, wie wir aus den Worten ersehen: „Was willst du schon reisen fort? Hast ja noch Zeit!" Die letzten Verse zeigen den verlassenen Burschen in der Fremde, obgleich dies nach der Art des Volksliedes nicht ausdrücklich ausgesprochen wird. Müde legt er sich nieder auf Heu und auf Moos, da fallen drei Röselein ihm in den Schoß. Die Rosen erinnern ihn an das noch immer geliebte Mädchen, das ihn am Brunnen bei dem Scherzen mit dem Nebenbuhler mit den Rosen getroffen hat. „Und diese drei Röselein sind rosenrot", das Bild der Geliebten, die er trotz ihrer Treulosigkeit doch nicht vergessen kann, tritt von neuem lebhaft vor seine Seele, und voll wehmütiger Erinnerung schließt er: „Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz oder ist er tot."

Ich glaube, man wird der vogtländischen Fassung unbedingt den Vorzug zugestehen müssen. Erst das Rosenwerfen am Brunnen erklärt uns, wie die drei Röselein in der Fremde im Herzen des Burschen die alte Wunde wieder aufreißen können. Übrigens scheint diese Form des Volksliedes sonst nicht vorzukommen. In der großen Volksliedersammlung von Erk und Böhme (Liederhort I., Nr. 203, S. 610) sind mehrere Texte aus verschiedenen Gegenden abgedruckt, aber keiner stimmt mit dem unseren überein.

Ähnlich verhält es sich mit dem Urbilde von Uhlands berühmtem Liede: „Ich hatt' einen Kameraden —." Uhland hatte dabei ein altes Volkslied vor Augen, das nach einer Mitteilung Berthold Auerbachs*) in Schwaben folgendermaßen gesungen wird:

Ach Bruder, ich bin es geschossen.
Eine Kugel hat mich getroffen,
Führ mich in mein Quartier,
Daß ich verbunden wür.

Ach Bruder, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott!
Wir Soldaten, wir müssen's marschieren,
Marschieren fort und fort.

Das sind aber nur die zwei ersten Verse eines größeren Liedes, das im Erzgebirge gesungen wird (Alf. Müller, Erzgeb. Volkslieder S. 21):

1. Kamerad, ich bin geschossen,
Eine Kugel, die hat mich getroffen;
Schafft mich in ein Quartier,
Daß ich nicht verblute hier.

2. „Kamerad, wir können dir nicht helfen,
Denn es helfe dir der liebe Gott schon selber,
Denn es helfe dir der liebe Gott;
Morgen früh marschieren wir fort.

3. Morgen früh um die sechste Stunde,
Da marschieren wir zum schönen Thor hinaus." —
Kamerad ich muß verbluten,
Und du Bösewicht machst dir nichts daraus.

4. Wenn es meine Mutter wüßte,
Daß ich auf dem Schlachtfeld lieg',
O sie würde mich gewiß noch einmal küssen,
Und mein holdes Liebchen käm zu mir.

*) Vgl. Zeitschrift f. Völkerpsychologie v. J. 1879 S. 34.

5. Meine Mutter, die mich mit Schmerzen hat geboren,
Und ich weiß gewiß, sie liebt mich recht sehr;
Auf das Schlachtfeld sind wir gezogen
Und wir sehn uns nimmermehr.

Noch eine andere Fassung besitze ich aus dem geschriebenen Liederbuche eines Leipziger Soldaten, die aber einen anderen Schluß hat. Solche kleinere oder größere Abweichungen im Texte finden wir fast bei allen Liedern, die bei uns gesungen werden. Das bekannte Volkslied: Mädchen, wenn ich dich erblicke, find' ich keine Ruh nicht mehr — kenne ich in einer Fassung aus Rathewalde in der sächsischen Schweiz. Dort ist abweichend von der vogtländischen und erzgebirgischen Form (A. Müller, S. 54) als zweiter Vers eingesetzt:

Es stehen zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen so hell wie Sonnenstrahl,
Der eine scheint bei meinem Schätzchen,
Der andre über Berg und Thal.

Wie lebendig das Volkslied noch in manchen Gegenden ist, wie eng verwachsen es ist mit dem Gefühlsleben des Volks, dafür kann ich einen eigenartigen Beweis vorlegen, den ich der Güte eines verstorbenen Freundes verdanke. Dieser fand vor etwa 25 Jahren als Untersuchungsrichter in Leipzig unter den Papieren eines Verbrechers eine Anzahl Briefe, die diesem seine frühere Geliebte, eine Fabrikarbeiterin, geschrieben hatte und zwar in Versen. Aber diese Verse hatte sie zum größten Teil nicht selbst gemacht, sondern aus verschiedenen Volksliedern zusammengesetzt, wie es ihr gerade zum Ausdrucke ihrer Gefühle paßte. Aus den Briefen kann man die ganze Entwickelung des Liebesverhältnisses verfolgen. Es ist die alte Geschichte: erst lauter Glück und Jubel, dann der Fehltritt mit seinen Folgen, schließlich Treulosigkeit des Mannes, der des Mädchens überdrüssig geworden ist. Die Briefe lauten so:

I

Den ich nicht mag, den seh' ich alle Tag;
Der mein Herz erfreut, der ist so weit!

Es wachse unter Deinen Tritten,
Ein Thal von Blumen schön und dicht,
Drin blüh' für mich in Deiner Mitten
Ein herzliches Vergißmeinnicht.

Denn Du ißt mit mir und Du trinkst mit mir
Und Du schläfst die liebe, lange Nacht mit mir.

II.

Vergiß mich nur, Du Ungetreuer,
Du brachst den Schwur, und ich bereue
Die Thorheit, daß ich Dich geliebt.
Ich mag nun nichts mehr von Dir wissen,
Von Herzen kann ich Dich nicht küssen,
Da Deine Falschheit mich betrübt.
Ich hätt' ja wahrlich Blut und Leben
Für Dich, Du Falscher, hingegeben,
Du aber hast ein schlechtes Herz.
Du kränkst mein ehrliches Gemüte,
Für alle Dir erzeugte Güte
Machst Du mir nichts als Gram und Schmerz.
Wie wird Dich Dein Gewissen plagen,
Wie wird Dich der Gedanke nagen,
Daß Du mich hast so sehr gekränkt.

Ich hab' mich zärtlich Dir gewogen, (?)
Hab' Dich vor andern vorgezogen
Und Dir mein ganzes Herz geschenkt.
Ja hätt'st Du noch jetzt ein Gewissen,
So würdest Du Dich schämen müssen,
Daß Du's niemals hast treu gemeint.
Mit List hast Du mich hintergangen,
Dein Schmeicheln nahm mein Herz gefangen,
Mein Herz, das jedem ehrlich scheint.
Jetzt aber, da ich zitternd höre,
Du achtest weder Glück noch Ehre,
Jetzt seh' ich meine Thorheit ein.
O warum hast Du mir geschworen,
Ich sei allein für Dich geboren,
Ich sei Dein Liebstes auf der Welt.
Wie konntest Du Dich unterstehen,
Mit mir ein Bündnis einzugehen,
Da jedes Schmeicheln Dir gefällt?
— Gewähre mir nur eine Frage,
Mein Herz wird Dir die Antwort sagen.
Ach änd're doch Dein Herze,
Ach änd're doch Dein'n Sinn.
Denn all meine Liebe
Die fliehet sonst dahin.
Dein Herz wird Dich betrüben,
Wenn Du den Brief hier liest.
Ich hab' ihn schlecht geschrieben
Und ihn voll Gram gedicht't.

III.

O sieh, Teuerster, wie ich um Dich weine,
Weint gewiß kein andres Mädchen nicht,
Wenn im hellen, blassen Mondenscheine
Ein von Dir verlass'nes Mädchen spricht.

IV.

Willst Du mich denn ganz und gar verlassen?
Schlägt Dein Herz nicht mehr für mich?
Warum thust Du mich im stillen hassen,
Bin ich denn nicht mehr für Dich?
Wenn ich denke an beglückte Stunden,
Wo mir lachte Lust und Glück, —
Aber nun sind sie entschwunden,
Thränen bleiben nur zurück.

V.

Für Dich soll meine Laute nur erklingen,
Wenn mich das Schicksal grausam von Dir nimmt.
Den letzten Gruß will ich Dir klagend bringen,
Denn meine Saiten sind so tief verstimmt.
Ich liebe Dich, und ach! ich soll entsagen,
Und Du ermißt nicht meinen Schmerz?
Den Lüften soll ich dann mein Leiden klagen,
Wenn sich beklommen fühlt mein wundes Herz?
Wie fröhlich eilt' ich oftmals Dir entgegen,
Von weitem schon erkannte mich Dein Blick,
Ich folgte Dir auf allen Deinen Wegen,
Im Meere (?) selbst bist Du mein größtes Glück.
Und thaten sie auch damals Dich verklagen,
Ich sah vertrauensvoll Dir ins Gesicht
Und dachte selbst, woran die Wespen nagen,
Das sind die schlechtsten Früchte wahrlich nicht.
Wie lacht es mir, wenn ich die Nacht durchwache,
Im größten Schmerze seh' Dein Traumbild an,
Ob ich mit Dir wohl unter einem Dache
Recht eng verbunden nicht noch leben kann?
Und dieser Hoffnungsstern — er soll verschwinden,
Der einz'ge Lichtpunkt, der mir glücklich scheint?
Für eine and're läßt Du's Kränzchen winden?
Das Schicksal will, ich soll Dir ferne sein.
Noch mehr wie sonst wird Dich mein Auge suchen,
Das trüb und feucht jetzt nur durch Thränen sieht.
Fast möchte ich dem bangen Schicksal fluchen,
Das meine schönsten Freuden mir entzieht.
Noch manche Thräne ist auf meiner Wange,
Doch unterdrücke ich die Thräne nicht.
Denn nur um Deine Ruhe ist mir bange,
Drum bitt' ich schmerzlich Dich: Vergiß mein nicht!

Wir haben hier eine eigenartige Mischung von Eigenem und Fremdem. Wenn das Mädchen selbst sagt, sie habe den Brief „voll Gram gedicht't," so ist das wahr und nicht wahr. Sie hat das, was sie an derartigen Liedern in ihrer Erinnerung hatte, dazu benutzt, um damit ihren eigenen Empfindungen Ausdruck zu geben, indem sie wegließ und hinzufügte, je nachdem es

ihrer Stimmung angemessen war. Das Ganze macht, abgesehen von einzelnen Stellen und namentlich dem 5. Briefe, den Eindruck der Volksdichtung. Man kann auch einzelne Lieder nennen, die mehr oder minder benutzt sind.

In ähnlicher Weise sind gewiß gar manche Volkslieder entstanden, indem die Singenden einzelne Verse und Wendungen bekannter älterer Lieder benutzten, um daran die Gedanken und Empfindungen, die sie gerade bewegten, anzuknüpfen. Es läßt sich nicht verkennen, daß durch diese dichterischen Briefe des einfachen Mädchens ein gewisser leidenschaftlicher Schwung geht, der, so verschiedener Herkunft auch die einzelnen Teile sein mögen, doch dem Ganzen einen einheitlichen Charakter giebt.

Während die größeren Volkslieder fast sämtlich in der Schriftsprache abgefaßt sind, finden wir die Volksmundart in den Vierzeilern oder Schnaderhüpfeln, wie sie in Süddeutschland heißen. Früher glaubte man vielfach, diese Gattung der Volksdichtung sei eine Eigentümlichkeit der Alpenländer, und so erregte es ziemliches Aufsehen, als ich im Jahre 1876 meine vogtländischen Rundâs herausgab mit 1400 solcher Liedchen, damals die umfangreichste Sammlung dieser Art. Seit dieser Zeit hat man allenthalben fleißig gesammelt und gefunden, daß fast in allen Gegenden Deutschlands solche Vierzeiler noch im Volksmunde leben, daß ebenso wie bei den größeren Volksliedern ein gewisser Stamm als Gemeingut von ganz Deutschland anzusehen ist. Doch machen sich hier örtliche Verschiedenheiten mehr geltend als bei den größeren Volksliedern, schon wegen des Gebrauchs der Mundart. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der diese Liedchen für uns so anziehend macht. Neben den altüberlieferten Vierzeilern, die den Stamm bilden, treffen wir vielfach neue, frisch geschaffene, die so zu sagen vor unseren Augen erst entstehen. Andere werden nur umgeändert je nach dem Bedürfnisse des Augenblicks, sie werden neuen Verhältnissen angepaßt, an einen bekannten Anfang fügt sich ein neuer Schluß. Hier ist die Volksdichtung noch im Flusse. Daher kommt es auch, daß, wie John Meier*) vor kurzem nachgewiesen hat, so viele Schnaderhüpfel, die von gebildeten Dichtern verfaßt sind, Eingang bei dem Volke gefunden haben und daß diese vom Volke selbständig weitergebildet werden. Im Vogtland singt man das Rundâ:

Es is nix su traurig
Und nix su betrübbt,
Wie wenn sich á Krautshät (= Krauthaupt)
In á Rußen verlibbt.

*) „Volkstümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie." Aufsatz der Münchener Allgem. Zeitung, Wissenschaftl. Beilage Nr. 226 v. 6. Okt. 1898.

John Meier macht darauf aufmerksam, daß dies eine Dichtung Fr. v. Kobells sei, er fügt aber auch gleich eine vogtländische Weiterbildung hinzu:

Und is nix su traurig
Und nix su betrübbt,
Als wenn sich á hübsch Mádel
In 'n alten Graukopf verlibbt.

Selbst Einrichtungen der Neuzeit, wie die Eisenbahn, kommen in den Vierzeilern vor.

Eisenbáh, Eisenbáh,
Lokomotiv,
Wenn se net wátter kâ,
Nöch thut's án Pfiff.

So lautet ein vogtländisches Verschen. Im Erzgebirge singt man weit sinniger:

Eisenbah, Eisenbah,
Lokomativ,
Wenn de mei Schätz'l siſt,
Gibbst 'n dán Brief. (A. Müller, S. 141.)

Der Name Schnaderhüpfel ist in Sachsen nicht gebräuchlich. Hier heißt es Schlumperliedel, Tschumperliedel oder Rundâ, auch Schamber-Tschamberliedel und Schänderliedel*) kommt vor. Am merkwürdigsten ist der Ausdruck Rundâ, der früher in Deutschland allgemein verbreitet war, jetzt aber nur noch im Vogtland lebendig ist.**) Goethe gebraucht ihn in der Studentenscene seines Faust: „Zur Thür hinaus, wer sich entzweit! Mit offner Brust singt Runda, saust und schreit!" Unter Runda verstand man früher ein kurzes Trinklied mit dem Kehrreim Runda dinella oder Runda dinellula, woraus sich das bei manchen Liedern auch jetzt noch vorkommende Rullala Rullala entwickelt hat. In dem sächsischen Bergliederbüchlein vom Jahre 1740 ist ein solches Trinklied abgedruckt,***) das noch jetzt von Studenten in ähnlicher Weise gesungen wird:

Er setzt das Gläslein an den Mund, rundadinelula!
Er trinkt es aus bis auf den Grund, rundadinelula!
Er hat seine Sachen recht gethan, rundadinelula!
Sein Nachbar soll dergleichen thun, rundadinelula!

Der neunte Vers lautet:

Und wenn wir alles vertrunken han, rundadinelula!
So ziehn wir Leinwandhöschen an, rundadinelula!

*) Über die Bedeutung dieser Namen vgl. meine Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtland XIII ff.

**) Wie Dr. Alfred Müller in der Zeitschrift Glückauf vom Jahr 1884, S. 113, mitteilt, hat er diesen Namen im Erzgebirge nur in dem Dorfe Venusberg getroffen.

***) Vgl. Erk und Böhme, Liederhort III, Nr. 1142, S. 75.

Denselben Gedanken, nur etwas weiter ausgeführt, enthält ein vogtländisches Rundä:

Wenn alles z'samm versoffen is,
Und alles z'samm verschuldt,
Dö zieh ich Leimethüsen (Leinwandhosen) á
Und trög se mit Geduld.

Die Vierzeiler sind ursprünglich Tanzlieder. In früherer Zeit, wo eigentliche Musik zum Tanzen schwer zu beschaffen war, pflegte man beidem Tanze zu singen, wie es ja unsere Kinder bei ihren Reigen noch jetzt machen. Bei gewissen Volkstänzen wird ja auch heutigen Tags noch trotz der Musik gesungen, wie bei dem Vogelsteller, der Sackmütz, dem Hauschild (Lebt denn der alte Hauschild noch —), dem Großvater (Und als der Großvater die Großmutter nahm —) u. a. Bei den meisten vogtländischen Liedchen kann man gleich aus dem Bau der Verszeilen ersehen, ob sie ursprünglich zum Walzer (3/4 Takt), oder zum Rutscher (Galopp, 2/4 Takt) gesungen worden sind. Walzerliedchen sind z. B.:

Mei Mutter thutt zanken,
Mei Vöter brummt á,
Es werd se nix nutzen,
Se werd genumm—á.

oder:

Mei Schatz ist schö dick,
Und ich wünsch 'n viel Glück,
Viel Glück und viel Ehr',
Und wenn er noch dicker wär'.

Ein Rutscherliedchen ist das treuherzige Geständnis eines verliebten Mädchens:

Ich hatt' mir'sch an die Stirn geschrieb'n,
Ich wott net mehr als ánen lieb'n,
Gibbt's öber mei Gemüt net her,
— Ich lieb' ere immer mehr.

Ebenso das allgemein bekannte:

Und meine Lieb und deine Lieb
Ist wie ein Bündel Heu, Heu, Heu,
Und wenn der Wind dazwischen fährt,
Ist alle Lieb entzwei.

Zur Polka singt man:

Mádel, wisste (willst du) Polka tanzen,
Müssen deine Röckla schwanzen,
Schwanzen deine Röckla net,
Kasste (kannst du) á den Polka net.

Daher kommt es auch, daß die Schnaderhüpfel und die Rundäs gewöhnlich mit tanzartigen Körperbewegungen vorgetragen werden, ebenso wie die Couplets in unserer Posse, die trotz ihres fremden Namens doch im Grunde nichts anderes sind, als eben solche Vierzeiler. Der Inhalt unserer Liedchen ist außerordentlich mannigfaltig; das ganze Leben des Landvolks tritt uns darin entgegen, die Hauptrolle spielt aber natürlich Liebe, Jugendlust und

Neckerei. Aber auch manche Lebenserfahrung spricht sich darin aus, wie in dem erzgebirgischen Tschumperliedel von dem heiratslustigen Mädchen:

Ach wenn'r neer käm', — Nu is 'r gekumme
Doß er miech nähm', Und hot miech genumme,
Doß ich doch endlich Nu bin ich noch fárrner (mehr)
Vun Klipp'lsack käm'! Zum Klipp'lsack kumme.

Treffend urteilt G. Böttcher über dieses Liedchen: „Die Sehnsucht des harrenden Mädchens, die bittere Enttäuschung nach der Erfüllung der Sehnsucht kann nicht packender geschildert werden als in jenen einfachen Versen.“*)

Neben manchem Innigen und Zarten treffen wir auch viel Kräftiges und Urwüchsiges, wie in der Klage eines Burschen über die Treulosigkeit seines begüterten Schatzes:

Wenn ich an mán'n Schatz gedenk
Und an sei schiens Haus,
Dō denk ich halt alleweil,
's Bá reißt mir'sch raus.

Auch an Derbheiten fehlt es natürlich nicht. Es sei mir gestattet, auch davon eine Probe zu geben, die zugleich zeigen mag, wie geläufig dem Volke solche Reime sind. Als die erste Eisenbahn im Vogtland gebaut wurde, zum großen Mißvergnügen der Bauern, die ihre Felder trotz reichlicher Entschädigung nur ungern hergaben, fand ein Ingenieur an einer der Vermessungsstangen einen Zettel folgenden Inhalts:

Die Stange, die senn weiß,
Und eure Sach' ist — (ein derbes Wort);
Den König be— ihr um's Geld
Und den Bauer um sei Feld.

Zur Volksdichtung gehören auch die volkstümlichen Kinderlieder. Auch sie sind im Volk entstanden, man weiß nicht, wer sie verfaßt hat; auch sie sind in ihrem Grundstock Eigentum des ganzen Volks, sie sind mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und zeigen das eigentümliche Wesen des Volkslieds, Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit. Und ebenso wie bei den Volksliedern sehen wir den Bestand der echten, alten Kinderlieder durch neumodische Machwerke, seichte, fade, süßliche Reimereien bedroht, wie sie dutzendweise auf den Markt kommen. Hier gilt es, den alten, köstlichen Besitz aus der Väter Zeiten für unsere Kinder zu erhalten. Darum lohnt es sich, diese Liedchen zu sammeln, und wo sie auszusterben drohen, durch Einwirkung auf die Erwachsenen der Kinderwelt wieder zugänglich zu machen Wie ich oben mitgeteilt habe, ist in dieser Beziehung in Sachsen schon ziemlich viel geschehen; aber die vor kurzem erschienene Sammlung Dähnhardts zeigt, daß noch immer viel Neues zu finden ist, zumal jeder Landstrich seine Besonderheiten aufzuweisen hat.

*) Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königr. Sachsen. (Leipzig 1890). S. 83.

Die volkstümlichen Kinderlieder stammen zum Teil aus uralter Zeit. Daher sind sie für die Kulturgeschichte von hohem Werte. Sie sind eine Quelle für die Kenntnis des Götterglaubens unserer heidnischen Vorfahren, uralte Gebräuche spiegeln sich darin noch ab, wie in den Wundsegen, den Blumenorakeln, den Ringelreihen, in denen wir Reste altheidnischer Tänze zu Ehren der Götter zu erkennen haben. Aber auch Einrichtungen der neuesten Zeit kommen darin vor: singt doch die Leipziger Jugend schon von dem viel gerühmten aufgeschütteten Berge des Leipziger Rosenthals, dem sogenannten Scherbelberg:

Auf dem Scherbelberge
Singt ne schöne Lerche,
Wenn mer oben stehn,
Könn' mer Möckern sehn. (Dähnhardt, Volkstüml. Nr. 138.)

Nach dem Inhalt unterscheiden wir Wiegen- und Schaukelliedchen für die Kleinen, Kindergeschichten, Naturlieder, Zuchtreime, Sprachscherze, Kinderpredigten, Rätsel und Abzählreime in unendlicher Menge. Alle großen Ereignisse in dem Kleinleben der Kinder finden darin ihren Ausdruck, vor allen Dingen die Schule, aber auch Feste, wie Weihnachten mit dem Knecht Ruprecht, die Fastnacht, die Aschermittwoch mit dem Ascheabkehren, das Todaustreiben im Frühling, der Andreasabend, ferner das Austreiben des Viehs, das Einsammeln der Heidelbeeren u. a. Für letzteres führe ich ein Liedchen an, das in Alfred Meiche's Sagenbuch der Sächsischen Schweiz (S. 108) abgedruckt ist, aber in der großen Sammlung F. M. Böhme's sich nicht findet:

Holêren, holêren
Itz komm' mir aus den Beeren.
Wir hab'n den Top bis über'n Rand,
Das schmeckt wie lauter Zuckerland.

Herzerquickend ist die Fröhlichkeit und Jugendlust, die überall hindurch klingt. Neckverschen giebt es in Unzahl. Ich will nur eines anführen aus Dähnhardt's Sammlung (S. 26), das gleichfalls bei F. M. Böhme nicht steht, über den Namen Ernst:

Ernst, Ernst,
Morgen werd gefernßt (gefirnißt),
Übermorgen werd lackiert,
Und der Ernst werd dran geschmiert.

Und dazu noch eine mir gleichfalls neue Rätselfrage, auch aus Leipzig (Dähnhardt S. 31):

Kielemich und Keilemich
Die gingen auf en Bôm,
Kielemich fiel 'runter,
Wer blieb denn da noch ô'm?

Ahnungslos antwortet natürlich der gefragte Junge: Keilemich! Doch dem ist kaum das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren, umsonst — keile mich! läßt sich ein Junge nicht zweimal sagen; wie gesagt, so gethan.

Die Kinderlieder, die teils gesungen, teils gesprochen werden, bilden den Übergang zu den Reimsprüchen, die nur „gesagt" werden. In der Entstehung wie in der Überlieferung stimmen sie mit den gesungenen Volksliedern überein, aber sie sind ihrem Wesen nach mehr lehrhafter Art. Wie die Sprichwörter sind sie ein Niederschlag der Weisheit des Volks. „Rentlich (reinlich) und ganz — giebt alten Sachen Glanz" sagt der Vogtländer. „Gutschmeck macht Bettelsäck" mahnt der Erzgebirger. Daß das Heiraten wohl überlegt sein will, lehrt der Spruch: „Freier, sieh dich um und auf, Freien is ä langer Kauf;" daß niemand auslernt, ein anderer: „Wenn du alt wirst wie ä Kuh, lernen mußt du immer zu." Auf alter Erfahrung beruht der Satz: „Pfarrersch Kinner, Müllersch Küh, wenn sie geraten, is ä gutes Vieh." Vieljährige Beobachtungen verdichten sich zu Reimen in den Wetterregeln: „Januar warm — daß 's Gott erbarm." Märzenstaub bringt Gras und Laub." „Aprilen-Blut (Blüte) — thut selten gut." „Scheint die Sonne auf den nassen Busch, da kommt bald ein neuer Husch" (= Regenschauer). Auch für verschiedene Beschäftigungen giebt es solche Sprüche, für die einzelnen Handwerke, woran sich die Zunftgenossen gegenseitig erkennen, für das Hebefest beim Hausbau, auch für das Anbinden oder Schnüren, wenn ein Unbefugter den Bauplatz betritt. Dann hält ihm ein Maurer die Lotschnur vor die Brust und sagt:

Mit Gunst und Erlaubnis, meine Herren!
Sie werden wissen, Sie haben sich vergangen
Drum wer'n Sie mit der Schnur empfangen,
Die Schnur is frei,
Der Bau is neu.
Wir schnüren Kaiser, König und Fürsten,
Denn uns Mäurer thut's immer sehr dürsten,
Mit ein'n Gläsel Bier oder Wein
Woll'n wir schon zufrieden sein.

Auch hier finden wir viele Neckreime. So zieht man in der Sächsischen Schweiz die Städte Hohnstein, Neustadt und Sebnitz mit folgendem Verschen auf:

Wer von Hohnstein kommt ungesessen,
Und von Neustadt sattgegessen,
Und von Sebnitz ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen. (A. Meiche, Sagenb. S. 103.)

Dieser Spruch kann uns zugleich zeigen, wie solche Reime vielfach entstanden sind. Er ist die Umbildung eines alten Studentenspruches, den ich aus Leipzig in folgender Fassung kenne:

Wer aus Halle kommt mit gesundem Leib
Und aus Leipzig ohne Weib
Und aus Jena ungeschlagen,
Der mag von großem Glücke sagen.

In der Lausitz lautet derselbe Spruch (A. Meiche, Sagenbuch S. 135):

Kommst du von Bautzen ungefangen
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Zitte (Zittau) ungefreit,
So magst du wohl sagen von guter Zeit.

Zum Schlusse möchte ich noch aufmerksam machen auf die Reste von Weihnachtsliedern und Weihnachtsspielen, die sich noch in einigen Gegenden Sachsens finden. Dähnhardt (Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen S. 75) veröffentlicht einen Volksreim aus dem Vogtland, in dem Knecht Ruprecht bei dem Eintreten in eine Wohnung zu den Kindern spricht:

Gott stib, Gott stab, Gott Flederwisch,
's is mer draußen gar ze frisch.
Ich will mich in de Stub 'nein machen,
Will sehen, was de Kinder machen.
Wenn se nich fromm gewesen sein,
Steck ich se gleich in'n Sack hinein.

Dieser Spruch nimmt sich neben den anderen Verschen, die dem Knecht Ruprecht in den Mund gelegt werden, recht sonderbar aus. Was soll es heißen: 's is mer draußen gar ze frisch? Wie kommt der gestrenge Kinderfreund, der die Kinder beten lehrt, zu den närrischen Worten: Gott stib, Gott stab, Gott Flederwisch? Die Erklärung liegt darin: dieses Verschen ist ein Bruchstück aus einem alten Weihnachtsspiel, das im Erzgebirge und in der Lausitz noch jetzt bekannt ist. Von der Lausitzer Fassung entwirft P. Kruschwitz eine hübsche Schilderung in den Bunten Bildern aus dem Sachsenland (Bd. I, S. 146—149). In der Adventszeit macht dort der Heilige Christ als Mann in weißem Gewand mit der Krone auf dem Haupte in Begleitung zweier Engel und des Knechts Ruprecht seinen Umgang bei den Kindern. Nach wiederholtem Klopfen treten zuerst die Engel mit großen buntumwundenen Ruten ein und lassen die Kinder beten. Dann pocht es heftig gegen die Thür, und nun stürmt Knecht Ruprecht, die lustige Person dieser kleinen Aufführung, im Pelz mit einem Sack voller Nüsse in die Stube hinein mit den polternd gesprochenen Worten:

Blitz, platz, Flederwisch!
Draußen ist mir's doch zu frisch,
Will mich in die Stube machen
Und schaffen, daß die Kinder lachen.

Und in der That gelingt es ihm durch allerlei neckische Gebärden und Sprünge, indem er zugleich mit seiner Rute herumfuchtelt und mit dem Nußsacke klappert, die Kinder zum Lachen zu bringen. Hierauf tritt der Heilige

Christ selbst ein und fragt, ob die Kinder fromm gewesen seien. Als dies der Engel verneint, will er schon traurig wieder von dannen gehen, aber Knecht Ruprecht tritt ihm in den Weg mit den Worten:

Ach, heiliger Christ, nicht so geschwind!
Verschone doch das kleine Kind,
Verschone nur das junge Blut,
Das den Eltern noch nichts zu Leide thut.
Ich hoff', sie werden sich bekehr'n
Und in acht Tagen frömmer wer'n.

Durch die Aussicht, daß sie wirklich in acht Tagen frömmer werden, läßt sich der Heilige Christ versöhnen, und nun ergießt sich ein reicher Segen von Äpfeln und Nüssen und sonstigen Geschenken auf die jubelnden Kinder.

Über die Weihnachtsspiele im Erzgebirge haben wir ein hübsches Buch von Gustav Mosen (Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge, Zwickau, Volksschriftenverein 1861). Man unterscheidet dort zwei Arten, die sogenannte Engelschar und die Königsschar. Die Engelschar, die in der Adventszeit aufgeführt wird, behandelt die Verkündung der Geburt des Heilands, die Geburt selbst und die Anbetung der Hirten. Die Königsschar, die vom Hohenneujahr bis zu Lichtmeß gespielt wird, stellt die Geburt, die Anbetung der heiligen drei Könige (daher der Name Königsschar) und den Kindermord in Bethlehem dar. Die Engelschar besteht aus ziemlich viel Personen. Ein Hirte kündigt in Versen das Erscheinen des heiligen Christ an, nach ihm treten zwei Engel ein, welche die Kinder begrüßen, und nunmehr erscheint der Heilige Christ als Mann in langem Gewande mit Scepter und Krone. Ihm folgen Bischof Martin, genannt Merz, der heilige Nicolaus, Joseph, Maria, der Wirt, zwei Hirten und Knecht Ruprecht oder auch zwei, der große und der kleine Ruprecht. Nachdem sich die ganze Engelschar im Halbkreise aufgestellt hat, fragt der Heilige Christ, ob die Kinder fromm und artig seien. Martin kann ihnen kein gutes Zeugnis ausstellen, aber auf die Fürbitte des Nicolaus bleibt der Heilige Christ, der sich schon zum Gehen gewandt hat, und Martin läßt die Kinder beten. Da bricht der große Ruprecht in seiner derben, ungeschlachten Weise los (S. 25):

Hopp, hopp, Gotts Perlemann, Gotts Schwefel und Pech!
Gleichwie sich Mausdreck unter'n Pfeffer mischt,
So bin ich a unter den heil'gen Christ.
Ich that emol vorübergah,
Da hört ich e weiß Wunner da,
Das Geschrei war in diesen Haus su sehr,
Als wenn die Stub voll klaner klaner Kinner Kinner wär.

Als ihm der kleine Engel seine Grobheit verweist, antwortet er ihm:

Hopp, hopp, Du klaner Schnipper Du,
Kannst Du Dei Maul net halten zu?

Doch ist er bereit, Knechte und Mägde zu „examinieren und sie auf die Dauer zu vexieren". Auf die Frage des Heiligen Christ über das Verhalten der Knechte und Mägde erwidert er, sie wären gewinnsüchtig und trachteten „spät und früh, was sie kriegen für ihre Müh"; er soll ihnen als „Heilgenchristgeschenk" geben „Prügelsuppen und Maulschällen, Ziegenspeck und Pferkorallen."

Jetzt mengt sich auch der kleine Ruprecht ein (S. 26):

Ei, so muß ich mei Maul a drinne hob'n,
Sonst fressen mein Ranzen die Grillen und die Schwob'n.
Heut is gewesen ene kalte Nacht,
Kälter hätt' ich's net gedacht,
Ich kunnt vor Kält bald nimmer stahn,
Ich mußt e bissel af mein Feld rumgahn.

Also auch hier finden wir die Klage über die Kälte im Freien. Darauf treten Joseph und Maria auf, die eine Herberge in Betlehem suchen. Der Wirt hat keinen Platz wegen der vielen „kaiserlichen Abgesandten, die allhier sein". Schließlich weist er ihnen den Stall an; und als Maria erwidert, was sie denn „in dem Stall bei dem unvernünftigen Vieh" solle, da wird sie von Joseph getröstet (S. 28):

Maria, es ist halt Gottes Geschick,
Wir frommen Leut haben halt kein Glück.
Wir wollen uns af e Winkele machen,
Gott wird schicken alle die Sachen.

Hierauf wird den Hirten die Geburt des Herrn durch die Engel verkündigt, die Hirten treten an Joseph und Maria heran mit den Worten:

Ei schönen guten Abend, mein lieber Papa,
Treffen wir das neugeborne Kindlein hier a?

Sie beten das Kindlein an und beschenken es, und nach dem Gesange von Weihnachtsliedern mahnt zum Schlusse der Heilige Christ die Kinder zu Gottesfurcht.*)

Man sieht schon aus diesem kurzen Überblicke, daß hier uralte Überlieferungen zu Grunde liegen. In dem Heiligen Christ, der bei seiner eigenen Geburt zugegen ist, haben wir einen Rest des alten Heidengottes Wodan zu erkennen, der zur Zeit der Wintersonnenwende seine Umzüge auf der Erde machte, in dem lustigen, ungeschlachten Knecht Ruprecht den altgermanischen Donar. Gerade diese Lieblingsrolle enthält viele echt volkstümliche Züge. Aber auch sonst sind diese Weihnachtsspiele sehr anziehend, und es ist daher zu beklagen, daß sie nicht genauer gesammelt sind. Mosen hat ja manches in dankenswerter Weise veröffentlicht, aber er verfolgt in

*) Den Text eines ähnlichen Weihnachtsspieles aus dem Erzgebirge, eine Königsschar, vom Jahre 1804, hat C. von Weber in den Mitteilungen des sächsischen Altertumsvereins vom Jahre 1874 (Heft 24) abdrucken lassen.

seiner Schrift mehr praktische Zwecke, er will die Weihnachtsspiele in veredelter Gestalt wieder lebensfähig machen und läßt daher ein von ihm selbst verfaßtes Spiel abdrucken. Für uns sind aber die alten volkstümlichen Texte viel wichtiger. Ob es noch gelingen wird, viel davon vor dem Untergange zu retten, ist fraglich. Denn die Weihnachtsspiele sind wegen mancherlei Unfug, der dabei vorkam, und namentlich weil sie oft zu einer Art von Bettelei ausarteten, von der Polizei verboten worden. Doch sind sie trotz des Verbots und trotz der Strafen, die den Spielern auferlegt wurden, immer noch hier und da aufgeführt worden — ein Beweis, wie sehr das Volk an der alten Sitte hängt; und so ist es doch vielleicht noch möglich, einige alte Texte zusammen zu bringen. Es gilt hier, ein Stück alt-ehrwürdigen Volksbrauches vor der Vergessenheit zu retten.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Wenn ich auch auf dem mir zugewiesenen engen Raume nur flüchtige Umrisse bieten konnte, hoffe ich doch gezeigt zu haben, daß auf diesem Gebiete in unserem Sachsen noch viel zu thun ist, und daß es sich wohl lohnt, diese volkstümlichen Überlieferungen zu sammeln. Mögen sich recht viele fleißige Mitarbeiter finden! Hier kann jeder mithelfen, Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte. Nur sei auch hier die Bitte ausgesprochen, diese Erzeugnisse des Volks ohne jede Verbesserung und Verschönerung wortgetreu, wie sie im Volksmunde leben, aufzuschreiben. Die Zeit ist vorbei, wo man die Volkslieder aufputzen und verschönern zu müssen glaubte. Das war die Zeit, wo man die Volksdichtung ebenso überschätzte, wie man sie vorher unterschätzt hatte. Jetzt ist man zu einer unbefangenen, gerechteren Würdigung gekommen. Man hat eingesehen, daß die bescheidene Volksdichtung nicht mit den unsterblichen Meisterwerken unserer großen Dichtergeister wetteifern kann; aber auf ihrem beschränkten, kleinen Gebiete behauptet sie mit Ehren ihren Platz, wie die bescheidene Feldblume neben der farbenglänzenden, stolzen Gartenblume. Und wie ein Mensch von gesundem Sinne sich nicht nur freut an farbenprächtigen Rosen und duftenden Hyacinthen, sondern auch an den einfachen Blumen auf Wiese und Feld, so kann man auch an diesen dichterischen Erzeugnissen des Volks sein herzliches Wohlgefallen empfinden. Denn sie haben nicht nur ihren Wert als Dichtung, sondern sind zugleich auch eine unschätzbare Quelle für die Erkenntnis des Volkslebens.

9. Der obersächsische Dialekt.

Von Karl Franke.

Die im Königreich Sachsen gesprochenen deutschen Mundarten lassen sich nicht unter den Begriff eines einzigen Hauptdialektes zusammenfassen, sondern gehören mehreren an: die vogtländischen Mundarten dem ostfränkischen, die Oberlausitzer dem schlesisch-lausitzischen. Die erzgebirgischen kennzeichnen sich als Mischmundarten aus dem Obersächsischen, Ostfränkischen und Oberpfälzischen oder auch Bayrischen, ebenso die sebnitzische und huhwäldische als obersächsisch-oberlausitzische Mischmundarten, während sich an der Westgrenze ein etwa eine Meile breiter Gürtel von obersächsisch-thüringischen Übergangsmundarten hinzieht.

Von den genannten abgesehen, weisen dagegen die übrigen Mundarten einen einheitlichen Typus auf, der uns berechtigt, sie unter dem Namen obersächsischer Dialekt zusammenzufassen. Dieser einheitliche Typus reicht aber mehrere Meilen über die jetzige Nordgrenze des Königreichs hinaus und in die Provinz Sachsen hinein, — bis wieweit? — das festzustellen hängt davon ab, ob man nur die Mundarten dem obersächsischen Dialekt zuweist, die gar keine fremden wesentlichen Bestandteile enthalten, oder auch noch die, in denen die obersächsischen jene überwiegen. Thut man das letztere, so wären die Mundarten vom Ostkamme des Erzgebirges bis zur Mündung der schwarzen Elster und westlich fließenden Mittelelbe zum Obersächsischen zu rechnen. Thut man das erstere, so sind die Dessau-Herzberger Mundarten wegen ihres wesentlich verschiedenen Accentes und ihrer Annäherung an das Niederdeutsche im Lautstand und der Syntax von der obersächsischen Mundartengruppe im engeren Sinne auszuschließen und ebenso wegen ihrer Annäherung an das Ostfränkische im Vokalismus die nordosterzgebirgischen, d. h. die Mundarten in der Gegend von Freiberg, Brand, Frauenstein, Bienenmühle, Altenberg südlich etwa bis oberhalb der Mündung des Chemnitzbaches in die Freiberger Mulde, wiewohl hier wie dort der obersächsische Typus ganz bedeutend vorherrscht.

Ich fasse hier obersächsischen Dialekt im engeren Sinne und meine, wenn ich nun über seine charakteristischen Merkmale spreche, diejenigen,

welche man gemeinsam in den Mundarten vorfindet, die etwa nördlich von Werdau, Zwickau, Dittersdorf, Waldkirchen, Grünhainichen und den östlichen Ausläufen des Erzgebirges bis nach Zörbig, Bitterfeld und Falkenberg — und östlich von der Wasserscheide der Pleiße und Wyrha, dann nördlich davon etwa eine Meile östlich von der Saale bis gegen Sebnitz und Neustadt hin und nördlich davon bis an die Lausitzer Grenze gesprochen werden. Die außerhalb dieser Grenzen gesprochenen Mundarten werde ich nur gelegentlich berühren. Doch ist noch folgendes zu berücksichtigen: der obersächsische Dialekt ist je länger je mehr von der nhd. Schriftsprache beeinflußt worden. Nach dem Grade dieser Beeinflussung lassen sich drei Hauptschichten des Dialektes unterscheiden: 1. Der Dorfdialekt, d. h. derjenige, welchen die eingeborenen Bauern unter sich reden. Er ist noch ziemlich frei davon. 2. Der Stadtdialekt, welchen die Masse der eingeborenen Stadtbevölkerung spricht. Er ist schon mehr beeinflußt. 3. Der Dialekt der Gebildeten, welcher es noch stärker ist. So spricht der gebildete Obersachse, wenn er sich nicht ziert: ‚säχde‘; die Form des Stadtdialekts dafür ist ‚säde‘, die des meißnischen Dorfdialekts ‚soyde‘.

Das wichtigste Merkmal einer Mundart ist m. E. der Accent.

Unter dem Accent einer Mundart versteht man die derselben eigentümliche Klangfarbe. Dieselbe wird durch vielerlei Umstände bedingt. Während des Sprechens erleidet die Stimme eine doppelte Veränderung, einmal hinsichtlich ihrer Kraft, ferner hinsichtlich ihrer Tonhöhe. Beide Veränderungen treten aber sowohl während der Bildung der einzelnen Silbe, als auch während der des ganzen Satzes, bezüglich Wortes ein. Demnach zerlegt sich das, was man zusammenfassend den mundartlichen Accent nennt, in den exspiratorischen Silbenaccent, den tonischen Silbenaccent, den emphatischen Satzaccent und den tonischen Satzaccent.

Ist die Art der Bildung auch nur hinsichtlich eines von diesen vier in zwei Mundarten verschieden, so klingt der gesamte Accent beider qualitativ verschieden. Zwei Mundarten können aber in der Bildung aller vier Accente übereinstimmen, jedoch kann das gegenseitige Verhältnis dieser vier Accente in den beiden Mundarten ein verschiedenes sein, indem z. B. in der einen der expiratorische Silbenaccent mehr als in der anderen den tonischen überwiegt, oder der stärker ausgeprägte Silbenaccent mehr den Satzaccent beeinträchtigt. Dann sind die Mundarten nur quantitativ verschieden, d. h. trotz der vorhandenen abweichenden Schattierungen, die dem flüchtig beobachtenden Ohre des Fremden meist ganz entgehen, besitzen sie eine gemeinsame Grundfarbe und lassen sich zu einer Accentgruppe zusammenfassen.

Eine solche Accentgruppe bilden nun auch meiner Beobachtung nach die obersächsischen Mundarten in dem von mir eingeschränkten Sinne, und zwar ist der exspiratorische Silbenaccent vorwiegend zweigipflig (⁀)

der tonische zweitönig, auch dreitönig und zwar steigend-fallend (∧), bezügl. steigend-fallend-steigend (N), d. h.: nachdem die Stimme im Silbenträger (Vokal) ihre höchste Stärke, den Hauptgipfel, erreicht hat, sinkt sie etwas, um dann noch einmal ein wenig zu steigen. So entsteht ein Nebengipfel, der entweder noch in den Vokal selbst, besonders wenn dieser lang ist, fällt, so in ‚gu͡t' oder in den folgenden Konsonanten, besonders wenn dieser tönend ist, so in ‚kom͡m!' — Dabei wechselt gleichzeitig die Tonhöhe, welche bis zum Hauptgipfel steigt, dann aber sinkt. Dieses Variieren in Stärke und Tonhöhe innerhalb der einzelnen Silbe giebt dem Accente eine singende Klangfarbe. So wirft schon der Jeßnitzer, der auf dessau-herzbergischem oder mittelsächsischem Sprachgebiete wohnt, dem Bitterfelder vor, daß er anfange zu singen, und kennzeichnet so ganz richtig Bitterfeld als mittelsächsisch-obersächsischen Grenzpunkt.

Hinsichtlich des Accentes steht das Thüringische sowie das Ost- und Westerzgebirgische dem Obersächsischen äußerst nahe, und auch der größere nördliche Teil des vogtländischen Sprachgebietes (Reichenbach, Plauen) weicht nur ganz gering von letzterem ab. Mir ist nur folgender Unterschied aufgefallen: Der Vogtländer spricht die am stärksten betonte Silbe des Satzes in relativ höherer Stimmlage als der Obersachse. Während letzterer nämlich die schwächer betonte, der Hauptsilbe des Satzes vorausgehende Silbe ungefähr in der Terz spricht, um bei der Hauptsilbe selbst in die Quinte überzugehen, springt der Vogtländer von der Terz in die Oktave über. So in: ‚Ja freilich'. Im südlichen Teile des Vogtlandes, etwa von Schöneck an, nähert sich der Accent schon etwas dem ostfränkischen.

Der zweigipflige Silbenaccent scheint mir der hauptsächlichste Grund zu sein, weshalb im Obersächsischen das Sprechtempo ein sehr langsames ist.

Betonte einsilbige Wörter mit langem Vokal erreichen häufig die Länge von einer Sekunde; kürzer als eine halbe Sekunde scheint mir hier überhaupt eine lange Silbe im gewöhnlichen erzählenden Satze nicht zu sein

Das alleinstehende ‚Ja͡!' — ‚Ne͡!' (nein) — ‚So͡?' — ‚Wi͡?' — ‚Nu͡?' (nun), erreichen sogar zuweilen eine Länge von zwei Sekunden (͡ ist hier das Zeichen des zweigipfligen Accentes).

Trotz der Neigung des Obersächsischen, lange Vokale bei sehr starker Betonung überlang zu sprechen, geht es doch in der Erhaltung mittelhochdeutsch langer Vokale oder der Verlängerung mittelhochdeutsch kurzer nicht wesentlich über das Schriftdeutsche hinaus, wenigstens, wie man es in Mitteldeutschland zu sprechen pflegt, wo in Wörtern wie ‚Rad, Glas, Jagd, Turm' der Vokal lang gesprochen wird. Ein gleiches geschieht im Obersächsischen; aber auch in andern mitteldeutschen Mundarten gegen

die neuhochdeutsche Schreibung durchgängig in ‚Krüppel, Brett, Egge', in der Silbe all' in ‚überall', dem Adverb ‚an' und in ‚Spatz'.

Viel größer ist im Vogtländischen und Erzgebirgischen die Anzahl der Wörter mit verlängertem Stammvokal.

Der zweigipflige Accent ist im Obersächsischen gelegentlich die Veranlassung zur Entstehung der neuen Diphthonge īi̯, ēi̯, āa̯, ōu̯, ūo̯.

Wird nämlich infolge sehr starker Betonung ein die Silbe und meist auch das Wort schließender langer Vokal übermäßig gedehnt, so reicht ein einmaliger Ausatmungsstrom nicht aus, um die Windungen des zweigipfligen Accentes zu Ende zu bringen; deshalb folgt ein zweiter Ausatmungsstrom, durch den ein dem gedehnten Vokal ähnlicher unterkurzer Vokal entsteht, welcher sich von dem vorausgehenden gedehnten nicht bloß in der Tonhöhe, sondern auch in der Klangfarbe etwas unterscheidet, so wīīi̯ = wie?, — nééi̯ = nein, — tas is χe s̀nééi̯ (das ist ja Schnee!) — èì wi s̀ééi̯ne! [(Ei wie schön!) (wie diese Beispiele zeigen, steht dieses ééi̯ für jedes auslautende sehr stark betonte obersächsische ē ohne Rücksicht auf seine Abstammung also für schriftdeutsch e, ei und ö)] — χāāa̯ = ja! — sōōu̯ = so? — nūūò = nun?

Bei diesen Diphthongen ist der erste Bestandteil stets überlang und geht nie allmählich in den zweiten über, sondern dieser stürzt ihm nach, so daß er fast eine neue Silbe bildet.

Dies hat uns zur Diphthongisierung geführt.

Dem schriftdeutschen wir sind entspricht mittelhochdeutsches wir sīn, und von sint = sie sind hatte sich eine jenem gleichlautende Nebenform gebildet. Beide Formen hat ganz regelrecht im Obersächsischen die Diphthongisierung vom mhd. ī zu èì getroffen und ebenso im Erzgebirgischen und dem größeren nördlichen Teile des Vogtländischen, so daß sie obersächsisch-erzgebirgisch mèr und si sèìn und nordvogtländisch sáī (Meßbach, Thierbach, Hohenleuben) lauten.

Altes mhd. ī ist im Obersächsischen stets zu èi diphthongisiert und altes ū zu au mit Ausnahme von sìn für den Infinitiv sein, sìt = seid und hìnde = mittelhochdeutsch hīnte für ‚diese Nacht', sowie von úf für auf, welche Formen aber nicht als Verkürzungen der neuhochdeutschen, sondern der mittelhochdeutschen aufzufassen sind. Gerade weil in diesen Formen schon ī zu i und ū zu u verkürzt waren, ehe die Diphthongisierung von ī und ū im Obersächsischen eintrat, wurden sie von derselben nicht betroffen. Demnach sind im Obersächsischen neues ei und au von den alten, die fast ausnahmelos zu é und ō wurden, streng geschieden. Namentlich hemmte ein im Mittelhochdeutschen folgendes w die Diphthongisierung.

Die Diphthonge der neuhochdeutschen Schriftsprache ei (ai), au und eu

(oder äu) sind nämlich hinsichtlich ihrer Entstehung zweifacher Art: die einen haben ein sehr hohes Alter, da sie in urgermanische Zeit zurückgehen, das ist in eine Periode, wo sich die germanische Sprache noch nicht in eine deutsche, gotische und nordische gespalten hatte; die anderen haben sich erst in der Wende des mittelhochdeutschen und des neuhochdeutschen Zeitabschnittes aus den alten Längen ī, ū und iu [ȳ] entwickelt. Während also letztere aus langen einfachen Vokalen entstanden sind, haben die deutschen Mundarten mehr oder minder das Bestreben, die alten Doppelvokale zu vereinfachen. Doch gehen sie dabei ganz verschiedene Wege, indem die einen dem Nieder-, die andern dem Oberdeutschen Gefolgschaft leisten. Das Obersächsische thut ersteres und meist auch das Osterzgebirgische; das Vogtländische und Westerzgebirgische dagegen letzteres, und gerade darin liegt ein sehr wesentlicher Unterschied dieser beiden Mundarten vom Obersächsischen.

Es lauten demnach z. B. die hochdeutschen Wörter zwei, nein, reisen, Eiche:

im Obersächsischen: dswé, né, résn, éχe;

im Westerzgebirgischen: dswè. nè, rèsn, èχ;

im Vogtländischen: dswá (Rodersdorf b. Plauen, Schöneck, Hof), ná (Meßbach b. Pl.), rásn, áχ (Schöneck).

Ferner die hochdeutschen Wörter Baum, laufen, auch:

im Obersächsischen: bōm, lōfn, ōχ oder ō;

im Westerzgebirgischen: bām, làfn, à;

im Vogtländischen: Bám, láfm, á; und

Freude, läuft im Obersächsischen: fréde, léfd;

im Westerzgebirgischen: frèd, lèfd;

im Vogtländischen: frád und láfd.

Wir kommen nun zum Wandel der einfachen Vokale untereinander.

Im Obersächsischen wird langes ā im Stadtdialekt fast ganz rein, das heißt mit ganz unbedeutender Rundung der Lippen gesprochen, so daß es entschieden heller klingt, als das auch von dem gebildeten Süddeutschen gesprochene; im Dorfdialekt dagegen ist das gerundete à herrschend, welches ungefähr dieselbe Klangfarbe besitzt als das süddeutsche, so in dà. šdràse. Im Erzgebirgischen und Vogtländischen verdumpft dagegen ā nach süddeutscher Art häufig zu ō; so hörte ich dō schon in Waldkirchen und šdrōse in Langenau, südlich von Freiberg.

Im Auslaut wird langes é stets geschlossen gesprochen, der Dorfdialekt erhöht es dann meist zu ī, so in ‚s' thut wī' für weh. Im Inlaut tritt diese Erscheinung nur bei einigen Wörtern auf.

Besonders bewirkt es r, daß bei dem vorausgehenden Vokal, zumal wenn er kurz ist, eine niedere Zungenstellung eintritt; so werden 1. kurzes

i, ü, e, ö regelrecht zu è, ja teilweise selbst zu á, es lauten: ‚wird, Fürst, zerre': ‚wèrd, fèrsd, dsère'.

Da dieser Wandel schon in mhd. Zeit eintrat, so steht jetzt langes è für langes ī und ü, das mhd. noch kurz gesprochen wurde; so lauten Schirm, Bürger: šèrm, bèrχer. — Außer vor r hat sich altes kurzes i zu è bez. è durchgehends nur in ‚hin, viel, spielen, Stiefel' gesenkt, welche Wörter ‚hèn, fèl, šbèln, šdèwl' im obersächsischen Dorfdialekt lauten. In dem gleichfalls allgemeinen ‚brèɔ' für ‚bringen' scheint uraltes e gewahrt zu sein. In den westlichen Mundarten, wie in der Wyrhamundart, der Leipziger, der Markranstädter nimmt dieses è in Annäherung an das Thüringische immer mehr zu.

2. wurden auch langes ē und ö vor r stets zu è bez. á, so ère, mère für Ehre, Möhre.

3. Vor r ist mhd. kurzes u nicht zu ū sondern zu ō im Obersächsischen verlängert worden, so bōrχ, fōrχd, wōrm für Burg, Furcht, Wurm. Wo die Kürze blieb, schwankt u und v, so in Wurst: worsd.

Daß dieser Wandel lediglich durch das r hervorgerufen wurde, erhellt auch daraus, daß der obersächsische Dorfdialekt umgekehrt kurzes o außer vor r regelmäßig zu ū verdumpft hat, so in tūp für Topf. In einigen Wörtern, die mhd. ein kurzes, nhd. aber ein langes ō haben, ist langes ū eingetreten, nämlich in oben, holen, Vogel: ūm, hūln, fūχl.

Altes langes ō hingegen hat die Verdumpfung nur vor f, d und t, so in blūs, rūd für bloß, rot und in wo: wū, erlitten.

Wir wenden uns nun zur Entrundung. Sie besteht darin, daß ursprünglich mit Lippenrundung gebildete Vokale diese aufgeben. Wie in vielen mitteldeutschen Mundarten ist sie im Obersächsischen bei kurzem und langem ö und ü ganz durchgedrungen, so daß diese Laute zu e, é, i und í geworden sind. Es lauten demnach Töpfchen, größer, Mütze und spüren: tepχn, gréser, mitse, šbīrn. In einigen Wörtern hat der Dorfdialekt langes ö zu ī erhöht, so in hīrn für hören.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus, das wir jetzt betreten, ist die hochdeutsche Lautverschiebung der wichtigste Wandel. Das Obersächsische nimmt darin fast denselben Standpunkt ein, wie die nhd. Schriftsprache. Doch hat es gleich dem Thüringischen und Schlesischen altes ursprünglich gemeindeutsches pp und mp im In- und Auslaut unverschoben erhalten, so túp für Topf, šnúpn für Schnupfen, štúmb für stumpf.

Das Erzgebirgische und zwar auch das westliche tritt ganz entschieden auf die Seite des Obersächsischen, das Vogtländische dagegen auf die des Ostfränkischen, d. h. es hat die Verschiebung zu pf auch bei

pp und mp im In- und Auslaut. Die Mundarten des Vogtlandes, in denen dies nicht der Fall ist, wie die der Gegend von Klingenthal, Zwota, Brunndöbra und Sachsenberg, wo khop, šnupm gesagt wird, sind auch aus anderen Gründen als vogtländisch-erzgebirgische Übergangsmundarten aufzufassen.

Überhaupt hat das Obersächsische, wie das Niederdeutsche, eine sehr große Abneigung gegen die Lautverbindung pf. Zwar verschob es im Anlaut gemeindeutsches p dazu; jedoch ist dies wenigstens vor Konsonanten wohl durchgängig zu f vereinfacht worden. So ist frúp für Pfropf und flasder für Pflaster gemeinobersächsisch.

Im Vogtländischen und Erzgebirgischen hat sich anlautendes pf fest erhalten, so in pfrúpn für Pfropfen.

Inlautendes b vor Vokalen ist im Obersächsischen stets stimmhafter reiner Lippenreibelaut, d. h. es lautet wie w, so Garbe gārwe; die Silbe ben wie auch wen wird stets zu m, so geben zu gèm; nur für haben erscheint neben hām und ham im Dorfdialekt auch han oder hún.

Im Vogtländischen und Erzgebirgischen scheint gleichfalls w für inlautendes b vor Vokalen und m für ben ganz fest zu sein.

W ist der einzige stimmhafte Reibelaut, den das Obersächsische noch besitzt; denn bei s, j und inlautendem g hat es wie auch das Vogtländische und Erzgebirgische gleich den süddeutschen Mundarten den Stimmton aufgegeben. Während man also im Dessau-Herzbergischen noch ‚ſōn, jājd' spricht, lauten diese Wörter im Obersächsischen ‚sōn. χāχd'.

In Anschluß an letzteres Beispiel sei zugleich erwähnt, daß im Obersächsischen, Erzgebirgischen, Vogtländischen, Sebnitzischen und Kuhwäldschen inlautendes g außer in der Verbindung ‚ng' stets als stimmloser Reibelaut gesprochen wird, im Lausitzischen dagegen als Verschlußlaut.

Wie die erwähnten Reibelaute haben auch die weichen Verschlußlaute b, d und g in denselben Mundarten den Stimmton aufgegeben. Infolge der Aufgabe des Stimmtons sind aber im Obersächsischen, Erzgebirgischen und Vogtländischen die weichen Reibe- und Verschlußlaute: ſ, j, g im In- und Auslaut, sowie b und d mit den entsprechenden harten ſs, ch, p und t zu den mittelharten Lauten ‚š, χ, x, b und d' zusammengeflossen, so daß z. B. weise und weiße, siegen und siechen, backen und packen, leiden und leiten ganz gleich klingen, nämlich: wèise, sīχn, pakn, leidn, und hierdurch sind die Ergebnisse der hochdeutschen Lautverschiebung etwas modificiert worden.

Bei diesen gemeinsam für b und p, d und t gesprochenen mittelharten Verschlußlauten bedingt ein kurzer vorangehender oder folgender Vokal eine

geringe Verstärkung (die hier mit p bezeichnet wird), so pin aber bīne, ap aber šdāb, tás aber dād. Bei starker Betonung tritt diese Verstärkung jedoch auch vor oder nach langen Vokalen ein, so in dem entrüsteten Ausruf: sī pauèr! so in: ‚Du hast das gesagt', wo ich glaube, zuweilen eine regelrechte reine Tenuis vernommen zu haben.

Auf die Zahnlaute hat auch die Nachbarschaft von n umgestaltend eingewirkt.

Im Obersächsischen einschließlich des Osterzgebirgischen und selbst noch im Pockauthale wandelt sich nd und nt wie in anderem nieder- und hochdeutschen Mundarten oft bei anlautendem Kehl-, Gaumen- oder Lippenlaut in ŋg um, das auslautend zum bloßen ŋə wird (während inlautend ich wenigstens noch ein allerdings sehr reduciertes g zu hören glaube), so lauten Kinder, Schinder, Schinderei, binde, binden, finde, finden, gefunden, hinter, hinten, unter, unten und ordentlich: kiŋəgèr, šiŋəgèr, šiŋəgerèi, piŋəge, piŋə, fiŋəge, fiŋə, gefúŋə, hiŋəgèr, hiŋə, úŋəger, úŋə und úrdeṇliχ.

Das Vogtländische und Westerzgebirgische weisen ähnliche Formen nur vereinzelt auf, sonst bleibt hier n unverändert, während d oder t schwindet, so khinr (i. Vogtl.); fin, gfun, hin.

Ferner vereinfacht das Obersächsische, Erzgebirgische und Vogtländische in der Lautverbindung nz die Affrikata z zu s, so daß z. B. ganz und die Gans im Obersächsischen gleich klingen, nämlich gans.

Hinter l ist dagegen umgekehrt für s die Affrikata ds eingetreten, so lautet Felsen: feldsn.

Der Übergang von s zu š gewinnt in den deutschen Mundarten von Norden nach Süden zu immer mehr an Umfang. Im Obersächsischen ist er regelrecht im anlautenden sp und st und in der Lautverbindung rs durchgedrungen, so in šbād, šdūl, èršd; außerdem kennt ihn das Obersächsische nur bei einigen vereinzelten Wörtern mit benachbarten Kehl- oder Gaumenlauten, so bei héšèr für heiser; im Vogtländischen hàšr (Schöneck i. Vogtl.), und im Erzgebirgischen hèšr.

Nichts lautet in ganz Obersachsen nišd, welche Form aus dem mittelhochdeutschen nihtes niht durch gegenseitige Angleichung von s und ch entstanden ist.

Auch das Erzgebirgische kennt wohl nur nišd.

Das Vogtländische schwankt zwischen niks (so Hof, Schöneck, Auerbach, Meßbach, Plauen) und nišd (so Ebersgrün, Mechelgrün, Wildenau, Rodersdorf, Plauen, Triebes), ersteres bevorzugt aber mehr der Süden, letzteres der Norden.

Ehe wir zur Betrachtung der Wortbildung und Wortbiegung schreiten, müssen wir noch einige Lautgesetze besprechen, weil sie von bestimmendem Einfluß auf diese beiden Gebiete sind.

Zunächst besitzt das Obersächsische wohl infolge der starken Betonung der Nebensilben und des langsamen Sprechtempos die Neigung in Vorsilben wie be, ge, zer und in sich an das folgende Wort anlehnenden Wörtern wie ‚zu' den Vokal zu wahren, und zwar hat es zuweilen in der Vorsilbe ‚ge' altes mittelhochdeutsches ‚e' auch da festgehalten, wo es die Schriftsprache ausgeworfen hat, so vor ‚n' in ‚Gnade' und ‚gnädig' (also gènāde). In diesen Wörtern hat auch das Vogtländische das e erhalten; sonst läßt es aber wie auch das Erzgebirgische den Vokal der Vorsilbe nach süddeutscher Art gern fallen.

In dem eine Meile nordöstlich von Zschopau gelegenen erzgebirgisch-obersächsischen Grenzorte Grünhainichen habe ich bereits ‚khèɪəgd, für ‚gehängt' und ‚ksèn' für ‚gesehen' gehört.

Für das Obersächsische gilt hinsichtlich der Erhaltung des ‚e' in ‚ge' nur die eine Beschränkung, daß von den mit ‚g' und ‚k' anlautenden Verben und von ‚werden' das Perfektpartizip, ähnlich wie auch im Vogtländischen und Erzgebirgischen, zuweilen noch ohne ‚ge' gebildet wird, so ‚gaɪə' für ‚gegangen' ‚kofd' für ‚gekauft', ‚wordn' für ‚geworden'.

Ganz ähnlich wie bei den Vorsilben ist es bei den Nachsilben mit auslautendem Vokal.

Wie überhaupt die ostmitteldeutschen Mundarten hält das Obersächsische nicht bloß fast stets da den auslautenden unbetonten Vokal fest, wo es das Schriftdeutsche thut, sondern es hat auch ihn oft noch aus mittelhochdeutscher Zeit gewahrt, während das Schriftdeutsche ihn fallen gelassen hat; ja zuweilen fügt das Obersächsische einen Vokal ganz neu an.

Das Vogtländische einschließlich der Zwickauer Mundart und das Erzgebirgische werfen vielfach den auslautenden unbetonten Vokal, namentlich das tonlose ‚e' ab und weisen nur selten einen solchen da auf, wo das Schriftdeutsche keinen hat.

So bilden die starken männlichen und sächlichen Hauptwörter den Dativ der Einzahl im Obersächsischen fast stets mit ‚e' und zwar zum großen Teil gegen den schriftdeutschen Gebrauch, im Vogtländischen und Erzgebirgischen dagegen ohne ‚e'; so haben im Obersächsischen nicht bloß Wörter wie ‚Mann, Kind', im Dativ ‚e' (mane, kinde) sondern auch ‚Schnee (šnée), Abend (āmde), März (mèrdse)', auch Eigennamen wie ‚Schmidt (šmite)', ferner aus derartigen Dativformen entstandene Umstandswörter, wie ‚dahéme, daheim' (Dativ von das Heim), so auch: ‚mit nišde' (für ‚mit nichts'); ferner die Namen der Buchstaben

so ‚mitn āe' (für ‚mit dem A'); ferner Fremdwörter, so ‚im lūšīe' (für ‚im Logis').

Nur selten taucht ‚e' im Vogtland und dem Erzgebirge auch als Dativendung auf.

Nicht nur im Dativ, sondern auch im Nominativ und Accusativ haben meist im Obersächsischen diejenigen Neutra noch das ‚e', welche es im Mittelhochdeutschen hatten, so ‚Geschick' als ‚gešige'.

Ihnen schließen sich auch einige Feminina, die mittelhochdeutsch stark sind, an, so ‚Bahn' als ‚bāne'.

Diejenigen starken Substantive, die im Nominativ, Genitiv und Accusativ der Mehrzahl im Schriftdeutschen die Endung ‚e' gewahrt haben, haben sie auch ausnahmelos im Obersächsischen, so ‚Tage, Kühe, Schafe' und selbst die Namen der Buchstaben, so ‚di īe' für ‚die J', sowie die Fremdwörter auf ‚us', wie úmnībuse (Mehrzahl von ‚Omnibus').

Im Vogtländischen und Erzgebirgischen verlieren dagegen wenigstens die einsilbigen der starken Substantive durchgängig das ‚e' in den erwähnten Pluralendungen, so für ‚Tage' ‚dox' (im Erzgebirge).

Es geht daraus hervor, daß das Obersächsische bei vielen starken männlichen und sächlichen Hauptwörtern um eine Form reicher als das Vogtländische und Erzgebirgische ist. So hat im Obersächsischen Sohn: 1. Nom. u. Acc. Sg. son, 2. Dat. Sg. sone, 3. Nom. u. Acc. Pl. séne, 4. Dat. Pl. sén. — Im Vogtländischen und Erzgebirgischen fallen hier die Formen unter 1 und 2 sowie meist auch unter 3 und 4 zusammen.

Auch die schwachen Maskulina, deren Nominativ das Schriftdeutsche stets oder vielfach ohne ‚e' bildet, haben im Obersächsischen diesen noch mit ‚e'. So heißt es hier stets ‚úgse' ‚hèrte' (für ‚Hirt'), ‚súldāde' (italienisch ‚soldata'), ‚štútente' (für ‚Student'), desgleichen auch Eigennamen, so ‚fritse' (für ‚Fritz').

Auch das weibliche Fremdwort ‚Madam' lautet bisweilen ‚madāme', desgleichen ‚die Sie' zur Bezeichnung eines weiblichen Tieres: ‚sīe'.

Im Vogtländischen und Erzgebirgischeu dagegen bilden nicht bloß derartige Wörter den Nominativ der Einzahl ohne ‚e', sondern auch viele andere schwache Maskulina und Feminina, so ‚guɔ' ‚Junge' (Vogtland und Erzgebirge).

Wo im Mittelhochdeutschen das unflektierte Eigenschaftswort ein ‚e' hatte, ist dieses meist auch im Obersächsischen noch vorhanden, so ‚feste' für ‚fest', ‚wilte' für ‚wild', ‚túle' für ‚toll', ‚gléne' für ‚klein', ‚štile' für ‚still'; derartige Formen habe ich selbst in der Freiberger Gegend gehört.

Im Vogtländischen und Erzgebirgischen fehlt dagegen nicht bloß hier das ‚e' (so selbst ‚mīd' für ‚müde', Erzgebirge), sondern auch regelmäßig bei dem schwach deklinierten Eigenschaftswort im Nominativ

der Einzahl des männlichen und im Nominativ und Accusativ der Einzahl des weiblichen und sächlichen Geschlechtes nach dem bestimmten Geschlechtsworte: so im Vogtland: ‚der glènsd' für ‚der kleinste' und im Erzgebirge: ‚dr glèn gujə' für ‚der kleine Junge'.

Das Obersächsische hält das schriftdeutsche ‚e' in der starken pronominalen Deklination stets fest, so lautet selbst in den obersächsisch-erzgebirgischen Übergangsmundarten die Pronominalform ‚ihre': ‚īre'; ja es fügt ‚e' auch an die alleinstehenden Formen der besitzanzeigenden Fürwörter, ‚mein, dein, sein, unser, euer, ihr' an, so: ‚'s is meine' (für ‚es ist mein, gehört mir'), ferner an den Nominativ und Accusativ der Zahlen von zwei bis zwölf, wenn kein Haupt- oder Eigenschaftswort darauf folgt, so lautet im Dorfdialekt selbst ‚sieben': ‚sīme' oder sīmne'.

Eigentümlicherweise schließt sich in diesem Punkte das Vogtländische und Erzgebirgische im Gegensatz zu dem Ostfränkischen dem Obersächsischen an.

Betrachten wir nun das auslaufende ‚e' in der Konjugation!

Die erste Person der Einzahl des Präsens wirft im Obersächsischen in der Regel nur dann das ‚e' ab, wenn ein eng dazu gehöriges Wort darauffolgt, wie Objekt, Adverb, Negation; sonst bleibt es namentlich zu Ende des Satzes oder bei starker Betonung erhalten, so bei gewöhnlicher Betonung: ‚iχ hau dχ' (für ‚ich haue dich'), wird aber ‚haue' sehr betont: ‚iχ haue diχ'; — ferner: ‚iχ lōf niχ, iχ fāre' (für ‚ich laufe nicht, ich fahre').

Seltener als in der ersten Person der Einzahl des Indikativs wirft unter gleichen Bedingungen das Obersächsische in der ersten und dritten der Einzahl des Konjunktivs starker Verba das ‚e' weg, wie ‚sèg' für ‚sähe', ‚lèg' für ‚läge', so: ‚es lèg dúrde', (für ‚es läge dort'); — doch: iχ (oder er) šdèrwe līwer, èe iχ (er) blīwe' (für: ‚ich sterbe lieber, ehe ich bliebe').

Ganz fest hält das Obersächsische das ‚e' in der ersten und dritten Person der Einzahl des schwachen Imperfekts, ja fügt sogar ‚e' an dieselben Personen des Imperfektindikativs starker Verba, so ‚sāe' für ‚sah'.

Das Vogtländische dagegen, sowie das Erzgebirgische werfen im schwachen Imperfekt das ‚e' ab.

Hinter ‚zu' nehmen die in der Mundart einsilbig gewordenen Infinitive im Obersächsischen zuweilen ‚e' an, so ‚dsu dūne, dsu sène' für ‚zu thun, zu sehen'.

Auch bei Adverbien hat das Obersächsische mittelhochdeutsches auslautendes ‚e' häufig erhalten, so zunächst bei denen, deren Adjektive das ‚e'

noch haben, wie ‚štile' für ‚still', ferner bei andern: ‚gèrne' für ‚gern', ‚balte', ‚saχte' für ‚sacht', ‚sère' oder ‚sīre' (für ‚sehr' (letzteres habe ich noch in dem $1^1/_2$ Meile nördlich von Freiberg gelegenen Großvogtsberg gehört), ‚šune' für ‚schon', ‚nore' für ‚nur', ‚úfte' für ‚oft' ‚forne' ‚drāne' für ‚daran', ‚ăle' für ‚all' in dem Sinne von ‚zu Ende', ‚tene' für ‚denn' in der Frage (so: ‚was tene?') ‚alēne' für ‚allein', ‚mite' für ‚mit' (doch nur als Adverb., nicht als Präposition) so: ‚èr géd mite' (für ‚er geht mit', aber stets ‚èr géd mit mīr'). — Ihnen schließt sich das aus dem mittelhochdeutschen ‚iezuo' entstandene ‚itse' für ‚jetzt' an. — In Anlehnung an die genannten haben aber auch andere Adverbien im Obersächsischen ‚e' angenommen, so ‚héme' für ‚heim' auf die Frage wohin (wie: ‚iχ gé héme' für ‚ich gehe heim', das sich an das aus dem Dativ von „Heim' entstandene ‚héme' auf die Frage wo angelehnt hat), ferner ‚gewone' (was schon mittelhochdeutsch als Nebenform von ‚gewon' auftritt) für ‚gewohnt' ‚túrte' für ‚dort' ‚ère' für ‚eher', ferner die von Partizipien gebildeten: ‚getrèɹte' (für ‚gedrängt) ‚gehaufte' (gehäuft), ‚gefropte, ‚gedrigte' (gedrückt) ‚geraplte' geramelte, geśweperte fúl'.

Einige auf einen Vokal oder einen Reibelaut endigende Wörter bekommen im Obersächsischen nur bei starker Betonung ein ‚e', so ‚hȳe' oder ‚hīe' (Zuruf an die Pferde), ‚χūe' für alleinstehendes ‚ja' im Dorfdialekt, ‚ause' in ‚šīds ause' (für ‚schiez aus') und die Pronominalformen ‚ich, mich, dich, sich' und ‚was' als Ausruf, also: ‚iχe! ‚wase'! u. s. w.

Aus dem Gezeigten geht hervor, daß im Nom. Sg. das Obersächsische noch im stande ist, das weibliche Geschlecht von dem männlichen und sächlichen durch die Formen der Wörter ein, mein, dein, sein, unser, euer, ihr zu unterscheiden, während das Vogtländische und Erzgebirgische dies nicht mehr vermag; hier heißt es bei allen Geschlechtern mai (bez. mèi) doch im Obersächsischen zwar mèi fāder und mèi kind, aber mèine mutr. Im Acc. Sg. sind daselbst noch alle 3 Geschlechter streng geschieden: mèin fāder, mèine mutr, mèi kind. — Dieses Ihnen vorgeführte ostmitteldeutsche ‚e' ist einst von den katholischen Geistlichen des Südens als lutherisch hart befehdet worden; gleichwohl hat es in den meisten Fällen den Platz behauptet.

In Endsilben mit auslautendem Konsonanten dagegen wahrt das Obersächsische meist diesen, läßt aber den Vokal fallen.

Zunächst wirft in der Endsilbe ‚en' das Obersächsische das ‚e' aus, erhält aber das ‚n'.

So erscheint die Deklinationsendung ‚en' im Obersächsischen und Erzgebirgischen hier als ‚n', so für ‚Stunden' ‚štundn'; im Vogtländischen findet sich ‚á' neben ‚n': ‚štuntá'.

Ein gleiches gilt für die Konjugationsendungen, so in wir und sie ‚faln, rēdn, krīχn' (‚fallen, reden, kriegen') in ‚gefaln' (für gefallen).

Von besonderer Bedeutung ist dies bei der Infinitivendung; denn durch die Bewahrung des Infinitiv-n unterscheidet sich das Obersächsische nicht bloß vom Vogtländischen und Erzgebirgischen, sondern auch vom Thüringischen und der Pleißner Mundart. Letztere gehören zu Blumenroda, Hartmannsdorf, Regis, Breitingen, Röthigen

So lautet ‚abreisen, soll hören, kann werden', in diesen ‚aprèise' (Regis), ‚sol hīre' (Blumenroda), ‚kan wère' (Breitingen), im Obersächsischen ‚aprèisn, sol hīrn, kan (bez. gan) wèrn'.

Nach ‚m, n, und ng' dagegen wirft das Obersächsische die ganze Endung ‚en' ab, so soll ‚nèm', sie ‚šèin', die ‚χuŋə' für Jungen, während die andern in Frage kommenden Dialekte auch hier das e meist wahren.

Das Obersächsische und Osterzgebirgische bevorzugen die Bildungssilbe ig und zwar ist der Ausfall des ‚i' in ‚ig', wenn noch eine Silbe folgt, zur festen Regel geworden, so ‚hèilχe' (für ‚heilige'), und auch wenn ‚g', das stets als ‚χ' erhalten bleibt, im Auslaut steht, sehr häufig, so ferdχ' für ‚fertig'; wenn sie aber ‚icht' gebrauchen, werfen sie ch (χ) nie aus, so ‚fīrekχd, alwriχd, drekχd, rupχd' (= viereckig, albern, dreckig, ruppig und im Osterzgebirgischen ‚hōrmχd').

Vom Vogtländischen und Westerzgebirgischen werden Eigenschaftswörter öfter mit dem alten Suffix ‚icht' gebildet, welches, wie schon mhd. zuweilen, die Gestalt et angenommen hat, so ‚draket' dreckig.

Sehr entschieden strebt das Obersächsische nach strenger Unterscheidung der Mehrzahl. Zunächst sind hier die Pluralbildungen auf er häufiger, als in der Schriftsprache, so bei Gebet, Dorn, Mensch und Stück und in Übereinstimmung mit dem Erzgebirgischen bei Balg, Halm, Kloß; ferner bei Klotz, Kranz, Pflock, Vieh, so fiχer.

Außerdem macht das Obersächsische von der niederdeutschen Bildungsweise mit s sehr ausgiebigen Gebrauch, so zunächst um Singular und Plural auseinander zu halten bei den Verkleinerungswörtern, wie Lämpchen, Mädchen: Pl. mèdls, Fräuleins, Kindchen hat Pl. kinterχns, bei Wörtern auf er, so Luder Pl. lüders, Dreiers, Thalers, dann aber auch bei Schwager, Kerl Pl. kerls, Bräutigam, Kuckuck, Ofen, Vieh Pl. fīχèrš neben fīχèr und selbst bei schwachen wie Herr Pl. hèrns, Jungens, Damens.

Das Obersächsische widerlegt die Behauptung mancher Dialektforscher, daß Präteritum und Perfekt neben einander in den deutschen Mundarten nicht mehr vorkämen, indem es zur Bezeichnung von vollendeten, abgeschlossenen Thatsachen (res perfectae), also in dem Sinne des lateinischen

eigentlichen Perfekts, das Perfekt gebraucht. So sagt der Meißner: alds χ gestern na dêwln giɟə (oder guɟə), pin χ fasd dswé štundn gelōfn (= Als ich gestern nach Döbeln ging, bin ich fast zwei Stunden gelaufen).

Namentlich wird das Perfekt auch gebraucht, um anzudeuten, daß man etwas nur vom Hörensagen weiß, während im Präteritum Ereignisse, deren Verlauf man selbst mit angesehen hat, berichtet werden. So antworten auf die Frage: ‚Was ist denn hier los?' Augenzeugen: s fīl e man um (= es fiel ein Mann um); die aber, welche später erst dazu gekommen sind: sis e man umgefaln (= es ist ein Mann umgefallen). — Beliebt ist auch die Umschreibung des Präteritums mit that, so: er dād naχ šläfn (= er schlief noch). — Außerdem hat das Obersächsische Neigung, im starken Präteritum ū bez. ō als Ablautsvokal eintreten zu lassen, so in der I-a-u-Reihe šbruɟə, druɟək (= sprang, trank), in der E-a-o-Reihe hulf, šdorb (= half, starb), in der ehemalig reduplizierenden: blūs, fūl, fuɟə, guɟə (= blies, fiel, fing, ging).

Das Erzgebirgische schließt sich ganz dem Obersächsischen an.

Das Vogtländische nimmt eine vermittelnde, doch noch nicht recht aufgeklärte Stellung ein.

Wie bei Luther werden im Obersächsischen auch bei und gegen mit Dativ und Accusativ verbunden, und zwar bei mit dem Accusativ auf die Frage wohin für zu, so zwar bèi mīr sein, aber bèi miχ kommen.

Gegen wird mit dem Dativ verbunden in dem Sinne von im Vergleich zu, so géχn dīr (Nossen, Leipzig) ist der gar nichts.

Somit glaube ich, die gemeinschaftlichen wesentlichen Merkmale der Mundarten, die den obersächsischen Dialekt bilden, besprochen zu haben, und wende mich nun zu denen, durch die sich die obersächsischen Mundarten untereinander unterscheiden.

Der obersächsische Dialekt gliedert sich in zwei Unterdialekte: den meißnischen in dem größeren südlichen und den osterländischen in dem kleineren nördlichen Teile des obersächsischen Sprachgebiets. Die Grenze läuft zunächst auf dem rechten Elbufer der Landesgrenze entlang, dann etwas nördlich von Strehla und Oschatz etwa über Böhla, Calbitz, Trebsen, Hohenstädt, Großsteinberg, dann südlich von Rötha und Zwenkau.

Vom osterländischen Dialekt unterscheidet sich der meißnische durch folgendes: 1. Zunächst ist der Accent ein wenig anders, indem im osterländischen der Wechsel in der Tonhöhe etwas geringer ist und die Lippen mehr in die Breite gezogen werden, so daß er breiter klingt, so: ja freilich. 2. Der meißnische Dorfdialekt wie auch der osterzgebirgische hat bei dem Diphthongen

‚eu' (oder ‚äu') die Rundung der Lippen noch gewahrt, indem er ihn wie ‚oy' oder ‚oi' ausspricht, so daß er dumpfer noch als in dem Dialekte der Gebildeten klingt: der osterländische (jedoch auch der meißnische Stadtdialekt) hat die Lippenrundung aufgegeben und spricht ‚eu' (und ‚äu') ganz wie ‚ei' nämlich ‚èi' aus; so lautet ‚Leute' dort ‚loyde' hier ‚lèide'. 3. Dementsprechend wandelt der meißnische Dorfdialekt die Lautverbindung ‚ag' oft in ‚oi', der osterländische in ‚èi' um, so spricht jener für ‚sagen': ‚soin', dieser ‚sèin'. 4. Das Meißnische besitzt wie das Vogtländische und Erzgebirgische vor Vokalen einen stark ausgeprägten harten Gaumen- und Kehllaut; das Osterländische setzt dafür stimmloses ‚g' ein, so daß ‚kaum' wie ‚gaum' klingt, während auch der meißnische Bauer ‚Gasse und Kasse' streng auseinander hält. 5. Im Osterländischen ist ähnlich wie im Westerzgebirgischen altes tonloses ‚e' in der Verbindung ‚be' oft noch erhalten, so ‚owesd, blèiwet' für ‚Obst, bleibt'. 6. Ebenda ist ‚dann' vollständig von ‚denn' verdrängt worden und wird 7. für ‚er' hinter dem vorgestellten Thätigkeitsworte und nach einem Verhältnisworte vielfach ‚e' gesagt, so ‚wen e, hat e' für ‚wenn er, hat er'.

Den meißnischen Dialekt zerteile ich, abgesehen von dem schon behandelten nordosterzgebirgischen, zunächst in vier größere Mundarten: 1. in die nordwestmeißnische oder in die Geithain-Leisnig-Döbelner, 2. in die südwestmeißnische oder Chemnitzer, 3. in die nordostmeißnische oder Lommatzsch-Riesa-Großenhainer, 4. in die südostmeißnische oder Nossen-Meißen-Dresdener. Außer diesen giebt es aber noch kleinere Übergangsmundarten, nämlich 5. die Wyrhamundart oder die Frohburg-Bornaer, die sich als meißnische Übergangsmundart zum Altenburger Dialekt kennzeichnet, 6. die Grimmaische und 7. die Oschatzer, die meißnischen Übergangsmundarten zum osterländischen Dialekt, 8. die Roßweiner, die westmeißnische Übergangsmundart zu der ostmeißnischen, 9. die Siebenlehn-Marbacher, 10. die Radeberger, die meißnische Übergangsmundart zum Oberlausitzer Dialekt.

Zwischen diesen 10 Mundarten sind die Unterschiede sehr gering, nämlich: 1. Für ‚nicht' haben die Geithain-Leisnig-Döbelner, die Chemnitzer, die Wyrhamundart, die Grimmaische und die Oschatzer stets ‚nix (ch)'; auch die Roßweiner hat dies meist, doch zuweilen ‚ni'; in der Lommatzsch-Riesa-Großenhainer hält sich ‚nix' und ‚ni' ungefähr die Wage, während ‚ni' in der Nossen-Meißen-Dresdner, der Radeberger, wie in der Sebnitzer und der nordosterzgebirgischen ganz bedeutend überwiegt. 2. Als Verkleinerungssilbe haben die Geithain-Leisnig-Döbelner, die Lommatzsch-Riesa-Großenhainer die Wyrhamundart, die grimmaische, die Oschatzer wie der osterländische und thüringische Dialekt das schriftdeutsche ‚chen' mit Ausnahme von ‚pisl, risəl

und mèdl' für ‚bißchen, Ringlein und Mädchen' (doch ist auch die Form des Dorfdialekts mèχn), so ‚brödχn' für ‚Brötchen'. Es ist dies also die nordmeißnische Bildungsweise. Alle andern meißnischen, also südmeißnischen Mundarten haben wie der Oberpfälzer, erzgebirgische und vogtländische Dialekt oft ‚l', so ‚hüdl' für ‚Hütchen' noch in Polenz und Robschütz. 3. Die Vorsilbe ‚ge' wird in der Lommatzsch-Riesa-Großenhainer und in der Oschatzer wie in den meisten osterländischen Mundarten oft mit dem stimmlosen Gaumenreibelaut ‚χ' (wie ‚ch' in ‚ich') gesprochen, so ‚χewèsn' für ‚gewesen'; in der Geithain-Leisnig-Döbelner, der grimmaischen und der Wyrhamundart geschieht dies zuweilen, doch nur wie in der Leipziger vor folgendem ‚g oder k', so ‚χégèm, χékum' für ‚gegeben und gekommen', nie dagegen in den übrigen, den südmeißnischen, Mundarten sowie im Erzgebirgischen und Vogtländischen. 4. ‚R' vor Vokalen wird in der Lommatzsch-Riesa-Großenhainer wie auch in der grimmaischen Mundart bei starker Betonung zwar auch als kräftiger unzweifelhaft harter Stoßlaut gesprochen, so ‚kum nor' (‚u und o' kurz) für ‚komm nur', bei schwachen dagegen in Anschluß an den benachbarten osterländischen Dialekt als weicher stimmloser, wie ‚g', so ‚wen tes dün gansd' (für ‚wenn du es thun kannst'). 5. Für anlautendes schriftdeutsches ‚pf' wird in den südmeißnischen Mundarten ähnlich wie im Vogtländischen und Erzgebirgischen ‚bf' noch häufig gesprochen, so ‚bfeɪəg' für ‚Pfennig', in den nordmeißnischen in Anschluß an den osterländischen Dialekt fast immer ‚f', so ‚feɪəg oder fenχ (ch)'. 6. Während die schwache Mehrzahl ‚ṡdīfln (Schdiefln)' von ‚Stiefel' dem ganzen meißnischen Sprachgebiet gemein ist, hat die Nossen-Meißen-Dresdener und, doch schon seltener, die Roßweiner in Anschluß an die erzgebirgischen Mundarten diese Mehrzahlbildung mit ‚n' regelmäßig bei den männlichen und sächlichen Hauptwörtern auf ‚el' und ‚er', so ‚lefln, fensdern selbst mèdln' für die ‚Löffel, Fenster, Mädchen'. 7. Die Wyrhamundart und die Siebenlehn-Marbacher haben in Annäherung an das Altenburgische und Osterzgebirgische häufig á für obersächsisches ä, so in ‚tálɣ, wák, básn, bárχer' für ‚Teller, weg Besen, Bürger'. 8. In der Radeberger Mundart nähert sich der Accent schon etwas dem Lausitzer an, indem er weniger singend und bereits etwas stoßend klingt.

Die einzelnen osterländischen Mundarten unterscheiden sich hauptsächlich durch die Aussprache des anlautenden g's.

Anlautendes g wird nämlich in dem größten nördlichen Teile des Osterländischen als Gaumen**reibe**laut gesprochen und zwar als mittelharter tonloser (χ). So lauten gar, Geist, grün in Halle, Torgau, Merseburg sowie oft auch in Markranstädt und Dahlen: χār, χèisd, χrīn, und zwar reicht diese Aussprache im Westen und Norden ungefähr eine Meile bis Leipzig heran, so noch bis Schönau und Wahren.

Dagegen ſpricht man in Leipzig und Liebenwerda wie auf dem ganzen meißniſchen Sprachgebiet: gār, gèisd, grīn. Nur in beſtimmten Fällen tritt auch hier χ auf, nämlich:

In der Liebenwerdaer ſtets in der Vorſilbe ge, alſo für gekommen, genannt, geweſen: χegum, χenand, χewèsn.

In der Leipziger in der Vorſilbe ge vor folgendem g oder k, alſo χegum und auch χegaɪə (für gegangen), aber genand, gewèsn, ſowie zuweilen in Gang in der Wendung: (einen Gang gehen) èn χaɪəg gén, wo ähnlich wie bei der Vorſilbe ge das folgende g von Einfluß zu ſein ſcheint.

Ferner iſt in der Leipziger wie im Meißniſchen mir **nicht** durch mich verdrängt worden, jedoch in allen übrigen oſterländiſchen Mundarten.

Litteratur.

Dunger, Dialekt und Volkslied des Vogtlandes.
Göpfert, Die Mundart des ſächſiſchen Erzgebirges. Leipzig 1878.
Albrecht, Leipziger Mundart. Leipzig 1881.
Kießling, Blicke in die Mundart der ſüdlichen Oberlauſitz. Zſchopau 1883.
Michel, Mundart von Seiffhennersdorf, Beitr. z. Geſch. d. deutſch. Spr. u. Litt. XV, 1—69.
Karl Franke, Der oberſächſiſche Dialekt, Progr. d. Realſchule zu Leisnig 1884 (Progr. Nr. 518).
R. Hedrich, Die Laute der Mundart von Schöneck i. V. Ebenda 1891. (Progr. Nr. 565).
Karl Franke, Die Unterſchiede des oſtfränkiſch-oberpfälziſchen und oberſächſiſchen Dialektes u. ſ. w. in Bayerns Mundarten von Brenner u. Hartmann, München, I Bd., S. 19—36, 261—290, 374—389; II. Bd., S. 73—93 u. 317—343.
Sammler, Etwas über die Mundart in den Dörfern hinter Sebnitz, in „Über Berg und Thal" 1896, Nr. 9.
E. Gerbet, Die Mundart des Vogtlandes. Diſſ. Leipzig 1896.
O. Philipp, Die Zwickauer Mundart. Diſſ. Leipzig 1896.
A. Meiche, Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz. Halle 1898.
Karl Franke, Mittheilungen des Vereins für Sächſiſche Volkskunde, 1897, 3 u. 4: Die Dialekte im Königreiche Sachſen.

10. Sitten und Gebräuche im Kreislauf des Jahres.

Von Eugen Mogk.

Bei der Schilderung der volkstümlichen Sitten und Gebräuche unseres Sachsenlandes ist es die erste Aufgabe, den Begriff „Volkstümlich“ klarzulegen. Unter „Volkstümlich“ fassen wir alles das zusammen, was dem Volke eigentümlich ist. Dabei verstehen wir unter Volk nicht die Gesamtheit der unter gemeinsamen Gesetzen vereinten Menge, sondern nur die Schichten der Bevölkerung, die im Gegensatz zu den Gebildeten einer wissenschaftlichen Erziehung und Ausbildung entbehren und deren ganzes Denken, Fühlen und Wollen nicht in die Zwangsjacke logischer Folgerichtigkeit und reifer Überlegung eingeengt ist. Hier herrscht nicht geschulter Verstand, sondern angeborner Mutterwitz, natürliches Gefühl und eine heilige Scheu vor dem Überlieferten. Mit diesen angeerbten Eigenschaften trifft der gemeine Mann in seinen Handlungen nicht selten das Richtige, und wenn ihn auch hier und da der Gebildete mit seinem geschulten Verstande nicht zu begreifen vermag, so spricht doch auch aus der unverstandenen Handlungsweise Herz und Gemüt, die von jeher die Begleiter des deutschen Volkes bei all seinem Thun und Treiben gewesen sind.

Wenn ich nun über die Sitten und Bräuche dieses Volkes, so weit sie sich in sächsischen Gauen finden, zu sprechen gedenke, so kann es nicht in meiner Absicht liegen, hier die fast unzähligen Bräuche vorzuführen, die wir an den verschiedenen Tagen des Jahres, in den mannigfachen Lagen des Lebens, bei der Arbeit und bei der Erholung beobachten können: ich müßte nur Dinge bringen, die allen mehr oder weniger bekannt sind, und würde durch die Aufzählung langweilen. Vielmehr werde ich nur eine Reihe wichtiger Erscheinungen unseres Volkslebens herausgreifen und zeigen, wie diese historisch berechtigte Thatsachen und zugleich der Ausdruck der deutschen Volksseele in sächsischen Landen sind.

In den Sitten und Bräuchen unseres Volkes spiegelt sich sein ganzes Sinnen und Trachten, seine Dankbarkeit gegen Gott und Mitmenschen, seine Freude, sein Glauben und Hoffen. Diese Sitten und Bräuche sind nicht

von heute oder gestern, sie haben sich zum Teil seit grauer Vorzeit von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, sie sind dem Kinde das Erbteil der Väter, dem Manne eine heilige Pflicht gegen die Vorfahren, sie sind die Poesie in dem arbeitsreichen, mühseligen Leben des schlichten Mannes, an der er sich nach gethaner Arbeit erfreut, durch die er Lust zu neuer Thätigkeit schöpft. Und weil das unser Volk fühlt und weiß, hält es mit der ganzen Zähigkeit, die dem deutschen Charakter eigen ist, an diesen alten Bräuchen fest und sucht sie zu schirmen, wo es sie nur kann. Wo man dies aber thut, da lebt noch der Kern, die unverdorbene Seele unseres Volkes. Und das ist vor allem der Fall bei der ländlichen Bevölkerung, die schon durch ihre Beschäftigung in der ewig gleichen Natur viel konservativer und selbständiger ist, als die Stadtbewohner es sind, die, zumal in den Industriebezirken, zum großen Teil zur Arbeitsmaschine und zum willenlosen Werkzeuge ehrsüchtiger Streber herabgesunken sind. Zu dem Landmann, zu den Leuten, die in der freien Natur leben und hier ihren Beschäftigungen nachgehen, müssen wir uns zuerst wenden, wenn wir unsere Volksseele kennen lernen wollen, denn was in den Mauern der Städte Wurzel geschlagen und groß geworden ist, ist nicht immer heimisches Gewächs. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß bei einer Behandlung volkstümlicher Sitten das Leben und Treiben in den Städten nicht berücksichtigt zu werden braucht; wollte man dies außer acht lassen, so bekämen wir ein einseitiges und unvollkommenes Bild von unserem Volke. Auch das Stadtleben ist bei einer Darstellung unserer Volksseele in ihrem vollen Umfange mit heranzuziehen, nur müssen wir bei ihm immer im Auge behalten, daß dies ungleich mehr dem Wandel der Zeiten und der Verhältnisse ausgesetzt gewesen ist, als das ländliche Leben, daß in den Städten manches geschwunden ist, das sich auf dem Lande erhalten, daß dort ein regerer Verkehr vieles ausgeglichen und angeähnelt, daß in der Stadt neue Lebensbedingungen auch neue Sitten und Bräuche geschaffen haben. Mit diesen Thatsachen vor Augen soll jetzt auf die Sitten und Bräuche des sächsischen Volkes eingegangen werden, die sich an den Kreislauf des Jahres knüpfen. Ihr Wandel im Laufe der Zeiten geht aus den Quellen am klarsten hervor, und doch geben sie eine Reihe Probleme und haben daher von jeher am meisten das Augenmerk des Forschers auf sich gezogen.

Der Andreastag ist vor der Thür, und die Kirchenglocken haben bereits den 1. Advent und mit ihm die Weihnachtszeit eingeläutet. Die jungen Mädchen suchen schon altes Blei zusammen, und in der Kinderstube droht die Mutter dem unfolgsamen Knaben mit dem Knecht Ruprecht, der demnächst kommen und den kleinen Sünder in den Sack stecken werde. Das ist die Zeit, auf die sich mit der Kinderwelt das ganze deutsche Volk freut, hoch und niedrig, arm und reich, alt und jung, die Zeit, von der der Dichter singt:

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

In unserem Sachsenlande unterscheidet sich die Feier des Christfestes nur wenig von der in anderen deutschen Gauen. Wie hier, sind auch bei uns Weihnachtssitten und Weihnachtsbräuche ein Gemisch von alten volkstümlichen Elementen und kirchlichen, die uns mit Einführung des Christentums gekommen sind. Aus diesen verschiedenen Elementen hat sich im Laufe der Zeiten das deutsche Gemüt ein Familienfest geschaffen, in dessen Mittelpunkte die Kinderwelt steht. Wir können also gleich bei dem Weihnachtsfeste den Doppelstrom beobachten, den wir bei allen größeren Festen unseres Volkes wiederfinden: den altnationalen und den kirchlichen. Jener ist unstreitig der stärkere, er hat dem Feste Richtung und Nahrung gegeben, dieser dagegen Namen und Farben.

Wenn wir von Weihnachten sprechen, so versteht unser Volk darunter nicht nur die kurze Zeit der beiden Feiertage, wenn diese auch in dem Mittelpunkt des Festes stehen, sondern die ganze frohe Zeit, die mit dem Nikolaustage oder dem Andreasabend ihren Anfang nimmt und mit dem Epiphaniastage endet. Wie unterscheidet sich dieses Fest doch von seinen Brüdern, dem Oster- und Pfingstfeste! Wo finden wir hier den heiligen Zauber, der schon Wochen vorher die Gemüter gefangen hält und ohne den heute ein deutsches, ein sächsisches Christfest gar nicht denkbar ist! Es ist noch nicht allzulange her, seit unser Volk die Geburt Christi in der Weise feiert, wie wir es heute thun, erst im Laufe der letzten Jahrhunderte hat sich das deutsche Gemüt dieses Fest gestaltet, wie es seinem Wesen am besten behagt. Im 17., ja noch im größten Teile des 18. Jahrhunderts hat man eine Weihnachtsfeier, wie wir sie jetzt haben, nicht gekannt; erst seit dem Ausgange des vorigen und Anfang des jetzigen hat sie sich allmählich entwickelt und von einem ursprünglich eng begrenzten Raum über das ganze germanische Gebiet verbreitet.

Was hat man früher nicht alles über das germanische Weihnachtsfest gefabelt! Da fand man in ihm das nordische Julfest aus der Heidenzeit wieder und deutete unser Weihnachtsfest als ein altgermanisches Fest der Wintersonnenwende, indem man das nordische Jól, den Sprachgesetzen zuwider, mit dem agls. hvéol d. h. „das Rad" zusammenbrachte und in dem Worte eine Beziehung zur wiederkehrenden Sonne vermutete. Da fand man in den Lichtern des Christbaumes bald den Glanz des neuerwachten Sonnengottes, den der eine Frô oder Freyr, der andere Baldur nannte, bald ein altes Opfer, das dieser Gottheit gegolten haben soll. Da hat man Knecht Ruprecht zum Begleiter eines altdeutschen Gottes Frô gemacht, den es in Deutschland nie gegeben, oder zum Wôdan, von dem man sich auf Grund der nordischen Eddalieder eine ganz falsche Vorstellung erworben hatte. Und selbst der Christstollen war als symbolisches Überbleibsel des Ebers angesehen worden, der in heidnischer Vorzeit von unseren Vorfahren zu Ehren Frôs gegessen worden sein soll. Zu solchen Phantasiegebilden konnte man nur gelangen, indem man sich über

Geschichte und geschichtliche Entwickelung hinwegsetzte und durch falsche Kombination Zeugnisse in engsten Zusammenhang brachte, die ganz verschiedenen Ländern, ganz verschiedenen Zeiten angehörten. Die eine historische Thatsache, daß man um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als der Leipziger Magister Prätorius seine Weihnachtsfratzen schrieb, eine Weihnachtsfeier, wie wir sie haben, noch nicht kannte, macht die Ansicht von dem urgermanischen Feste der Wintersonnenwende utopisch und lehrt, daß unser Christbaum, unser Weihnachtstisch und andere Bräuche, die sich an diese Tage knüpfen, Erzeugnisse der Neuzeit sind. Sprachliche und kulturgeschichtliche Beobachtungen stützen diese Thatsache. Das nordische „Jul" hat etymologisch nichts mit dem Rade oder gar der Sonnenscheibe zu thun, sondern ist sprachlich mit lat. joculus „Heiterkeit, Scherz, Vermummung" verwandt. Auch haben unsere Vorfahren erst dann die wiederkehrende Sonne begrüßt, als sie ihre Einwirkung auf die sie umgebende Natur wahrnahmen. Daß dies aber nicht Ende Dezember geschieht, wissen wir alle aus Erfahrung. Es kann also bei den alten Germanen von einer Begrüßung der wiederkehrenden Sonne in der Julzeit nicht die Rede gewesen sein. Vielmehr scheinen zu Fastnacht und Ostern noch Überreste in Sitte und Brauch fortzuleben, die auf jene Begrüßung hinweisen. Gleichwohl leben unstreitig auch in der Weihnachtszeit noch alte Bräuche unserer Vorfahren fort, nur sind sie auf anderen Gebieten zu suchen, als auf dem des Götterglaubens, der Religion; sie wurzeln vielmehr auf dem schon damals zum Volksglauben herabgesunkenen Seelenglauben.

Wenn bei unseren Vorfahren das wirtschaftliche Jahr zu Ende war, dann begann die Zeit des Einschlachtens und mit ihr die Tage der Schmausereien und Gelage. Das war nach unserer Zeitrechnung Anfang November. Noch heute pflegt man vielfach an diesem alten, aus wirtschaftlichen Bedingungen entsprossenen Brauche festzuhalten, denn im November ist das Schweineschlachten noch vieler Orten auf der Tagesordnung. Diese Beschäftigung und die Schmausereien, die sich daran knüpften, dauerten meist wochenlang, zumal das entbehrliche Vieh nicht auf einmal, sondern nach und nach geschlachtet wurde. So füllten sie den Schluß unseres bürgerlichen Jahres. Das war aber auch zugleich die Zeit, in der die gesamte Natur ruhte, in der die Winde mehr heulten als sonst. Und in diesen Wochen feierten unsere Vorfahren ihr großes Totenfest: in ihnen trieben die Geister der Abgeschiedenen ihr Wesen, die Heere der Seelen sausten durch die Lüfte, bald führerlos, bald geleitet von dem Wind- und Totengott Wôdan. Auch diese seelischen Wesen nahmen nach dem Glauben des Volkes an den Gelagen teil, man bereitete ihnen an gewissen Orten das Mahl, und wenn jemand in der Familie während des Jahres gestorben war, da wurde ihm an seinem Platze der Tisch gedeckt. Wir werden beim Aberglauben sehen, wie diese Geister der Ver-

storbenen auch menschliche oder tierische Gestalt annehmen und sich in dieser den Menschen zeigen. Letztere ahmten sie nach, und so entstand Vermummung und Scherz, die ja heute noch in der Weihnachtszeit eine so wichtige Rolle spielen. Als dann das Christentum in Deutschland eingeführt war und die Geistlichen vergeblich gegen den altheidnischen Brauch eiferten, da hing man ihm christliches Mäntelchen um, und so nahmen diese alten Geister bestimmte Gestalten an: an ihre Stelle traten Heilige der Kirche, besonders Martin und St. Nikolaus, die nun vor allem an ihrem Kalendertage ihre Umzüge hielten, aber auch zu Weihnachten, an den Adventsonntagen, ja selbst in der Neujahrsnacht sich häufig zeigten. Nach Einführung der Reformation wurden in den protestantischen Ländern die katholischen Heiligen bald verdrängt, an ihre Stelle traten jetzt Jesus mit seinen Aposteln und die Engel, und jene Heiligen erschienen von nun an als die schwarzen, die strafenden Begleiter des Christkindes. In dem 17. Jahrhundert treten dann Martin und Nikolaus in den Hintergrund, an ihre Stelle tritt der Knecht Ruprecht, der um 1650 von Franken aus seinen Eingang in Sachsen gefunden hat. Bei dem gemeinsamen Auftreten des Christkindes und des Ruprechts spendet jenes die Gaben, zu denen schon frühzeitig Äpfel und Nüsse gehören, dieser dagegen schwingt die Rute. 1722 berichtet ein Dresdner Pfarrer von dem Umgang des Heiligen Christes in unserer Hauptstadt. Es heißt da, daß man „etliche Personen, besonders bekleidet, dieselben von Gott den Vater und einige aus dem Himmel gekommene Engel ausgiebt, nebst dem unter dem Namen des Knechtes Rupert bedeuteten Teufel vorstellt und durch selbige die von den Eltern den Kindern zugedachte Weihnachtsverehrung überreichen läßt." Aus derselben Zeit wird uns weiter aus Sachsen berichtet, daß Knecht Ruprecht die bösen Kinder in den Sack stecke. Noch heute geht hier und da in unserem Erzgebirge der Ruprecht gemeinsam mit dem Bornkindel in alter Weise in die Häuser: jener in rauher Gestalt, zürnend und strafend, dieses in ein weißes Gewand gehüllt und Gaben spendend. In den meisten Gegenden Sachsens sind jedoch diese beiden Erscheinungen zusammengefallen, es ist nur der Knecht Ruprecht übrig geblieben, der bepelzte, langbärtige Gesell, und erscheint den Kindern bald als lobender und schenkender, bald als tadelnder und strafender Dämon: in seinem Sacke hat er Äpfel und Nüsse für die folgsamen, die Rute für die unfolgsamen Kinder. So hat das Volk diese Gestalt der Weihnachtszeit zum Erzieher der Kinder gemacht, die oft mit größerem Erfolge wirkt, als Eltern und Lehrer gemeinsam. Diese pädagogische Seite des Knecht Ruprecht ist im protestantischen Deutschland zuerst aufgetaucht und hier besonders scharf ausgeprägt.

Bevor das Christkindlein vergangener Jahrhunderte auf die Straße gebracht worden war, war ihm bereits im Gotteshause die Verehrung der Gemeinde zu teil geworden. Nachdem durch dem römischen Bischof Liberius

im Jahre 354 der Tag der Menschwerdung Christi auf den 25. Dezember festgelegt war, finden wir bald in dem ganzen Gebiete der römischen Kirche Krippendarstellungen in den Gotteshäusern; in Form lebender Bilder wird hier die Geburt Christi versinnlicht. Diesen Darstellungen stellten sich später dramatische Aufführungen zur Seite, und so entstanden die Jesusgeburtsspiele. Im Laufe der Zeit sind dann diese wie jene Bilder aus der Kirche in die Häuser gedrungen. Auch in unserem Vaterlande haben einst diese alten Darstellungen und Weihnachtsspiele geblüht. Im 18. Jahrhundert war es z. B. in Zwickau und Kirchberg Sitte, ein aus Holz geschnitztes, in weißes Gewand gehülltes Kind zur Christmette in der Kirche aufzustellen, und noch heute haben sich, namentlich im Erzgebirge, diese Krippendarstellungen, trotz der Einführung der Reformation, vereinzelt erhalten. Der rührige Oberförster von Unterwiesenthal giebt sich ja ungemein viel Mühe, sie neu zu beleben. Im allgemeinen freilich sind sie geschwunden, aber sie haben sich hier und da unter den Christbaum geflüchtet, an dessen Fuße Holzfiguren die Menschwerdung Christi plastisch darstellen sollen. Und auch die Weihnachtsspiele, die noch vor einigen Jahrzehnten im Erzgebirge blühten, sind trotz der Bemühungen Gustav Mosens (in Zwickau) nicht zu neuem Leben erwacht: sie haben ihre Zeit überlebt und sind abgestorben, so sinnig sie auch waren. Und tote Sitten, aus denen nur die Geschichte, nicht aber die Volksseele spricht, soll man ruhen lassen, und man soll nicht versuchen, ihnen künstliches Leben einzuhauchen.

Heute ist unser Weihnachtsfest in erster Linie ein Familien-, ein Kinderfest. Den Glanzpunkt dieses Festes bildet der Lichterbaum mit seinen Äpfeln und Nüssen und Zuckerzeug und die Bescherung der Gaben, die unter ihm ausgebreitet liegen. Diese Feier steht in ziemlich schroffem Gegensatze zu einer mittelalterlichen Christfeier. Damals wurde das Christfest nur kirchlich gefeiert; in der Familie gab es weiter nichts als große Schmausereien und Gelage, die aus heidnischer Zeit übrig geblieben waren und gegen die infolgedessen die Kirche mit allen Mitteln kämpfte. Allerdings kommen schon grünende Zweige, Äpfel und Stollen vor, allein diese befinden sich im Gefolge des Aberglaubens und sind weder an Zeit, d. h. an den Christtag, noch an einen bestimmten Ort gebunden. Und geradeso war es noch zur Reformationszeit. Es mag daher ein schönes, sinniges Bild sein, wenn man Luther im Kreise der Seinen unter dem Christbaume sitzen sieht, geschichtlich ist es nicht, denn damals kannte man noch keinen Lichterbaum. Dieser hat sich erst in den letzten Jahrhunderten und zwar vor unseren Augen zu der Form entwickelt, in der wir ihn heute kennen.

Alter Glaube und deutsches Gemüt bilden den Boden, auf dem der Christbaum Wurzel geschlagen hat und gewachsen ist. Verschiedene Völker,

zu denen auch unsere Vorfahren gehörten, lebten seit uralten Zeiten in dem Wahne, daß einige Bäume zweimal blühten und Früchte trügen. In den Winter wurde die Zeit dieser zweiten Blüte, die Zeit der zweiten Ernte versetzt. Dieses Glaubens bemächtigte sich auch die Kirche; ihre Schriftsteller nahmen ihn, wie so manches andere aus dem Heidentum, auf und erzählten, wie diese Bäume in den Weihnachtstagen ihre zweiten Früchte trügen. Vor allen waren es die Apfelbäume, von denen diese Märe galt, und hieraus erklärt sich die Rolle, die noch heute die Äpfel unter und an dem Christbaume spielen. Nach ähnlichem Glauben sollte ferner in der Christnacht die ganze Natur grünen und sprossen. Man pflückte deshalb Zweige und trug sie in das Zimmer, das sie am Christtage schmücken sollten. Es ist ja bekannt, daß dieser Glaube heute noch fortlebt: in vielen Familien werden am Andreastage Kirsch- oder Äpfelzweige gepflückt, von denen man am Christfeste die Blut erhofft. Mancher weiß ja vielleicht auch aus eigner Erfahrung, wie oft diese Hoffnung zu nichte wird. Solch getäuschte Hoffnung und zugleich die Freude der Deutschen an Wald und Waldesgrün mögen es gewesen sein, die auf den Gedanken führten, den grünen Baum des Winters, den Tannen- oder Fichtenbaum, in die menschlichen Wohnungen zu tragen. Wir finden die Thatsache zum erstenmale im 17. Jahrhundert belegt und zwar in einer Straßburger Quelle. Es wird uns dort berichtet, daß in jener Gegend zu Weihnachten Tannenbäume in der Wohnstube gestanden hätten, behangen mit Äpfeln, Zuckerzeug, Puppen, aber ohne Lichter und Flittergold. Noch nicht bildete der Baum den Mittelpunkt der Bescherung. Als solchen finden wir ihn zum ersten male in unserem Sachsen und zwar 1737 in Zittau. Hier wurde damals jedem Gliede der Familie ein Christbäumchen aufgestellt und dies Christbäumchen ist auch schon mit Lichtern geschmückt. Bald verschwinden die Einzelbäumchen und machen dem großen Baume Platz, unter dem sich die ganze Familie vereint, der in vollem Putz wie heute prangt, unter dessen Zweigen die Gaben für groß und klein ausgebreitet liegen. Dieser Familienlichterbaum, der sich vor dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts nicht nachweisen läßt, verbreitet sich über alle Lande germanischer Zunge mit einer Schnelligkeit, die in der Geschichte volkstümlicher Sitte fast einzig dasteht. Und bald hält der Christbaum auch seinen Einzug auf dem Christmarkte. Während wir auf dem Leipziger Christmarkte des Jahres 1785 noch keine Tannenbäume antreffen, finden wir sie auf dem Dresdner im Jahre 1807 in großer Zahl. Heute prangt der Christbaum mit seinem Lichterschmucke bei uns in Sachsen ja fast in jedem Hause. Doch giebt es auch jetzt noch einzelne Gegenden in Deutschland, wo wir ihn nicht antreffen. Neben dem Christbaum ist dann auch die Christpyramide entstanden, die noch vor 20—30 Jahren auch in Sachsen ziemlich verbreitet war. An der Grenzscheide dieses und des vergangenen Jahrhunderts taucht sie zuerst auf, und

zwar in Berlin. Heute ist sie bei uns fast ganz zurückgedrängt, selbst in der ärmsten Hütte hat der Tannenbaum Aufnahme gefunden.

Auf anderem Boden, als unser Christbaum, ist die Sitte der Bescherung gewachsen. Schon im alten römischen Reiche war es Brauch, am Neujahrstage sich gegenseitig zu beschenken. Die romanischen Völker pflegen es ja heute noch an diesem Tage zu thun. Wie so mancher altrömische Brauch, hat sich auch dieser auf germanischem Gebiete eingebürgert. Im Mittelalter finden wir ihn ziemlich verbreitet. Lehnsherr und Lehnsmann, Herr und Diener beschenkten sich am Neujahrstage gegenseitig, und die Beamten pflegten ebenfalls Geschenke zu erhalten. Im Laufe der Zeit wurde diese Verteilung von Gaben auf das Geburtsfest Christi verlegt. Sie bleibt auch jetzt noch auf Erwachsene beschränkt. Eine Beschenkung der Kinder läßt sich vor der Reformation nicht nachweisen, sie ist erst eingetreten unter dem Einflusse dieser und einer neuen Pädogogik, die Luthers Lehre mit sich brachte. Die ältesten Kinderbeschenkungen finden wir im 16. Jahrhundert und zwar in protestantischen Ländern, u. a. auch bei uns in Sachsen. Ursprünglich sind auch sie nicht an den Christtag gebunden. Wie noch heute in verschiedenen Gegenden Deutschlands, besonders in den nordwestlichen und in den Niederlanden, fanden sie am Nikolaustage statt. Aber bald tritt das Christkind das Erbe des heiligen Nikolaus an, und dann bringt es die Gaben an seinem Geburtstage. Die Art und Weise der Austeilung bleibt freilich noch die alte: die Gaben werden in einem Bündel gebracht in dem neben allerlei Spielzeug auch die Rute nie fehlen darf. Wir besitzen die Schilderung einer solchen Beschenkung aus dem Jahre 1571 vom Pfarrer Thomas Winzer aus Wolkenstein, woraus man erfährt, daß „gemeiniglich die Kinderlein fünfferley Dinge in solchem Bündel vorfinden: Geld, — Stollen, Zuckerzeug und Pfefferkuchen, — Kleider, — Bücher und Schreibmaterial — und daneben die ‚angebundene Christrute'". Die Spenden waren also schon damals durchaus nicht kärglich. Aus dem Ausgange des 16. Jahrhunderts erfahren wir auch, was unser Kurfürst August für seine Kinder an Weihnachtsgeschenken in Leipzig bestellte: Das waren u. a. eine Jagd aus 75 Stücken, Puppenstube und Küche mit voller Ausstattung und anderes. Aber auch 2 Ruten, die zu 6 Pfennigen berechnet waren, durften in dem Bündel des Kurprinzen und der kurfürstlichen Fräulein nicht fehlen. Später wurden die Geschenke in Schüsseln dargereicht. Erst seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben wir aus Sachsen Zeugnisse, daß die Gaben auf den Tisch gestellt wurden.

So läßt sich verfolgen, wie die Sitten, die sich heute an unser Weihnachtsfest knüpfen, ganz verschiedenen Keimen entsprossen sind, wie sie unser Volk im Laufe der Jahrhunderte, seinem Charakter und Gemüt entsprechend, umgeformt und vereint hat. Heute sind sie ganz durchdrungen von dem Drange

unseres Volkes nach Familienfreude und Familienglück, sie sind der Glanzpunkt des Jahres auch in der Familie des ärmsten Mannes.

Bevor ich von Weihnachten scheide, mag noch mit wenigen Worten des Christstollens gedacht werden, der ja in Sachsen allgemein verbreitet ist. Nicht überall in deutschen Landen finden wir ihn, weder in bayrisch-alemannischem, noch in fränkischem Gebiete ist er heimisch, dagegen ist er es in dem ganzen ostdeutschen Kolonisationsgebiete. Und hier ist er in der Form, die er heute hat, sehr alt, denn bereits um 1400 wird er in diesen Gegenden erwähnt. Unser Volk liebt es, an geweihten Zeiten besondere Speisen, besondekes Gebäck zu haben. Was die Veranlassung zu der Form dieses Gebäcks gegeben hat, das ja in den verschiedenen Festzeiten und Gegenden meist verschieden ist, das ist schwer zu entscheiden. Gerade diese Frage ist eines der schwierigsten Probleme der geschichtlichen Volkskunde. Ob wir im Stollen eine symbolische Darstellung des Christkindes haben, was ja recht gut möglich ist, oder ob das Gebäck ins Heidentum zurückgeht, wage ich nicht zu entscheiden. An ein altgermanisches Opfer, wovon so oft gefabelt wird, ist natürlich nicht zu denken.

Geht der Stollen auf die Neige, so hält ein anderes Gebäck seinen Einzug: die Fastenbrezel. Diese scheint aus den romanischen Ländern zu uns gekommen zu sein, wenigstens ist das Wort „Brezel" italienischen Ursprungs und bedeutet „verschlungene Arme". Für den fremden Ursprung der Brezel scheint auch der Umstand zu sprechen, daß diese von jeher Gegenstand des Handels gewesen ist, während der Stollen ja auch heute noch meist in der Familie gebacken, oder wenigstens von der Hausmutter zubereitet wird. Früher hatten bestimmte Bäcker das Recht, Brezeln backen zu dürfen. Dann gingen die Brezelleute mit ihren Schnurren oder Pfeifen umher, eine Sitte, die heute fast ganz geschwunden ist. Am 6. Januar pflegte die eintönige Schnurre sich zum erstenmale hören zu lassen, und mit der Charwoche war ihre Zeit vorüber. Nur einmal verdrängte sie während dieser Zeit eine leckere Speise: das war der Pfannkuchen in der Fastnacht, der am Familienherd gebacken war. Unsere alles ausgleichende Zeit hat auch die zeitlichen Grenzen dieser alten Fasten- und Fastnachtsgebäcke zerstört. Wohl wird auf dem Lande noch hier und da zu Fastnachten der Pfannkuchen gebacken, aber in den Städten ist er fast jeden Tag im Jahre käuflich, und die alte Fastenbrezel ist in vielen Gegenden ganz geschwunden, in anderen dagegen ebenfalls ein alltägliches Gebäck.

Der nächste wichtigste Abschnitt im Kreislauf des Jahres ist die Fasten- und Osterzeit. Sobald im Frühjahre die Tage länger und wärmer wurden und die Erde aus ihrem Winterschlafe erwachte, da jubelten unsere Vorfahren der wiederkehrenden Sonne entgegen, begrüßten sie mit allerlei symbolischer Handlung und mit ihr zugleich das neue Leben, das sich in der

Natur und unter den Geschöpfen regte. In allen möglichen Scherzen machte man dieser Freude Luft. In den einfachen volkstümlichen Verkleidungen zu Fastnachten, wie in der Kostümierung des Brezeljungen in verschiedenen vogtländischen Städten oder in den einfachen volkstümlichen Maskeraden, haben wir Überbleibsel solch kindlicher Lust aus alter Zeit. Narrenfesten dagegen, wie wir sie in den romanischen Ländern und hier und da auch in westdeutschen Städten finden, ist unser Volk immer abhold gewesen. Im fränkischen Vogtlande hat sich ferner, geradeso wie in Thüringen, das Todaustragen am Sonntag Lätare bis in unsere Zeit erhalten: Eine Strohpuppe, die den Tod darstellen sollte, wurde auf eine lange Stange gebunden, durch das Dorf geschleppt und dann ins Wasser, den Teich oder einen Brunnen, geworfen. Das nannte man den „Tod austragen" und hoffte hierdurch den Ort, wo es stattfand, vor ansteckenden Krankheiten zu schützen. Kamen doch nach altem Volksglauben mit der wiederkehrenden Sonne auch zugleich die schädigenden und krankheitbringenden Dämonen in das Land, und diese mußten gleich bei dem Eintritte des Frühlings abgewehrt werden, damit sie auf den Feldern keinen Schaden anstifteten, zu deren Bestellung man sich eben anschickte. In diesem Glauben wurzeln auch die Osterfeuer, die wir heute noch in verschiedenen Gegenden in der Osterwoche auf den Feldern lodern sehen. Das gleich zu erwähnende Johannisfeuer wird uns die Sitte dieser Feldfeuer verständlich machen. In einer weiteren Reihe volkstümlicher Bräuche, die wir ebenfalls in der Osterzeit antreffen, soll das Erwachen der Natur, der frische Zeugungstrieb der Erde, der Pflanzen, der Tiere und Menschen symbolisch dargestellt werden. Zwischen Natur und Geschöpf, glaubte man, bestehe der engste Zusammenhang, und so mußten die ersten Keime der Natur und des animalen Lebens auch die Fruchtbarkeit der lebenden Wesen bewirken. Aus diesem kindlichen Glauben erklärt sich der Genuß der Ostereier und der weit verbreitete Schlag mit der Lebensrute, der an weiblichem Vieh und jungen Mädchen geübt wird. In dieser Zeit geben auch junge Pflanzen, giebt das fließende Wasser neue Lebenskraft. Daher sind jene sowohl wie das Osterwasser beliebte volkstümliche Mittel gegen gewisse Krankheiten. Neun verschiedene Kräuter, so schreibt noch in unserem Jahrhundert im Erzgebirge der Volksglaube vor, soll man am grünen Donnerstage sammeln und essen, dann bleibt man das Jahr über gesund. Ursprünglich war die Sitte, junge Pflanzen zu sammeln und zu essen, an keinen bestimmten Tag gebunden, sie herrschte im ganzen Frühlinge. Als aber unter dem Einflusse der Kirche der Donnerstag vor Ostern den lateinischen Namen dies viridium „Tag der grünen Kräuter" erhalten hatte und diese Bezeichnung um 1200 mit „grüner Donnerstag" verdeutscht war, da legte man die alte Sitte auf diesen Tag fest. Das Kräutersammeln, das einst an ihm eine so hervorragende Rolle gespielt hat, ist heute in den Hinter-

grund getreten, aber die jungen grünen Pflanzen selbst, namentlich Rapunzeln, erscheinen auch heute noch am grünen Donnerstag auf dem Tische vieler Familien. Eine weitere Rolle spielen in der Osterzeit, und besonders am grünen Donnerstage, die Ostereier. An ihnen können wir es recht beobachten, wie sich der lebendige Glaube durch die symbolische Handlung in die Sitte flüchtet, diese aber im Laufe der Zeiten sich ganz verflacht. Während es in früheren Jahrhunderten Pflicht der Männer war, im Frühjahre vor Beginn der Feldarbeit Eier zu genießen und die Schalen aufs Feld zu streuen, um dies durch solche symbolische Handlungen fruchtbar zu machen, sind heute die Frühjahrseier nur die Freude und Sehnsucht der Kinder in der Osterzeit, die draußen im Grase oder auf den Beeten des Gartens gesucht werden und von denen die alte Sage geht, daß sie der Osterhase gelegt habe. In den Städten aber hat sich die Spekulation der Ostereier bemächtigt: das Symbol des neuerwachenden Lebens liegt aus Chokolade und Zucker in den Fenstern des Konditors, gehütet vom Osterhäschen aus Marzipan. — Es ist viel über den Ursprung der Ostereier geschrieben worden. Man hat auch in ihnen alte Opfer finden wollen, die bald diesem, bald jenem Gotte gegolten hätten. Für solche Annahme fehlt jeder Beweis. Das eine nur ist Thatsache, daß die Sitte, Ostereier zu essen, sehr alt ist und sich schon im frühen Mittelalter nachweisen läßt. Aber auch damals war sie weiter nichts, als was sie noch in diesem Jahrhunderte ist: eine symbolische Handlung, durch welche die Fruchtbarkeit der Felder oder der Geschöpfe geweckt werden sollte. — In Anlehnung an die Sitten, die sich um die Ostereier gebildet haben, ist in einigen Gegenden Sachsens besonders im oberen Vogtlande (in Markneukirchen, Adorf, Klingenthal), ein eigentümliches Kinderspiel, „das Eierhärten", entstanden, das sich sonst nirgends in Deutschland nachweisen läßt. Die Knaben sammeln schon Wochen vor Ostern harte Eier mit möglichst festen, starken Schalen. Erscheint nun Ostern, so versammelt sich die ganze Jugend auf dem Markte, und das Härten beginnt. Je zwei Buben schlagen entweder sowohl mit der Spitze als mit der untern Seite der Eier oder nur mit der oberen und unteren Spitze zusammen. Der, dessen Ei zerbricht, hat verloren. Zuweilen kommt es vor, daß einer das Ei mit Pech ausgegossen hat. Wird dies entdeckt, so werden ihm unter allgemeinem Jubel schlechte Eier auf den Rücken geworfen, und er wird vom Platze verjagt. Dies harmlose Spiel ist heute fast ganz verdrängt: die frohe Jugend hat der Polizei zu viel Lärm gemacht.

Eine dritte wichtige Ostersitte ist der Schlag mit der Lebensrute. Sobald die Bäume und Sträucher ihr erstes Grün zeigten, wurden einst frische Zweige gepflückt und mit diesen Mädchen, Frauen und weibliche Tiere geschlagen. Durch diese Streiche teilt die Rute dem lebenden Wesen ihre sprossende Kraft mit und Menschen und Tiere werden infolgedessen selbst fruchtbar. Mit

besonderer Vorliebe wurden Birkenreiser und Weidenzweige mit Osterkätzchen zu solcher Lebensrute genommen. Die Zeit hat den Sinn dieser symbolischen Handlung vergessen lassen, aber noch vor wenigen Jahrzehnten war es in einem großen Teile unseres Erzgebirges üblich, daß am 1. oder 2. Osterfeiertage sich die Burschen mit Ruten zu den Betten der jungen Mädchen begaben und diese schlugen, worauf jene von den Aufgepeitschten Kaffe und Kuchen bekamen. In anderen Gegenden wurden bis in unserer Zeit die jungen Kühe, besonders die Kalben, am Ostermorgen oder beim Austrieb im Frühlinge ebenfalls mit der Lebensrute geschlagen. Heute sind auch diese alten Sitten fast ganz geschwunden, aber ihrer hat sich, wie so mancher anderen symbolischen Handlung, die Kinderwelt bemächtigt: in Klingenthal z. B. gehen zu Ostern die Kinder mit Ruten umher, um aufzuhauen. Sie erhalten dafür Spenden, bunte Eier, Brezeln, Kuchen oder Geld.

Einen ähnlichen Wandel, wie bei der Lebensrute, können wir auch bei anderen volkstümlichen Sitten wahrnehmen. Was in alter Zeit einmal Kult gewesen ist, der im Glauben an eine übernatürliche Macht seine Wurzel hat, das ist im Laufe der Zeit und im Wechsel der Verhältnisse herabgesunken zu toter Sitte, deren tieferen Gehalt niemand mehr erkannt hat, ist immer mehr verblaßt, hat neue Formen angenommen und fristet schließlich im Spiel der Kinder ein Schattendasein oder lebt hier in neuer Gestalt wieder auf. Solchen Wandel haben auch die alten Flurenritte gemacht, die heute in dem Osterreiten und dem Gesange herumziehender Schüler kaum noch wieder zu erkennen sind. In Sachsen haben sich diese Bräuche bis in die Gegenwart erhalten — das Osterreiten besonders in der Lausitz, — doch sterben auch sie immer mehr ab.

Wenn unsere Vorfahren Besitz von Grund und Boden nahmen, dann pflegten sie mit Feuer das neu zu bebauende Gebiet zu umgehen, um dies zu reinigen und alle schädigenden Dämonen zu bannen. Aus dieser einmaligen Handlung ist eine periodisch wiederkehrende hervorgegangen: Jedes Jahr, bevor die Äcker bestellt wurden oder kurz nach der Bestellung, ritt oder ging man in feierlichem Zuge um die Saatfelder. Ob man bei dieser Gelegenheit in heidnischer Zeit Feuer oder Götterbilder trug, lassen altdeutsche Quellen nicht erkennen; nach nordgermanischen trug man Feuer umher. Gegen diese Flurengänge eifern die ältesten Synoden immer und immer wieder, allein vergeblich. Bald mußte die Kirche einsehen, daß sie nicht auszurotten seien, und so nahm sie sie unter ihre Fittiche, und von nun an wandelte der Geistliche mit dem Bilde der Ortsheiligen oder der Maria in feierlicher Prozession und unter Gesang durch die Fluren und segnete die Felder. Zugleich wurde diese Feierlichkeit auf ein kirchliches Fest, auf Ostern, andernorts auf die Himmelfahrt verlegt. Diese katholischen Umzüge hörten bei uns selbstverständlich mit Einführung der Reformation auf, allein es blieb

von ihnen das Osterreiten und Ostersingen zurück, und dies hat sich, wie schon bemerkt, noch bis heute hier und da erhalten. Am Ostersonntage, vor Sonnenaufgang oder nach dem Nachmittagsgottesdienste, versammelt sich die männliche Jugend des Dorfes zu Rosse; es sind die Saatreiter, wie sie in der Lausitz heißen. Der Sammelplatz ist meist vor der Kirche, und von hier aus geht es unter Musik und Gesang durch die Straßen des Orts. Aus den Häusern erhalten bei diesem Umzuge die Reiter Spenden: Kuchen, Bier, Schnaps u. dgl. — Noch verblaßter sind die alten Osterflurumzüge in den Städten: hier hat sich nur das Ostersingen erhalten. Es ziehen die Chorschüler am Charfreitag oder Ostermorgen unter Gesang durch die Straßen und erhalten Geldspenden. Aber auch diese Sitte, die noch vor 20, 30 Jahren ziemlich verbreitet war, schwindet jetzt immer mehr.

Während unser Volk in seinen Sitten und Bräuchen zu Ostern das Erwachen neuen Lebens in der Natur begrüßt und dies durch symbolische Handlungen auf Tier- und Menschenwelt überträgt, ist ihm Pfingsten ein Fest reiner Freude über das neue Leben in der Natur, über den Einzug des Sommers. Der Deutsche hängt mit allen Fasern seines Wesens an der freien Natur, die ihn umgiebt, und die alte Abscheu vor einschließenden Mauern, die bereits Tacitus hervorhebt, ist ihm auch heute noch eigen. Der Winter, der ihn an Haus und Stube bannt, ist ihm verhaßt, und fröhlichen Herzens jubelt er der Zeit des Maien entgegen, wo die Arbeit im Freien wieder aufgenommen werden kann, wo unter dem Geäst des deutschen Waldes das Leben neu pulsiert. Das ist die Zeit, die die Dichter des Mittelalters als die schönste des Jahres begrüßen, neben der ein Walther von der Vogelweide nur die Tage junger Liebe gelten läßt. Den Eintritt solcher Wonnezeit konnte ein Volk wie das deutsche, das alle wichtigen Ereignisse im Leben durch Handlung und Poesie auszeichnet, nicht ohne Sang und Klang vorübergehen lassen, und so entstand das Maienfest, dessen Grundton durch die Jahrhunderte der gleiche geblieben ist, wenn auch die Feier sich zeitlich und örtlich geändert hat. Auch bei ihm hat die Kirche ihre Hand im Spiele gehabt: unter ihrem Einflusse sind die alten volkstümlichen Maiensitten auf das Pfingstfest verlegt worden, das ja, wenigstens überwiegend, in den Mai fällt. Leider haben, wie bei anderen alten Volksfesten, auch am Maienfeste Zeit und Verhältnisse genagt, so daß sie, wie bei uns in Sachsen, heute nur noch einen blassen Schimmer alter, lebensvoller Sitte haben. Wohl prangt noch ziemlich allgemein am Pfingstmorgen in Stadt und Land die Pfingstmaie, aber das Hereinholen des Baumes aus dem nahen Walde und die ausgelassene Freude, die sich an diese Handlung knüpfte, sind längst vergessen. Und auch der weitere Brauch, daß die Burschen ihren Mädchen am Pfingstmorgen eine Maie setzen, ein Brauch, der noch vor ca. 50 Jahren im Vogtlande blühte, scheint heute ganz geschwunden zu sein. Der Einzug des Pfingst- und Maikönigs aber,

der in den Städten ein anderes Aussehen bekam, lebt hier in den modernen Schützenfesten fort, ein kaum noch zu erkennender Sproß seiner Ahnen. Noch in den fünfziger Jahren gab es an der sächsisch-preußischen Grenze eine Reihe Ortschaften, wo auch das alte Maipaar noch gefeiert wurde: Ein Bursch und ein Mädchen versteckten sich außerhalb des Dorfes im Gebüsch oder in hohem Grase. Das war das Mai- oder Brautpaar. Um dies zu suchen, zog das ganze Dorf unter Musik hinaus, und wenn es gefunden war, da wurde es von der Gemeinde umringt. Die Musikanten spielten eins auf und in allgemeinem Jubel wurde es nach dem Dorfe geführt, wo am Abend gezecht und getanzt wurde. — Endlich sind auch noch unsere volkstümlichen Rennen im Frühjahre ein Rest alter Maienfeste.

Um diese Sitten zu verstehen, muß etwas weiter ausgeholt werden. Während des ganzen Mittelalters, bis tief in die Neuzeit hinein, suchte das Volk, jede Gemeinde für sich oder mehrere zusammen, ihrer Freude an der Wiederkehr der Maien in Volksbelustigungen Ausdruck zu geben. Wie einst die alten Germanen im Norden Deutschlands zu Ehren der wiedererwachenden Natur das Fest der Nerthus feierten und ihr Bild in feierlichem Zuge durch die Lande führten, so suchten in den germanischen Niederlanden im 12. Jahrhunderte Geistliche, in der Neuzeit in den verschiedensten Gegenden Deutschlands die Burschen das schönste Mädchen der Gemeinde aus und führten dieses dann am 1. Mai oder zu Pfingsten in feierlichem Zuge aus dem nahen Walde, aus der freien Natur durch die Fluren nach dem Orte, wo ein allgemeines Fest stattfand. Jenes Mädchen nannte der Volksmund bis in unser Jahrhundert Mai- oder Pfingstkönigin. Andernorts wurde einer männlichen Person die gleiche Ehre erwiesen: es war der Maikönig, Maigraf oder Pfingstkönig. Ein alter Chronist des 16. Jahrhunderts bezeichnet ihn als „comes aestivus“ und fügt zu seinem Einzuge die Worte hinzu: „das nennt seit alter Zeit das Volk den Sommer in die Stadt führen“. Hier und da ist im Laufe der Zeit dieser Maikönig, als man seinen tieferen poetischen Gehalt vergessen hatte, zur Karrikatur geworden, zu einer Strohpuppe, die mit grünem Laub geschmückt ist und mit der man allerlei Kurzweil treibt. Dann nannte man sie Laubkönig oder Pfingstlümmel und ähnlich. In unserem Erzgebirge wurde dieser Name übertragen auf den Hirten, der zuletzt sein Vieh im Frühjahre auf die Weide trieb, und in unserem Pfingstesel lebt er noch heute in vielen Gegenden Sachsens fort. Wir haben hier wieder einmal die alte Geschichte vom Hute, der schließlich in den Händen der verständnislosen Kinder zum Spielzeug wird.

Allein man begnügte sich nicht damit, den Sommer in symbolischer Form nach dem Orte zu holen, sondern man brachte das frische Grün des Waldes auch selbst in die Häuser: das sind die Mai- oder Pfingstbäume, die seit dem 13. Jahrhundert in den Urkunden erwähnt werden. Auch das Einholen

des Maibaumes war ein Fest. Man zog hinaus in den Wald, um den Mai zu suchen (majum quaerere), brachte junge Bäume, besonders Tannen und Birken, nach dem Ort und pflanzte sie vor den Thüren der Häuser oder Ställe oder in den Stuben auf. Burschen errichteten solche Maibäume, wie schon erwähnt, vor der Kammer ihres Mädchens. Außer diesen Hausmaien wurde in der Mitte des Dorfes oder auf dem Markte der Stadt ein großer Maibaum oder die Maistange aufgepflanzt, die man ebenfalls in feierlicher Prozession nach dem Orte gebracht hatte. Die ganze Gemeinde hatte sie ausgewählt und bewachte sie sorgfältigst. Meist war der Baum seiner Zweige und Blätter entblößt; ihm war nichts als die Krone geblieben, und hier prangten neben bunten Bändern allerlei eßbare Dinge wie Würste, Kuchen, Eier, auch bunte Tücher und dgl. Die Jugend mühte sich ab, diese zu erlangen. In der Kletterstange, die wir noch auf unseren Schützenfesten finden, lebt dieser alte Maibaum fort. Nicht selten fand nach diesem Maibaume ein Wettlauf oder Wettritt statt, eine Pfingstbelustigung, die sich im Laufe der Zeit von ihrem Ziele losgemacht hat und in vielen Gegenden Deutschlands als volkstümliche Sitte noch heute erscheint. In den großen Städten unseres Landes ist diese Sitte zum Sport aufgeputzt worden, denn unsere Frühjahrsrennen sind in ihrer Wurzel nichts anderes, als die altdeutschen Wettritte, bei denen der Sieger eine Spende aus der Hand eines Mädchens erhielt (in der Regel ein rotes Tuch), während der letzte Reiter Spott und Hohn von der versammelten Gemeinde erntete.

Ende Juni hat die Sonne ihren Höhepunkt erreicht. Draußen stehen die Saaten und gehen der Reife entgegen und auf den Feldern weiden die Herden. Und wie noch heute an diesen Tagen der Landmann oft klopfenden Herzens nach dem Himmel schaut, so hat er es auch in früherer Zeit gethan. Vom Himmel, vom Wetter ist seine Hoffnung abhängig. Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß gerade im Hochsommer Gewitterregen und Hagel, die die Saaten vernichten, am häufigsten sind, daß gerade in diesen Wochen öfter Seuchen unter Menschen und Vieh ausbrechen. Nach altem Glauben des Volkes aber verpesteten die bösen Geister, Drachen und Hexen, die Luft und erzeugten so Seuchen und brachten Unwetter. Es galt daher diese zu bannen, sie fern zu halten. Eine alte Erfahrung hatte das Volk gelehrt, wie das am besten geschehen könne. Schon früher hatte man die luftreinigende Kraft des Feuers erkannt. Finden wir doch heute noch im Volke vielfach die Sitte, in Krankenzimmern Feuer zu entfachen, um die Luft zu reinigen und Ansteckungen dadurch zu verhüten. Diese Beobachtung der reinigenden Kraft des Feuers hat in vorgeschichtlicher Zeit bei unseren Vorfahren die sogen. Notfeuer veranlaßt, d. h. Feuer, die durch niuwan „reiben" entzündet wurden, Feuer, die bereits im 8. und 9. Jahrhundert in den Quellen belegt sind und die sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands bis in unser Jahrhundert erhalten

haben. Noch im Jahre 1855 z. B. wurde in einem braunschweigischen Dorfe ein solches Feuer durch Reibung erzeugt, damit es eine ausgebrochene Schweineseuche vertreibe. Der Hergang dabei war folgender: Sobald unter dem Vieh eine Krankheit ausgebrochen war, kamen die Bauern der Dörfer zusammen und beschlossen ein Notfeuer anzuzünden. An dem festgesetzten Tage durfte in keinem Hause, auf keinem Herde eine Flamme lodern; alles lebende Feuer mußte vorher gelöscht werden. Dann kamen die Bauern an dem vorher bestimmten Orte zusammen; jeder brachte Stroh und Buschwerk mit. Alsdann wurde ein starker Eichenpfahl in die Erde geschlagen, ein Loch durch diesen gebohrt und in dasselbe eine hölzerne Winde gesteckt, die mit Pech und Teer beschmiert war und so lange gerieben wurde, bis sie Feuer fing; dies wurde durch das mitgebrachte Material genährt, und so entstand allmählich ein Flammenberg. Über diesen wurde das gesamte Vieh des Dorfes dreimal getrieben und dann wieder nach dem Stall oder auf das Feld gebracht. Von dem Feuer aber nahm jeder Hausvater einen Brand mit nach Haus, löschte ihn hier und legte ihn alsdann in die Krippe, aus der das Vieh zu fressen pflegte. — Mit eiserner Festigkeit hat das Volk an diesem Notfeuer bis in unser Jahrhundert festgehalten. Dies Feuer nun ist der Vorgänger unserer Johannisfeuer: das Seuchenfeuer ist ein periodisches, prophylaktisches Feuer geworden. Die alte Erfahrung, daß im Hochsommer die Seuchen ganz besonders häufig waren, veranlaßte das Volk, jedes Jahr vor Beginn des Hochsommers solch abwehrendes Feuer zu entzünden. Festgelegt wurde aber der Brauch auf die Zeit der sommerlichen Sonnenwende. Und als diese durch die Kirche auf den Tag Johannis des Täufers gelegt war, da erhielten jene periodischen Feuer den Namen Johannisfeuer. Aus dem 15. Jahrhundert besitzen wir die ältesten Zeugnisse, daß die Notfeuer regelmäßig am Johannistage entfacht worden seien, und die beiden Worte Notfeuer und Johannisfeuer werden von nun an gleichbedeutend, wenn auch die alten Notfeuer neben den Johannisfeuern nach wie vor fortbestehen. Indem sich aber das Feuer regelmäßig im Jahre zu bestimmter Zeit wiederholte, trat allmählich sein ursprünglicher Zweck in den Hintergrund, die Johannisfeuer wurden zu Volksbelustigungen, an denen die ganze Gemeinde teil nahm. Nur selten wird das Vieh noch durch die Flamme getrieben, dagegen springt noch heute das junge Volk hindurch, sehr häufig der Bursche mit seinem Mädchen, bei uns die Knaben. Daneben findet um das Feuer der Reihentanz statt, und nicht selten wird etwas von der Asche mit nach Hause genommen und hier dem Vieh unter das Futter gemischt. Am Abend aber stellt sich die Jugend, wie bei all solchen Volksfesten, zu Tanz und fröhlichem Gelage ein.

Auch in unserem Sachsen lebt das Johannisfeuer noch fort. Im Tieflande, an der preußischen Grenze, ist freilich nichts davon übriggeblieben als

die Festfeier in der Schenke, nur daß hier und da noch die Illumination an das Feuer auf der Flur erinnert. Dagegen haben sich im Meißner Hochlande, in der südlichen Lausitz und einigen Strichen des Erzgebirges die Kinder seiner bemächtigt, die es als ihre Domäne ansehen, wie jüngst Meiche in den Mitteilungen für sächs. Volkskunde gezeigt hat. Freudig zieht am Abend vor dem Johannistage die männliche Jugend hinaus nach der Feuerstätte, bewaffnet mit alten Besen, die man schon Wochen vorher gesammelt hat, um die Glut zu entfachen und sie mit der Fackel in der Hand in Gegenwart der Alten zu umtanzen. Und doch leuchtet selbst noch aus diesem Kinderspiele der Glaube dahingegangener Geschlechter: noch heute lebt man in dem Wahne, daß der Schein der Fackel die bösen Unholde, die Hexen, verscheuche.

Bevor ich das Johannisfest verlasse, möchte ich noch einer schönen Sitte kurz gedenken, die immer mehr in den Städten um sich greift: des Schmückens der Gräber am Johannistage. Die Sitte ist nicht alt, sie läßt sich im vorigen Jahrhunderte noch nicht nachweisen und ist zweifellos in den Städten entstanden, wo man sie heute auch fast ausschließlich kennt. In Freimaurerkreisen scheint sie ihren Ursprung zu haben und in Leipzig ist sie, so weit ich sie habe verfolgen können, zuerst aufgekommen. Aber bald hat sie Nachahmung gefunden, und heute treffen wir sie fast in ganz Sachsen westlich der Elbe an.

Der zweite Teil des Jahres ist nicht reich an volkstümlichen Festen. Die alten Gesellenumzüge der Innungen, die wir in der Mitte unseres Jahrhunderts in vielen Städten Sachsens antreffen, sind mit den Innungen selbst schlafen gegangen. An ihre Stelle sind Sänger- und Turnfeste getreten, Erzeugnisse der neueren Kultur, und immer mehr machen sich im Hochsommer Versammlungen und Kongresse mit besonderer Tendenz breit. Erst am Schlusse des wirtschaftlichen Jahres erhebt sich noch einmal der Volksgeist zu Lust und Freude: am Erntefeste und an der Kirmes. — In früherer Zeit hat sich das Erntefest unmittelbar an den Schluß der Ernte angeschlossen; erst unter kirchlichem Einflusse ist es auf einen Sonntag verlegt worden. Mit dem letzten Getreidewagen, der in die Scheune einfuhr, war die Frucht der Felder geborgen. Allerlei symbolische Handlungen knüpften sich an diesen letzten Akt der Ernte: der Name „Stoppelhahn", der sich im Erzgebirge für das Erntefest findet, oder „der Alte", wie man in der Lausitz die letzte Garbe nennt, sind noch Erinnerungen daran. Hatte doch die letzte Garbe auf dem Felde besondere Bedeutung: in sie hatte sich nach dem Glauben der Schnitter der Roggenhund oder der Wolf oder der Stoppelhahn, der Alte, geflüchtet, jener Dämon der Getreidefelder, der in den gefallenen Schwaden nicht bleiben konnte. Daher wurde diese Garbe mit Blumen und bunten Bändern geschmückt und beim Einzuge des letzten Getreidewagens von den Knechten und Mägden dem Gutsherrn feierlichst

überreicht. Hierbei wurde in der Regel gesungen, wie noch vor einigen Jahrzehnten in der südlichen Lausitz: „Jetzt bringen wir den Alten“. Für die Überreichung dieser Garbe gab der Gutsherr den Schnittern noch an demselben Abende oder am folgenden Sonntage ein Fest, an dem u. a. Kuchen, aus neuem Getreide gebacken, ausgeteilt wurde. — Dieser Alte ist heute fast durchweg verschwunden, und auch vom Stoppelhahn in der letzten Garbe weiß fast kein Erzgebirgler mehr zu erzählen. Aber das Erntefest ist geblieben, wenn auch im Erntedankfest sein kirchlicher Charakter mehr in den Vordergrund tritt und gewinnsüchtige Wirte auf Kosten des Beutels der Dorfbewohner die Leitung der Feier in die Hände genommen haben.

Während sich das Erntefest an den Schluß der Ernte knüpft, feierte das Volk in seiner Kirmes den Schluß des gesamten wirtschaftlichen Jahres. Wenn die Herden von ihren Weiden nach den Ställen zurückgekehrt und die Früchte des Feldes eingerntet und das Getreide gedroschen, so war bei unseren Vorfahren das wirtschaftliche Leben des Jahres vorüber, der Jahresschluß war da. Dieser fiel in die erste Hälfte des Novembers. Jetzt bedingte der Mangel an der nötigen Nahrung für das Vieh und die Rücksichten auf den eigenen Hausstand eine Verminderung des Viehbestandes, es begann das Einschlachten eines Teiles der Haustiere und mit ihm zugleich das große altgermanische Jahresschlußfest. Infolge des Einschlachtens war aber Fleisch im Überfluß vorhanden: diese Thatsache veranlaßte jene großen Schmausereien, zu denen Verwandte von nah und fern geladen wurden. Zur Speise gesellte sich das Getränk, in alter Zeit Met und Bier, und bald kam auch der Kuchen aus neuem Getreide hinzu. In diesen altdeutschen Winterfesten, deren letzte Tage wir schon beim Weihnachtsfeste kennen lernten, ist die Wurzel unserer Kirmes zu suchen. Auf sie geht wahrscheinlich auch unser Martinschmaus zurück. Daß sich diesen Schmausereien alle möglichen Lustbarkeiten zugesellten, ist bei dem Drange unseres Volkes nach Poesie des Lebens selbstverständlich. Sie mögen zum Teil aus altheidnischen Opferfeierlichkeiten, die einst mit diesem Feste verbunden waren, hervorgegangen sein, aber der schaffende Geist des Volkes hat nicht stille gestanden und hat jederzeit den Verhältnissen entsprechende neue hinzugefügt. Und als das Christentum bei unseren Vorfahren Eingang fand, da war dies große germanische Jahresschlußfest so fest gewurzelt, daß die Geistlichen bald einsahen, daß an eine Ausrottung nicht zu denken sei. Und so setzten sie denn, den Vorschriften des römischen Bischofs gehorchend, in die ersten Tage jener Zeit die Feier zum Gedächtnis an die Einweihung der Kirche, die Kirchweih, die mit besonders feierlicher Messe verbunden war. Nach letzterer hat die Kirmes, die Kirmse (d. h. die Kirchmesse) ihren Namen. Aber auch nach dieser Bestimmung überwucherte das weltliche Fest ganz das kirchliche, nur daß nun jenes an einem Sonntage gefeiert wurde. In den Städten knüpfte

sich an das Fest schon frühzeitig der Jahrmarkt und die Lustbarkeit setzte sich oft tagelang fort. Wie tief gerade dieses Fest in der Volksseele wurzelte, lehrt die Thatsache, daß im 15. und den folgenden Jahrhunderten Kirmes und Kirchweih schlechthin für jede ausgelassene Lustbarkeit gebraucht wurde, so daß z. B. die Fastnacht die Narrenkirchweih oder eine lustige Kindtaufe Kindleskirmes heißt. Daß es bei solchen Festen nicht selten zu Ausartungen kam, darf uns nicht wundern. Daher eifern Obrigkeiten und die Kirche immer und immer wieder gegen die volkstümlichen Kirmessen, aber wie wenig es gelungen ist, gerade dies Fest auszurotten, weiß jeder aus Erfahrung. In unserem ganzen Lande wird auch heute die Kirmes gefeiert: wie in alter Zeit wird vielfach ein Schwein geschlachtet, wird Kuchen gebacken, ergehen Einladungen an Freunde und Verwandte. An Bier und Schnaps, selbst an Wein darf kein Mangel sein, und der Tanz darf nach alter Sitte nicht fehlen. Auch Geschenke werden noch vielfach unter Gesinde und Kinder verteilt, und im Erzgebirge erbitten sich letztere von ihren Eltern neue Kleider.

Mit der Kirmes sind wir am Schlusse des altdeutschen Jahres angelangt. So sehr sich die Sitten und Bräuche unseres Volkes im Laufe der Zeit verändert haben, so sind sie doch fast durchweg auch in ihrer neuen Form der Ausdruck der deutschen und somit auch der sächsischen Volksseele geblieben: in allem zeigt sich das Streben unseres Volkes nach der Poesie des Lebens, sein Gemüt, sein unverwüstlicher Humor. Trefflich hat bereits im Anfange des 16. Jahrhunderts Johannes Agricola diese Züge unserer Volksseele erkannt und deshalb den volkstümlichen Festen das Wort gesprochen. „Fröhlich und guter Dinge sein," heißt es dort, „wohlleben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenn's selten geschieht; wenn es aber täglich geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutsche halten Fastnacht, St. Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andere Gezeiten im Jahre fröhlich sein und schlemmen; Burchards-Abend um des neuen Mosts willen, St. Martin um des neuen Weines willen; da brät man eine feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen. Zu Pfingsten macht man Laubhütten und man trinkt Pfingstbier wohl 8 Tage. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen; es geschieht aber des Jahres nur einmal, dann ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen."

11. Aberglaube und Volksmythen.

Von Eugen Mogk.

Der Aberglaube und Volksmythus sind die steten Begleiter volkstümlicher Sitten. Wie ohne diese ein Volk undenkbar ist, so giebt es auch kein Volk, das nicht einen Glauben besäße, der von den Gebildeten als falscher Glaube, als Aberglaube bezeichnet und deshalb meist verachtet wird. Gehen wir aber selbst mit uns einmal ganz offen zu Gericht: wer ist wohl ganz frei von Aberglauben? Ich habe manchen gebildeten und gelehrten Menschen kennen gelernt, der den Aberglauben im Grunde seiner Seele verurteilte und dessen Äußerungen doch erschließen ließen, daß er sich in seinen Fesseln befand. War doch selbst ein Mann wie unser Bismarck mit seinem ruhigen, klaren Blicke nicht frei von Aberglauben. Die Beobachtung hat gelehrt, daß jeder Mensch von Gemüt, der noch Achtung vor und Glauben an ein höheres Wesen hat, im Banne des Aberglaubens steht, der eine mehr, der andere weniger.

Volksmythus und Aberglaube führen uns in die frühesten Zeiten unseres Volkes zurück. Wie im Gedächtnis des einzelnen Menschen die Gedanken, Gefühle und Handlungen aus der Kindheit bis zum Greisenalter am festesten haften, so ist es auch bei den Völkern der Fall: was in der Jugendzeit unseres Volkes Herz und Gemüt bewegt hat, ist diesem im Laufe der Zeiten nicht verloren gegangen, und dahin gehört in erster Linie sein alter Glaube. So sehr auch Obrigkeiten und Geistliche gegen diesen alten Wahn geeifert, so harte Strafen auch den im Aberglauben Handelnden getroffen haben, jener Glaube der Väter ist in seiner Wurzel heute noch nicht ausgerottet. Wohl sind auch Volksmythus und Aberglaube nichts stetes; wie alle anderen Äußerungen der Phantasie eines denkenden und fühlenden Volkes sind auch sie dem Wechsel der Zeiten und Geschlechter unterworfen gewesen, der Baum hat die alten Blätter abgeworfen und neue erhalten, er hat zu der einen Zeit mehr geblüht als zu der anderen, er hat fremde Sprößlinge aufgenommen, während alte Zweige verdorrt sind, aber Wurzel und Stamm sind die alten geblieben, und wenn auch heute durch unser Christentum ein beträchtlicher Teil des Markes vertrocknet ist, so lassen sich doch jene noch klar erkennen,

zumal wenn wir unsere Blicke zugleich mit auf vergangene Zeiten werfen und von unkultivierten Völkern gelernt haben, was die Seele eines natürlichen Volkes zum Glauben an ein höheres Wesen treibt. Seitdem die Wissenschaft aufgehört hat, durch unberechtigte Kombination Glaubensäußerungen verschiedener indogermanischer Völker zusammenzubringen und daraus indogermanische Urmythen zu konstruieren, seitdem die vergleichende Völker- und Religionskunde uns gelehrt hat, daß die menschliche Phantasie unter gleichen Voraussetzungen in den verschiedensten Ländern der Erde auch gleiche oder ähnliche Glaubensvorstellungen erzeugt hat, seitdem ist uns auch der Glaube unserer Vorfahren und mit ihm der Aberglaube der Gegenwart klarer und verständlicher geworden.

Zwei Dinge unserer Erdenwallfahrt haben von jeher einen tiefen Eindruck auf das menschliche Gemüt gemacht und den Glauben an höhere Wesen erzeugt und groß gezogen: das ist auf der einen Seite der Tod und sein Bruder, der Schlaf, auf der anderen die Erscheinungen im Reiche der Natur. Man hat in diesem etwas gefühlt, das der natürliche Mensch mit seinen Sinnen nicht begreifen kann, man hat sich diesen höheren Gewalten untergeordnet, man ist bemüht gewesen, sie zu besänftigen, wenn sie zu zürnen schienen, sie freundlich zu stimmen, man hat ihnen aber auch Eigenschaften, Gefühle, Neigungen zugeschrieben, wie sie der Mensch selbst hat, und die Phantasie hat von ihnen zu erzählen gewußt, wie sie persönlich handeln und ihren Neigungen namentlich den Menschen gegenüber Ausdruck geben. So ist bei den heidnischen Völkern, so ist auch bei unseren Vorfahren einerseits der religiöse Kult, andererseits der Mythus, d. i. die poetische Ausgestaltung übernatürlicher Wesen, entstanden. Kult und Mythus aber sind nie die Sache einzelner Individuen, sondern einer Gesamtheit, die wir als Gesellschaft oder Staat zu bezeichnen pflegen. Solange nun ein Volk in seiner Gesamtheit an den Glaubenssatzungen festhält, sind diese sein lebendiger Glaube, seine Religion. Allein dieser Glaube ist, wie alle menschliche Einrichtung, nichts stetes, sondern ist dem Wechsel der Zeiten unterworfen: mit der weiteren geistigen Entwickelung eines Volkes, durch die Berührung, den Verkehr mit anderen Völkern ändert sich auch der Glaube an höhere Wesen; ein Teil des alten Genossenschaftsglaubens wird abgestoßen und nicht mehr als staatlich berechtigt anerkannt. Aber mit diesem Vorgange schwindet der alte Glaube nicht aus den Herzen, er bleibt vielmehr bei einem großen Teil des Volkes zurück, wenn er auch hier, da er nicht mehr von Staatswegen gepflegt wird, immer mehr und mehr verblaßt, bis schließlich sein Inhalt ganz vergessen und nur noch die tote Form übrig geblieben ist. Der lebendige staatliche Glaube ist zum Volksglauben geworden oder Mißglauben, wie ihn Luther mit Vorliebe nennt, zum Aberglauben, wie wir ihn in Anlehnung an das niederdeutsche overgeloof (= superstitio) seit dem 16. Jahrhundert zu nennen

pflegen. Zu der Zeit, da unsere Vorfahren in der Geschichte uns in klaren Umrissen entgegentraten, sind sie über die Stufen kindlichen Seelen- und Dämonenglaubens hinaus: sie glauben bereits an persönliche Götter, die den Menschen bei allen ihren Handlungen zur Seite sein oder ihnen entgegenstehen können; sie verehren diese im Gauverbande und singen Lieder zu ihrem Ruhm und Preis. Wie aber das Heidentum meist tolerant gegen älteren Glauben ist, der ja oft die Wurzel des neuen bildet, so war es auch bei unseren Vorfahren der Fall: der alte Seelen- und Dämonenglaube lebte bei der großen Menge in alter Frische fort, auch wenn er staatlich nicht mehr anerkannt wurde. Die Thatsache, daß bereits unsere heidnischen Vorfahren einen Aberglauben in unserer Auffassung des Wortes hatten, müssen wir zum Verständnis der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Glaubens immer im Auge behalten. Hieraus erklärt es sich, daß auch in christlicher Zeit der alte Aberglaube noch in fast gleicher Üppigkeit fortwucherte. Die Anstürme der christlichen Heidenbekehrer galten in erster Linie dem Staatsglauben, der Verehrung höherer Gottheiten, und diesen haben sie auch zum größten Teil vernichtet, wenn sie nicht den einen oder anderen Zug christlich umgestalteten. Dem Volksglauben gegenüber drückten sie aber ein Auge zu, ja wir finden sogar im 13. und 14. Jahrhundert Geistliche, die sich an entschieden heidnischen Belustigungen des Volkes mit größter Freude beteiligen. So erklärt es sich, daß wir noch bei ziemlich zahlreichen abergläubischen Handlungen und mythischen Wesen heidnischer Volksphantasie, die sich bis heute erhalten haben, die Wurzel wahrnehmen können, aus denen sie hervorgesprossen sind, und diese wird uns klarer, je älter die Zeugnisse sind, aus denen wir unsere Kunde schöpfen. Diese Nachwehen altgermanischer Volksmythen und altnationalen Aberglaubens sind es, die hier besprochen werden sollen. Jenen starken Strom, den das Mittelalter namentlich aus dem Oriente gebracht, und einen zweiten, den krankhafte Phantasie des Volkes während und nach dem 30jährigen Kriege hervorgezaubert hat, will ich nicht berücksichtigen, da man hier zu leicht den Boden unter den Füßen verliert und die Deutung das Spiel subjektiver Phantasie werden kann.

Wie bei allen Naturvölkern, so sind auch bei unseren Vorfahren Tod und Schlaf Erscheinungen gewesen, die immer und immer wieder die Seele bewegt und den Geist zu mythischem Schaffen getrieben haben. Mit dem Tode hörte alle Kraft leiblichen Handelns auf, es verließ etwas den Körper, das bisher seine Handlungen bestimmt, seine Glieder geleitet hatte. Das war das zweite Ich, das während des Lebens den Menschen begleitete, die Seele, die auch während des Lebens den Körper verlassen und diesem gegenüber bald freundlich, bald feindlich auftreten konnte. Diese Freiheit der Seele hatte den Menschen der Traum bezeugt, denn in dem willenlosen Zustande des Schlafes war sein zweites Ich, seine Seele, bald selbst wandern

gegangen und hatte ferne Gegenden besucht, vergangene Zeiten oder Verstorbene gesehen, bald war aber auch die eigene Brust schwer beängstigt worden: eine fremde Seele hatte sich auf sie gesetzt, der Alp, die Mare, die Truht hatte sie gedrückt. In diesem Zustande voller Freiheit nahm die Seele nicht selten Tiergestalt an, sie zeigte sich bald als Maus, bald als Schlange, bald als Wiesel, bald als Kröte. Wir haben eine Menge deutscher Sagen, die früheste geht ins 6. Jahrhundert zurück, die uns von solcher Seelenwanderung während des Schlafes berichten. Aus altsächsischen Landen erzählt der Leipziger Magister Prätorius eine solche Geschichte, die sich im Anfange des 17. Jahrhunderts zugetragen haben soll und die Zeugnis giebt, wie lebhaft man damals noch an die Wanderung der Seele während des Schlafes dachte. Mägde, so heißt es dort, sind mit Obstschälen beschäftigt. Da überfällt die eine Magd Müdigkeit und sie legt sich auf die nahe Bank. Kaum ist sie eingeschlafen, da kriecht aus ihrem Munde ein rotes Mäuslein heraus, das das andere Gesinde insgesamt gesehen. Dieses spaziert zum Fenster hinaus. Da nimmt eine vorwitzige Magd die Schlafende und wendet sie trotz der Warnungen der anderen um. Nach einiger Zeit kommt das rote Mäuslein wieder und sucht und sucht nach dem Munde, aus dem es entschlüpft, und da es sich nicht zurecht finden kann, geht es wieder zum Fenster hinaus. Jene schlafende Magd aber ist von diesem Augenblicke an mausetot gewesen und verblieben. Nun hat aber dieselbige Magd einen Knecht auf demselben Hofe zum Liebsten gehabt, der ist damals und früher schon öfter von der Truht gedrückt worden; von dieser Zeit an hat das aufgehört. — Und solches hat Praetorius von der Schwester seiner Schwiegermutter, die es mit eigenen Augen gesehen, öfter erzählen hören.

In diesem Zustande der Freiheit vermag aber auch die Seele mit den Geistern der Abgeschiedenen zu verkehren und durch sie die Zukunft zu erfahren. Hieraus erklärt sich die Prophetie, die sich an die Träume knüpft und die besonders in den Zwölf Nächten eine Rolle spielt, d. i. in der Zeit, wo die Geister ihr Wesen treiben.

Diese feste Überzeugung von der Sonderexistenz der Seele und ihrem Fortleben nach dem Tode ist die Wurzel eines großen Teiles unseres Volksglaubens. Mannigfach waren bei unseren Vorfahren die Vorstellungen von der Thätigkeit der Geister: bald führte die Seele ein Leben fort, das dem der Zurückbleibenden entsprach, bald lebte sie fort in der Nähe ihrer irdischen Wohnstätte und erschien hier zuweilen als Gespenst in Menschen- oder Tiergestalt, bald befand sie sich in dem Seelenheere, das durch die Lüfte sauste und besonders in den Zwölf Nächten sein Wesen trieb, bald weilte sie in Bergen, Flüssen, Teichen.

Sehen wir nun, wie abergläubische Sitte und Handlung noch heute hier und da in unserem Volke diese alten Vorstellungen erhalten haben.

Aus der Zeit, wo geschichtliche Quellen schweigen, sind die Funde in der Erde die stummen Zeugen der Sitte und des Glaubens der Völker. Wohl können wir im allgemeinen für diesen nur wenig erschließen, allein die eine Thatsache steht unumstößlich fest: man gab dem Toten das mit ins Grab, was er im Leben gebraucht, was ihm hier teuer und wert gewesen war. Aus dieser aber spricht der Glaube an ein Leben, das dem auf der Erde gleich war. Natürlich haben sich diese Gegenstände mit den Zeiten geändert. Der alte Kult aber ist als tote Sitte zurückgeblieben, und wie man im vorigen Jahrhunderte in Sachsen noch ziemlich allgemein den Toten Geld mit ins Grab zu geben pflegte, damit sie nicht spukten, so legt man z. B. in unserem Erzgebirge alles mit in den Sarg, womit die Leiche gewaschen, gekämmt, barbiert worden ist, und selbst ein Licht darf nicht fehlen. Und Köhler weiß uns aus der Reichenbacher Gegend zu berichten, wie man dem Toten sogar Regenschirm und Gummischuhe mit in den Sarg gegeben hat.

In dem Glauben an die persönliche Sonderexistenz der Seele wurzeln ferner viele abergläubische Sitten und Gebräuche, die sich nach dem Eintritte des Todes unter den Zurückgebliebenen beobachten lassen. Über weite Strecken unseres Vaterlandes ist es z. B. noch heute Brauch, daß man sofort, nachdem ein Glied der Familie die Augen geschlossen hat, Fenster oder Thüren öffnet, damit die Seele hinausfliege; hier und da wedelt man sie sogar mit Tüchern weg. Stühle, Tische, Töpfe und Kannen werden umgelegt, alles Spitze beseitigt, Uhr und Spiegel mit Tüchern verhüllt, damit die Seele nirgends hängen bleibe oder verweile. Ist der Hausherr gestorben, dann geht man zu den Tieren im Stall, zu den Bienen im Stock, zu den Bäumen im Garten und kündet diesen Wesen und Dingen feierlichst den Tod des Herrn an, damit sie nicht auch dem verstorbenen Hausherrn folgen.

So lange die Leiche nicht unter der Erde ist, wird alles in ihrer Umgebung sorgfältig beobachtet, denn man glaubt, daß sich die Seele noch in der Nähe ihres Körpers befinde und den Zurückbleibenden einen Blick in ihre eigne Zukunft gewähre: ändert sich das Gesicht des Leichnams wenig, so holt der Tote bald einen aus der Familie nach; wenn zuerst der Leichenzug einem Manne begegnet, so ist der nächste Tote ein Mann; fällt eine Person unversehens ins Grab, so stirbt sie bald und dgl. Auch die allgemein übliche Sitte des Leichenschmauses hat in dem Seelenglauben ihren Ursprung. Aus älteren Quellen, die bis ins 9. Jahrhundert zurückgehen, erfahren wir, daß diese Leichenmahle zu Ehren der Toten stattfanden und daß man sich bei ihnen gewissermaßen den Verstorbenen gegenwärtig dachte. Daher wurde ihm ein besonderer Platz gedeckt und es wurden dorthin Speisen und Getränke gestellt, die er im Leben gern genossen. Die sogenannten Opfersteine mit ihren Körnerspenden, die man in verschiedenen Gegenden

Deutschlands in der Nähe alter Begräbnisstätten gefunden hat, lassen vermuten, daß wir hier Überreste solcher alter Totenmahle haben. Je mehr bei diesen Schmäusen gegessen und getrunken wird, desto mehr Ehre ist es für den Toten. Noch in unserem Zeitalter pflegte man in der Pfalz zu sagen, wenn es bei einem Leichenmahle hoch herging: „das kommt dem Toten zu Gute".

Das Totenmahl war nach heidnischem Glauben eine der Pflichten, die man der Seele des Abgeschiedenen schuldig war, wenn sie Ruhe haben sollte. Zu diesen Pflichten gehörten auch die andern obenerwähnten Bräuche. Doch gingen neben diesen Rücksichten auf den Toten noch andere einher, Rücksichten auf die Zurückbleibenden. Denn fand der Tote im Grabe keine Ruhe, so machte er den Ort, wo er einst gelebt, unsicher, er ging um, erschien als Gespenst bald in dieser, bald in jener Gestalt. Welche Gegend unseres Vaterlandes hat nicht die eine oder andere Gespensterſage! Bald erscheinen die Toten in der Gestalt, die sie während des Lebens gehabt haben, bald als weiße Frauen, bald als feurige Tiere, als Tiere schlechthin, besonders als Hunde. In der Regel haben die Umgehenden während ihres Lebens Frevelthaten begangen, die nicht gesühnt worden sind; das Wiedererscheinen gilt als Strafe, als Unglück. Die Gespenstermythen besitzen daher für unser Volk einen gewissen sittlichen Wert; es spricht zum Teil aus ihnen der altgermanische Sinn für Recht und Ehrlichkeit. So ist ziemlich allgemein der Aberglaube verbreitet, daß der Geizhals, der Geld vergraben hat, nicht eher Ruhe findet, als bis einer der Überlebenden den vergrabenen Schatz gefunden hat. Ebenso gehen nach dem Tode umher die den Grenzstein verrückt haben, ja in einzelnen Gegenden will man sie sogar mit diesem auf dem Rücken gesehen haben. Auch Selbstmörder finden im Grabe keine Ruhe, ferner Sonntagsschänder, Diebe, die die Gastfreundschaft mit Füßen treten, die leidenschaftlichen Hang zur Jagd, zum Tanz haben. Daneben spuken die Seelen derer, die eines unnatürlichen Todes gestorben sind: wo ihre Seele den Körper hat verlassen müssen, an den Stätten des Unglücks treiben sie ihr Wesen. In diesen Kreis von Gespensteraberglauben gehören auch die Sagen von den Irrwischen oder Irrlichtern, die der Volksglaube vielfach als Seelen ungetaufter Kinder auffaßt: in feuriger Gestalt zeigen sie sich besonders in Sümpfen, auf feuchten Wiesen, an Kreuzwegen; sie leuchten, wie man in der Lausitz erzählt, in der Finsternis einem voran, wenn man ihnen Geld giebt, sie führen aber auch oft vom rechten Wege ab, springen dem Menschen auf den Rücken und werden gar handgreiflich, wenn man sie neckt oder höhnt. Mit dem Geister- und Gespensterglauben hängen dann aufs engste die vielen Schatzsagen zusammen. Die Gespenster wissen, wo die Schätze in der Erde liegen, und nicht nur die, die während ihrer Lebzeiten selbst solche verborgen haben. Ungemein zahlreich sind im Erz-

gebirge und Vogtland die Sagen, daß ein graues Männchen während der Nacht dem Menschen erscheint und diesen auffordert, ihn zu dem Ort zu begleiten, wo der Schatz liege: es könne nur durch Hebung des Schatzes erlöst werden. Auf der andern Seite sind aber auch die Geister die Hüter der Schätze und wehren sich gegen den, der unaufgefordert ihr Eigentum nehmen will. Daher hieß es im vorigen Jahrhunderte, man solle bei Grabung eines Schatzes Brot bei sich haben, dann hätten die Geister etwas zu zehren und würden den Suchenden nicht stören.

Es ist bereits hervorgehoben, daß die Seelen der Abgeschiedenen mit ihrer Proteusnatur sehr häufig die Gestalt von Tieren annehmen können, und in dieser geben sie sich den Menschen kund. Noch heute weiß man fast allerorten, auch in Sachsen, von Hunden, Hasen, Schlangen, Kröten, Vögeln u. a. Tieren zu erzählen, daß in ihnen Seelen verwunschener Menschen sich befänden. In der Überzeugung dieser Thatsache wurzeln weitere zahlreiche Äußerungen des Aberglaubens: der sogenannte Angang, die Prophetie, die Sprache der Tiere. Um die Festigkeit zu verstehen, mit der der Aberglaube gerade an der Tierwelt haftet, müssen wir ins Mittelalter zurückgreifen. Wir besitzen eine fast unzählige Anzahl Zeugnisse und zwar aus den Ländern aller germanischen Stämme, daß damals ungemein häufig gegen Tiere in aller Form rechtlich verhandelt wurde, daß ihnen Strafen auferlegt wurden wie den Menschen. Auf der anderen Seite nehmen sich aber auch die Provinzialgesetze der Tiere, namentlich bestimmter, an und schützen sie durch eine Strafsumme gegen Frevelthaten von seiten der Menschen. In diesen Rechtshandlungen hat von Amira, einer der besten Kenner altgermanischen Rechtes, Gespensterprozesse nachgewiesen. Im Tierprozesse sind nicht Tiere, sondern Menschen- und Dämonenseelen, die in dem Tiere sich befinden, die Verklagten. Behalten wir diese Thatsache und jene Mythen von verwunschenen Menschen in Tiergestalt im Auge, so wird uns unser Tieraberglaube erst verständlich.

Wie oft hört man die Leute sagen: „Ich habe heute Unglück, mir ist eine Katze, ein Hase über den Weg gelaufen", und wiederholt habe ich bemerkt, daß selbst Gebildete nach solcher Begegnung eine Kehrtwendung machten, gleich als ob sie ihren Gang nun von neuem begönnen. Andere Tiere dagegen bringen nach dem Glauben des Volkes Glück, wenn sie uns bei unseren Ausgängen begegnen. Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie erwähnt als solche den Wolf, Hirsch, Bär, das Schwein. Heute setzt es nach der Meinung der Erzgebirger Prügel, wenn einem ein Schwein begegnet. Bei manchen Tieren wird darauf geachtet, ob sie uns zur Rechten oder Linken erscheinen.

„Schafe zur Linken, Freude dir winken,
Schafe zur Rechten, giebt's was zu fechten,"

hörte ich erst jüngst ein Mädchen seinem Bruder zurufen, als eine Herde Schafe kam, während es ihn zugleich auf die andere Seite des Weges zog. Dieser Glaube, daß ein begegnendes Tier dem Menschen auf seinem Gange, bei einem Unternehmen Glück oder Unglück bringe, ist uralt. Schon die ältesten Bußordnungen und Predigten eifern dagegen, und im späteren Mittelalter spielt er als „anegang" oder „widergang" im Leben eine hervorragende Rolle. Bei allen diesen Erscheinungen ist es nicht das Tier an und für sich, das dem Menschen Glück oder Unglück bringt, sondern die Menschenseele, die in ihm steckt. Sagt doch noch in unserer Zeit der Erzgebirger: „Ein Hase bringt Unglück, denn in ihm steckt eine verkappte Hexe." Ferner haben jederzeit bis heute auch die Menschen selbst beim Angang eine Rolle gespielt: Priester und alte Weiber brachten im Mittelalter wie noch heute Unglück, ebenso Blinde, dagegen galten Ausgewachsene als glückbringend, und sonderbarer Weise steht in demselben Rufe auch bei allen germanischen Völkern die Hure, während junge Mädchen und Frauen Unglück zu bringen pflegen. Wenn wir diesen Angang nun auf ganz ähnliche Weise auch bei den Römern, Griechen, Slawen und anderen indogermanischen Völkern finden, so lehrt uns diese Beobachtung, daß er, wie der ganze Seelenglaube, zum lebendigen Glauben der indogermanischen Urvölker gehört hat, und daß es ganz verkehrt ist, wie es oft geschieht, ihn aus altdeutschem Götterglauben abzuleiten, indem man z. B. Hund oder Wolf als Tier Wodans deutet.

Vielfach wird zum Angang auch die Prophetie der Tiere, besonders der Vögel, gerechnet. Allgemein ist in Sachsen der Wahn verbreitet, daß jemand sterbe, wenn das Käuzchen schreit, vielfach, daß es ein Unglück gebe, wenn eine Henne kräht. Der Ruf des Kuckucks kündet, wie viel Jahre man noch lebt, und wenn er im Frühjahre das erstemal gehört wird, so wird flugs nach dem Beutel gegriffen, damit das Geld im Jahre nicht ausgehe. An den Lostagen unseres Vaterlandes, am Andreas-, Christabend oder Sylvester, gehen noch heute um Mitternacht die Mädchen an die Thüre des Hühnerstalles und rufen die Worte:

„Gackert der Hahn, so krieg ich en Mann,
Gackert die Henn, so krieg ich noch kenn."

Soweit wir die Quellen unseres Aberglaubens zurückverfolgen können, d. h. seit den frühesten christlichen Jahrhunderten, finden wir dieselben Züge des Glaubens, die gleichen Formeln wieder, und je älter unsere Quellen sind, desto bestimmter zeugen sie für den alten Zusammenhang zwischen Menschenseele und Tier. Im allgemeinen ist dieser heute freilich vergessen, nur das Ergebnis des Glaubens hat sich in ziemlicher Frische erhalten. Und daneben hat sich der alte Glaube in das Märchen und die Volkssage geflüchtet, und man erzählt sich von Vögeln, die mit menschlicher Sprache

ausgestattet sind und sich mit Menschen, besonders Sonntagskindern, unterhalten, und von dem Heimchen, das sich über den Erntesegen seines Bauern freut, oder von dem Otterkönig, der auf seinem Kopfe eine güldene Krone trägt und sich von den Menschen mit Milch füttern läßt.

Im alten Seelenglauben unserer Vorfahren wurzeln ferner jene mythischen Wesen, die ich in ihrer Allgemeinheit als Druckgeister bezeichne. Sie erscheinen in Sachsen besonders unter dem Namen Alp und Truht, im fränk. Vogtlande auch als Schrettel, im Altenburgischen als Bocksmärte. Es ist dasselbe Wesen, das in ganz Norddeutschland als Mare oder Marte bekannt ist. Diese verschiedenen Namen sind weiter nichts als lokale Bezeichnungen ein und derselben mythischen Gestalt, die in früherer Zeit auch in sächsischem Gebiet überwiegend Mare oder Nachtmare hieß. Die verschiedenen Worte für diese Wesen lassen sich in alter Zeit in allen germanischen Sprachen nachweisen, woraus hervorgeht, daß diese mythischen Erscheinungen der urgermanischen Zeit angehören. Und gemeinsam wie der Name ist auch der Gehalt. Aus dem 9. Jahrhundert stammt eine norwegische Sage, die noch im Heidentum spielt. Nach ihr dingt eine verlassene Königstochter ein zauberkundiges Weib, daß es während der Nacht ihren treulosen, fernweilenden Geliebten aufsuche und ihn als Mare (mara) erdrücke. Wie im 17. Jahrhundert derselbe Glaube bestand, lehrte die Erzählung des Prätorius, nach der die Seele der Magd während des Schlafes ihren Körper verließ und ihren Geliebten quälte. Und noch heute weiß man in der Lausitz zu erzählen, daß der Alp, der den Menschen drückt, der Geist, die Seele eines anderen ist, die sich dem Schlafenden auf die Brust setzt, ihm das Atmen erschwert und ihn am Sprechen hindert. Aber nicht nur Menschen, auch Tiere drückt der Alp. Diese fangen dann am ganzen Körper an zu schwitzen und sind arg zerrauft. Was Veranlassung zu diesem Glauben an Druckgeister gegeben hat, liegt auf der Hand. Schon im Mittelalter erklärte man das Auftreten der Mare aus den schweren Träumen, die den Menschen infolge von Blutstockung befallen. Man suchte diese Thatsache, die ja auch bei uns Beklemmung hervorruft, zu begründen und kam so auf jene mythischen Seelenwesen.

Die Menschen, die vor allem die Kraft besitzen, während des Schlafes die Seele auszusenden und dann den Mitmenschen Schaden zuzufügen, bezeichnet der Volksmund als Hexen. Es ist ja bekannt, welche kulturgeschichtliche Rolle die Hexen einst gespielt haben und wie viel Hunderte unglückliche Wesen den Feuertod haben leiden müssen. Das geschah zu einer Zeit krankhafter Phantasie, in der der Aberglaube zur Herrschaft gelangt war und die menschliche Vernunft darnieder lag. Heute weiß man wohl nur noch ganz vereinzelt, daß gewisse Menschen, und zwar Frauen, Hexen seien und ihren Mitmenschen schaden, aber der Glaube an die Hexen selbst ist durchaus noch nicht geschwunden und in Ausdrücken wie hexen, Hexen-

schuß, Hexenkraut u. a. lebt er in der Sprache auch der Gebildeten fort. Wort und Glaube sind alt. Schon in den ältesten althochdeutschen Glossen findet sich hagazussa als Übersetzung des lateinischen furia. Das Wort bedeutet seiner Etymologie nach wahrscheinlich „Waldweib, Walddämon", denn wie die Hexen nach vielverbreitetem Glauben auf die Blocks- oder Brocksberge reiten, so sammelten sie sich in früherer, heidnischer Zeit im Walde und trieben hier mit Wölfen und anderen Ungeheuern ihr Wesen.

Nicht immer sind die Hexen Seelen lebender Frauen; diese sterben ja nicht mit dem Körper, sondern leben fort und treiben auch dann noch ihr menschen- und tierschädigendes Handwerk. Daraus erklärt es sich, daß zur Zeit der Hexenprozesse gestorbene oder hingerichtete Frauen, die man für Hexen gehalten hatte, noch besonders verbrannt wurden, da Verbrennung des Körpers der Seele die Kraft raubte, nach dem Tode noch ihrer Beschäftigung nachzugehen. Zu jeder Zeit hat daher das Volk von den Hexen eine doppelte Auffassung gehabt. Einerseits sah man in diesen Wesen lebende Frauen, die während des Schlafes ihre Seele umherschweifen ließen und den Mitmenschen schadeten, andererseits Geister Verstorbener, die namentlich zu bestimmten Zeiten in der Luft ihr Wesen trieben. Die letzteren sind es besonders, die in unserem Aberglauben noch fortleben. Die Schüsse in unserem Gebirge und in manchen Gegenden des Tieflandes, die man zur Walpurgisnacht und zur Neujahrsnacht vernimmt, sollen die Hexen vertreiben, hier und da, wie in der Zwickau-Lugauer Gegend, wird auch bei Hochzeiten zu demselben Zwecke geschossen, eine Sitte, die in anderen Gegenden Deutschlands ziemlich verbreitet ist. Die Johannis-, Walpurgis- und Osterfeuer werden ebenfalls entfacht, um jene Unholde abzuwehren, und noch heute verscheucht der Bursche in der sächsischen Schweiz durch den Schein seiner Fackel die bösen Hexen. Alle möglichen Schutzmittel gegen sie werden auf der Schwelle des Hauses oder Stalles oder an der Thür angebracht. Selbst in Großstädten wie Leipzig habe ich das abwehrende Hufeisen vor der Hausthür gesehen, und an dem Thore des Schlosses Kriebstein sind wie anderen Orts Eulen angenagelt, die den bösen Geistern den Zutritt wehren sollen. Am Oster- oder Pfingstmorgen werden noch mehrfach grüne Zweige, besonders Tannenzweige in dem Stall aufgehängt oder auf den Düngerhaufen gesteckt (Lausitz), um dadurch, wie es z. B. in Sayda heißt, die Tiere vor den Hexen zu sichern. Unter kirchlichem Einflusse sind dann an Stelle jener altheidnischen Abwehrmittel die drei Kreuze getreten, und ihnen hat sich der aus dem Morgenlande eingewanderte Drudenfuß, das Pentagramm, zur Seite gestellt. Auch Frühlingskräuter und die Asche der Notfeuer schützte einst das Vieh vor Beherzung; heute ist an ihre Stelle das Bockaer Kräuterpulver getreten, das man in einigen Gegenden des Erzgebirges den Tieren am Ostermorgen vor Sonnenaufgang einzugeben pflegt. Haben

es die Hexen doch vor allem auf die Kühe abgesehen: ihnen die Milch zu nehmen, daß der Bauer keine Butter bekommt, sind sie am eifrigsten bemüht. Daneben bringen sie Viehseuchen, Ungeziefer in das Land, behexen auch die Kinder, daß sie nicht gedeihen, und schlagen den Menschen, daß er sich nicht rühren kann. Aus diesem Glauben erklärt sich unser Wort Hexenschuß. Auch Unwetter erzeugen sie, Hagel, Sturm, Nebel, und im Gewitter flattern sie als Krähen oder Raben in der Luft umher. Denn wie alle anderen seelischen Wesen hat auch die Hexe Proteusnatur. Im Erzgebirge wie in der Lausitz weiß man von ihr zu erzählen, daß sie die Gestalt eines Hasen, einer Katze, einer Kröte, einer Eule und andere Tiere annehmen könne.

In zwei Jahreszeiten treiben die Hexen ganz besonders ihr Handwerk, und auch hierin stimmen sie mit den anderen Scharen seelischer Wesen überein: zur Zeit des beginnenden Hochsommers und im Mittwinter, in den Zwölf Nächten. In dieser Zeit muß man sich besonders vor ihnen zu schützen suchen. In der Walpurgisnacht aber sollen sie ihre Zusammenkünfte mit dem Teufel haben. Hier ist mittelalterlicher Hexen- und Teufelsglaube verschmolzen.

Als männliches Gegenstück zu den weiblichen Hexen lebt im westlichen Teile unseres Vaterlandes im Volksglauben der Bilmschnitter oder Bilmetschneider oder Binsenschnitter oder Getreideschneider, wie er im Erzgebirge heißt. In früheren Jahrhunderten hat der Glaube an ihn auch in der Lausitz geherrscht, wo er jedoch heute geschwunden zu sein scheint. Der sprachliche Ursprung des Wortes ist dunkel, doch findet sich die mythische Gestalt als pilwiz oder pilwiht schon im 12. Jahrhundert und ist früher verbreiteter gewesen als heute. Der Bilmschnitter ist der schädigende Dämon der Felder. Mit einer Sichel am Fuße geht er nächtlicher Weile durch die Felder und schneidet einen Teil der Saat ab, die so dem Bauer verloren geht. Auch er treibt ganz besonders, wie die Hexen, in der Johannisnacht sein Wesen. Deshalb machte man gerade an diesem Abend drei Kreuze mit Liebstöckelöl an jeder Ecke des Feldes, um dadurch sein Kommen zu verhindern, denn er durchquert stets das Feld von einer Ecke zur andern. Auch aus der Scheune holt zuweilen der Bilmschnitter das Getreide. Daher hängt man ein Büschel grüner Tannenzweige über das Scheunenthor auf, bevor das Getreide hereinkommt, und drischt dann dies zuerst und gleich darauf auch das Getreide.

Während der Glaube an den Bilmschnitter bei unserem Volke immer mehr schwindet, hat sich der an zwei andern mythischen Wesen in vollster Reinheit erhalten: der Glaube an den Kobold und an den Drachen. Von der Hexe und dem Bilmschnitter unterscheiden sich diese Wesen dadurch, daß sie dem Glück bringen, bei dem sie sich aufhalten. Der Kobold giebt sich schon durch seinen Namen als Hausgeist zu erkennen: das Wort bedeutet „der über den Kosen, die Hütte Waltende“. Wort und Sache lassen sich schon in der frühesten

geschichtlichen Zeit unseres Volkes nachweisen. Heute noch glaubt der Landmann, besonders im Gebiet östlich der Elbe, fest an Kobold. Im Vogtlande heißt dieser Hausgeist das Hütchen oder Heugütel, im Erzgebirge das Schrackagerl oder das Jüdel d. h. das Gütel. Man weiß sich von ihm zu erzählen, daß er die Seele eines ungetauften Kindes ist, und deshalb dringen alte Leute im Vogtlande darauf, daß die Kinder möglichst bald getauft werden, damit sie nicht zu Heugüteln werden. Diese Hausgeister sind gutmütige Wesen, die sich in entlegenen Winkeln des Hauses, auf dem Boden, im Keller und dgl., aufhalten und gut gepflegt sein wollen. Geschieht das, so unterstützen sie die Bewohner des Hauses, spinnen während der Nacht am Rocken, arbeiten für das Gesinde und bringen so dem Hause Glück und Wohlstand. Daneben lieben sie aber auch Neckerei und losen Unfug. Auch gegen Feuer beschirmen sie das Haus, indem sie vorher dasselbe mit Wasser besprengen.

In gleicher Frische wie der Glaube an den Kobold lebt der an den Drachen bei unserem Volke fort. Im Erzgebirge, in der Lausitz, im Tiefland, besonders in der Geithainer Gegend, ist man noch heute fest von der Existenz dieses mythischen Wesens überzeugt. Wenn es einem wohlgeht, so hat er den Drachen, der ihm durch die Feueresse das Geld zuführt. In der Lausitz bringt er den Frauen auch Butter und Milch. Zuweilen nimmt er das, was er seinem Herrn zuführt, anderen aus der Gemeinde weg. Man will gesehen haben, wie er von dem einen Haus zum andern fliegt: vom Hause seines Opfers, mit dessen Wohlstand es zurückgeht, zum Hause dessen, der von Tag zu Tag reicher wird. Nach der Chemnitzer Rockenphilosophie pflegte das Volk im Ausgange des 17. Jahrhunderts das Geld mit reinem Wasser zu waschen und Brot und Salz ihm beizumischen, oder in die 4 Ecken der Scheune 3 Kreuze zu machen: dann, meinte man, könne der Drache einem nichts entführen. Hier und da erscheint dies Untier in feuriger Gestalt, weshalb man, meines Erachtens mit Unrecht, ihn mit dem Blitze in Zusammenhang gebracht hat. Unser volkstümlicher Drachenglaube scheint sich vielmehr im späten Mittelalter aus zwei ganz verschiedenen Mythenmotiven entwickelt zu haben: aus dem altgermanischen Glauben an dem schatzhütenden Lindwurm, an dessen Stelle schon im frühesten Mittelalter der Drache getreten ist, und aus spät mittelalterlichem Teufelsglauben. Nach jenem wähnte man den Drachen im Besitze großer Schätze, von denen man sich durch übernatürliche Mittel einen Anteil verschaffen könne, nach dem Teufelswahn aber war man der Überzeugung, mit dem Teufel einen Bund schließen zu können, so daß er dem Menschen ganz zu Willen war. Daher stehen noch heute Leute, die den Drachen haben sollen, bei ihren Mitmenschen in keinem guten Ansehen, und ängstlich werden sie oft gemieden. Zu jenen Hauptmotiven des Mythus scheinen sich hier und da noch andere gesellt und die Drachenmythen beeinflußt zu haben, so namentlich der Mythus vom Getreideschnitter, vom Hausgeist, der

als Schlangenkönig in verborgener Ecke des Kellers weilt und dem Hause Glück und Segen bringt, u. a. Was aber diesen Glauben hat wachsen und wuchern lassen, das ist der menschliche Egoismus, der Neid über den Mitmenschen, dem Arbeitsfreudigkeit und Wirtschaftlichkeit Wohlstand gebracht haben.

Ich kehre jetzt zum eigentlichen Seelenglauben unseres Volkes zurück. So oft auch die freie Seele infolge ihrer Proteusnatur Tier- oder Menschengestalt annehmen kann, im allgemeinen wird sie körperlos gedacht. Sie gelangt nach dem Tode in die Scharen umherziehender Geister, die sich im Wehen des Windes, besonders im Heulen des Sturmes, bemerkbar machen.

Der Atemzug des Menschen ist seine Seele. Schon sprachlich ist Atem gleichbedeutend mit Seele, Geist. Wenn der Mensch aufgehört hat zu atmen, dann kann das Leben, das sich durch das Atmen kund gab, nicht erloschen sein; in der bewegten Luft glaubte man es wiederzuerkennen, und es entstand der Glaube, daß das Heer der abgeschiedenen Seelen hier fortlebe und in Wind und Sturm Zeichen seines Daseins gebe. Hieraus erklärt sich die religionsgeschichtliche Thatsache, daß fast bei allen Völkern, die den Begriff persönlicher Götter kennen, der Windgott zugleich Totengott ist. Wie bei den Griechen Hermes die Seelen der Abgeschiedenen als Windgott nach dem Hades führte, so fuhr bei unseren Vorfahren Wodan an der Spitze des Seelenheeres durch die Lüfte, Wodan, der schon seinem Namen nach der Windgott ist. Noch lange in christlicher Zeit hat im Volksbewußtsein der engste Zusammenhang zwischen den Seelen der Abgeschiedenen und dem Winde bestanden. Der alte Prätorius erzählt uns, wie sich um die Stätte, wo einst ein Weib verbrannt worden wäre, etliche Tage ein Wirbelwind erhoben habe, und von der Mansfelder Gegend berichtet Agricola, daß Leute in dem wütenden Heere, das durch die Lüfte gefahren, jüngst gestorbene Menschen deutlich erkannt hätten. Als Überrest des alten, lebendigen Glaubens ist auch der in vielen Gegenden verbreitete Aberglaube anzusehen, daß sich jemand gehängt habe, wenn sich plötzlich ein arger Wind erhebt. Alte Quellen wissen zu erzählen, daß dann das Heer der Geister kommt und seinen neuen Genossen abholt. Sonst hat sich der Mythus meist in die Sage geflüchtet, aber hier lebt er in alter Frische fort. In unserem Sachsen sind es vor allem die Sagen von der Frau Holle oder Perchta, wie jene mythische Gestalt namentlich im Vogtlande heißt, und vom wilden Jäger oder vom Berndietrich in der Lausitz.

Wir brauchen nicht alle diese Sagen, wie so oft geschieht, ins graue Altertum zu versetzen; die mythenbildende Phantasie unseres Volkes hat gerade in diesem Kreise unaufhörlich neue Gebilde geschaffen, die sich allerdings mehr oder weniger an bereits vorhandene anlehnen. Wie der alte

Geisterglaube nie vollständig aus dem Volke geschwunden ist, wie noch vor hundert Jahren selbst von Gelehrten die Existenz von Gespenstern und Seelenkarawanen ganz energisch verteidigt wurde, und wie noch heute die Spiritisten für sie eintreten, so hat sich die Phantasie des schlichten Mannes auch immer und immer wieder neue Sagen von dem herumziehenden Geisterheere, von der wilden Jagd gebildet. Und diese Sagen sind zum Teil Zeugnisse einer recht gesunden, hier und da auch zarten Phantasie unseres Volkes, aus denen nicht selten tief göttliche Anschauungen sprechen und die zugleich auch einen ethischen und erzieherischen Kern besitzen. Ich erinnere nur an die ergreifende Erzählung vom Kinde mit dem Thränenkrüglein, die uns zuerst Börner aus dem Orlagau berichtet, von jener Kindesseele, die in der Nacht vor dem heiligen Dreikönigsfeste in der Heimchenschar der Perchta die Lüfte durchzieht und ihrer weinenden Mutter die Bitte ans Herz legt, nicht mehr zu klagen und zu weinen, sie müsse in einem Kruge all ihre Thränen tragen und dieser Krug sei schon übervoll, und daß sei die Ursache, daß sie mit durchnäßtem Hemdchen wandern müsse. Dieselbe Perchta, in deren Seelenschar sich jenes Kindlein befand, untersucht auch nach vogtländischem Glauben die Rockenstuben und bestraft die vorlauten oder trägen Mädchen, die am Dreikönigsabende ihre Spulen nicht abgesponnen haben, wie sie auf der anderen Seite den Wagner reich belohnt, der ihren zerbrochenen Pflug wieder hergestellt hat. Auf ähnliche Weise, wie im Vogtlande die Perchta, erscheint in der Leipziger Gegend die Frau Holle. Wie jene treibt auch sie ganz besonders in den Zwölf Nächten ihr Wesen, zeigt sich aber in unserer Zeit fast immer nur allein und zwar meist als kleines, bucklichtes Mütterchen von häßlichem Antlitz und ist so ganz zur Märchengestalt geworden, von der die Kinder jubelnd ausrufen, wenn der erste Schnee fällt: „Frau Holle macht ihr Bett!“

Mit größerem Lärm als das Heimchenheer streicht das wilde Heer oder die wilde Jagd durch die Lüfte. Wenn es draußen heult und stürmt, besonders in den Zwölf Nächten, treibt sie ihr Wesen. Die Sagen von ihr finden wir über ganz Sachsen verbreitet, schwinden aber auch heute immer mehr und mehr. Sie wird geführt von dem wilden Jäger, der laut sein Ho, ho! durch die Lüfte erschallen läßt und den eine Meute bellender Hunde begleitet. Wehe dem Wanderer, der sich verspätet hat und in den Bannkreis dieses Geisterspukes kommt. An Kreuzwegen ist es besonders gefährlich ihm zu begegnen. In manchen Gegenden, so im Altenburgischen, läßt man an den Scheunen die Luken oder kleine Pförtchen auf, damit die wilde Jagd durchsausen kann. Zuweilen wirft der wilde Jäger den Menschen ein Stück Pferdefleisch zu. Ist dies der Lohn für eine erwiesene Wohlthat, so verwandelt es sich in Gold, ist es aber eine Gabe für Verhöhnung, so verbreitet es einen übelriechenden Geruch und wird immer wieder gebracht, so

oft man es auch entfernt oder vergräbt. Der Volksmund weiß zu erzählen, daß leidenschaftliche Weidmänner oder harte, grausame Vorgesetzte oder Sonntagsschänder die Anführer der wilden Jagd seien, die nach dem Tode keine Ruhe finden oder ob ihrer allzugroßen Leidenschaft ihre Beschäftigung forttreiben müssen. Aber auch historische oder saggeschichtliche Gestalten hat der Volksglaube zu Führern dieser Verstorbenen gemacht. So treffen wir fast in dem ganzen Gebiete östlich der Elbe den Pan- oder Berndietrich, d. i. Dietrich von Bern, als Nachtjäger an. Man will ihn in der Lausitz gesehen haben, wie er seinen eigenen Kopf unter dem Arme trug. In einigen Gegenden unseres Vaterlandes, so in dem Schönecker Walde, verfolgt der wilde Jäger auch ein weibliches Wesen, das im Volksmunde bald ein Moos-, bald ein Holzweibchen sein soll. In diesen Erzählungen scheinen wir eine jener ätiologischen Mythen zu haben, zu denen Ortsbezeichnungen oder Worte die Veranlassung gewesen sind. Schon in altheidnischen Quellen tritt uns das Wort „windesbrût" entgegen, das bis heute in unserer „Windsbraut" fortlebt. Wahrscheinlich hängt der zweite Teil dieses Wortes mit unserem „brausen" zusammen, und das Wort bedeutet demnach „Windesgebraus". Die Volksphantasie hat aber brût mit unserem „Braut" zusammengebracht und dann die Mythe gebildet, der Winddämon verfolge ein weibliches Wesen, das sich ihm zu entziehen suche. In Breitenfeld i. Vogtl. hat das verfolgte Holzweibchen einst zu einem Bauer seine Zuflucht genommen, der es vor dem wilden Jäger unter die Egge versteckt hat. Zum Dank für die Errettung hat es dem Bauer die Taschen voll Laub gesteckt, das sich sehr bald in goldene Blätter verwandelt hat. Anderenorts will man gesehen haben, wie der Jäger das Weib gefangen und an der Seite seines Rosses fest gebunden hatte.

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß alle diese Sagen vom wilden Jäger Überreste alter Wodansmythen seien und daß in diesem Jäger der altgermanische Windgott fortlebe. Diese Auffassung ist schon deshalb nicht haltbar, weil wir die gleichen Mythen auch bei anderen nichtgermanischen Völkern in derselben Üppigkeit wiederfinden. Ich erinnere nur an die griechische Hekate, die im Winde mit ihren dämonischen Hunden durch die Lüfte fährt, und an die italische Diania, die mit ihren Frauenseelen nächtlicher Weile erscheint und die sich von römischem Gebiete auch auf germanischen Boden geflüchtet hat. Nicht die Wurzel unserer Sagen vom wilden Jäger sind daher die alten Wodansmythen, sondern es sind nur Parallelmythen: aus gleicher Wurzel, nämlich aus dem Glauben an das Fortleben der Seelen im Winde und ihren dämonischen Führer, sind einerseits die Mythen vom altgermanischen Windgott entsprossen, andrerseits die vielgestaltigen Volkssagen mit ihrem ethischen und pädagogischen Beiwerk. Und auch in der Frau Holle und Perchta sollte man nicht mehr die altgermanische Göttin Frija

suchen. Was in unserem Vogtlande die Heimchen sind, die die Perchta auf ihrem Zuge begleiten, sind in anderen deutschen Gauen die Perchten und Holden oder Hollen, und das sind weiter nichts als Scharen seelischer Wesen. Schon ihrem Namen nach sind sie die „Verborgenen, Unterirdischen", denn Holde geht zurück auf altes „helan" (vergl. verhelen), Perchta auf „bergan", dies wie jenes Wort aber bedeutet „verbergen". So sind die Worte Perchten und Holden ursprünglich Gattungsnamen für die Geister; durch das Kollektivum haben sie sich zum Eigennamen entwickelt, und so ist aus den Perchten eine Perchta, aus den Holden eine Frau Holde oder Holle entstanden, die nun natürlich die Führerin der Geisterschar ist.

Bestand in dem Volke der Glaube, daß die Seelen der Gestorbenen im Winde fortlebe, so bedingte dieser einen weiteren Kreis von Vorstellungen. Nicht immer trieben diese in der Luft ihr Wesen; wie die Menschen bedurften auch sie der Ruhe, fester Aufenthaltsorte. Und so entstand die Frage: wo weilen die Geister, wenn sie ruhen? Auch diese Frage hat unser Volk seit ältester Zeit in gleicher Weise beantwortet: sie weilen vor allem in Bergen und Gewässern, daneben aber auch in den Bäumen der Wälder und auf Feld und Flur, wo sie durch das Wogen der Halme und durch die aufsteigenden Nebel Zeugnis ihrer Existenz geben. Die Sagen von Geistern, die in Bergen wohnen, sind in Sachsen ziemlich verbreitet. Im Erzgebirge weilen in einer großen Anzahl Berge Berggeister, von denen sich das Volk die wunderlichsten Dinge erzählt: in einem Berge bei Stolpen wohnt die Gräfin Kosel; der Berndietrich in der Lausitz kehrt zuweilen im Venusberge bei Ostritz ein; der wilde Ruprecht hat sein Schloß im Hutberge bei Herrnhut; im Kohlenberge bei Zwickau treibt der Katzenveit sein Wesen und spielt von hier aus den Umwohnern mit wie Rübezahl im Riesengebirge. Alle diese Sagen werden uns erst verständlich, wenn wir unseren Blick in vergangene Zeiten wenden. Damals bestand unter unseren Vorfahren der lebendige Glaube, daß sie nach dem Tode in diesen oder jenen Berg fahren und dort weiter leben würden. Aus ihm werden uns die Opfer verständlich, die die alten Germanen supra petras faciebant (an Felsen darzubringen pflegten), und gegen die Bußordnungen, Konzilien und die Kapitulare der Kaiser immer und immer wieder eifern. In dem Glauben vom Fortleben der Seele im Berge haben auch die in ganz Deutschland verbreiteten Kaisersagen ihre Wurzel, nach denen dieser oder jener Kaiser — bald ist es Friedrich Barbarossa, bald Friedrich II., bald Karl der Große, bald Karl V., bald Otto der Große — in dem einen oder anderen Berge fortleben soll. Daß man auch hier nicht an verblaßte Wodansmythen zu denken braucht, wie so oft geschieht, oder gar an ein Wandermotiv, wonach die Kaisersage keltischen Ursprungs sein soll, lehrt wieder die einfache Thatsache, daß wir dieselbe Form der Sage im alten Griechenland ebenso wie bei den Ureinwohnern

Mexikos finden. Wie bei den Völkern dieser Länder wurzeln sie auch bei uns in dem lebendigen Glauben unserer Vorfahren an ein Fortleben der Seele im Berge.

Ein weiterer Aufenthaltsort der Seelen sind die Gewässer: Quellen, Brunnen, Flüsse, Teiche.

Ebenso alt wie die Zeugnisse der Bergverehrung sind auch die der Wasserverehrung. Flüssen pflegten die alten Germanen selbst Menschenopfer zu bringen, und aus ihnen wie aus Quellen und Brunnen weissagten weise Frauen. Noch heute werden bei uns vielfach Brunnen und Quellen besonders zur Pfingstzeit von den Mädchen mit Blumen und jungen Sträuchern geschmückt, und in manchen Orten gehen die Mädchen stillschweigend am Andreas- oder Weihnachtsheiligabende zum Brunnen, in dem sie das Bild ihres zukünftigen Gatten zu schauen suchen. Die Chemnitzer Rockenphilosophie erzählt, daß im Erzgebirge die jungen Mädchen den Wassergeistern die ersten Spitzen weihten und von ihnen Gedeihen für ihre fernere Arbeit erflehten. Ob es heute noch der Fall ist, habe ich nicht erfahren können. Der alte Glaube, daß die Seelen im Wasser fortleben, hat auch das Ammenmärchen entstehen lassen, daß die Kinder aus Teichen oder Brunnen kämen und daß sie der Storch bringe. Besonders in Hessen und Franken haben wir eine Anzahl Hollenteiche, wo Frau Holle die Seelen der neugeborenen Kinder hütet, und auch bei uns haben viele Dörfer ihren Kinderbrunnen. Aus Teichen und Brunnen aber holt der Storch die Seele, die sich nun mit dem Körper vereinen soll. Der Storch am Weiher, der dem Froschfange nachgeht, mag zu solchem Kinderglauben die äußere Veranlassung gegeben haben.

Wie schon wiederholt angedeutet war, treiben die Geister in der Luft in der einen Zeit des Jahres ihr Wesen mehr als zur anderen, und ganz besonders sind es zwei Jahreszeiten, in denen sie ärger denn sonst sind: bei Beginn des Hochsommers und vor allem um die winterliche Sonnenwende. Die Tage am Schlusse des Jahres waren unseren Vorfahren Geistertage, und an ihnen fand das große Totenfest statt. Wir nennen diese Tage die Zeit der Zwölf Nächte. Diesen Ausdruck hat uns die Kirche aus Griechenland und Rom gebracht, die damit die Zeit zwischen dem Jesusgeburts- und dem Erscheinungsfeste bezeichnete. Unser Volk nennt diese Tage im Vogtlande „Unternächte" d. h. Zwischennächte, vom Erzgebirge bis in die Lausitz Lostage d. i. Schicksalstage. Diese Tage sind im Volksglauben die wichtigsten des ganzen Jahres. Und was das Volk an ihnen denkt und thut, hängt mehr oder weniger mit altem Seelenglauben zusammen. An ihnen braust der wilde Jäger mit seinem Gefolge vor allem durch die Lüfte, an ihnen erscheint Frau Holle den Kindern oder bestraft Frau Perchta die faulen Spinnerinnen, an ihnen werden 3 Kreuze an Stall und Thor angebracht, damit die herumziehenden Hexen Menschen und Tier nicht schaden.

In dieser Zeit läßt man vielenorts Speise auf dem Tische während der Nacht stehen, damit, wie es in Sehma heißt, die Abgeschiedenen davon genießen können. In der Annaberger Gegend reinigte man sogar die Tenne in der Scheune, damit die Geister in der Mitternacht des Christfestes dort tanzen oder ihre Mette abhalten könnten. Ihnen zu Ehren werden auch gewisse Speisen genossen, von denen sie natürlich ihren Anteil erhalten. Ganz besonders sind aber die Zwölf Nächte die Tage der Weissagung und geben sich auch dadurch als echte Geistertage kund. Die Seelen der Abgeschiedenen sind es, die nach altgermanischem Glauben die Zukunft der Menschen vorauswissen und die sie diesen mitteilen können. Es ist daher vieler Menschen Streben, die Sprache der Geister zu verstehen. Das weibliche Geschlecht, alte Frauen wie junge Mädchen, strebt vor allem darnach. Durch den Zauber vermögen sie die Geister zu locken und sie zu zwingen, ihnen Rede und Antwort zu stehen. Die Weissagungen wurden daher einst in erster Linie bei Todesfällen und in den Tagen der Geisterumzüge getrieben. Heute ist dieses alte Fragen nach dem Schicksal zum unschuldigen Zeitvertreib junger Mädchen und der Kinder geworden, das besonders am Andreas-, Christ- und Sylvesterabend die Stunden kürzt. Bald wird aus einem Erbschlüssel Blei gegossen, bald werden Äpfelschalen oder Pantoffeln geworfen, bald Thonkügelchen mit beschriebenen Zetteln ins Wasser geworfen, bald Nußschalen mit brennenden Lichtern auf das Wasser gesetzt und anderes mehr. Nicht wie einst will man heute bei solchen Versuchen die Summe der Ereignisse des künftigen Jahres erfahren, sondern es herrscht in diesen Schicksalsfragen ein gewisse Einseitigkeit: ob man sich im nächsten Jahre verheiraten werde und was der Geliebte seinem Berufe nach ist, das ist in der Regel der Angelpunkt dieser Schicksalsfragen. Hier und da freilich sucht man auch zu erkunden, ob man das nächste Jahr am Leben bleiben, ob man den Aufenthaltsort ändern, ob man Glück oder Unglück haben werde. Die Orakelfragen der Männer schwinden jetzt mehr und mehr bei unserem Volke. Kaum daß man noch hier und da am Sylvesterabend 12 Näpfchen mit Salz auf den Tisch stellt, um zu erfahren, welches die feuchten und welches die trockenen Monate des neuen Jahres sein werden. — Neben diesen Schicksalsfragen spielt aber noch heute in unserem Volksglauben die Beobachtung der Natur und der Erscheinungen während der Zwölf Nächte eine hervorragende Rolle. Auch durch sie erfährt man die Zukunft, nur werden hier die Geister nicht wie bei dem Lose gefragt und um Auskunft angegangen, sondern sie offenbaren dem Menschen sein Geschick aus freiem Antriebe. Was in den Zwölf Nächten geträumt wird, geht in Erfüllung; wenn in diesen Tagen heftiger Wind weht, giebt es ein fruchtbares Jahr; wenn die Obstbäume viel Schnee tragen, wird viel Obst; tropft es in dieser Zeit nicht von den Dächern, so geben die Kühe wenig Milch und dgl. So

sind durch den Seelenglauben die Zwölf Nächte zu Schicksalstagen geworden, in denen der Mensch sein zukünftiges Los deutlicher erfahren kann, als zu anderer Zeit. Es wäre natürlich ein Irrtum, wollte man alle diese Schicksalsfragen und Beobachtungen der uns umgebenden Welt unmittelbar aus dem Seelenglauben ableiten. Kein Mensch denkt heute noch daran, daß ihm die Geister die Zukunft künden. Von dem lebendigen Glauben ist nichts übrig geblieben als das Endergebnis: die Zwölf Nächte künden dir dein Schicksal. Dies Ergebnis aber hat fortgewuchert auf dem Boden der Volksphantasie und hier immer neue Blätter, immer neue Früchte getrieben, denn auch auf dem Gebiete des Aberglaubens hat die Volksseele nie geruht und wird es auch nicht thun, so lange das Volk über den Zusammenhang der Dinge nachdenkt. Wir mögen wohl die krankhaften Ausläufer des Aberglaubens unterbinden und bekämpfen — und das ist unsere Pflicht —, den Aberglauben selbst aber werden wir niemals ausrotten. Und noch eins. Wir pflegen den Aberglauben immer nur von der schwarzen Seite anzuschauen, er hat auch eine lichte: in ihm wurzelt die zarteste Dichtung unseres Volkes, die Märchen und Sagen, die Erzählungen von Zwergen und Riesen, von Nixen, Moos- und Waldfräuleins, von Elfen und Wichtelmännchen. An dieser Poesie hat sich unser Volk Jahrhunderte erfrischt und ist dabei natürlich und gesund geblieben. Wollte Gott, wir könnten sie ihm wiedergeben oder erhalten, wir würden gern über manchen abergläubischen Zug in ihnen ein Auge zudrücken. Denn solche haben unserer Volksseele noch nie geschadet, die Tageslitteratur aber, die jene schlichte Poesie verdrängt hat, die ist es, die ihr Gift einträufelt und das zerstört, was unser Volk Jahrtausende sein Eigentum genannt hat: Zufriedenheit, Gottesfurcht, Freude an der Natur und an der Poesie des Lebens, Liebe zur heimischen Erde und zum Vaterlande, in dem die Wurzeln unserer Kraft bleiben werden, so lange wir überhaupt noch Ideale besitzen.

Schlußbemerkung.

Bei einer jungen Wissenschaft, wie es die Volkskunde ist, bedarf vor allem die Methode, mit der die Erscheinungen des Volkslebens behandelt werden, gründlichen Ausbaues. Erst wenn unter den Forschern über die Methode Einheit erlangt ist und wenn diese Festigkeit gewinnt, werden wir im stande sein, die schwierigen Aufgaben, die die Volkskunde stellt, zu lösen. W. H. Riehl, der Vater der wissenschaftlichen Volkskunde, hat einmal treffend geäußert: „Die bloße Kenntnis der Thatsachen des Volkslebens giebt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntnis der Gesetze des Volkslebens hinzukommen und zu einem Organismus geordnet werden“ (Kulturstudien S. 220). Solche Erwägungen veranlaßten mich in den beiden Aufsätzen über Volkssitte und Volksmythus unseres Stammes nicht das Hauptgewicht auf die Aufzählung von Thatsachen zu legen, sondern nur eine Reihe solcher herauszugreifen, diese in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu verfolgen und der Volksseele nachzugehen, die sie hat keimen, sprossen und wachsen lassen.

Die neuere Forschung, die die Erscheinungen des Volkslebens nicht schlechthin als gegebene Thatsache hinnimmt, sondern sie in den vergangenen Jahrhunderten verfolgt, hat uns gezwungen, mit Anschauungen zu brechen, die uns in Fleisch und Blut übergegangen waren. Dies gilt namentlich von der Auffassung volkstümlicher Sitte bei unseren Festen im Kreislauf des Jahres. In unserer Zeitungslitteratur und in populären Schriften wuchern jene Schlingpflanzen in alter Frische fort. Zu zeigen, wie wenig Existenzberechtigung sie bei einer historischen Betrachtung der Erscheinungen haben, bin ich im ersten dieser Aufsätze bemüht gewesen. Darob mußte ich mich in den Stoff mehr vertiefen und öfter Zeugnisse vergangener Zeiten heranziehen, als es vielleicht für eine Abhandlung so geringen Umfanges wünschenswert erscheinen konnte. Diese Vertiefung hat aber auch zur Folge gehabt, daß das Gebiet beschränkt werden mußte. Trotz dieser Schattenseiten, die ich nicht verkenne, konnte ich mich nicht entschließen, meinen Plan zu ändern, da man fast täglich lesen und hören muß, wie haltlose Träumereien sich auf dem Gebiete der Volkskunde und besonders der Volkssitte breit machen. Es kam noch hinzu, daß ich in H. Meyers Deutschem Volkstum einen Ueberblick über deutsche Sitte und deutschen Brauch gegeben habe, mit dem sich der Aufsatz vielfach hätte berühren müssen. Als Ergänzung zu ihm muß ich also auf dieses Werk verweisen.

Litteratur.

E. Richter, Litteratur der Landeskunde des Königreichs Sachsen. Dresden 1889. 1. Nachtrag: 1892, 2.: 1894. — E. Mogk, Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart in Pauls Grundriß der germ. Philologie. III. Bd., S. 493—530. 2. Aufl. Straßburg 1898. — E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. — Hans Meyer, Deutsches Volkstum. Leipzig 1898. — v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker. Leipzig 1863. — Usener, Weihnachtsfest. Religionsgeschichtliche Untersuchungen. I. Bonn 1889. — Ortwein, Deutsche Weihnachten. Der Weihnachtsfestkreis nach seiner Entstehung, seinen Sitten und Bräuchen deutscher Völker. Gotha 1892. — Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig 1893. — Mannhardt, Wald- und Feldkulte. I. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875. II. Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert. Berlin 1877. — Pfannenschmid, Germanische Erntefeste. Hannover 1878. — Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Breslau 1884.

Wuttke, Der deutsche Aberglaube der Gegenwart. 2. Aufl. Berlin 1889. — W. Mannhardt, Zauberglaube und Geheimwissen. 3. Aufl. Leipzig 1897. — W. Hertz, Der Werwolf. Stuttgart 1862. — J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl., besorgt von H. E. Meyer. 3 Bde. Berlin 1875–78. — E. H. Meyer, Germanische Mythologie. Berlin 1891. — E. Mogk, Germanische Mythologie. 2. Aufl. Straßburg 1898.

Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig 1843. — Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Halle 1846. — Ortel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. Leipzig 1890. — Bunte Blätter aus dem Sachsenlande, herausgegeben vom sächs. Pestalozzivereine. 2 Bde. Leipzig 1895. — Köhler, Volksbrauch, Aberglaube, Sagen und andere Überlieferungen im Vogtlande. Leipzig 1867. — Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes. Gera 1871. — von Süßmilch-Hörnig, Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. 2. Ausgabe. Annaberg 1894. — Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirges. Annaberger Progr. 1862. — Kohl, Abergläubische Meinungen und Gebräuche der Anwohner des Erzgebirges. Ztschr. f. Kulturgeschichte. 1875 S. 513 ff; 713 ff. — Mosen, Die Weihnachtsspiele im Erzgebirge. Zwickau 1861. — Meiche, Sagenbuch der sächsischen Schweiz. (Mit einem Anhange über Sitten und Gebräuche.) Leipzig 1894. — K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. 2 Bde. Leipzig 1862—63. — Kleinere Beiträge zur Volkssitte und zum Aberglauben unseres Volkes finden sich in den Zeitschriften: „Glückauf!", dem „Jahrbuch des Gebirgsvereins für die sächsisch-böhmische Schweiz", dem „Gebirgsfreund", „Aus deutschen Bergen", „Über Berg und Thal", „Unser Vogtland", in den „Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde".

12. Sprache und Volksdichtung der Wenden.

Von R. Johannes Walther.

Die Treue zum großen deutschen Vaterlande, die Freude an seiner wahren äußeren und inneren Größe steht in genauem Verhältnis zu der Treue für das eigne kleinere Volkstum und das engere Vaterland. Ein Schwinden dieser Treue wird Hand in Hand gehen mit einem Erkalten jener, ihr Wachstum eine Verstärkung und Vertiefung jener einschließen. Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung ist u. a. die Thatsache, daß in unserm Sachsenlande gerade in den Kreisen der deutsche Reichsgedanke der intensivste, wärmste und opferfreudigste ist, in denen man seit einer Reihe von Jahren die Liebe und das Verständnis fürs sächsische Vaterland und für den eigenen Stamm erhaltend und stärkend, sammelnd und forschend in glücklichster Weise pflegt, in richtiger Erkenntnis, daß nicht durch schrankenlose Centralisation, nicht durch Verwischen aller Stammeseigentümlichkeiten, nicht durch Uniformierung und Uber-einen-Kamm-Scheren, sondern durch Festhalten und Stärkung gottgewollter und naturbegründeter Eigentümlichkeiten, ja selbst Eigenheiten beiden gedient wird: unserm geliebten Sachsenlande und dem Reich.

Daß man bei diesem liebevollen Eingehen auf Sachsenart und Sachsenbrauch auch unsern sächsischen Wenden einige Beachtung und Forschung zu Teil werden läßt, liegt nahe und ist dankbarst zu begrüßen. Denn unser Wendenvolk ist einerseits so treusächsisch bis ins Mark und politisch so treu zu Kaiser und Reich, andererseits ein integrierender und in sich festgeschlossener besonderer Bestandteil unseres Sachsenvolkes, daß ein Studium dieser Eigenart sich wohl lohnt; ferner wird der Geograph, der Geolog, der Historiker, der Folklorist und der Forscher auf anderen Gebieten eine Anzahl wendisch-sorbischer Sprachstämme und Wortwurzeln mit Nutzen gebrauchen oder kaum

entbehren können. Mag auch die früher beliebte Methode, Ortschaften mit sorbischen Namen ohne weiteres für sorbische Siedelungen zu halten, unhaltbar sein, so ist schon der Umstand, daß oft entschieden deutsche Ansiedelungen sorbische Namen und umgekehrt sorbische Gründungen rein deutsche Namen aufweisen, der Forschung wert. Es wäre ferner ein dankenswertes Unternehmen, den Bestand sorbischer Ausdrücke und Wurzeln in der sächsischen Volkssprache festzustellen; derselbe würde wahrscheinlich reicher ausfallen, als mancher denkt: was ein Bomätscher ist, weiß wohl jedes Dresdner Kind, daß das Wort pomhaćer Helfer, Geselle heißt, wissen nur wenige. Fast überall in Sachsen ist der Name Zauke für Maiglöckchen, convallaria majalis, bekannt; dies Wort ist nichts anderes als das sorbische caltka Semmelchen, weil die Blütenreihe einer Semmelzeile nicht unähnlich ist. Wie oft hört man bomäle — nichts anderes als pomalu, langsam, Motsche für Kuh, nichts anderes als młodšo, Pitschen für Trinken von pić, Muschel für geflochtenen Korb oder Sack von měšk, Kien — harziges Kiefernholz von khójna, die Kiefer, Nustel, die Tragstange, von nosydło, Stamm njesć und viele andere. Und last not least würde durch solche berufene Kritik und Forschung auf dem Gebiete wendischen Volkslebens der Wahrheit gedient werden und das ebenso boshafte wie lächerliche Märchen vom Panslavismus des wendischen Volkes mehr und mehr und hoffentlich für immer verschwinden.

Daß man am Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt über Sprache und Volksdichtung der Wenden als lebende Sprache und Dichtung schreiben kann, gehört an sich zu den historischen Merkwürdigkeiten. Zwar haben auch andere nationale und sprachliche Minoritäten inmitten anderer Volksmassen längere oder kürzere Zeit sich bewahrt, z. B. unsere Siebenbürger Sachsen, deutsche Kolonieen in Rußland und andere, aber dann sind jene Minoritäten entweder numerisch weit stärker als unser Wendenvolk, oder aber begünstigen die territorialen Verhältnisse die Bewahrung der Nationalität, während der verhältnismäßig kleine wendische Stamm seit Jahrhunderten vom deutschen Elemente umgeben und durchsetzt, in erstaunlicher Weise mit dem stärksten und innigsten Festhalten an seinem Volkstum seine Eigenart bewahrt hat. Der lange erbitterte Kampf mit den Waffen, den das Wendenvolk vor nunmehr 1000 Jahren gegen seine Gegner insbesondere das Deutschtum aufzunehmen hatte, ist bekannt, weniger bekannt aber, daß noch im 16. und 17., ja bis tief ins 18. Jahrhundert herein wendische Nationalität und Sprache von allen Ehren und Ämtern im Staate, von den höheren Schulen und Wissenschaften, vom Bürgerrecht der Städte, von Innungen und Zünften unbedingt ausschloß. Allenfalls durch Erlegung einer großen Summe Geldes konnten die Behörden bewogen werden, von dem Nachweis abzusehen, daß

der Aspirant „guten deutschen Geblüts und nicht wendischer Nation sei". 1731 erschien für die Lausitz preußischen Anteils eine königliche Verordnung Friedrich Wilhelms I., welche den Geistlichen streng verbot, wendische Brautpaare zu kopulieren, ehe diese ein deutsches Spracheramen bestanden hätten. Aber trotz aller dieser und anderer offenen und heimlichen Kämpfe erhielt sich das wendische Volk seine Sprache und Art bis heute.

Ich will zuerst mit wenig Strichen das Gebiet der wendischen Sprache und die Zahl derer, die sie reden, feststellen.

Nach der außerordentlich fleißigen, genauen und zuverlässigen Statistik*) von Dr. Mucke vom Jahre 1886 beträgt die Summe der Sorben in der Ober- und Niederlausitz 166000; auf die Oberlausitz entfallen hiervon in Sachsen 56300, in Preußen 37300, während 72400 Niederlausitzer sämtlich Preußen angehören. Diese wendischen Bewohner verteilen sich in Sachsen auf 33 wendische Kirchgemeinden mit 414 wendischen Ortschaften, während man in Preußen 30 wendische Kirchgemeinden mit 164 Ortschaften oberlausitzer Seite und 42 Kirchgemeinden mit 198 Ortschaften in der Niederlausitz zählt. Confessionell sind ca. 10000 oberlausitzische Wenden katholischen Bekenntnisses, alle übrigen, also über 150000 evangelisch-lutherischen, bez. evangelischen Bekenntnisses. Diesen Bevölkerungs- und Ortschafts-Ziffern entsprechen räumlich in Sachsen 39 □-Meilen, in Preußen 155 □-Meilen, wovon 30 □-Meilen zur Oberlausitz und 125 □-Meilen zur Niederlausitz gehören. Auf der Karte schließen heute folgende vier Linien das gesamte sorbenwendische Sprachgebiet ein: nördlich von Guben nach Lübbenau, westlich von Lübbenau nach Bischofswerda, südlich von Bischofswerda nach Löbau, östlich von Löbau nach Guben. Von selbst erhellt, daß die Städte in diesem Sprachgebiet zum großen oder größten Teil von deutscher Bevölkerung bewohnt werden, während die Landgemeinden rein wendisch oder mit geringen deutschen Prozenten gemischt sind. (Vergl. das wendische Sprachgebiet auf der diesem Werke beigegebenen Karte von Sachsen.)

Dies in gröbsten Zügen ein numerisches und räumliches äußeres Bild des wendischen Sprachgebietes, dem wir gewissermaßen ein inneres Bild des Lebens und Gebrauchs der wendischen Sprache an die Seite stellen können. Sie findet keine Stätte, und dies selbverständlich, in den sächsischen und preußischen Garnisonen, ebensowenig vor staatlichen und kirchlichen Behörden; vor Gericht wird zuweilen ein der wendischen Sprache Kundiger als Dolmetscher zugezogen; in der Volksschule in Preußen hat man es für gut befunden, die wendische Sprache so viel wie möglich zu beschränken, ja zu

*) Andere Zahlen ergiebt die Landesstatistik, nach ihr wurden 1890 nur 49916 Wenden gezählt.

verbieten und ihren Gebrauch zu bestrafen; wahrlich nicht zum Nutzen der ihr anvertrauten jüngeren Kinder, denen 2, 3, ja 4 Jahre verloren gehen, ehe das ausschließlich wendisch denkende, zu Hause ausschließlich wendisch sprechende Kind nur mit einigem inneren Verständnis am Unterrichte teilnehmen kann.

Es lassen sich äußerst lächerliche oder vielmehr recht traurige Thatsachen anführen, was da aus deutschen Worten, Versen, Bibelsprüchen im Munde des papageiartig hersagenden Kindes wird. Ein Beispiel genüge. Einer meiner Bekannten frug 10 und 11jährige Kinder in der Nähe von S. was in der Schule gelehrt worden sei. Er erhielt allen Ernstes die Antwort: wot njebjeskeho konja, d. h. vom himmlischen Pferde! Von dieser Institution hatte mein Freund trotz seines Schwabenalters noch nichts gehört; durch Kreuz- und Querfragen nach diesem wunderbaren Tiere erfuhr er endlich, daß der Lehrer von „der Himmelfahrt" doziert hatte. Die Kinder verstanden Himmelpfard und legten sich nun ein njebeski kóń zurecht. Sapienti sat! Anders unser sächsisches Volksschulgesetz. In richtiger Betonung des pädagogischen und des deutschnationalen Standpunktes ordnet es an, daß auf der Unterstufe in allen Disziplinen mit Hilfe der wendischen Muttersprache unterrichtet wird, daß die Kinder allmählich zum nötigen Verständnis und Gebrauch der deutschen Sprache fortschreiten und daß der für's Leben anzueignende Besitz von Kernliedern und Bibelsprüchen von jedem Kinde in seiner Muttersprache, also von den deutschen Kindern deutsch, von den wendischen Kindern wendisch gelernt werde. Daß dies unser vaterländische Gesetz für utraquistische Schulen geschickte, gewissenhafte und treue Lehrer voraussetzt, liegt auf der Hand, daß aber unter solchen ganz Treffliches geleistet wird, daß unter solchen Lehrern die Kinder beider Volksstämme bald eine gewisse bemerkenswerte Elastizität und Beweglichkeit im sprachlichen Ausdruck erlangen, daß solche Lehrer fürs Leben wirken, das ist von einsichtsvollen Bezirks- und Ortsschulinspektoren und von hunderten von Eltern und Kindern oft bestätigt worden. In der Kirche erbauen sich beide Nationalitäten, schiedlich, friedlich, in gesonderten Gottesdiensten, welche sich am Sonntagmorgen unmittelbar folgen, während eine Verbindung beider Nationalitäten in einem Gottesdienste, in dem wendischer und deutscher Gesang und Predigtwort mit einander wechseln, wie man es zum Teil hier und da in Preußen hat, begreiflicher Weise keinen Teil der Gemeinde befriedigt. Der Konfirmanden-Unterricht findet allenthalben in Sachsen für die Kinder jeder Nationalität gesondert in ihrer Muttersprache statt und nach letzterer bestimmen sich auch die kirchlichen Kasualien für die Beteiligten. Außer Zweifel steht, daß diese Verhältnisse und Anordnungen den Geistlichen zweisprachiger Gemeinden besonders große physische und psychische Anstrengungen

auferlegen. Allein die Treue, mit der diese den Forderungen des seelsorgerischen Gewissens und den Bedürfnissen ihrer deutschen und wendischen Parochianen gerecht werden, hat auch ihren inneren Lohn in dem zumeist außerordentlich herzlichen und innigen Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Geistlichen, welche freilich ohne das Medium der Muttersprache nie und nirgends denkbar ist. Die hauptsächlichste Pflanz- und Pflegestätte der wendischen Sprache ist das Haus, die Familie; ihre hauptsächlichste Trägerin ist die Frau, die Mutter. Vom Hause hinaus geht die Sprache auf die Dorfstraße zum Spiel der Kinder, zur gemeinsamen Arbeit der Hausgenossen und Dorfbewohner in Hof und Feld und Wald, zur Volksbelustigung und zur Totenklage um einen Gestorbenen, wie zum Gesang der Volkslieder. Hier in Haus und Familie waren und sind die starken Wurzeln ihrer Lebenskraft. Hierbei ist die Eigentümlichkeit bemerkenswert, daß der Wende mit allen seinen Haus-, Stall- und Hofbewohnern wendisch spricht, mit Ausnahme des Pferdes und des Hundes, mit diesen radebrecht er, wenn es auch noch so verkehrt klingt, deutsch. Der Grund für diese auffällige Erscheinung ist ein historischer. Jahrhundertelang hatte der wendische Hörige oder Leibeigene mit beiden genannten Tieren nur auf dem Edelhofe des deutschen Herrn zu thun, wo es anstößig oder verboten war, wendisch zu sprechen; so ist es auch, nachdem jene Schranken fielen, ihm in Fleisch und Blut übergegangen und geblieben bis zum heutigen Tage.

Wenden wir uns vom Gebiet der Sprache zu dieser selbst. Die wendische oder sorbische Sprache gehört zu den westlichen slawischen Sprachen. Wie schon wiederholt erwähnt, zerfällt sie in zwei Hauptdialekte, den oberlausitzischen oder obersorbischen und den niederlausitzischen oder niedersorbischen. Das Obersorbische steht lautlich dem Tschechischen näher, das Niedersorbische dem Polnischen, so daß beide zusammen das sprachliche Bindeglied zwischen tschechisch und polnisch darstellen. Der Kürze wegen können wir nur vom obersorbischen reden. Dieses spaltet sich wiederum in verschiedene Varietäten, welche nach den neuesten verdienstvollen Forschungen von Dr. Mucke am richtigsten in 3 Gruppen geteilt werden; den östlichen Dialekt, den mittleren oder Bautzner Dialekt, der zugleich Schriftsprache ist, und den westlichen oder Kamenzer Dialekt; diese Varietäten stehen natürlich an den Grenzen nicht schroff nebeneinander, sondern gehen ineinander über, ihre Unterschiede, die für das Ohr des Kenners sofort kenntlich sind, bestehen hauptsächlich in der Verschiedenheit gewisser Vokale, einiger Konsonanten, gewisser Beugungsformen und bestimmter einzelner Worte und Wortverbindungen. Nur einige Beispiele: Spricht man im Bautzner Dialekt die Adverbial- und Verbalsubstantiv-Endung je wie man sie schreibt = je, so hört man im Osten die Kontraktion i; hier dawanje das Geben, dort

dawani; hier hroznje, Adverb von hrozny häßlich, dort hrozni. Sagt man im Bautzner Dialekt mydło die Seife, wysoki hoch, so spricht man im westlichen Dialekt voller und gröber módło, wósoki. Flektiert der Bautzner Dialekt das pronomen personale der 3. Person wón folgendermaßen: gen. jeho, dat. jemu, so sagt man im westlichen Dialekt joho, jomu. In letzterem bildet man mit Vorliebe den nom. plur. der Substantive ration. masc. gen. auf owje; nanowje die Väter, kujezowje die Herren, während die Schriftsprache nanojo, knjezojo hat.

Die sorbische Sprache bedient sich 35 Schriftzeichen, um ihre vokalischen und konsonantischen Laute und Erweichungen wiederzugeben; es fehlen ihr f und q; das Plus gegenüber den deutschen Schriftzeichen wird in der Schreibweise durch diakritische Zeichen über den Buchstaben hergestellt. Dem Deutschen fremd sind die Vokale ě, ó, y; die Konsonanten č, ć, dź, ł, ř, š, z und ż. Jeder Konsonant kann entweder hart oder weich sein, was für die Flexion von größter Wichtigkeit ist. Auf die außerordentlich genauen und feinausgebildeten Lautgesetze der Vokale und Konsonanten hier einzugehen, ist begreiflicher Weise unmöglich, es sei hierfür auf die Laut- und Formenlehre des Obersorbischen von Prof. Pfuhl und auf die niedersorbische historische und vergleichende Laut- und Formenlehre von Dr. Mucke (1891) hingewiesen.

Zur Deklination des artikellosen Nomens sei bemerkt, daß im Sorbischen eine zwiefache Deklination unterschieden wird, eine nominale, welcher die Substantiva folgen und eine pronominale, zu welcher die Pronomina und Adjektiva gehören. In der nominalen Deklination werden zwei verschiedene Deklinations-Weisen unterschieden, die der Maskulina und Neutra, schlechthin 1. Deklination genannt, und die der Feminina, die 2. Deklination. Je nach der Härte oder Weichheit des Stammkonsonanten hat jede Deklination zwei Unterabteilungen; demnach ergiebt sich folgendes Schema: 1. Deklination der Maskulina und Neutra a) mit hartem, b) mit weichem Stammcharakter; 2. Deklination der Feminina a) mit hartem, b) mit weichem Stammcharakter. Die Deklination unterscheidet sieben Kasus: Nominativus, Genitivus, Accusativus, Dativus, Instrumentalis oder Sociativus, Lokativus und Vokativus; sie weist drei Numeri auf: Singularis, Dualis, Pluralis, wobei im Dualis, von dem die Volkssprache beständigen und genauen Gebrauch macht, drei verschiedene Kasusformen vorkommen, eine für Nominativus, Accusativus und Vokativus, die zweite für den Genetivus, die dritte für Dativus, Instrumentalis und Lokativus. Zur gesamten 1. Deklination ist zu bemerken, daß im Wendischen zwischen dreierlei Wesen streng unterschieden wird: zwischen unbelebten Wesen – inanimata —, belebten, vernunftlosen Wesen — animata — und vernunftbegabten — rationalia —. Die ersteren, also die

Dingbezeichnungen, bilden den Accusativus wie den Nominativus; die animata, also die Tiere, nehmen im Singularis und Dualis, nicht im Pluralis, die Form des Genitivus für den Accusativus, während bei den vernunftbegabten Wesen in allen Numeris der Genetivus für den Accusativus eingetreten ist. Zu dem, dem Deutschen im allgemeinen fremden Lokativus sei bemerkt, daß er in der Schriftsprache nie ohne Präposition vorkommt, wohl aber vielfach im Volksmunde, und zwar nicht aus Bequemlichkeit, sondern mit voller Empfindung des lokativen Charakters der Endungen je bez. i, u oder y. Schreibt man z. B. w ruey in der Hand, so hört man durchgängig nur ruey, schreibt man w Drježdźanach, so sagt jeder Drježdźanach. Diese Weglassung der Präposition beim Lokativus ist indessen erst später eingetreten. Der Instrumentalis oder Sozialivus mit der Endung -om in der 1., mit der Endung -u in der 2. Deklination, welcher das Mittel bez. die Begleitung ausdrückt, wird nie ohne Präposition gebraucht; z nožom mit dem Messer; ze sotru in Begleitung der Schwester. Bemerkenswert ist, daß in diesem Sozialiv häufig das Prädikatsnomen steht, z. B. mein Freund ist Lehrer am Gymnasium mój přećel je z wučerjom na gymnasiju.

Den Nominativ pluralis bilden wie im Altslawischen einige Worte in kollektivem Sinne auf -ja neben der gewöhnlichen Form: z. B. bratr der Bruder, bratŕa die Bruderschaft, die Brüder insgesamt, bratrowje die einzelnen Brüder, susod der Nachbar, susodźa die Nachbarschaft, die Nachbarn, susodźi die einzelnen Nachbarn, žid der Jude, židźa die Judenschaft, die Juden insgesamt, židźi oder židojo die einzelnen Juden. Der endungslose Genetiv pluralis, der im Altslawischen gebräuchlich ist und den reinen Wortstamm darstellt, ist häufig in partitivem Sinne, sonst aber nur noch selten anzutreffen, so z. B. strona die Seite, gen. pl. stron; hora der Berg, gen. pl. hór; lěto das Jahr, gen. pl. lět.

Zu der pronominalen Deklination sei nur folgendes bemerkt: Derselben folgen, wie der Name sagt, die Pronomina, ferner die Adjektiva mit ihren Komperativen und Superlativen, die Ordnungszahlen und die Grundzahlen von 1 bis 4 jedyn, dwaj, tři, štyri. Die übrigen Grundzahlen von 5 — pjeć — an sind Substantive und eigentlich Subst. femin. generis. Sie werden daher mit dem Genetiv pluralis verbunden. 5 Frauen, griech.: πεντάς γυναικῶν — eine Fünfheit von Frauen — sorbisch pjeć žonow. Die Femininität dieser Grundzahlen ist aber dem Sprachgefühl verloren gegangen, das Prädikat wird neutral mit ihnen verbunden. Zur Konjugation des Verbums sei erwähnt, daß man dieselbe, wie im Griechischen, auf 2 Grundarten zurückführen kann, die eine mit Bindevokal, die andere ohne Bindevokal. Da indessen zur bindevokallosen Konjugationsweise nur 6 Stämme gehören, eine verschwindende Zahl gegenüber der Masse der bindevokalischen, so werden

jene als irreguläre Verben abgesondert und die übrigen Verben entweder nach Prof. Pfuhls Vorgang in 6 Konjugationen, nach der Endung des Infinitivs, oder nach Dr. Mucke in 3 Konjugationen nach der 2. pers. sing. praes. ind. eingeteilt.

Einfache Tempora sind das Präsens, das Imperfektum und der besonders bemerkenswerte Aroist; die übrigen Tempora werden teils durch Hilfsverben gebildet, teils ersetzt. Von den Modis hat das Sorbische neben dem Indikativus nur den Imperativus, welcher eigentlich ein Optativus praesentis ist: Konditional und Subjunktiv werden durch Umschreibung gebildet. Von den Numeris besitzt das Verbum, wie das Nomen, alle drei: Singularis, Dualis, Pluralis. Als genus verbi hat das Sorbische nur das Aktivum; Medium und Passivum werden entweder reflexiv gebildet, d. h. durch die Aktivformen mit dem Accusativum des Reflexionspronomens so, oder sie werden durch Umschreibung mit dem Hilfsverb gebildet. Ein Blick aufs Französische zeigt ähnliche Erscheinungen.

Von Nominalformen hat das sorbische Verbum bis heute erhalten: das Substantivum verbale, den Infinitiv und folgende Participia: das Participium praes. act., das Transgressivum oder Gerundium, zwei völlig verschiedene part. praet. activi und das part. praet. passivi. Von wesentlichem Einflusse auf den richtigen Sprachgebrauch ist die im Sorbischen jedem einzelnen Verb innewohnende Bezeichnung der Zeitdauer oder der Art einer Handlung. Diese kann vollendet und unvollendet sein, und danach zerfallen alle Verben in erster Linie in Verba perfectiva und Verba imperfectiva. Eine Abart der Verba perfectiva sind die Verba momentanea, welche die Handlung auf einen Moment beschränken. Bei den Verba imperfectiva unterscheidet man je nach der Beschaffenheit der unvollendeten Handlung in der Hauptsache drei Unterarten: 1. Verba durativa, welche eine einfache dauernde Handlung bezeichnen, 2. Verba iterativa, welche eine sich wiederholende oder entwickelnde Handlung ausdrücken und 3. Verba frequentativa, welche Thätigkeiten bezeichnen, die sich seiten mehrerer Subjekte auf mehrere Objekte beziehen.

Hiermit habe ich in groben Umrissen auf das Gebiet und einige Charakteristika der lautlich und formell außerordentlich entwickelten und vielgestaltigen sorbischen Sprache hingewiesen, die man seit Luthers Zeiten so oft totgesagt, oder im Absterben begriffen gedacht hat, und der diejenigen, welche sie nicht kennen, Wortarmut und die Unmöglichkeit höheren sprachlichen Ausdrucks nachsagen. Noch lebt diese Sprache in voller Lebenskraft im wendischen Volke und ist im stande jedem Gedanken das richtige Gewand zu verleihen. Zwar klagt schon Dante (Purgatorio, Cant. XXVI): „Sinkt nicht der Neuren Sprache ganz darnieder!“, ein Stoßseufzer, zu dem

man so oft auf dem Gebiete der deutschen Litteratur und manchmal auch in formaler Hinsicht auf wendischem Sprachgebiet berechtigt ist. Aber gerade das Volk im eigentlichen Sinne ist es, welches den Reichtum seiner Sprache und ihre Schönheit ohne diesen Reichtum eigentlich zu kennen treu bewahrt. Auch hier ist des Apostels Paulus Rat: „Haltet euch herunter zu den Niedrigen" für den Forscher und Sammler von größtem Wert und Gewinn. Und wenn das Wort des großen Dichters: „Es ist der Geist, der sich den Körper schafft", auf die Sprache und ihren Genius angewendet wird, so wird der Unbefangene und selbständig Urteilende bei einiger Kenntnis der sorbischen Sprache auch von dieser gestehen: haec etiam lingua non habet osorem nisi ignorantem.

Die Volksdichtung der Wenden*) besteht in dem Volkslied, Volksmärchen und dem Volkssprichwort; nur das erstere, das Volkslied, wollen wir betrachten.

Bezüglich des Volksliedes im allgemeinen bedarf es hier keiner Ausführung; ich kann auf die Arbeit von Prof. Dunger verweisen. Ich will nur versuchen, auf die charakteristischen und dem wendischen Volkslied eigentümlichen Besonderheiten hinzuweisen.

Daß die Art und das Gemüt eines Volkes, welches, wie oben erwähnt, in so vieler Hinsicht vom staatlichen und kulturellen Leben gewaltsam ausgeschlossen wurde, sich um so mehr nach innen in seinen Volksliedern aussprechen und offenbaren mußte, ist natürlich. Es nimmt uns daher nicht Wunder, daß wir einer sehr großen Anzahl von Volksliedern begegnen, daß der erste und hauptsächlichste Sammler der wendischen Volkslieder, Schmaler, in verhältnismäßig kurzer Zeit über 450 Volkslieder mit Originalmelodieen sammeln konnte, von denen ungefähr 300 der Oberlausitz, 150 der Niederlausitz angehören; es wäre diese Zahl mit den Varianten jener Lieder und mit den damals nicht gesammelten, unschwer noch um ein bedeutendes zu erhöhen. In neuester Zeit hat Dr. Mucke gegen 200 früher überhaupt noch nicht gesammelter Volkslieder und etwa eben so viel Varianten früher fixierter gesammelt. Daß die Volksdichtung unter den Wenden überhaupt noch nicht abgeschlossen ist, ist ein Beweis von der Lebenskraft des Volkes. Volkslieder im eigentlichen Sinne sind diese Weisen: Im Volke entstanden, vom Volke

*) Wir müssen verzichten einen Blick auf die Schriftdenkmäler und die Litteratur der Wenden zu werfen — von dem ältesten auf uns gekommenen Denkmale an, dem Bautzner Bürgereid aus dem 15. Jahrhundert, der im Bautzner Stadt- und Gerichtsbuch vorliegt, von den ersten Fragmenten von Bibelübersetzungen und religiösen Dichtungen, — bis zu den letzten diesjährigen Arbeiten selbstloser Männer, die ohne einen Pfennig äußeren Lohnes und weltlicher Ehre ihrem Stamm in seinem oft schweren Ringen helfen, das Erbe der Väter zu bewahren.

gedächtnismäßig überliefert, vom Volke gesungen sind sie in ihrer Schlichtheit, Frische und Sanglichkeit Besitz des Volkes, weit mehr als die deutschen Volkslieder heutzutage im deutschen Volke. Die Überproduktion von Büchern, die Überschwemmung der Zeitungen, — dieser Mörderinnen des Volksliedes — überflutet glücklicher Weise noch nicht unser Sorbenvolk; das Gedächtnis hält daher viel leichter bis zum Sarge fest, was schon über die Wiege und durch die Kindheitsträume klang. Immer gehören Weise und Volkslied, Melodie und Wort zusammen, und Herrn Prof. Dungers Erfahrung habe auch ich gemacht: dazu, ein Volkslied herzusagen, bringt man niemand, das ist ein Unding, aber erklingen nur die ersten Töne, dann folgen Verse, Strophen, Lieder, eines nach dem andern. Ein kleiner Kunstgriff des Sammlers öffnet da noch leichter als sonst den Mund: kommt man mit Geige oder Zither, wie ich es gethan, um die oder jene Weise zu erfahren und nachzuspielen, gilt man so auch für einen Sänger und Spielmann, so weicht die zurückhaltende Scheu; und die unsern Sorben alt und jung eigene leidenschaftliche Liebe zur Musik wie zum Singen öffnet Mund und Herz und den Schatz des Gedächtnisses. Welch ein Gedächtnis! Man glaubt sich in die Zeit der Homeriden versetzt, wenn es vorkommt, daß junge Mädchen oder ältere Frauen stundenlang mühelos mit sichtlicher Freude am Singen und Sagen ein Volkslied nach dem andern, eine Volksweise nach der andern erklingen lassen. Und man sagt sich, daß das Schwarz-auf-Weißbesitzen auch seine Schattenseiten hat und daß das unvermeidliche übertriebene Zeitungslesen die Kraft des Gedächtnisses schwächt und an seine Stelle eine gewisse Fähigkeit bald zu vergessen gesetzt hat. Mehr als das männliche Geschlecht bewahren, singen, verbreiten, variieren die Mädchen und Frauen auch bei den Wenden das Volkslied. Man müßte mit berechtigter Dankbarkeit eigentlich nicht von des Knaben, sondern von des Mädchens Wunderhorn sprechen.

Die Zeit der Entstehung unserer wendischen Volkslieder ist auf Jahr und Jahrzehnt nicht zu bestimmen, um so weniger, als man erst ums Jahr 1840 begonnen hat, wendische Volkslieder durch Schrift und Druck zu fixieren Daß viele dieser Lieder sehr alt sind, daß andre unsrem Jahrhundert angehören, läßt sich nachweisen. Das hohe Alter vieler dieser Weisen geht aus ihren Melodieen, ihrem Inhalt und aus einzelnen Worten hervor, die der heutigen Volkssprache längst nicht mehr angehören, die man wohl auch nicht mehr versteht, die man aber wie einen rituellen Bestand unangetastet stehen läßt und singt. Hierzu einige Beispiele: Fast glaubt man einen Anklang an das uralte Lied der Edda von den Riesenmädchen Fenja und Menja zu vernehmen, die dem König Frote Glück und Heil auf dem Schicksalsmühlsteine mahlen müssen: „Und sie sangen und schwangen den

schweren Stein, bis Frotes meiste Mägde entschlummert, und so begann Fenja beim Mahlen den Sang", — wenn eins dieser Volkslieder beginnt: „Wopaki kamjenje na druhi bok" — „Kehrt um auf die andere Seite den Stein", und dann ganz unvermittelt das Lied von dem Mägdlein und ihrem Liebsten singt, die sich suchen über Berg und Thal. Ein andres weist mit der Erzählung von Türken und Tartaren in die Zeit der Türkenkriege, an denen bekanntlich auch die Lausitzer teilnahmen. Ein sehr bekanntes Lied singt in naivster Weise von einem Räuberhauptmann und Tyrannen Reisenberg, welcher historisch nachweislich zu den Wegelagerern gehörte, die infolge der Enthauptung des Kunz von Kauffungen am Ende des 15. Jahrhunderts die Lausitz verwüsteten. Auch einzelne Worte lassen annähernde Zeitbestimmungen der Entstehung zu. Während die auf uns gekommenen Bibelübersetzungen und religiösen Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert für das Wort Herr immer Knjez setzen, kommt in den Volksliedern häufig das ältere Wort pan und pani für Herrin vor; der Übelthäter heißt in den genannten Schriften złóstnik, während in den Volksliedern das ältere złodźij von der alten Wurzel dźeć, thun, vorkommt. Die borta, eine hohe Frauenkopfbedeckung, ähnlich der bei den altenburgischen Wenden früher gebräuchlichen Hormt oder Hurmt, welche seit langen Jahrzehnten im Wendenvolk nur noch als Brautschmuck hier und da getragen wird, wird als tägliche Kopfbedeckung genannt, ein Zeichen, daß das betreffende Volkslied einer eben so verklungenen Zeit angehört, wie jenes, in welchem die Sechsstädte der Lausitz noch eine mächtige Rolle spielen.

Bemerkenswert ist, daß das Volk selbst seine Lieder in gewisse Gattungen teilt; derartige Gattungen sind die přezpolna, Feldlieder, zu denen auch die längeren balladenartigen und elegienartigen Lieder gehören; hrónčka, Gesetzchen, die der Bursche seiner Erwählten auf dem Tanzboden aufspielen läßt, wozu die um das Paar stehenden Burschen den Text singen; weiter kwasne spěwy, Hochzeitslieder; podkěrluše, Legenden biblischen oder ähnlichen Inhalts, womit die Zahl der Gattungen, die das Volk selbst unterscheidet, noch nicht erschöpft ist.

Das Metrum ist verschieden und zwanglos, manchmal wechselnd in ein und demselben Lied, der Reim wird nicht gesucht und kommt mehr zufällig vor, die Strophen sind meist zweizeilig. Die Melodieen, oft an alte Kirchentonarten anklingend oder original, können dreist den besten deutschen Volksweisen an die Seite gestellt werden. Der Vortrag ist ein langsam-feierlicher; durchgehend wird mit tremulierender Stimme gesungen, indem die erste Zeile der Strophe decrescendo und morendo endet und die zweite mit einer gewissen Hast forte anschließt. Eigentümlich ist dem Vortrag auch der willkürliche häufige Gebrauch von a oder ha: und, oder des Dativi ethici

mi, ći, nam, wam, mir, dir, uns, euch, welche überall eingeschoben werden, selbst zwischen Substantiv und Adjektiv, oder Demonstrativum und Substantivum: z. B. Ha šla je mi Hilžička trawičku žnjeć, Ha tři mi te hodźinki do běloh' dnja. Und Hilža das Gräschen zu schneiden mir ging — und Stündchen mir drei vor dem lichtweißen Tag. Doch läßt sich nicht leugnen, daß diese Einschiebsel dem Vortrag etwas echt Volkstümliches und Warmes geben, zumal in der beständigen Verbindung mit den Deminutiven, welche das Sorbische nicht nur vom Substantivum, sondern auch von jedem Adjektivum und vom Verbum bildet; ja Deminutiva vom Demunitiven sind nichts Seltenes.

Wenn wir den Vortrag der wendischen Volkslieder erwähnten, so treten wir damit ein in den Kreis der Sänger und Sängerinnen und fragen uns nach dem Orte und den Gelegenheiten des Gesanges der Volkslieder. Auf den Tanzböden und bei der Arbeit in Haus, Hof und Stall, bei fröhlichen Festen, wie in Wald und Feld, hier namentlich beim Hüten des Viehs, hauptsächlich aber hinter dem Spinnrade von ein, zwei, drei Sängerinnen, oder in der Spinnstube von einer ganzen Schaar erklingen die Volkslieder. Jede einzelne Ortschaft hat ihre bestimmte Vorsängerin, die jedes Lied und jede Strophe beginnt, die sich dies Ehrenamt nicht leicht streitig machen läßt und seiner auch bei feierlichernsten Gelegenheiten wartet, z. B. bei dem Singen der Passionslieder auf dem Dorfanger an den Sonntagabenden der Fastenzeit, in der Osterwoche oder auch am Vorabende vor dem Begräbnis eines Toten. Dieser Vorabend heißt sehr bezeichnend „pusty wječor" der öde Abend, oder der wüste, leere Abend; an ihm versammeln sich die Dorfmädchen mit ihrer Vorsängerin im Trauerhause und singen am offenen Sarge des Abgeschiedenen bei brennenden Kerzen eine bestimmte Anzahl Lieder, eine Sitte, die tief ergreift und bei welcher man sich wundern muß, daß unsere Maler diesen Vorgang noch nicht zu einem Bilde benutzt haben.

Bezüglich des Inhalts der wendischen Volkslieder ist leicht nachzuweisen, daß die Harfe wendischen Volksgesanges ebenso viele, ebenso kräftige und ebenso zarte Saiten aufzuweisen hat, wie die deutsche Volksleyer: klagend und jauchzend, übermütig und sehnend, derb und kräftig bis zur Salonunmöglichkeit und wieder sinnig und herzlich erklingen diese Töne und Weisen. Lieder von Liebeslust und Liebesleid, vom Scheiden und Wiedersehen, vom verlorenen Rautenkränzlein und standhafter Treue, vom verkleideten Liebsten, der als Bettler kommt und vom vergifteten Knaben, den der böse Feind vergeben hat, wechseln mit einander und sind inhaltlich dem Kenner des Volksliedes unseres deutschen Volkes und anderer Völker nicht fremd. Ja, manche der sorbischen Volkslieder dürften sich als Übertragungen aus dem Deutschen offenbaren, so z. B. das im westlichen Teile des wendischen Ge-

bietes vielgesungene Lied von dem Mädchen, das zwei Knaben liebt und diese Untreue mit dem Tod durchs blitzende Schwert büßen muß: „Und wenn zwei Knaben ein Mädchen lieb hab'n — das thut ja nimmer kein gut — wir beide wir haben's erfahren, — ja, ja erfahren, — was böse Liebe thut." Auch die Melodie verrät, daß das Lied nicht unter wendischen Linden gewachsen ist. Der Weg, den solche deutsche Volkslieder ins Sorbische nehmen, ist deutlich sichtbar: Der Bursche, der im deutschen Osten oder Westen seine Soldatenzeit verbringt, oder als Knecht dient, das Mädchen, welches als Dienstmädchen oder als Amme in deutschen Gegenden weilt, bringt ein oder das andere Lied bei ihrer Rückkehr mit, singt es einigemal, andere hören es und die mehr oder minder genaue Übertragung liegt nicht fern. Ebenso wie einige Lieder an deutsche Weisen anklingen, so andere an slawische Volkslieder: Im litauischen: „bardzo raniuchno wchodźiło słonečko" geht das Mädchen Wasser holen, verweilt sich mit ihrem Liebsten und kommt mit taunassem Kränzlein zur Mutter, sie will sich ausreden, muß aber der klugen Mutter zuletzt alles gestehen. Ähnlich, wenn auch derber, will sich im wendischen Volkslied das Mägdlein ausreden, sie sei nachts Gras schneiden gegangen und über etwas erschrocken, ohne Sichel und Gras nach Hause geeilt, bis das Mütterchen ihr auf den Kopf zusagt, das seien Ausreden und Flausen. Ebenso will in einem andern Volkslied die Tochter in der Kammer die fragende Mutter, mit wem sie rede, beschwichtigen: Z posleškom so rozpraju — z posleškom so rozpowèm. Mit meinem Deckbett rede ich, mit meinem Deckbett spreche ich; — und versichert auch der Mutter, die Kammer sei fest verschlossen: „Wšako mam ju zamknjenu — Ze šipu zatykanu; Z hrochowom zornom zawalenu — Ze słomičku zaprjenu; To hlej lèpje dźerži mi — hač šèsć dźesat zamkow". „Hab' sie verriegelt auf das Best' mit einer Federspule fest, mit einem Erbsenkorn verhemmt, mit einem Strohhalm zugestemmt. Das sichert besser meine Thür, als sechzig Schlösser, glaubt es mir". Ob das sorbische Mädchen, welches ihren leichtsinnigen Burschen aus Schuld und Gefängnis dadurch erlöst, daß sie dreimal splitternackt ums Galgenhaus tanzt, mit der holden Gestalt der englischen Godiva innerlich verwandt ist, sei dahingestellt. Gewisse Gestalten, gewisse Mächte, Bilder, Zahlen, Formen u. s. w. dürften den Volksliedern aller arischen Völker gemeinsam sein und ein verwandtes Lied muß durchaus nicht immer die Quelle oder der Ausfluß des anderen ähnlichen sein.

Gar oft dürfte der Kenner deutscher Volkslieder in sorbischen Volksweisen Neues und Fremdes finden und sich über die Bedeutung vieler Worte und Wendungen vieler Volkssitten und Volksmythen unterrichten müssen, ehe ihm der Inhalt manchen Volksliedes verständlich und anschaulich wird. So erwähnten wir oben den pusty wječor, den feierlich begangenen Vorabend vor

dem Begräbnis eines Toten und lassen nun hier einige in sorbischen Volksliedern häufig vorkommende Worte und Ausdrücke folgen, die auf wendischer Erde jedem Kinde geläufig sind und die an die beiden Gegenpunkte von Hochzeitsfest und Totenfeier anknüpfen. Ein in mancher Gegend vielgesungenes balladenartiges Volkslied ist der zrudny kwas, die traurige Hochzeit*); es lautet:

Hólcy so na kwas hotowachu,
Swoje sej koniki sedłowachu.

Swoje sej wobrohi připinachu,
Do runoh' pola so zjězdżowachu.

Rapaki wyše nich zlětowachu,
Na nich tak żadławje rapachu.

Zo jim nawożenja z konja padnje,
Zo sej šiju a hłowu zrazy.

Die Burschen, sie schickten zur Hochzeit sich an
Und sattelten all' sich die Rößlein mit Fleiß.

Sie legten die klirrenden Sporen sich an
Und ritten zusammen ins ebene Feld.

Die Raben, die flogen wohl auf und ab,
Und krächzten gar schauerlich auf sie herab.

Es werde der Bräutigam stürzen vom Roß,
Zerbrechen den Hals sich, zerschlagen den Kopf.

Sie reiten dahin durch das erste Stück Feld,
Der Bräutigam stürzte vom Rosse herab.

Der Bräutigam stürzte vom Rosse herab,
Zerbrach sich den Hals und zerschlug sich den Kopf.

Die Glocken, sie schlagen zum erstenmal an,
Da fragte die Braut bei den Swaten wohl an:

Wo habt ihr, wo habt ihr den Bräutigam mein,
Daß ich ihn mir unter euch nirgends erschau?

Der Bräutigam ist in dem Kämmerlein neu,
Er legt sich die Lündische Kleidung wohl an.

Die Glocken, sie schlagen zum zweitenmal an,
Da fragte die Braut bei den Druschki wohl an:

Wo habt ihr, wo habt ihr den Bräutigam mein,
Daß ich ihn mir unter euch nirgends erschau?

*) Zum Titel sei bemerkt, das dieser vom Sammler über das Lied gesetzt worden ist. Volkslieder sind titel- und namenlos.

Der Bräutigam ist in dem Kämmerlein neu,
Dort gürtet er um sich sein blitzendes Schwert.

Die Glocken, sie schlagen zum drittenmal an,
Da fragte die Braut bei dem Braschka wohl an:

Wo habt ihr, wo habt ihr den Bräutigam mein,
Daß ich ihn mir unter euch nirgends erschau?

Dein Bräutigam stürzte vom Rosse herab,
Zerbrach sich den Hals und zerschlug sich den Kopf.

Nun reißet herab mir das Lündische Kleid,
Bedeckt mir mit weißen Gewändern den Leib.

Damit ich nun traure ein Jahr und ein' Tag,
Und geh in die Kirche im grünen Kranz.

Und gehe in die Kirche im grünen Kranz,
Und nimmer vergesse den, der mich geliebt.

Die Swaten, welche die Braut zuerst fragt, sind die zwei Brautführer, unbescholtene Burschen, welche die Braut nebst den zwei družki, den Zichtjungfern und den zwei slonki, den zwei Zichtfrauen, zur Hochzeit geleiten. Die Swaten trösten das Mädchen, der Bräutigam lege sich Lündische Kleidung an, Kleidung aus Holland oder den Niederlanden, welche heute noch als besonders fein und kostbar gilt und die Stelle von „Sammt und Seide" im deutschen Volksliede vertritt. Der braška, den die Braut fragt, ist der Hochzeitsführer, der vorher die Gäste einzuladen hat und vor und bei der Hochzeit wichtige Ämter versieht. Auf seine Antwort ruft die Braut: Nun reißet herab mir das Lündische Kleid, bedeckt mir mit weißen Gewändern den Leib! Weiße Gewänder? Die Trauerfarbe der Wenden, wie die Farbe der höchsten Feierlichkeit, der cena dominica, ist weiß. Die běla plachta, das weiße Trauertuch der obersorbischen Frauen, reicht bis zu den Hüften, während das der niedersorbischen Frauen auch die Füße deckt. Zu dieser plachta wird in vielen Gemeinden der štryntušk als Zeichen der Trauer von Frauen und Mädchen getragen, ein schmales, weißes Band um die Stirn über den Augenbrauen. Die Trauerzeit der nächsten Anverwandtinnen dauert mit plachta und štryntušk, wie das Mädchen oben im Liede sagte, lěto a dźeń, ein Jahr und einen Tag. Weiß ist auch das Totenhemd, von dem die Volkslieder oft reden; es muß heute noch binnen 24 Stunden fertig genäht werden, sonst kann der Tote weder im Grabe Ruhe finden, noch verwesen; er kommt dann wieder und bittet um ein anderes. So singt ein Lied:

Wer geht hier auf meinem Grabe,
Beugt das Gras, das grüne Gras?

Geht der junge Herr vom Schloſſe,
Beugt das Gras, das grüne Gras.

Bitte doch die junge Herrin,
Um ein andres Totenhemd.

Hier in dem kann ich nicht liegen,
Hier in dem verweſ' ich nicht.

Donnerstag zur Nacht begonnen,
Ward es fertig Samstag Nacht u. ſ. w.

Vom Totenhemd ſagt das Sprichwort in manchen Orten ſehr wahr und mahnend: Kitl nima žanychxdypzakow, das Totenhemd hat keine Taſchen. Sehr geläufig ſind gewiſſe Redensarten; für Hände ringen ſagt das Volkslied wie die Volksſprache rucy łamać, Hände brechen, oft hört man skórżbu skoržić eine Klage klagen und hyperboliſch wird ein „Fäßlein voll Thränen" geweint, erinnernd an das Thränenkrüglein des ſpeziell deutſchen Märchens und an die Thränennäpfe ſorbiſcher Begräbnisſtätten. Eine wichtige und häufige Rolle ſpielt in dem wendiſchen Volksliede rućany wěnašk der Rautenkranz, der nicht nur ehrbare Paare bei der Hochzeit, ſondern auch die tote Jungfrau und den ehrbaren Burſchen im Sarge ziert. Unverkennbar alten Urſprungs ſind die Volkslieder von Tod und Sterben, in denen die Seele des Abgeſchiedenen als Vogel wiederkommt und zum Fenſter herein auf das weiße Bett des Mägdleins hüpfend, ihr den Tod des Liebſten kündet. Die Vorſtellung der Seele als Vogel findet ſich ja nicht nur im ſorbiſchen Volksliede, auch die noch heute geübte Sitte, das Fenſter zu öffnen, wenn der Tode abgeſchieden iſt, deutet darauf hin. Oft redet im Volksliede der Tote aus ſeinem Grabe, wie in dem oben erwähnten, und in einem andern antwortet die Mutter dem klagenden Waiſenkinde, ſie könne nicht wiederkommen:

Na mojimaj woćomaj
Leži tajka drobna pjerść
Na mojeji wutrobje
Leži ćežki kamjeń.

Auf meinen beiden Augen
Liegt Erde gar ſo fein;
Auf meinem Herzen lieget,
Ja liegt ein ſchwerer Stein.

Eine dem wendiſchen Volke eigene und in den Volksliedern, mehr aber noch im Volksmärchen oft vorkommende Anſchauung iſt die, daß Tod und Sterben oder anderes Leid ſich frommen Menſchen immer offenbare. Dieſe Offenbarung heißt Boża łosć Gottes Stimme oder Gottes Klage. Sie ruft

als bloße Stimme durch Haus und Hof, an Brücken, Gewässern und Kreuzwegen, ähnlich den „Anzeigen" im Deutschen. Bei schwererem Unglück erscheint sie als weißes Huhn, welches in der Nähe des Herdes mit feuchten, hängenden Flügeln hin und her huscht. Bei ganz schlimmem nahendem Unglück zeigt sie sich gleichfalls in der Nähe der altgeheiligten Feuerstätte als blasses, frierendes Kind, welches weder redet, noch angeredet werden darf.

So reich aber die Volkslieder der Wenden an dunklen Tönen der Klage sind, ebenso reich sind sie an übermütigen und lustigen Klängen und nach der echten Art des Volkes kann man das lustige dem traurigsten Liede sofort folgen hören. So fehlt auf einer wendischen Hochzeit fast nie das Lied von der Hochzeit der Vögel. Das Lied besteht aus 24 vierzeiligen Strophen und erzählt die Hochzeit des Raben mit der Elster. 37 verschiedene Vögel haben hierbei jeder ein besonderes Amt oder Verrichtung, die bald ernster, bald lächerlicher Art sind. Das Lied ist ein Zeugnis von guter Naturbeobachtung und großer Kenntnis der Vogelwelt, es ist alt, wie schon daraus hervorgeht, daß Herder ein ähnliches mitteilt, welches von den längst verschwundenen Lüneburger Wenden gesungen wurde. Wohl möglich ist's, daß unser Vogelhochzeitslied anfänglich kürzer, zu seiner heutigen Länge nach und nach angewachsen ist. Denn dazu neigt das Volk, so lange es noch seine Volkslieder singt, souverän dieselben nach Belieben zu ändern, meistens zu verlängern, selten zu kürzen. Ob solche Verbesserungen nicht manchmal Verwässerungen des kräftigen, prägnanten, ursprünglichen Liedes bedeuten, ist eine andere Frage; aber ähnlich wie das begabte Kind nur das Spielzeug liebt, an dem es etwas ändern oder mit dem es etwas bauen kann, so offenbart das Volk seine Gestaltungskraft an den Variationen seiner Lieder.

Diese Variationen sind ohne Schranken: hier wird das Lied verlängert, dort ein Refrain geschaffen, dort ein Jodellaut eingeschoben, hier klingt ein und dasselbe Lied in Trauer um ewiges Scheiden aus, dort finden sich die Getrennten zu seliger Wonne; binnen weniger Jahre kann man ein scheinbar stereotypisch gewordenes Volkslied in ganz veränderter Gestalt wieder finden. Es ist eine naive Kindesart aber ebenso eine Freude am Gestalten und ebenso eine Kraft zum Ändern und Gestalten in diesen Varianten unverkennbar, aus der die Seele des Volkes vor das innere Auge des Sammlers tritt und zu seinem Herzen spricht. Freilich nur dann wenn er in sich die Fähigkeit besitzt, diese Sprache der Volksseele zu vernehmen. Das schöne Wort Augustins tantum intelligimus quantum colligimus gilt wie vom höchsten Prinzip auch von des Volkes Art, Sprache und Lied. Und so möchte ich mit dem Wunsche schließen, daß solche Kenner unserm wendischen Volke beschert würden und seine Eigenart mit allen Schwächen und Vor-

zügen andern offenbarten — ein Rosegger, der es beschreibt, ein Defregger oder Ludwig Richter, der es malt, ein Chopin, der seine Weisen verklärt.

Näher aber noch liegt der Wunsch, daß man im lieben Sachsenlande und im weiten deutschen Lande ein wenig Interesse, ein wenig Gerechtigkeit und ein wenig gütige Gesinnung wahre für unseres Wendenvolkes Sprache, Lied und Leben.

Litteratur.

Dr. Mucke, Historische und vergleichende Laut- und Formenlehre des Niedersorbischen, (Leipzig 1891). — Prof. Dr. Pfuhl, Laut- und Formenlehre der oberlausitzisch-wendischen Sprache. — *Casopis maćicy serbskeje. — Schmaler und Haupt, Volkslieder der Wenden, (Grimma 1843).

Hierzu kommen, besonders in Beziehung auf das wendische Volkslied, die Beobachtungen und Aufzeichnungen des Verfassers, zu welchen derselbe im Verkehr mit seinen Parochianen in Lohsa (Łaz) und Oßling (Wóslink) angeregt wurde.

13. Volkssitte, Brauch und Aberglaube bei den Wenden.

Von M. Rentsch.

Je mehr in unserer alles gleichmachenden Zeit die Eigentümlichkeiten der Volksstämme verschwinden, desto lieber wendet sich der Blick des Forschers in jene stillen Gegenden, die noch wenig vom Verkehr berührt sich ihre Besonderheiten zu wahren gewußt haben. Wer an einem Markttage in Bautzen, der ehrwürdigen Hauptstadt des oberlausitzer Wendentums, geweilt hat, dem sind sicher die kernfesten, gesunden Gestalten der wendischen Bauern und Bäuerinnen aufgefallen: Männer in langen, blauen mit versilberten Knöpfen besetzten Röcken, in grauen Leinwandhosen und in langen Stiefeln, die Frauen im schwarzen Sammetmieder, in blauen, ebenfalls mit silbernen großen und kleinen Knöpfen besetzten Jacken, die Stirn mit roten, grünen oder bei Trauer mit weißen schmalen Binden geschmückt, in ihren kurzen roten oder grünen Röcken, weiß-grauen Strümpfen, oder auch in Hauben von weißer, streifiger Leinewand, die oft von Spitzen eingefaßt sind, oder auch in bunten oder schwarzen Kopftüchern, die bei den katholischen Frauen eine besonders ansehnliche Größe haben.

Das sind die Bewohner der weiten Heidestrecken an der sächsisch-preußischen Grenze, welche mit ihren landwirtschaftlichen Erzeugnissen, mit Waldbeeren und Pilzen, mit aus geschälten Kiefernwurzeln geflochtenen Körben, oder, wie die Söhne Nochtens, mit Holzkohlen zu den ständigen Besuchern der Bautzener Märkte gehören und in ihrer Erscheinung ein besonderes Charakteristikum derselben bilden. Während der wohlhabende wendische Bauer in der fruchtbaren Bautzener Pflege mehr und mehr die Sitten und Gebräuche der Väter abgestreift hat, haben sich dieselben in den einsamen und abgelegenen Erdenwinkeln der Heide mit ihren weiten Sandstrecken und großen Teichen bis heute wohl erhalten; freilich dringen jetzt auch dahin die verallgemeinerte deutsche Schulbildung und die Eisenbahnen, und in ihrem Gefolge Fabriken, größere gewerbliche Anlagen, gehobener Verkehr, alles Faktoren, die zu vernichten drohen, was an besonderer Eigenart aus früherer Zeit geblieben war.

Es ist bekannt, daß das Wendenvolk, der letzte Rest jener großen slawischen Volksstämme, die in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christus den größten Teil des mittleren und nördlichen Deutschlands bewohnten, durch kein staatliches Band zusammengeschlossen ist, vielmehr hat die äußere Einheit der Wenden unter der Ungunst der politischen und kirchlichen Entwickelung zu leiden gehabt. Aber ein Band umschließt sie alle, mögen sie wohnen in den schönen Thälern des lausitzer Mittelgebirges, am Czorneboh, am Lubin und am Pichow, in der gesegneten Klostergegend zwischen Bautzen und Kamenz bis hinunter in das norddeutsche Tiefland, in den Kiefernwäldern bei Niesky und Muskau und im poesievollen Spreewald, in den fruchtbaren Ebenen bei Lübbenau, Cottbus und Peitz, das ist die gemeinsame Abstammung und Sprache und neben ihr Trachten, Sitten und Bräuche im Volksleben, sowie eigenartige Vorstellungen im Glauben und Aberglauben. Wohl sind mancherlei Verschiedenheiten zu bemerken, bedingt durch die örtlichen Verhältnisse, durch die Art der Beschäftigung, durch Wohlstand und Armut, besonders auch durch die konfessionelle Unterscheidung, durch die Größe und Weite des von den Wenden bewohnten Gebiets, aber im ganzen ist die Grundlage in den Anschauungen, Meinungen und Sitten des Volkes, in der Art und Weise des Sichgebens und Benehmens überall fast dieselbe, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Wenden in der Hauptsache Ackerbau, Viehzucht, Wald- und Teichwirtschaft betreiben, daß sie also fast ausschließlich Landbewohner, Dörfler sind. Von Gewerben bevorzugen sie das Maurer-, Zimmerer- und Tischlerhandwerk. Vielfach webt die Hausfrau von selbsterbautem und gesponnenem Flachs die zum Haushalt nötige Leinwand.

Daß sich Sitten, Gebräuche und abergläubische Vorstellungen der Wenden mit denen der sie umgebenden Bewohner deutscher Zunge vielfach berühren, ist erklärlich dadurch, daß die Deutschen dieser Gegenden zumeist slawisch-wendischen Ursprungs sind. Andererseits aber ist eine Gemeinsamkeit wendischer Gebräuche mit denen anderer slawischer Völker vielfach nachweisbar; ich erinnere nur an die weiße Trauerfarbe, an einzelne Hochzeitsgebräuche, an die Totenklagen, an eine Menge mythologischer Vorstellungen u. s. w.

Betrachten wir zunächst die Sitten und Gebräuche der Wenden.

Der Wende ist durchaus religiös gesinnt. Man darf wohl bestimmt sagen, daß ein Wende, der seiner kirchlichen Gesinnung verlustig gegangen ist, auch die Eigentümlichkeiten der wendischen Nationalität mehr oder weniger abgestreift hat.

Schon ein Blick auf Sitte und Brauch im Alltagsleben erweist die obige Behauptung.

Der Wende bezieht sich in seinen Umgangsformen auf Gott: von ihm kommt alles, zu ihm weist alles hin.

Der allgemein verbreitete Gruß lautet: pomhaj Bóh! Helf Gott! (niederlausitzisch): pomagaj Bog Wam! Gott helfe Ihnen). Darauf erwidert der Gegrüßte: Wjerš pomazy! oder Bóh pomaz! d. h. der Höchste helfe! Tritt man in ein Haus, so wird man in der Hausflur sowohl als in der Stube, also zweimal, freundlich bewillkommnet mit: Witajće knam! Willkommen bei uns! worauf der Gast erwidert: Wjerš pomazy! Letzterer Erwiderungsgruß wird auch sonst häufig angewendet. Niest z. B. jemand, und man wünscht ihm „zur Gesundheit", so erwidert er ebenfalls: Wjerš pomazy! Verabschiedet sich der Gast, so ruft er: budźće tu w božemje! Bleibet in Gottes Namen, worauf ihm der Wunsch zurückgegeben wird mit: dźiće w božemje! Geht in Gottes Namen! Abends fügt man wohl hinzu: přewodź Bóh! Gott begleite dich! bez. Euch!

Der Kirchgänger zieht unterwegs beim ersten Ton der den Gottesdienst einläutenden Glocken die Mütze: die Glocken grüßen Gott und der fromme Wende grüßt mit. Begegnet er anderen Kirchgängern, so begrüßt man sich mit witajće do Božeho słowa! Willkommen in Gottes Wort! Ist der Gottesdienst beendet, gleichviel ob sonntäglicher, oder beim Abendmahl, Taufen, Hochzeiten und Begräbnis, auch im Hause daheim bei Einzelfeiern, so rufen sich die Teilnehmer zu: witajće z Božeho słowa! Willkommen aus Gottes Wort! worauf den Teilnehmern erwidert wird: Wjerš pomazy! Witajće też Wy z Božeho słowa! d. h. der Höchste helfe! Seid auch Ihr gegrüßt aus Gottes Wort!

Man wird nicht verkennen, daß in diesen Grußformeln eine große Herzlichkeit und Innigkeit zum Ausdruck kommt.

Neben diesen Grüßen kommen auch vor: dobre ranje! Guten Morgen! dobry wječor! Guten Abend! dobra nóc! Gute Nacht! Die Katholiken haben ihr: Khwaleny budź Jezus Khrystus! Gelobt sei Jesus Christus! Trifft man einen Säemann auf dem Felde, so grüßt man ihn mit: daj Bóh zboże! Gott gebe Glück! worauf er sagt: wjerš pomazy! der Höchste helfe! Kommt man zu einer Mutter und findet die Kinder gesund und blühend, so darf man nicht weglassen: z Boha! Sie sind von Gott recht gesund! Wer dieses z Boha bei einem Wochenkinde vergessen würde, würde großen Anstoß bei der Mutter erregen. Das bloße Loben und Anerkennen ohne Hinzufügung von z Boha sieht man geradezu als unglückbringend an. Auch das Vieh im Stalle darf man nicht ohne weiteres loben, zum mindesten muß man etwa sagen: daj Bóh zboże! Gott gebe Glück! Dies hängt mit dem Hexenglauben zusammen: die Hexe lobt, um zu schaden.

Beim Trinken erhebt man das Glas und trinkt dem Nachbar zu mit den Worten: ja će widźu, ich sehe dich, worauf der also Geehrte spricht: ja će słyšu; pij w božemje! ich höre Dich; trinke in Gottes Namen! Oder

einfacher sagt man: ja ći wotpiju! ich trinke Dir zu! Antwort: w božemje! in Gottes Namen!

Tritt man in ein Haus, wo gerade gegessen wird, oder trifft man die Leute auf dem Felde bei der Vesper, so sagt man: Bóh žohnuj wobjed, swačinu! Gott segne das Mittagsmahl (die Vesper u. s. w.), worauf die Essenden den Fremden einladen mit: pój sobu! Komm' mit! Mach' mit!

Das Brot nennt man Boži khlěb! Gottes Brot! Das Getreide Boże žito! Gottes Getreide; auch vom Ungewitter, von der Sonne u. s. w. redet man als vom Boże njewjedro Božeslónčko! Gottes Gewitter, Gottes Sonne. Hat jemand einen Schlaganfall erlitten, so sagt man: Boža ručka je jeho zajała! Gottes Hand hat ihn berührt!

Der Wende ist gastfreundlicher und häuslicher Natur, beides Dinge, die er aus der altslawischen Familien- und Hausgemeinschaft überkommen hat.

Das Brot liegt den ganzen Tag auf dem Tische und wird gern dem Fremdling mitgeteilt. Weitaus die größte Mehrzahl der wendischen Hauswirte findet im eigenen Heim die Befriedigung, welche zu einem gedeihlichen, friedlichen Leben not thut. Der Hausvater steht in der Familie obenan. Er sowohl wie die Hausmutter werden in einem echt wendischen Bauernhause selbst von den Kindern mit „Sie" angeredet. Der Hausvater gebietet allein, und Frau, Kinder und Gesinde unterwerfen sich seinem Willen.

Während er die Arbeiten leitet und selbst besorgt, hält die Frau das Hauswesen in Ordnung, besorgt den Kochherd und das Vieh im Stalle, bessert die Kleider aus und hält die Kinder zur Schule und zur Arbeit an. Letztere müssen von Jugend auf in der Wirtschaft thätig sein. In Gegenden wo noch das Viehhüten üblich ist, sieht man die kleinen Hirten frühzeitig, mit ihren Herden auf die Äcker und Wiesen ausziehen, in der Regel um den Leib ein Tuch gewickelt, in dem sich das Frühstücksbrot befindet. Hirten und Leute, die im Frühjahr das erste Mal zur Arbeit aufs Feld gehen, werden mit Wasser begossen: das bedeutet, sie sollen frisch bleiben und der Arbeit nicht überdrüssig werden. Geht die Frau aufs Feld oder in den Wald und hat ein kleines Kind mit, so trägt sie dasselbe in einem festen, grauen Leinwandtuche, der tročkawa, auf dem Rücken. Draußen auf dem Acker hängt man die tročkawa zwischen 2 Stäben auf, so daß das Kleine wie in einer Hängematte darin liegt.

In manchen Gegenden ist es Sitte, daß an den Erinnerungstagen von Schloßen- und Hagelwettern die Frauen und Mädchen auf den Feldern herumziehen und kirchliche Lieder singen.

Eine große Rolle im Dorfleben spielt die Gemeindeversammlung (hromada), an welcher sämtliche Wirte teilnehmen. Dazu ladet der Schulze (šolta) ein, indem er ein krummes Holz (kokula) oder einen hölzernen Hammer (die heja, hejka), an dem ein Zettel angeheftet ist, herumsendet.

Der Empfänger giebt sie an den Nachbar weiter, oder wirft sie über den Zaun in Nachbarshof, oder legt sie auf die Thürschwelle, wenn niemand daheim ist. An manchen Orten wird anstatt der heja ein schwarzes Täfelchen weitergegeben. Auf den Gemeindeversammlungen geht es mitunter lebhaft zu. Im Sommer unter einer Linde im Dorfe, im Winter in der Schenke abgehalten, bieten sie Gelegenheit, neben den behördlich angeordneten Vorlagen allerlei Privatsachen meist streitiger Natur vorzubringen. Vor allen ist es wulka hromada, große Gemeindeversammlung, welche an Fastnacht stattfindet, wobei man das, was man gegen seinen Nachbar auf dem Herzen hat oder was sonst in der Gemeinde zu Unrecht geschehen zu sein scheint, häufig unter Nichtachtung aller parlamentarischen Formen zur Sprache bringt.

Der Wende ist ein eifriger Tänzer; in den Spinnstuben an den Winterabenden, oder an schönen Sommertagen auf dem Dorfanger, an Festtagen im Wirtshause giebt er sich gern der Tanzbelustigung hin. Wenn in neuerer Zeit auch im wendischen Gebiet die modernen Rundtänze mehr und mehr Sitte geworden sind, so giebt es doch noch Orte, wo der alte wendische Nationaltanz gehegt wird. Er hat einige Ähnlichkeit mit der Polonaise und dem Menuett. Das Volk selbst nennt ihn den wendischen Tanz. Der Vortänzer tritt vor die Musikanten mit seiner Tänzerin, faßt sie an der Hand, hebt diese hoch und nun fängt das Mädchen an auf einer Stelle sich herum zu drehen. Nach einer Weile dreht sich der Tänzer um seine Partnerin herum, fängt an zu juchzen und zu singen, und mit den Füßen zu stampfen. Dann drehen sie sich gemeinsam im Reigen herum. Zugleich holen sich die übrigen Burschen ihre Tänzerinnen, schwenken sich auf einem Platze stehend mehrere Takte nach rechts und links und drehen sich gleichfalls dann mit ihrer Tänzerin herum, u. s. w. Häufig begleitet die ganze Gesellschaft den Tanz mit Gesang.

Sehr selten sind die alten nationalen Musikinstrumente geworden, auf denen zum Tanz aufgespielt wird. Als Hauptinstrument gilt der Dudelsack, von dem es zwei Arten giebt: einen größeren, welcher den gehörnten Kopf des Ziegenbockes trägt und daher kozoł heißt, und einen kleineren, der dieser Zierde entbehrt und nur sackartig gestaltet ist, daher měchawa genannt. Beide bestehen aus einem Sack von geschmeidigem Leder, einem Blasebalg und zwei vornheruntergehenden Röhren. Beim Spielen wird der Sack fortwährend gedrückt, um Luft einzupumpen und diese durch die Röhren zu lassen, wodurch der Ton hervorgebracht wird. Auf der einen Seite der Röhren, die mit Löchern versehen ist, wird die Melodie gespielt, auf der anderen bläst mit dumpfem Brummen der Baß.

Die wendische Geige (husle) hat eine eigentümliche Form. Der Boden ist dünn und ganz flach, die Decke hochgewölbt und mit Schalllöchern versehen, die Seitenwände sind bedeutend ausgeschweift, der Steg ist hoch. In-

folgedessen hat man die drei Saiten nicht an den beiden Seiten der Schnecke befestigt, sondern die Wirbel werden von oben nach unten durchgesteckt. Der Ton ist scharf und schreiend. — In der Muskauer Heide bedient man sich bei Hochzeitsfesten einer kleineren Geige, die deshalb kwasne huslicki (kleine Hochzeitsgeige) genannt wird. Neben Dudelsack und dreisaitiger Geige giebt es noch die tarakawa, ein Holzblasinstrument, der Oboe ähnlich. Aus Buchenholz gefertigt, mit Messingringen umgeben, hat sie 13 Spiellöcher, von denen 9 in einer Linie stehen, 4 seitwärts angebracht sind. Ihr Ton ist ein gellender, durchdringender. — Das Hackebrett (cymbal) ist nicht mehr im Gebrauch; dafür sind die moderne Mund- und Handharmonika sehr aufgekommen.

Überall wo Wenden zusammenkommen, wird der Fröhlichkeit gern gehuldigt. Dazu bieten reichliche Gelegenheit die Spinnstuben oder Spinngesellschaften.

Während Greise und alte Mütterchen oft das ganze Jahr hindurch ihr Spinnrädchen drehen, vereinigen sich die erwachsenen Mädchen des Dorfes zu Spinngesellschaften (přaza, přazy) von höchstens 12 Mitgliedern. Die Spinnstube ist jedes Jahr gewöhnlich bei einer andern Hauswirtin. Eröffnet wird sie frühestens am Tage Burkhardi (11. Oktober) und geht bis zur Aschermittwoch. In den 12 Tagen von Weihnachten bis Großneujahr wird nicht gesponnen, weil das Garn sonst nicht hält und von den Mäusen angefressen wird (man sagt: „sie spinnen sich Ratten und Mäuse ins Haus"). In der Regel giebt es 2 Spinnstuben im Dorfe: eine für die Bauerntöchter, eine für die Dienstmädchen.

Die feierliche Eröffnung wird bei den wohlhabenderen dadurch begangen, daß die Hausmutter den Teilnehmerinnen eine gebratene Gans oder ein anderes Gericht Fleisch vorsetzt, wofür diese Sonntags nachmittags beim Federschleißen behilflich sein müssen. Der Spinnabend dauert von 7—11 Uhr; Sonnabends fällt er aus oder wird verkürzt, was man pol přazy (halber Spinnabend) nennt. Wenn nun eifrig Spille und Rädchen gedreht und die Fäden aus dem goldgelben Flachsrocken, der mit schönen, bunten Bändern umwunden ist, gezogen werden, so vertreibt man sich die Zeit durch Singen von Liedern. Neben Gesangbuchsliedern ist es hauptsächlich das Volkslied, das hier seine eigentliche Heimstätte hat. Eine alljährlich gewählte Vorsängerin (kantorka, zanoserka) hat die Gesänge anzustimmen und zu leiten. Ihr liegt es ob, immer für einen guten Vorrat von Texten und Melodien besorgt zu sein und möglichst viel neue Lieder einzuüben. Außerdem werden Märchen, Sagen und Anekdoten erzählt, Großväterchen und Großmütterchen teilen aus ihrer Jugendzeit Erlebnisse mit oder was sie von ihren Vorfahren überliefert erhalten haben. Der Hausvater, der in der Hölle hinter dem Ofen der Ruhe pflegt, giebt auch sein Wort dazu.

Eine willkommene Unterbrechung des Alltäglichen bietet ein in der Nachbarschaft stattfindendes Schweineschlachten. Da laufen die flinken Spinnerinnen unter die Fenster und „kreißen dort Wurst" (kolbasu stonać), wie man es nennt, d. h. sie stöhnen, als ob sie vor Hunger nicht weiter fortkönnten. Dabei singen sie etwa: ae, ae, ae, kolbaze! njechceće-li nam kolbazow dać, njeb'dźemy Waščho Janka brać! ae, ae, ae, kolbaze! (d. h. ae, ae, ae, Würste! werdet ihr uns nicht Wurst geben, werden wir nicht euren Janko nehmen!)

Größere Festlichkeit findet dann statt, wenn es den Burschen erlaubt wird, die Spinnstube zu besuchen. Mit Bier und süßen Likören versehen reißen sie die feuchtfröhliche Gesellschaft zum heitersten Übermut hin: man scherzt, singt, tanzt und springt herum im Zimmer, Hause und Hofe, bis die mitternächtliche Stunde herankommt. Oft kommen die Burschen auch uneingeladen und suchen die arglosen Mädchen zu erschrecken Ein mächtiger Schimmel, bestehend aus weißen Tüchern, die über Siebe gebreitet sind, wird zur Thür hereingeschoben, vorn und hinten von Burschen regiert, ein Rockenstock mit Stroh bildet den Kopf. So rennt das Ungetüm an die Mädchen heran und neckt sie weidlich. Oder man putzt einen Großvater und eine Großmutter heraus; der Großvater hat ein Bund Flachs auf dem Kopfe, oben mit rotem und blauem Bande zusammengebunden, während der Flachs als silbergraues Haar herunterhängt. Die Großmutter hält einen Krückstock in der Hand. Man nennt dies stareho wodźić „den Alten führen", wozu das Pendant ist: młodeho wodźić „den Jungen herumführen". Dabei tritt ein Mädchen als Braut, ein Bursche als Bräutigam auf, dementsprechend gekleidet. So geht der Zug in die Häuser, wo man Eier, Speck, Wurst und Geld erhält. — Am letzten Spinnabend vor Weihnachten wird Gericht über die Säumigen und Faulen abgehalten: von welchem Mädchen bekannt ist, daß es den Rocken nicht rein abspinnt, dem wird der Rest verbrannt. An der Aschermittwoch aber hat der witzigste der Burschen die Aufgabe, unter lustigen Späßen und Possen den letzten Rocken mit einer Ofengabel oder einem Spieß zu durchstechen, zum Zeichen, daß die offizielle Spinnstube ihr Ende erreicht hat.

Es ist zweifellos, daß es bei diesen Spinngesellschaften nicht immer so ruhig zugeht, als es die strenge Sitte und polizeiliche Ordnung verlangen, daher hat man behördlicherseits vielfach gegen sie geeifert, mitunter sie sogar streng verboten. Aber ihr völliges Verschwinden würde für das Volksleben und die Kenntnis desselben insofern einen Schaden bedeuten, als gerade die Spinnstube die Heimstätte alter Bräuche und Überlieferungen ist: hier erinnert man sich der Vergangenheit im Volkslied, in Geschichten, in Sagen und Märchen; hier rankt sich um die alten Erzählungen durch mündliche Überlieferung manch neuer Zweig, und so erbt sich die Vergangenheit auf

die Zukunft weiter. Darum gehen auch die Forscher mit Vorliebe in die Spinnstube, wo sie Volkslieder hören und das Volksleben am Quell belauschen können.

Neben diesen eigentümlichen Sitten im Alltagsleben der Wenden giebt es eine Menge von Gebräuchen, die an besonderen Tagen und Festen geübt werden.

An erster Stelle nenne ich Walpurgis, walpora, den Tag und die Nacht vor dem 1. Mai. Wer jemals am Abend des letzten April in der Lausitz gewesen ist, dem werden die zahlreichen Feuer, die auf den Bergen wie in den Thälern und in der Ebene auflodern, in der Erinnerung sein. Das ist das Hexenbrennen (kuzlarniče palić). Die Burschen und größeren Kinder ziehen mit alten Besen, die man seit Wochen dazu sammelte, hinaus, zünden sie an und tanzen mit den brennenden Besen auf den Feldern herum. Die Hexen und bösen Geister sollen durch das Feuer gebannt werden. Auch zieht man an Walpurgis mit Sensen auf Wiesen und Feldern herum, schlägt mit Steinen daran und vertreibt die Hexen durch den Lärm. Die Eingänge zum Hofe werden mit Reisern besteckt, über die Stallthüre werden 3 Kreuze gemacht, um die Hexen abzuhalten. Die Kühe müssen vor Sonnenuntergang an diesem Tage gefüttert und abgemolken sein. Die Stallthür wird dann geschlossen.

Ein Hauptfest ist im Frühjahre das Aufstellen des Maienbaumes (meja). Die jungen Burschen suchen im Walde den schlanksten, höchsten Baum aus, schälen ihn ab und stellen ihn auf dem Dorfanger auf, den grünen Wipfel mit bunten Tüchern und Bändern geschmückt, welche die jungen Mädchen schenken. So bleibt die Meja bis zum Himmelfahrtstage oder an manchen Orten bis zum Pfingsttage stehen, hoch hinauf über die Dächer ragend. Beim Abgraben des Bodens um den Baum wird er umtanzt und der Bursche, welcher den grünen Wipfel von dem fallenden Baume erhascht und abbricht, ist der Held des Tages. Unter Musik und Juchzen wird er, mit dem hocherhobenen Wipfel in der Hand auf den Schultern eines Burschen sitzend, in die Schenke getragen, wo der Tanz seine Fortsetzung findet.

In der Fastenzeit sammelt sich eine Schar junger Mädchen (zumeist die Genossinnen aus der Spinnstube, womöglich nur die „ehrbaren", d. h. nicht gefallenen) und singt unter Leitung einer Vorsängerin allsonntäglich nachmittags in den Höfen des Dorfes oder auf dem Dorfanger geistliche Lieder. In der Osternacht versammeln sie sich auf dem Pfarrhofe, dort singen sie, eine jede auf ihrem mitgebrachten Melkschemel sitzend, bis um Mitternacht die Glocken das Auferstehungsfest einläuten. An manchen Orten, z. B. in Schleife, wird die Glocke in dieser Nacht von den Burschen immer an einer Seite zum Anschlagen gebracht. Man nennt dies baiern, wendisch

bejrować (manche erklären dies: „auf bayrische Art läuten??"). Nach Mitternacht zieht die Mädchenschar vor jedes Gehöft und singt dort ein Lied, wofür sie mit Kuchen und Getränken oder Geld belohnt wird. In der Osternacht, ja auch noch am 1. Osterfeiertage wird viel gelärmt, besonders geschossen, als Zeichen der Freude, daß Christus den Tod bezwungen hat; am Ostermorgen vor Sonnenaufgang holt man aus dem fließenden Gewässer unter völligem Stillschweigen Wasser, das Osterwasser, welches nie fault und besondere Kraft haben soll, daher sich mit ihm die Hausbewohner gegenseitig begießen und in ihm waschen. An Ostern beschenkt man sich in der ganzen Wendei mit buntbemalten Ostereiern. In der Bemalung derselben giebt man sich alle erdenkliche Mühe und bringt oft kleine Kunstwerke dabei fertig. Bemerkt sei aber, daß der Wende den „Osterhasen" nicht kennt. — Eine schöne Sitte ist das Osterreiten der katholischen Bauern.

Ein wichtiger Tag ist der Gründonnerstag. An ihm werden die Patenkinder mit Geschenken bedacht. Auch ziehen die Kinder im Dorfe umher und bitten: „Gebt uns einen Gründonnerstag", worauf sie meist kleine Pfefferkuchen u. a. erhalten. Gern ißt man Honig an diesem Tage, besonders in manchen Orten der nördlichen Lausitz Honigsemmeln; ein Brauch, welcher sich auch bei den Czechen findet.

Eine ganz eigene Sitte übten die Wenden am Sonntage Lätare, dem slawischen Totensonntage, aus: das Todaustreiben oder Todaustragen. Eine Strohpuppe wurde im Dorfe herumgetragen, begleitet von Fackelträgern und unter dem Gesange: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder". Nach mehrfachen Umgängen warf man den Strohmann vor dem Dorfe ins Wasser. Ob dieser Brauch heute noch irgendwo unter den Wenden besteht, ist mir nicht bekannt; jedenfalls aber war es eine uralte Sitte, die noch um das Jahr 1840 hier und da geübt wurde. Ursprünglich aus heidnisch-religiösen Vorstellungen entsprossen, wurde der Brauch zu einem Naturfest, zur Frühlingsfeier.

Es scheint mir aber, daß diese alte Sitte sich, wenn auch in abgeschwächter und verwischter Form, doch noch erhalten hat. Wer nämlich den letzten Schlag beim Ausdreschen thut, von dem heißt es: wón je stareho zabił, er hat den Alten totgeschlagen. Dann fertigt man eine Strohpuppe, und der Dreschер, welcher den letzten Schlag that, muß die Puppe weiter tragen und irgendwo einem Nachbar unbemerkt über den Zaun werfen.

Man nennt den letzten Schlag beim Dreschen sehr häufig auch: kapona zabić, d. h. den Hahn totschlagen. Bedenkt man nun, daß der Hahn der Vogel des Lichtgottes Swantewit war, so haben wir auch hier Reminiscenzen, freilich unklarer Art, aus heidnischer Zeit vor uns. — Wo sich übrigens unter den Deutschen die Sitte des Todaustreibens findet, wie z. B. im Vogtland, ist dieselbe meiner Ansicht nach daselbst aus der slawischen Zeit

geblieben; besonders das Vogtland war noch im 11. Jahrhundert von Wenden dicht bevölkert.

Am Johannistage reitet ein Bursche mit einer Larve von Birkenrinden, geschmückt mit Blumen, durch den Ort. Wer den Reiter auffängt und ihn der Blumen beraubt, dem bringt es Glück. Besonders sind die Mädchen und Frauen begierig nach diesen Blumen.

Auch Christheiligabend, patoržica genannt und der Sylvesterabend haben eigene Gebräuche, z. B. an der patoržica ißt man neunerlei Gerichte, am Sylvester und Neujahr Gerichte, welche quellen, also Hirse, Linsen u. a. Das bringt Vermehrung des Vermögens.*)

Doch wenden wir uns nun zu den Gebräuchen und Sitten bei besonderen Gelegenheiten: bei der Geburt und Taufe, bei der Hochzeit und beim Begräbnis.

a) Geburt und Taufe.

Ist das Kind geboren, so werden ihm an manchen Orten die Händchen in kaltes Wasser gesteckt, damit es nicht friere, sondern recht gesund werde; sie werden ihm bis zur Taufe an der Seite fest gebunden, dann wächst es gerade. Schwache und kranke Kinder werden sofort getauft. — Ein ungetauft verstorbenes Kind könnte ein Irrlicht werden. Wer das Kind beschaut, sagt zu ihm: „Gott hat dich zuerst gesehen". Wer das etwa weglassen würde, der würde die Mutter beleidigen.

Geht die Hebamme (baba) Paten bitten, so hat sie in einigen Gegenden ein schwarzes, wenn ein Knabe getauft werden soll, und bei Mädchen ein weißes Stäbchen in der Hand. Die Zahl der Paten ist verschieden: von mindestens 3 steigt sie bis 12 hinauf. Haustaufen sind unbekannt, man geht auch bei der größten Kälte in die Kirche. Treten die Paten in das Kindtaufshaus ein, so reicht ihnen der Kindtaufsvater Bier oder Branntwein zum Trunke dar. Bei der Begrüßung der Wöchnerin sagen sie: „Gott gebe dir Glück, daß dein junges Söhnlein (Töchterlein) gesund und frisch aufwachse; Gott gebe dir auch Glück zu deinen 6 Wochen, daß du gesund bleibst und einen fröhlichen und gesunden Kirch- und Ausgang hältst". Das Bett der Wöchnerin ist mit weißen Vorhängen umhangen. Haben die Paten einen Imbiß an Brot, Butter und Käse eingenommen, so begiebt man sich in die Kirche, den Täufling in einem weißen Bettchen tragend, das mit

*) Ein eigenartiger, unseres Wissens außerhalb der Wendei unbekannter Brauch ist die „Vogelhochzeit", welche am 25. Januar (Pauli Bekehrung) in der Weise gefeiert wird, daß die Kinder und Hausgenossen Teller im Hofe und am Hause aufstellen, auf welche die Eltern kleine Gaben, wie Pfefferkuchen, Brezeln, Zuckerwerk legen. Es sind das die Gaben der Vögel, welche eine große Hochzeitsfeier an diesem Tage haben, an artige Kinder, also von der Hochzeitstafel der Vögel stammend. Elestr und Rabe (sroka a hawron) haben Hochzeit gehalten, wozu viele Vögel geladen waren.

bunten Bändern umwunden ist, worüber ein buntgeblumtes Tuch und darauf eine weiße Tülldecke gedeckt ist. Beim Weggange aus dem Hause sagen die Paten: „Einen Heiden gebt ihr uns, einen Christen werden wir wiederbringen" und dementsprechend übergiebt man bei der Rückkehr aus der Kirche der Mutter das Kind mit den Worten: „Einen Heiden gabt ihr uns, einen Christen bringen wir wieder". Selbstverständlich haben die Paten die Festtracht angezogen: die Jungfrauen gehen in der Tracht der Züchtjungfern, mit künstlichen Blumen an der Brust geschmückt, in der Hand ein gesticktes Tüchlein, die Burschen am Hut und an der Brust ebenso mit Sträußen versehen, an einem Knopfloch des linken Rockflügels ein buntes Tuch, ein Geschenk der Mitgevatterin. In die Kirche hinein trägt das Kind die jüngste und heraus die älteste Patin; am Taufstein hält den Knaben der jüngste Pate, das Mädchen die jüngste Patin; doch geht die Sitte hier auseinander, an manchen Orten hält das Kind der Pate vom anderen Geschlecht, weil es sonst ledig bleiben würde. In einigen Gegenden bedeckt man den Täufling nach der Besprengung mit dem Taufhemdchen, der křesnička. Diese křesnička bekommt dann der Sohn mit, wenn er in die Fremde geht, wobei ihm die Mutter ans Herz legt, so rein wiederzukehren, wie das Taufhemdchen sei.

Nach der Taufhandlung steckt man dem Täufling den Patenbrief in das Bettchen. Der Patenbrief enthält Geld, meist Münzen verschiedener Art in ungerader Zahl, was andeuten soll, daß es dem Kinde nie am Geld fehlen möge. Gern legt man auch einen gefundenen alten Pfennig oder Dreier hinein, denn gefundenes Geld bringt Glück; hier und da thut man bei einem Knaben neunerlei Gesäme dazu, damit ihm in der Wirtschaft viel Getreide zuwachse, bei Mädchen Leinsamen, damit es ihm nicht an Flachs fehle, auch wohl eingefädelte Nähnadeln, was auf den Fleiß hinweisen soll. Den Patenbrief umwickelt man mit einem weißen Zwirnfaden und einem roten Seidenfaden. Mit dem ersteren wird des Kindes erstes Hemdchen genäht, mit dem anderen umwickelt man ihm das Handgelenk. Das Aufbrechen des Patenbriefes muß über dem Kopfe des Kindes geschehen, dabei wird gebetet, sonst könnte das Kind stumm bleiben.

Bei der Heimkehr aus der Kirche wird von den Dorfbewohnern den Paten vorgeschnürt, d. h. über den Weg werden farbige Bänder gezogen, um sie am Weitergehen oder Weiterfahren zu hindern. Mit Geldgeschenken müssen sie sich den freien Weg erkaufen. Daheim wird dann, je nach den Vermögensverhältnissen, eine längere Feier abgehalten, mitunter sogar mit Musik und Tanz. Die Gerichte liebt der Wende mit Milch und Zucker abgemacht, Milchreis mit Rosinen, Milchhirse u. s. w. Das Fleisch wird reichlich in großen Schüsseln aufgetragen.

Die Wöchnerin aber darf sechs Wochen lang Haus und Hof nicht verlassen, würde sie in Nachbarhäuser gehen, so würde sie Unglück bringen.

Sie hat daheim zu bleiben und hat knieend am Bettchen des Kindes bei jedem Betglockenschlagen ein „Vaterunser" zu sprechen. Das Taufhemdchen steckt man an die Vorhänge des Wochenbettes, hängt es wohl auch bei Knaben an die Sense, bei Mädchen an den Spinnrocken. Dort bleibt es von der Taufe bis zum Kirchgange.

Beim Kirch- und ersten Ausgang, wo die Mutter im Gotteshause eingesegnet wird, achtet sie darauf, daß der Talar des Geistlichen den Kopf des Kindes streift, dann wird es klug. An manchen Orten gehen beim Kirchgang die weiblichen Paten mit in das Gotteshaus und dann wird daheim erst das eigentliche Taufessen abgehalten.

Noch sei hinzugefügt, daß in der Parochie Schleife eine bestimmte Reihenfolge in der Namengebung stattfindet. Heißt der Vater Matij (Matthäus), so heißt der erste Junge Hanzo, der zweite Matij, der dritte Juro (Georg), der vierte Kito (Christian), der fünfte Merten; heißt die Mutter Hana, so heißt das erste Mädchen Marja, das zweite Hana, das dritte Madlena, das vierte Liza, das fünfte Khrysta, das sechste Wórta (Dorothea), das siebente Wórsla (Ursula). Stirbt eins der ersten drei Kinder, so nennt man die folgenden Hadam (Adam) bez. Jèva (Eva), damit sie am Leben bleiben.

b) Trauung und Hochzeit.

Die Hochzeitsfeier bildet den Höhepunkt im festlichen Leben der Wenden. Sie ist mit einer solchen Menge von eigenartigen Gebräuchen umgeben, daß es unmöglich ist, dieselben hier erschöpfend darzustellen. Nur auf die Haupteigentümlichkeiten sei hingewiesen.

Die Einladung zur Hochzeit erfolgt durch den braška oder družba, den Hochzeitsbitter. Mit dem Dreimaster (neuerdings Cylinder) auf dem Kopfe, mit bunten Tüchern und Bändern geschmückt, in der Hand einen starken Stock mit Elfenbeingriff, an dem auch ein buntes Tuch befestigt ist, zieht er aus, um in wohlgesetzter Rede mit vielen Komplimenten die Gäste, unter denen die Paten der Braut und des Bräutigams nicht fehlen dürfen, zur Trauung und Hochzeit zu bitten.

In der Heide sowie in der Niederlausitz geschieht die Einladung durch 2 Freunde des Bräutigams. Man nennt sie podružba und zwar ist der eine der große, wulki, der andere maly, der kleine podružba. Hoch zu Roß erscheinen sie und laden etwa mit folgenden Worten ein: „Wir beiden sind hierher gesandt von dem ehrbaren Bräutigam N. N. und der ehrbaren Braut N. N. und deren Eltern. Sie lassen euch bitten, ihre Hochzeitsgäste sein zu wollen und in die Wohnung des ehrbaren Bräutigams (der ehrbaren Braut) zu kommen künftigen Dienstag vormittags um 10 Uhr zum kleinen Mittagsmahl. Vom kleinen Mittagsmahl wollen wir in die Wohnung der Braut zum Willkommen gehen. Dort laßt uns ein Gläschen

Bier trinken. Vom Willkommen wollen wir ins Gotteshaus zur Trauung gehen. Dort laßt uns ein herzliches Vaterunser beten und ein geistliches Lied singen, nicht aber für uns selbst, sondern für das Ehepaar, damit ihr Ehestand gut geraten möge, dann wollen wir uns in die Wohnung der Braut zum großen Mittagsmahle begeben. Dort wollen wir essen und trinken und fröhliche Gäste sein, den lieben Gott aber dabei nicht vergessen. Werden wir auch sonst nichts haben, so werden wir doch ein Broträństchen und ein Salzfäßchen vorfinden, auch dafür wollen wir dem lieben Gott dankbar sein. Hierauf wollet ihr uns eine gewisse Antwort geben, welche wir denen überbringen werden, die uns abgesandt haben."

Die Erwähnung von Brot und Salz ist zunächst wohl als Ausdruck einer übertriebenen Bescheidenheit (vergl.: „zu einem Löffel Suppe einladen") aufzufassen, dann aber liegt darin ein slawischer Charakterzug. Die Russen und Südslawen bringen ihren Gastfreunden Brot und Salz entgegen, ersteres als ein Symbol der unentbehrlichsten Speise, das andere als Symbol der Würze und Zuthat zu derselben.

Vielfach schicken die Gäste in das Hochzeitshaus Flaschen mit Milch, ferner Butter, Schüsseln mit Quark und Käse zu den Kuchen, dafür bekommen die Überbringer zu essen und zu trinken und nehmen die Flaschen voll Bier mit nach Hause. Die Leitung der ganzen Hochzeitsfeier untersteht dem braška oder družba, bei den Niederlausitzern pobratk genannt, d. h. Wahlbruder, Vertrauter. Früher mag, wie dieser Name andeutet, das Amt, wie heute noch in der Niederlausitz, so auch in der Oberlausitz, ein Freund des Bräutigams besorgt haben; in neuerer Zeit aber liegt es in den Händen eigens dafür bestellter Männer, die die Gebräuche genau kennen und Witz und Redetalent besitzen, denn der braška ist Ceremonienmeister, Speisemeister, Bruder Redner und Spaßmacher.

Die Gäste versammeln sich teils im Hause des Bräutigams, teils in der Wohnung der Braut, je nachdem sie der einen oder der anderen Seite angehören. Im Hause des Bräutigams nimmt der braška zunächst die Aussegnung vor: er stellt den Gästen den Bräutigam vor, fragt ihn, ob er auf seinem Vorsatze beharre und wendet sich dann an die Versammelten mit den Worten: „Meine Geliebtesten, ich bitte Euch, daß Ihr Euch uns beiden anschließt und der christlichen Liebe gemäß unsere treuen Gefährten sein möget. Weiter bitte ich Euch im Namen des ehrbaren Bräutigams, Ihr wollet ihm, so er jemandem unter Euch etwas zuwider gethan hat, alles von Herzen vergeben". Darauf wendet er sich an den Bräutigam: „So, geliebter Bräutigam, verabschiede dich nun von deinem geliebten Vater, von deiner lieben Mutter, Brüdern, Schwestern, Paten, Freunden und Nachbarn, bitte ihnen alle Übereilungen ab und danke ihnen für alle erwiesene Liebe". Das geschieht unter vielen Thränen. Hierauf singt man ein geistliches Lied

und zieht in das Haus der Braut, unterwegs jubelnd und singend. Wohnt die Braut in einem anderen Orte, so sendet man 2 Abgesandte an den Dorfrichter und läßt fragen, ob es fremden Männern erlaubt sei ins Dorf zu kommen. Der Richter antwortet: ja, wenn sie ehrliche, brave Leute seien, möchten aber der alten Leute und der Kinder schonen. Doch kommt man nicht so schnell ins Dorf hinein: bunte Bänder werden vorgeschnürt, Stangen vorgehalten und diese Hindernisse müssen mit Geld und Getränken ausgelöst werden. Am Hause der Braut ist der Hof offen, aber Thür und Fenster im Hause sind geschlossen. Der braška klopft bescheiden an, nichts rührt sich, er klopft stärker und stärker, bis endlich der Brautvater erscheint und fragt, was man wolle. Und nun hält der braška eine Werbung um die Braut. Nachdem man ihn eine Weile hingehalten hat, geht man scheinbar auf seinen Wunsch ein und bringt ihm eine ältere Frau statt der gewünschten Braut. Er betrachtet sie von allen Seiten und erklärt: „das ist nicht die rechte". Dasselbe Spiel wiederholt sich mit einem älteren Mädchen, einem Schulmädchen u. s. w., bis endlich der Vater die Braut im vollen Staate herbeiführt. Nach längerer, wohlgesetzter Rede, die der braška an die Braut und deren Eltern hält, hinweisend auf die Pflichten und Beschwerden der Braut als zukünftigen Hausfrau, verabschiedet er die Braut von den Eltern und Angehörigen, ähnlich wie vorher beim Bräutigam. Endlich setzt man sich in die bereitstehenden Wagen. Sämtliche Kutscher haben bunte Tücher im Knopfloch und Sträuße an den Hüten, die Pferde sind mit Schellen um den Hals, mit Blumen und Sträußen geziert. Jeder Wagen setzt eine Ehre darein, möglichst schnell zu fahren. Auch springen vor den Wagen schnelle Läufer hin und her.

Vor der Kirche angekommen, stellt man sich zum feierlichen Zuge auf. Die Spitze bildet der braška mit seinem großen Stabe in der Hand, nach ihm kommt die Braut, geleitet von ihren Ehrendienern, swataj genannt (an manchen Orten führt der braška die Braut an der Hand), nach diesen kommt die slónka, hierauf die zwei Brautjungfern, druški, nun der Bräutigam, nach ihm seine slónka, dann seine 2 Züchtjungfern, hierauf die jungen Burschen und sonst Geladenen. In Hoyerswerda bleiben die sämtlichen Geladenen vor der Kirche stehen, nur Braut und Bräutigam und 2 Zeugen gehen hinein.*)

Nach der Trauung fährt man im schnellsten Tempo unter Juchzen und Singen, unter dem Losschießen von Pistolen und Flinten heim ins Brauthaus, wo die Hochzeitstafel angerichtet ist. Braut und Bräutigam sitzen zu beiden Seiten der Tischecke, im Brautwinkel (njewjesćinski kut); rechts vom

*) Bezüglich der Trachten sei verwiesen auf das Werk „Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser". Dresden 1897, und auf die farbigen Tafeln am Schlusse dieses Werkes.

Bräutigam die Braut, beiden zur Seite ihre Ehrenmütter (slóncy),*) welche nicht von ihrer Seite weichen, also eine Ehrenwache bilden. Bei Beginn der Tafel kommt mit gemessenen Schritten der braška zur Thür herein, in jeder Hand ein brennendes Licht und singt den Vers: „Ich bin das Licht, ich leucht' euch für mit heilgem Tugendleben". (Sächs. Gesangb. 412, V. 2.)

Die Lichter stellt er vor das Brautpaar; sie dürfen weder geputzt noch ausgelöscht werden. Daran knüpft sich der Aberglaube: wessen Licht länger brennt, der lebt länger. Die Gäste bringen Messer und Gabel mit und langen von den überreich aufgetragenen Speisen zu, während Braut und Bräutigam die Speisen durch ihre Ehrenmütter vorgesetzt erhalten.

Während des Essens sammelt sich ein großer Teil der Dorfbewohner unter den Fenstern und schaut hinein in die Hochzeitsstube. Den Draußenstehenden werden Schüsseln mit Speisen vom Hochzeitstische in buntester Zusammenstellung durch das Fenster hinausgereicht.

Zur Belebung der Tischgesellschaft singen die Mädchen und Burschen Volkslieder, der braška erzählt Schnurren und macht Witze bei Überreichung der Geschenke, was dankbare Lacher findet; dazwischen singt die ganze Gesellschaft in größter Andacht geistliche Lieder. Ein ganz eigener Brauch ist es, daß die Brautführer der Braut einen Schuh und die Brautjungfern dem Bräutigam den Hut zu entwenden suchen, den dieser auch bei Tische aufbehält. Dabei wird das Brautpaar von den slónki beschützt. Bald versucht man die Entwendung mit List, bald mit Gewalt, wobei sich eine kleinere oder größere Hin- und Herstoßerei entwickelt. Der gute Anstand wird dabei nicht außer acht gelassen. Braut und Bräutigam müssen durch Geld die Sachen sich auslösen.

Ist die Tafel beendet, von der sich das Brautpaar früher nicht entfernen darf, so tritt die Braut auf den Tisch und von da springt sie herunter. Auf gewöhnlichem Wege darf sie nicht hinaus. Vorher ist der Braut die borta (d. i. eine turbanartige Haube, vergl. die Abbildungen auf Tafel I d) mit dem darauf befindlichen Kranze abgenommen worden, dafür wurde ihr die Frauenhaube, der čěpc (Tafel I g), aufgesetzt. Auch bei dem Abnehmen der borta geht es nicht ohne Widerstand seitens der Braut und ihrer Ehrenmutter, der slónka ab.

*) Zu slónka sei bemerkt: Die oft gehörte und gelesene Erklärung, daß slónka „Salzmeste" bedeute, ist durchaus falsch. Vielmehr kommt slónka her von slónić (altwendisches Verbum) = bedecken, verdecken, schützen; slónka ist also die Ehrenmutter, die an Stelle der nicht mit zur Trauung gehenden Mutter gestellte Frau, gewöhnlich eine Pate der Braut, die die Aufgabe hat, die Braut zu schützen und zu vertreten. Ebenso ist es mit der slónka des Bräutigams. Braut und Bräutigam brauchen bis zum Schlusse der Hochzeit ihre Vormünder, Unterweiser, Vertreter, die hier sinniger Weise weiblichen Geschlechts sind (vergl. die Unterweisung über die ehelichen Pflichten, die der braška, bez. eine Mannsperson nicht geben kann noch darf).

Der Sinn, der in dieser Sitte liegt, ist: mit Widerstreben scheidet die Braut aus ihrem Mädchenstand; aber da sie doch nun den Schritt thun muß, so springt sie entschlossen in das neue Leben als Hausfrau hinein.

An reichlichem Essen und Trinken läßt man es nicht fehlen, wenngleich sich die Gäste dazu nötigen lassen, denn das erfordert die gute Sitte und Höflichkeit; besonders anfangs langt man scheinbar sehr zaghaft zu und braška und Brauteltern müssen sehr zureden.

Die ceremonielle Höflichkeit der wendischen Bauern, deren Tische vielleicht nur auf festgetretenem Lehmboden stehen, ist in ihrer Art, wenn auch umständlicher, doch nicht geringer als die der feinsten Gesellschaft, welche unter Kronleuchtern speist und auf glattem Parkett sich bewegt.

Was man nicht aufessen kann, wird nach jedem Gange von den Gästen in mitgebrachte Töpfe gethan und nach Hause geschickt. Natürlich wird infolgedessen viel verbraucht, und die Gäste erweisen sich erkenntlich, indem sie dem jungen Paar einen reichen sklad (eigenes Wort dafür: soviel als „Auflage, Hingabe") auf den Teller legen; ein geladenes Ehepaar giebt bei größeren Hochzeiten 10 Thaler und noch mehr. Eine mittlere Hochzeit dauert mindestens 2 Tage, eine größere 3—4 Tage. Am Sonntage darauf findet im Hause der jungen Eheleute die „junge Hochzeit" statt, woran sich sämtliche Gäste beteiligen. Auch hier fehlt es nicht an guten Wünschen, Ein- und Aussegnungen durch den braška, am Singen von Liedern u. s. w. Die junge Frau trägt einen Teller mit Fleisch und Brot in das Haus der ärmsten Familie am Orte.

Bei allen diesen Feierlichkeiten müssen Braut und Bräutigam eine festlich-ehrbare Haltung bewahren, während die Gäste desto ausgelassenerer Heiterkeit huldigen, allerdings letzteres auch nicht allzusehr am ersten Tage, wo die Trauung stattfand; erst die folgenden Tage geben dazu freien Raum.

c) Tod und Begräbnis.

Liegt jemand im Sterben, so sagt man: duša ćehnje, die Seele zieht; man öffnet die Fenster, damit sie hinauskann; die Anwesenden knieen nieder zum Gebet. In einigen Orten liest man während des Sterbens ein Gesangbuchslied vor, welches der Prediger dann bei der memoria defunctorum (auch eine eigene Sitte im Wendenlande: die Namen des Verstorbenen werden ein Jahr lang von der Kanzel aus verlesen) im Hinblick auf den Verstorbenen verliest.

Nach dem erfolgten Hinscheiden bettet man den Toten auf frisches Stroh, die Angehörigen ziehen sofort die schwarze Trauerkleidung an und die Frauen erscheinen bei der Meldung auf dem Pfarramt mit der weißen Stirnbinde (in Schleife melden stets 2 Personen). Ist ein Bienenvater gestorben, so meldet man den Tod bei den Bienenstöcken mit den Worten: pčołki stawajće, was hospodař je so minył: Bienchen, steht auf, euer Wirt ist verschieden!

Bei den jetzigen Wenden liegt diesem Brauch wohl die Vorstellung zu Grunde: die Bienen gehören zu den Hausgenossen, ebenso wie das Vieh im Stalle, denn der Wende liebt die Haustiere. Daher geht in der Stunde des Begräbnisses ein Dienstbote in den Stall und sagt unter Darreichung von Futter den Pferden an: „jetzt wird euer Herr hinausgetragen". Mit Bienen und Pferden beschäftigte sich der Hausherr am meisten, sie standen ihm nahe.

Während die Leiche im Hause liegt, wird alle größere und Geräusch verursachende Arbeit vermieden: es wird nicht gedroschen, noch Holz gehackt, noch Dünger gefahren u. a. m. Des Abends kommen die Nachbarn und Freunde in das Trauerhaus und veranstalten den pusty wječor, den leeren, einsamen, stillen Abend. Man singt bis in die Nacht hinein Sterbelieder, liest aus der Bibel vor und daneben liegt die Leiche auf der blanken Bank, mit Linnen zugedeckt. Manchmal wacht man die ganze Nacht an der Leiche und läßt Lichter brennen. In den Sarg legt man dem Toten wohl auch Kamm, Seife, Schnupftabaksdose, auch Bibel und Gesangbuch, kurz Sachen, die er im täglichen Gebrauch hatte. Ist jemand im Hause leidend, besonders an Krämpfen, so „giebt man die Krankheit dem Toten mit in den Sarg", in den man ein Kleidungsstück, mit Vorliebe ein Hemd des Kranken hineinlegt, das soll zur Gesundung helfen. Doch muß der etwa eingestickte Name ausgeschnitten werden, sonst zieht der Tote den Kranken nach.

Die Einladung zum Begräbnis besorgt die Leichenfrau, welche mit Geld, mit Gaben an Flachs und Brot u. a. entschädigt wird.

Ist die Leiche aus dem Hause heraus, so werden die Schemel, auf denen der Sarg stand, umgekehrt (der Tote könnte wiederkommen und sich darauf setzen!), das Stroh, auf dem der Tote lag, wird verbrannt; die Bank, auf der die Leiche lag, wird aus dem Hause getragen; in der Niederlausitz läßt man die Leiter des Wagens, auf welchem man den Toten zum Kirchhof fährt, bei der Rückkehr an der Dorfgrenze liegen, hält dabei still und betet ein Vaterunser. Die Leiter hat dort zu verfaulen.

Von der Vernichtung dieser dem Toten zuletzt nahe gewesenen Sachen wird dessen Ruhe abhängig gemacht; kehrt er aber doch zurück, so würde er an der Dorfgrenze aufgehalten werden. Die Kleidungsstücke des Toten, von denen manches die Leichenfrau erhält, läßt man 4 Wochen unberührt; wer sie früher in Gebrauch nimmt, verursacht dem Toten Unruhe und wird von dessen Geiste beunruhigt.

Die Trauerkleidung der Leidtragenden ist sehr verschiedenartig. Die Männer tragen Cylinder, welche sie hier und da beim Trauergottesdienste in der Kirche nicht absetzen; die Frauen zeichnen sich aus durch das schon erwähnte Stirnband (nach der Gegend verschieden benannt: šlewjertka, štrynska, škróneušk, bindka, načołko u. s. w.) und durch einen weißen Überwurf. Letzterer ist nach dem Grade der Trauer verschieden: es giebt

halbe und ganze Trauer je nach dem Grade der Verwandtschaft mit dem Verstorbenen. Bei halber Trauer wird die kleine plachta, ein feines weißes Linnentuch, das den Oberkörper bedeckt, angewendet, bei ganzer Trauer erscheint die Trauernde vom Kopf bis zu den Füßen vollständig in weißem Linnen eingehüllt, so daß nur Augen und Nase sichtbar sind. (Siehe die Abb. in dem Kapitel Volkstrachten.) Man kann sich vorstellen, welchen wunderbar feierlichen Eindruck es hervorruft, wenn hinter dem Sarge 10—20 solcher weißer Gestalten einherschreiten. In dieser Trauerkleidung geht man in den nächsten Wochen nach dem Begräbnis in das Gotteshaus, wie überhaupt die Trauerzeit auf das peinlichste beobachtet wird.

In diesen Darstellungen wendischer Sitten und Gebräuche sind wir vielfach solchen begegnet, die hart an den Aberglauben streifen, ja schon in das Gebiet desselben hineingehören. Man legt bei abergläubischen Handlungen dem menschlichen Thun übermenschliche Kraft bei und nimmt an, daß der Mensch der Natur gegenüber seinen Willen durchführen kann, daß er durch Worte und Handlungen sich selbst bestimmen und sein Schicksal beherrschen könne. So religiös der Wende gesinnt ist, so wenig es ihm in den Sinn kommt, etwa den allheiligen und allwaltenden Gott in seiner Machtbefugnis beschränken zu wollen, so sehr hängt er doch noch an Vorstellungen, die an die Stelle der Freiheit des sittlich mit Gott verbundenen Menschen den besonderen Eigenwillen desselben setzen. Außerdem hat man sich selbst die Mächte geschaffen, von denen man sich unfrei und beängstigt fühlt, indem man an übernatürliche Geister und Wesen glaubt, die in das Leben des Einzelnen bestimmend eingreifen können. So ergeben sich 2 Arten des Aberglaubens: einmal sucht man durch bestimmte, oft geheimnisvolle Handlungen den Eintritt gewünschter Lebensvorgänge herbeizuführen oder zu beschleunigen, und dem Eintritt befürchteter Ereignisse vorzubeugen, andererseits steht man unter dem Walten geheimer Naturmächte, mythologischer Wesen, denen man durch Schlauheit ausweichen oder sie zum Dienste des Eigenwillens zwingen kann.

Erblickt jemand den Neumond unverhofft über der linken Schulter, so steht ihm ein ungünstiger Monat bevor, sieht er ihn ebenso unerwartet von der rechten Seite, so wird er Glück haben, sieht man ihn vor sich, so wird man viel essen. — Haare soll man nur bei zunehmendem Monde beschneiden lassen, dann wachsen sie besser. — Hochzeiten sollen bei zunehmendem Monde gefeiert werden, dann nimmt das Paar zu an Glück, an Geld und Gut. — Scheint der Mond durch eine Scheunenritze, so soll man die Hand mit den Warzen in den Schein halten, dann vergehen sie. — Auf den Blitz darf man nicht mit dem Finger zeigen, sonst schlägt es ein. — Splitter von Bäumen, die der Blitz getroffen, sind gegen Reißen und Gicht gut; doch darf man nicht mit solchem Holz heizen, sonst brennt das Haus ab. — Wer

Weizen säet, soll 12 Körner in den Mund nehmen und in jeder Ecke des Feldes einige davon säen, dann kommen keine Sperlinge. — Bibel und Gesangbuch dürfen außer Gebrauch nicht offen liegen, dann liest der Teufel darin. — Liegt ein Strohhalm an der Stubenthür, so bekommt man an diesem Tag Besuch. — Neue Kleider zieht man zum erstenmal in die Kirche an, sonst hat man kein Glück darin. — Wenn ein Mädchen den ungetreuen Liebhaber festhalten will, so formt es aus weichem Brot Kügelchen, trägt sie in der Achselhöhle und giebt sie dem Burschen heimlich zu essen, dann kann er nicht von ihr lassen.

Bei Feuersgefahr stellt man eine Backböse vor das bedrohte Haus. Dann wendet sich das Feuer und verschont das Haus, vor dem der Backtrog steht, (zu erklären daraus, daß beim Feuer häufig die örtliche Windrichtung infolge der Hitze umschlägt). — Von dem mit der Zahl 13 verknüpften Aberglauben weiß der Wende nichts.

Gern verbindet sich der Aberglaube mit bedeutungsvollen Zeiten.

Am Weihnachtsheiligabend (na patorżicu): man muß das Futter, welches man den Hühnern giebt, mit einer Kette oder einem Reifen umgeben, dann legen sie die Eier nicht an vielen Stellen im Gehöfte, sondern an einen bestimmten Fleck.

Zum Mittag- und Abendessen (besonders beim Läuten) soll man die Bäume im Garten einladen; auch schüttelt man sie; dies soll bewirken, daß sie viel Früchte bringen. Man umwickelt sie mit Bändern von Stroh, auf dem die Festkuchen gelegen haben, um sie vor schädlichem Hexeneinfluß zu schützen (geschieht auch am Sylvester). — Was man in den 12 Nächten nach Weihnachten träumt, geht in dem entsprechenden Monat des kommenden Jahres in Erfüllung: helles Feuer bedeutet Hochzeit, Rauch den Tod oder sonst Unglück, Bienen Glück. Sieht man den Geistlichen im Traum, so giebts Unglück. Legt man das Ohr nachts 12 Uhr an einen Eichenstumpf, so hört man die Englein singen.

In der Neujahrsnacht stellen sich die Mädchen mit 2 Lichtern in den Händen vor den Spiegel, dann erscheint der zukünftige Mann hinter ihrem Rücken und sie sehen ihn im Spiegel.

Wenn jemand am Fastnachtstage spinnt, so lahmt ihm das Vieh, tanzen aber Hausvater und Hausmutter an diesem Tage, so gerät ihnen der Flachs gut. Je höher sie hüpfen, desto besser!

Am Walpurgistage (vergl. schon oben) darf man nichts von der Viehnutzung verkaufen, besonders keine Milch nach Sonnenuntergang, sonst wird das Vieh behext.

Am Michaelistage darf man keinen Flachs rösten, sonst stirbt der Hausherr.

Am Gründonnerstage soll man Flachs säen, ebenso am Tage der grünen Marie (25. März). Dem Säemann steckt man 2 Eier in die Tasche, die er auf dem Felde essen soll, dann gerät der Flachs wohl.

In der Osternacht soll die Hausfrau das Wohnzimmer von den 4 Ecken aus nach der Mitte zu kehren und den Kehricht auf die Straße werfen, dann ist das Haus vor Beherung geschützt.

In der Andreasnacht horcht man an Kreuzwegen, bei Rainsteinen u. s. w. da kann man vieles hören. — Die Mädchen teilen einen Apfel in 2 Hälften: die eine essen sie, die andere legen sie unter das Kopfkissen, auf dem sie schlafen. Dabei sagen sie: Lieber Andreas mein, laß mir erscheinen den Herzallerliebsten mein! Der Bursche, welcher im Traume erscheint und die andere Hälfte des Apfels ißt, ist der zukünftige Mann.

Der Aberglaube bei wichtigen Lebensvorgängen.

a) Bei der Geburt und beim Kinde: Eine Mutter hat vor der Geburt des Kindes eine Menge Regeln zu beobachten, um das Kind nicht zu schädigen: sie darf nicht stehlen noch naschen, nicht lügen u. s. w., sonst erbt das Kind diese Untugenden; beim Schreck darf sie sich nicht am Körper irgendwo hinfassen, sonst bekommt das Kind ein Mal an der Stelle; ist es doch einmal geschehen, dann bekreuzt sie die Stelle und kann so den bösen Folgen ausweichen; sie darf durch keine Spalte sehen, sonst schielt das Kind; sie darf kein Holz über dem Knie zerbrechen, sonst knacken dem Kinde die Knöchel beim Gehen u. a. m. (Man beachte, daß viele dieser abergläubischen Ansichten einen sanitären Hintergrund haben!) — Kinder unter einem Jahre dürfen nicht in den Regen kommen, sonst bekommen sie Sommersprossen; dürfen nicht in den Spiegel sehen, sonst bekommen sie Vorahnungen und werden furchtsam.

Ein neugebornes Kind bekommt sofort ein Gesangbuch oder Gebetbuch in die Wiege hineingelegt, damit es nicht gegen einen Wechselbalg (přeměnk) ausgetauscht wird. Aus demselben Grund darf es nie allein in der Stube sein. Die Mutter läßt wenigstens die Stubenthür offen, wenn sie hinausgeht. Den Wechselbalg bringt der Teufel: entweder legt er einen Strohwisch an Stelle des weggenommenen Kindes und daraus wird der Wechselbalg oder er legt ein Lehmkind hin. Der Wechselbalg hat einen großen Kopf und dicken Bauch; ist geistig ganz beschränkt und kriecht auf Tischen und Bänken herum. Er stirbt bald. —

Will man des Kindes Zukunft erfahren, so legt man vor dasselbe, wenn es entwöhnt wird, ein Buch, etwas Brot und ein Geldstück. Nimmt es das Buch, so wird es klug und gelehrt; greift es nach dem Brote, so wird es nicht Nahrungssorgen haben; beliebt ihm das Geldstück, so gelangt es zu Reichtum. Läßt es aber alles unberührt, so werden Kummer und Armut sein Los sein.

b) Bei der Hochzeit. Regnet es, wenn man zur Trauung fährt, so werden die Eheleute viel Thränen vergießen; regnet es aber, wenn sie aus der Trauung kommen, so werden sie Glück und Geld haben. — Ein Stück Werg, eine Hand voll Gemüse, eine Schnitte Brot sowie das Milchtuch soll die Braut zur Trauung mitnehmen, dann wird sie Glück im Hauswesen haben. — Bei der Trauung müssen Braut und Bräutigam dicht bei einander stehen, damit der Teufel nicht dazwischen kommt. — Beim Knieen vor dem Altar muß der Bräutigam trachten, der Braut auf einem Stück des Rockes zu knieen, dann hat er die Herrschaft im Hause. Wer bei der Einsegnung die Hand oben hält, hat ebenfalls die Herrschaft zu erwarten.

Kommt die Braut aus der Trauung, so soll sie gleich in den Stall zu den Kühen gehen, dann melken sie gut. Hierbei stößt sie eine dazu hingestellte Kanne mit Wasser um. Sie reinigt die Krippe und thut Futter hinein, dann fressen die Kühe bei ihr gut. — Die junge Frau bringt eine Henne mit in das neue Gehöft und läßt sie dort los. Bleibt das Tier dort, so bleibt auch die neue Wirtin bis zu ihrem Tode da; fliegt es fort, so wechselt sie den Wohnort mit der Zeit.

c) Bei Krankheiten giebt es unzählige abergläubische Meinungen und Bräuche.

Das Versprechen hilft bei großen Verwundungen, um das Blut zu stillen, bei Zahnschmerzen, gegen Warzen, Hühneraugen, gegen die Rose u. a. m. z. B. Herzspann, Krampf (spink) verspricht man so: „Herzspann', rücke dich, mit meinen 2 Fingern kreuzweis bestreiche ich dich. Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist." Das Ganze wird dreimal durchgesprochen. Das Bestreichen kranker Körperstellen und das Versprechen üben als Spezialität die sogen. Kräuterfrauen oder Kräutermänner aus. Sie brauchen nicht einmal den Kranken zu sehen; es genügt schon, wenn sie ein Hemd des Kranken erhalten und darüber ihre Segnungen vornehmen können. Das Versprechen kann ein Mann bloß von einer Frau, eine Frau bloß von einem Manne lernen.

Vor einiger Zeit hörte ich von folgendem Kurverfahren: ein ganz kleines Kind litt an 2 starken Leistenbrüchen. Man nahm eine Schnecke, bei Sonnenuntergang wurde sie unter den entsprechenden Worten in einen hohlen Baum gethan, die Öffnung wurde mit Lehm verschmiert und wie die Schnecke vergehen mußte, so sollten die Schäden verschwinden. (Die Heilung trat bald darauf thatsächlich ein, natürlich ohne ursächlichen Zusammenhang damit!) — Das von Leichensteinen herabtropfende Wasser hat auch heilende Wirkung, z. B. bei Warzen und Geschwüren.

Ganz alltäglich kann man unter den Wenden hören, daß jemand, der Kopfschmerzen hat, oder der sich sonst nicht ganz wohl fühlt, sagt: mi je so stalo, mir ist's geschehen, d. h. ein böser Blick hat mich getroffen, dann kocht man Frauen-

flachs (leńčk) und wäscht sich in dem Wasser; bleiben Flocken im Wasser, dann ist es erwiesen, daß die Übelkeit vom „Geschehen" herrührt. Das Wasser gießt man auf die Hausthür, (d. h. die Krankheit soll zur Thür hinausgehen!). Doch ich breche davon ab; es kommt mir nur darauf an, einige Proben hier mitzuteilen.

Bei allen derartigen abergläubischen Vorstellungen, die es in vielen Variationen giebt, spielt die subjektive Phantasie die Hauptrolle. Unbewußt sind sie aus dem Volksgeiste hervorgewachsen, verändern sich je nach Bedarf und tragen den Charakter der Naivetät. Sie finden sich ähnlich in entfernten rein deutschen Gegenden und nur in einzelnen Fällen kann man sie als ausschließlich und speziell wendisches Charakteristikum bezeichnen.

Ganz anderes liegt es nun bei dem ungleich interessanteren mythischen Volksaberglauben der Wenden, d. h. dem Glauben an übernatürliche Mächte, Wesen und Geister. Hier haben wir Reste altheidnischer Vorstellungen vor uns, Reste aus der Zeit der Verehrung der Naturmächte. Andererseits können wir dabei Blicke in die Vorstellungen des Volkes vom Seelenleben thun. Dieser mythische Aberglaube trägt vielfach den Stempel des echt slawischen an sich und hat eine unverwüstliche Lebenskraft.

Indem der Urmensch beobachtete, daß ein Leichnam oder der Körper eines schlafenden Menschen nicht geht, nicht arbeitet, weil der Geist aus ihm gegangen ist, so schloß er daraus, daß die Ursache alles menschlichen Thuns der Geist ist, und analog übertrug er die Ursache der Vorgänge in der Natur, welche er sich nicht zu erklären vermochte, auf Mächte, die über dem Menschen stehen, auf verschiedene Geister, denen er menschliche Gestalt, eventuell auch die Gestalt von Tieren gab.

Auch die Vorgänge im menschlichen Leben, angenehme und unglückliche, schrieb man den Geistern zu; so entstanden die Genien der alten Römer, die Dämonen der Griechen, die Schicksalsgöttinen der slawischen Völker. Merkwürdigerweise haben die Wenden den Glauben an Schicksalsgöttinnen nicht, man müßte denn etwa das bože sedleško und die pripoldnica, die Mittagsfrau, wovon dann die Rede sein wird, dazu rechnen. Hingegen hatte man den Glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen in dem Hause verbleiben, auch wenn der Leichnam hinausgetragen ist; darum darf man nicht allzusehr jammern, denn der Geist des Toten hört alles. Man verehrte verschiedene Hausgeister, dabei vergessend, daß man ursprünglich die Seelen der toten Hausgenossen darunter gemeint hatte. So entstand der Glaube an die Kubołćiki, an die lutki, an den plon oder zmij und an die boža 'losć oder das bože sedleško.

Der Kubołćik, in der Niederlausitz Kobod, Kobolt, Koblik, um Muskau špilitus, d. i. spiritus, Geist genannt, entspricht dem deutschen Kobold, (plattdeutsch Klabatermann) und findet sich auch im Aberglauben der Czechen, Mähren, Slowaken, Polen und Russen. Bei den letzteren heißt er domowoj,

Hausgeist. Insofern aber ist ein Unterschied von dem Lausitzer Kubolćik, als dieser nicht eigentlicher Familiengenius ist, sondern von der Familie getrennt im Hause oder im Hofe, auch im Stalle wohnt.

Er ist menschenähnlich, doch klein von Gestalt, hat langen Bart, roten Mantel und rotes Mützchen. In der Stube wohnt er gern in der sogen. „Hölle" hinter dem Ofen. Auch tritt er in anderer, als in menschlicher Gestalt auf, z. B. als Hahn, als Drache, als Mauerschwalbe, Schlange, Käfer u. a. m. Sein Charakter ist der eines bösen, unreinen Geistes.

So erzählt das Volk vom Kubolćik in der Gestalt eines Hahnes:

Ein Knabe hörte, daß hinter dem Zaune etwas herumschwirrte, und als er nachsah, erblickte er einen schönen Hahn. Schnell ergriff er ihn und trug ihn in die Stube hinter den Ofen. Und siehe, bald legte der Hahn ein buntes Ei. Als aber der Vater nach Hause kam und der Knabe ihm den Hahn und das Ei zeigte, befahl er dem Jungen, Hahn und Ei fortzuschaffen. Das war eben kein rechter Hahn, sondern ein Kobold.

Der Kubolćik in der Gestalt eines Käfers:

Ein Fuhrknecht sollte einem Schenkmädchen einen Hülfsknecht von der schwarzen Schule in Leipzig mitbringen, dazu gab sie ihm 2 Silbergroschen und eine Schachtel. Aber in Leipzig vergaß der Mann seinen Auftrag. Als nun unterwegs ein Dreckkäfer um ihn herumflog, ergriff er ihn und sperrte ihn in die Schachtel, dann gab er die Schachtel dem Mädchen. Als er später einmal in den Gasthof kam, frug er nach dem Dienstknecht. Da sagte das Mädchen: der ist in allen Stücken fleißig und folgsam, ich habe keine Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein. —

Der Kobold ist dem Menschen, mit Vorliebe dem Gesinde, bei der Arbeit behülflich. Er scheuert die Bänke, er wäscht nachts die Töpfe rein, hilft beim Spinnen und Häckselschneiden, putzt die Pferde, mahlt das Getreide, zumal wenn für die Mühle Wassermangel ist, u. a. m. Dafür wollen die Kubolćiki genährt und gepflegt sein; auch dulden sie nicht, daß ihnen die Menschen bei der Arbeit zusehen; dann werden sie bösartig.

Einst waren zwei Freunde in der Schenke. Die Wirtin machte Bierkaltschale (drobjenje) für den Kobold zurecht und stellte es ihm hin. Dann gingen alle schlafen, und die beiden Fremden legten sich nieder auf eine Bank. Nachher stand der eine auf und verzehrte das drobjenje und legte sich wieder hin. Wie sie eingeschlafen waren, kam der Kobold zum Scheuern. Den einen legte er ganz leise nieder, aber den anderen Fremden, der das drobjenje aufgegessen hatte, warf er auf den Boden.

Ein neugieriger Knecht schaute in der Mühle zu Zescha zu, wie nachts die Kobolde das Getreide aufschütteten und das Mühlenrad drehten. Da schlug ihn der Kobold-Mühlknecht mit der Schaufel ins Gesicht und verwundete ihn schwer am Auge. Am nächsten Morgen sagte er zu dem Knecht: „Das hast du nun von deiner Unvorsichtigkeit. Sei froh, daß ich dir nicht beide Augen ausschlug. Aber streiche dir mit dem Teig, den deine Bäuerin von dem gemahlenen Getreide herstellen wird, dreimal das Auge; dann bist du heil." So geschah es. —

Die Kobolde haben eine gemeinsame Wohnung auf dem Berge Čzornebóh in einem Felsen, welcher früher das „Kobold-Haus" hieß.

Mit dem Koboldglauben hängt der Schlangenaberglaube zusammen. Man glaubt, daß jedes Haus seine Schlange hat, in der Niederlausitz sogar 2,

die sich nicht eher sehen lassen, als dann, nachdem Hausvater und Hausmutter gestorben sind. Dann gehen sie aber auch beide zu Grunde. Man nennt sie huž-góspodar und huž-góspoza. Die Hausschlange nährt sich mit Milch, welche sie den Kühen entzieht.

Eine Abart des Kubolćik bildet der Drache, zmij oder plon. Er bringt seinem Herrn Geld, Getreide, Milch u. a. zu; also er vermehrt das Vermögen des Hauses, dannach unterscheidet man den Gelddrachen, Getreidedrachen, Milchdrachen, Quarkdrachen u. s. w. Man meint, daß die Sachen, die er bringt, gestohlen oder verdorben sind, und wer solche Sachen annimmt, muß schwer sterben, denn das Gewissen drückt ihn. Manche meinen, der Drache muß selbst kommen und die Person erlösen, sonst kann sie nicht sterben, man legt sie auf den Misthaufen, dann kommt der Tod. Fliegt der Drache durch die Luft und man will ihn haben, so ruft man ihm zu: „stej", stehe, zastań, halte! oder man wirft mit Stahl nach ihm, oder zeigt ihm den Hinterteil, dann platzt er und schüttet das Geld aus. Doch muß man schnell unter ein Dach springen, sonst kriegt man eins ausgewischt.

Man stellt sich ihn vor als feurige, geflügelte Schlange, als buntscheckiges Kalb, als nasses Huhn; oft zeigte er sich in der Gestalt einer glühenden Kugel mit langem, feurigen Schweif und zwar hat der Gelddrache einen roten, der Getreidedrache einen blauen Schweif. In das Haus fliegt er durch den Schornstein hinein und ebenso hinaus.

Jedenfalls ist der Drachenglaube ein weitverbreiteter, der mit Zähigkeit für wahr gehalten wird. Kann man sich bei jemandem den zunehmenden Wohlstand nicht erklären, so ist eben der Drache der Zubringer.

Wo er bringt, bringt er reichlich. Hat der Quarkdrache seinen Quark verloren, so ist es eine solche Menge, daß die Schweine 4 Wochen zu fressen haben.

Er hilft auch, wie die Kobolde, bei der Arbeit, z. B. den Frauen beim Essenkochen:

In einem Dorfe hatte eine Bauersfrau den Drachen. Daher konnte sie immer lange auf dem Felde bleiben und arbeiten. Erst $^3/_4$12 Uhr eilte sie heim, um das Mittagsessen zu kochen und stets war es pünktlich fertig. Ein Knecht wollte gern wissen wie das zuginge, darum lief er ihr einmal heimlich nach ins Haus. Die Frau hatte die Thür verschlossen. Der Knecht aber trat an die Stubenthür und sah durchs Schlüsselloch. Auf der Ofenbank saß der Drache und der Knecht hörte, wie ihm die Frau zurief: „Thu' aus, Hänschen, thu' aus!" (nämlich die Speisen). Der Drache aber entgegnete furchtsam: wón kuka, Marka, wón kuka! er guckt, Marie, er guckt!

Zum Schlusse mag hierzu nur erwähnt sein, daß der Drache nichts weiter ist als die Personifikation des Blitzes, der Meteore und der Sternschnuppen, also von Naturerscheinungen, die früher dem Menschen unverständlich waren und ihm Furcht einjagten. Darauf deutet schon seine Gestalt als Schlange, Kugel. Diese ursprüngliche Anschauung verwischte sich jedoch und der Drache

wurde zur Hausschlange, zum Hausgeiste, der rotes Gold oder anderes Gut dem Menschen zuträgt.

Ein rätselhaftes, mythisches Wesen ist das Boże sedleško oder die Boża 'losć. Während der erstere Name eine genügende Erklärung noch nicht gefunden hat, ist man jetzt über den zweiten soweit klar, daß er eine Verunstaltung des Wortes hlós, glos, Stimme, ist, also boża 'losć = Gottes Stimme.*) Sie zeigt sich in der Gestalt eines schönen, weißgekleideten Kindes, hat langes, aufgelöstes Haar und ist mit einem kurzen, reinen Hemdchen bekleidet. Die Erscheinung zeigt sich nur Leuten, die Sonntags oder in der letzten Nacht des Jahres geboren sind, oder welche die Leichenfrau anstatt der vielleicht verhinderten Hebamme zur Welt gebracht hat. Meist aber sieht man die Boża 'losć überhaupt nicht, sondern hört nur ihr Weinen und Wehklagen. Wo sie sich aber zeigt und wo man ihr Jammern hört, dort geschieht bald ein Unglück. Der Charakter dieses Wesens ist ein guter: es warnt vor der nahenden, drohenden Gefahr, es klagt über der Menschen Leiden, doch niemals ist es selbst Ursache des Unglücks und Leids. Gelegenheiten, bei denen die Gottes Klage kommt, sind besonders eintretende Todesfälle, Seuchen, Feuersgefahr, Viehsterben u. a. m. Die Boża 'losć klagt auch da, wo das Opfer eines Verbrechens begraben liegt. Sie kommt in der Nacht, seltener am Mittag. Wird sie gefragt, so giebt sie Antwort, doch ist dieselbe unklar, dunkel. Ihre Wohnstätte hat sie im Hause und zwar in der Nähe des Ofens, oder im Ofen selbst, am Feuerherd.

Daß gerade der Ofen als Heimstätte dieses Wesens, wie auch schon der Kubolćiki und der Hausschlange gilt, ist ein Beweis dafür, daß auch die „Gottes Stimme", (bezüglich Gottes Klage) für einen Hausgeist gehalten wird, denn bei allen indoeuropäischen Völkern wird der Ofen in Verbindung mit den Vorstellungen über die Geister der abgeschiedenen Vorfahren gebracht.

Hierzu noch eine Sage aus der Hoyerswerdaer Gegend. Eine Frau erzählte:

„Wir hatten in Michalken eine Magd, die kam frühmorgens und erzählte: „ich habe heute Nacht ein Kind weinen hören". Ich sagte zu ihr: „ach, da haben sich nur die Katzen gebissen!" Sie meinte aber: „nein, Hausmutter, ich habe recht wohl das Kind weinen hören". Und seht, sie hatte einen blinden Vater, der ist in selbiger Nacht verbrannt. Gott weiß, wie das zugegangen ist. Er hat wahrscheinlich Feuer anmachen wollen und dabei ist es geschehen, das haben wir erst nachträglich erfahren und wußten nun, daß das Mädchen die boża 'losć gehört hat."

Die lutki oder palćiki, d. i. Zwerge, Däumlinge, sind kleine Wesen, doch dabei sehr stark. Sie haben rote (mitunter auch weiße) Kleidung, ein rotes Mützchen oder einen großen Hut, wohl auch Tressenkleidung. Eine Art derselben wohnt in der Erde und man zeigt auch die Löcher, wo sie

*) Das Nähere siehe in der Zeitschrift der Maćica serbska Heft 83, S. 3 ff. (1891), wo Prof. Černy den Namen historisch-philologisch erklärt.

ihre Wohnung haben sollen, sowohl in der Heide, wie an den Bergen; eine andere, seltenere Art wohnt unter der Menschen Heimstätten. Sie werden geboren als Kinder, werden getauft, leben in der Ehe und sterben. Ja, vereinzelt erzählt man, daß sie ihre Toten verbrannten und die Aschenreste in der Erde vergruben. Dabei weinten sie und ließen ihre Thränen in Näpfchen fallen, welche sie bei den Aschenhäufchen aufstellten. Man hat angenommen, daß diese Erzählungen auf Überlieferungen aus uralten Zeiten beruhen, aus Zeiten, wo die alten Wenden ihre Toten verbrannten. Doch ist dies ein Irrtum, denn derartige genaue Details erhalten sich kaum ein Jahrtausend hindurch. Näher liegt es anzunehmen, daß das Volk auf diese Ausschmückung des Mythus durch die seit mehreren Jahrzehnten im archäologischen Interesse geschehenen Ausgrabungen gekommen sei.

Unter der Erde haben die lutki Einrichtungen wie die Menschen. Sie kochen in starken, irdenen Töpfen ihre Speisen; mitunter besuchen sie nachts die menschlichen Wohnungen und kochen dort ihr Essen.

Interessant ist ihre Sprache: sie bezeichnen die Worte positiv und negativ zugleich. Sie borgen z. B. bei den Menschen Löffel = Unlöffel (Nichtlöffel); Tellerchen = Untellerchen (Nichttellerchen). In der geschmeidigen wendischen Sprache klingt es gut: *škličku* = *nje škličku*, *lžičku* = *nje lžičku*.

Sie tanzen gern und lieben Gesang und Musik. Wenn sie dem Menschen etwas schenken, so verknüpfen sie ihre Gaben mit schalkhaften Schwierigkeiten (vergl. die folgende Erzählung). Sie können mit Nebelkappen auftreten, durch die sie sich unsichtbar machen. Den Glockenton können sie jedoch nicht vertragen (das gilt von allen bösen Geistern und Hexen). Im ganzen kann man von den Lutken sagen: sie haben viel ähnliches mit den Zwergen, Querxen, Heinzelmännchen, mit den englischen elves, den dänischen unterjordiske.

Die lutki finden wir auch in Gemeinschaft mit „schlafenden Rittern" in den Bergen, wo sie auf die Zeit warten, um aus dem Versteck hervorzutreten und für eine gute Sache zu kämpfen.

So erzählt das Volk vom Stromberg und vom Löbauer Berg:

Im Stromberg hatten sich, bald nachdem er aufgehört hatte Feuer zu speien und sich abgekühlt hatte, Geldgeister, Zwerge festgesetzt. Ihre Waren kauften sie in Weißenberg und dabei gaben sie den Leuten Rätsel auf. Sie sagten: wenn jemand unsere Rätsel lösen kann, dann dürfen wir nicht mehr im Stromberg bleiben und das würde uns ärgern, denn es gefällt uns dort sehr wohl. Einst veranstalteten sie ein großes Fest; dazu hatten sie alle Waren in Weißenberg und die Milch und den Quark in Maltitz und in Särka aufgekauft. Anderntags ackerte ein Knecht auf den Feldern am Stromberg. Da vernahm er im Berge das Werfen mit Kuchendeckeln und Ofenschaufeln. „Geht, meine Braunen, geht", rief er den Pferden zu, „hier ists auch so, daß die Nase alles und der Mund nichts erhält." Und siehe da, als er wieder an das Ende der Ackerfurche kam, fand er dort ein weißgedecktes Tischchen; auf ihm lag ein Käsekuchen, ein goldenes Messer und dabei stand ein Glas voll Bier. Aus dem Berge rief ihm eine Stimme zu: „Den Kuchen kannst du essen, aber ganz muß er bleiben; das Bier darfst du trinken,

aber dabei das Glas nicht anrühren." Der Knecht überlegte sich die Sache eine Weile, dann schnitt er die Mitte des Kuchens heraus, so daß der Rand ganz blieb, aß den Kuchen und das Bier trank er durch einen starken Strohhalm aus. Als er damit fertig war, ackerte er weiter. Nach einer Weile fand er die Stelle leer, wo das Tischen gestanden hatte und eine Stimme rief ihm zu: „dich hat der Teufel klug gemacht; nun müssen wir mit schwerem Herzen von hier weg."

Tags darauf erhielten die Bewohner von Krappe, Kittlitz und Unwürda (Krapow, Ketlicy, Wujer) von den Geistern Befehl, die Hunde an die Ketten zu binden und sich in Ruhe zu Hause zu verhalten. Ein Mädchen kam gerade diese Nacht von Nechen (Njechań), wo es zu Tanze gewesen, nach Hause und hörte vom Stromberg her das Geräusch von Wagen und das Klappen von Pferdehufen. Neugierig trat es unter einen Thorweg und sah, wie zuerst eine Schar kleiner Geister in guter Ordnung vorüberzog. Darauf kamen Reiter in alten, verschossenen, langen Mänteln, hinter welchen 12 Hengste einen eisernen Wagen mit silbernen Radreifen zogen, auf dem ein mächtiger Braukessel lag, bis oben mit Goldstücken gefüllt. Darauf kamen wieder Reiter, angeführt von einem Ritter mit großem Federhut. Vor dem Thorweg, unter dem das Mädchen zitternd stand, hielt der Anführer und suchte etwas. Da faßte sich das Mädchen ein Herz, trat zu ihm und fragte, was er suche. Er antwortete: „ich habe meinen Ring verloren". Da begann es mit ihm zu suchen und war so glücklich, den überaus kostbaren Ring zu finden. Es überreichte ihn dem Ritter und dieser sagte zu ihr: ich habe gerade nichts bei mir, aber komme nur übers Jahr auf den Löbauer Berg, dort werde ich dich belohnen.

Als es übers Jahr hinging, das Brüderchen an der Hand mit sich führend, fand es ein großes Thor, welches in den Berg hineinführte, offen; es trat hindurch und erblickte in der Mitte des weiten Raumes einen großen, goldenen Tisch; an den Wänden saßen die Ritter schlafend. Kaum war es eingetreten, so hoben sie die Köpfe, einer trat zu ihm und fragte: beschenken sich die Wenden immer noch mit frischgebackenen Broten? Ja, antwortete es. Dann fragte der Alte weiter: fliegen immer noch die schreienden Vögel mit den langen Schwänzen in der Lausitz umher? Ja, ja, antwortete das Mädchen, noch giebt es genug Elstern in der Lausitz. Dann, sagte der Alte, ist unsere Zeit noch nicht gekommen. Das Ende der Sage fasse ich kurz: das Mädchen füllt sich die Taschen mit Gold, vergißt dabei des Kindes und geht allein hinaus aus dem Berge. In Löbau schlägt es 1 Uhr und geräuschvoll schließt sich der Berg. Erst übers Jahr, 12 Uhr nachts, öffnet er sich wieder; das Mädchen eilt hinein, findet das unbeschädigte Kind, welches mit einem goldenen Apfel spielt, und nimmt es mit heim.

Wer denkt nicht bei dieser Sage an Kaiser Rotbart im Kyffhäuser, an die Raben, die den Berg schreiend umkreisen? Oder an den schlafenden Kaiser Karl den Großen, an Holger Danske u. a.? Aber dieses Moment einer bestimmten historischen Persönlichkeit fehlt der wendischen Sage: die Erinnerung an die Zeiten der Machtstellung unter eigenen Fürsten ist den Wenden verloren gegangen. Nur eine Sage streift wenigstens diese Erinnerung: das ist die vom Lubin oder „Thromberg" (Traumberg?) bei Großpostwitz. Sie berichtet:

Einst saßen 7 wendische Könige auf den Steinen, die sich noch heute auf des Berges Gipfel befinden. Sie berieten, wie sie sich des Joches der Deutschen entledigen könnten. Bald darauf fand eine Schlacht statt und alle 7 Könige fielen. Sie wurden begraben, jeder mit seiner Krone und zwar unter dem Steine, auf dem er gesessen hatte. Die Kronen behüten die bösen Geister und bewachen die Grabstätte, bis einst bessere Zeiten für das wendische Volk kommen werden.

Die Sagen von den schlafenden Rittern sind im Hinblick auf den Tod hochgestellter, kraftvoller Menschen entstanden: sie können nicht sterben, wenigstens glaubt das Volk nicht an ihren Tod, und so leben sie weiter im Bewußtsein des Volkes als schlafende und träumende.

Den Tod selbst hat der Wende in der Gestalt der Todesgöttin, der smjertnica, personifiziert. Sie ist weißgekleidet, wohnt mit ihrem Manne in einem Hause, dessen Thor mit einem Menschenfuße, die Stubenthür mit einer Menschenhand verriegelt ist. Wer sie sieht, muß sterben. Das Vieh wittert sie, darum heißt es, wenn der Hund heult: er sieht den Tod, es wird jemand sterben.

Die Pest (mór) hat man in der Gestalt des Pestmannes, der in der Erde, meist im Innern der Berge wohnt, und noch mehr in der der Pestfrau, morawa žona, personifiziert. Um sie abzuhalten, umzieht man das Dorf an seinen Grenzen mit dreifacher Ackerfurche. Diese Arbeit muß unter vollständigem Stillschweigen nachts geschehen und zwar muß der Pflug von nackten Menschen gezogen werden. Das ist z. B. im Jahre 1602 in der Zeit der Pestilenz bei Sorau geschehen: dort zogen den Pflug 9 Personen: 2 reine Jünglinge, 6 ehrbare Jungfrauen und eine Witwe, die 7 Jahre in unbescholtener Witwenschaft lebte. Russen, Slowenen und Bulgaren haben genau denselben Glauben. Die Pestfrau zieht im weißen Nebelschleier über die Erde.

Zum Schlusse nur noch einige kurze Notizen über einige mythische Wesen, welche aus der Verehrung der Naturmächte entstanden sind.

Ungemein groß sind die Sagenkreise des Wassermannes, wódny muž. Er entstand aus der Annahme, daß das Wasser eine besondere Seele hat und daß diese Wasserseele ihr nasses Element verlassen kann. Den Wassernix stellt man sich in der Gestalt eines alten, grauen Männleins vor. Oft erscheint er in grüner Kleidung mit langem Haar. Er sitzt gern auf den Teichdämmen und kämmt sein Haar. Sein Charakter ist wie der des Wassers: bald gut, bald böse und tückisch. Mancher hat lange mit ihm gesprochen, ehe er dahinter kam, daß er den Wassergeist vor sich hatte. Seine Frau ist das Wasserweibchen. Die Kinder dieses Elternpaares gehen gern zu den Menschen zu Tanz und Bier, und die Mädchen nehmen gern ihre Liebhaber in das Wasser hinunter mit in die Wohnung der Eltern, müssen sie aber vor dem Vater verstecken, sonst tötet er sie, „wenn er einen Christen riecht".

Der nächtliche Jäger, dyterbjarnat (d. i. Dieterich von Bern = Theodorich der Große von Verona) zeigt sich nachts von 12—1 Uhr. Mit seinem Gefolge von Hunden und wilden Tieren zieht er hoch zu Roß mit wüstem Geschrei und Lärm durch die Luft, besonders bei starkem Winde. Oft sieht man ihn ohne Kopf. Er liebt bestimmte Wege. So kommt er

vom Czornebóh her gezogen über das Jägerhaus bei Wilthen, dann geht er über den Galgenberg nach dem „Pan Dietrich", einem Berge oberhalb Tautewalde, wo er einmal, als er die wjérbabica verfolgte und diese ihm entkam, in der Wut die vielen Steine hingeworfen hat. Von da zieht er nach dem Hochwald (Valtenberg). Sein Kommen verkündet Krieg, Krankheit, zum mindesten einen Umschlag des Wetters.

Die Sage vom nächtlichen Jäger ist von den Deutschen ausgegangen, denn er ist kein anderer als Wuotan, der Gott des Windes; doch haben sie auch die Czechen und Slovenen, auch die Franzosen (chasse de St Hubert). Daß der Wende jetzt noch den Wind personifiziert, geht aus der Redensart hervor: wětřikec hóley zakhadźeja = die Jungen des Windes, die Windsbuben, lärmen.

Die připołdnica, die Mittagsfrau und die serpownica, Sichelfrau sind zwei sehr verwandte Wesen. Erstere erscheint den Leuten, die über Mittag auf dem Felde bleiben, meist zur Zeit der Ernte oder doch im Sommer und zwar bei Sonnenschein. Bei düsterem Himmel oder gar bei Gewitter kommt sie nicht. Sie ist eine alte, große Frau in weißer Kleidung mit der Sichel in der Hand. Wen sie trifft, der muß ihr Rede stehen und zwar eine, ja mitunter zwei Stunden lang. Man spricht mit ihr über Flachsbau und andere landwirtschaftliche Themata, über die viel gesagt werden kann. Die Sichelfrau geht auch zu anderen Zeiten als mittags über das Feld. Darin unterscheidet sie sich von der Mittagsfrau.

Beide sind Feldgeister, denen die Aufgabe zufällt, die Felder zu bewachen, ähnlich der deutschen Kornmuhme, Roggenweib. Bei den Czechen, Polen und Russen findet sich derselbe Mythus.

Gar manches ließe sich noch sagen z. B. über die morava, das Alpdrücken, über die bludniki, das sind personifizierte Irrlichter, über den Feuermann, der das St. Elmsfeuer repräsentieren soll, ja selbst Sonne, Mond, Sterne und Wolken sieht man als lebende Wesen an. Sehr groß ist das Gebiet des Glaubens an Hexen und Hexer. Auch eine wohlausgebildete, sinnige Faustsage besitzt das wendische Volk, den Sagenkreis vom Krapat, dem Rabenfürsten und Zauberer. —

Es ist ein weites Gebiet, welches wir durchwandert haben, auf dem manches nur gestreift worden ist, was weiterer Ausführung bedurft hätte.

Doch das verbot sich bei dem Umfange des Stoffes und der Knappheit des zugemessenen Raumes von selbst. Eines aber denke und hoffe ich wird man aus dem Vorstehenden erkennen, nämlich, daß die kleine wendische Nation in ihrem geistigen Leben einen überaus großen Reichtum an eigentümlichen Volkssitten, Gebräuchen und Anschauungen besitzt, einen Reichtum, mit dem sie getrost mit mancher größeren Nation wetteifern könnte.

Möge auch in unserer Zeit, die auf vielen Gebieten des Volkslebens destruktiven Tendenzen huldigt, das wendische Volk das von den Vätern überkommene Erbe nach der guten Seite hin treu bewahren!

Litteratur.

Für diejenigen unter den Lesern, welche dem behandelten Stoffe näher treten wollen, sei folgender Quellennachweis gegeben. In erster Linie hat der Verfasser vieles aus eigener Kenntnis geschöpft, besonders aus dem wendischen Volksleben in der Parochie Klitten (Oberlausitz), wo er mehrere Jahre Pfarrer war. Gerade in dieser Gemeinde und deren Umgebung hat sich noch sehr vieles aus alter Zeit erhalten und man kann die dort noch übliche Tracht, die Gebräuche und abergläubischen Meinungen im allgemeinen als typisch für die oberlausitzer Wenden ansehen. Auch bei dem Volkstrachtenfeste in Dresden im Jahre 1896 waren die Klittener hervorragend vertreten.

Als Hauptquelle über die dargestellten Gegenstände gilt das bis heute unübertroffene, zweibändige Werk von E. Schmaler und Haupt: „die Volkslieder der Wenden", (Grimma 1843), wo in Teil II in besonderem umfänglichen Anhange das Volksleben der Wenden behandelt wird. Viel Stoff findet sich in wendischen Zeitschriften: in der Lipa serbska und in der Lužica (Redakteure: Dr. Muka und M. Andricki); vor allem im wissenschaftlichen Casopis maćicy serbskeje, dessen letzte Jahrgänge ganz vorzügliche, erschöpfende Artikel von Prof. Adolf Černy über den wendischen Volksmythus brachten. - Ferner seien erwähnt die Bücher: W. v. Schulenburg, „wendisches Volkstum in Sagen, Brauch und Sitte" (Berlin 1882) und „wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald" (Leipzig 1880); Ewald Müller: „das Wendentum in der Niederlausitz" (Kottbus 1894); K. Gander: „niederlausitzer Volkssagen", (Berlin 1894). — Ida von Düringsfeld: „Hochzeitsbuch" (Leipzig 1871) S. 167 ff. — Jul. Lippert, „Christentum, Volksglaube und Volksbrauch" S. 595.

Ganz besonders aber sei der Besuch des wendischen Museums im neuen Hause der Maćica serbska in Bautzen (auf dem Lauengraben) empfohlen.

IV.

Das künſtleriſche Wollen des Volkes.

14. Die Dorfkirche.

Von Cornelius Gurlitt.

In fast ganz Deutschland ist man jetzt am Werke ein wissenschaftliches Verzeichnis der Kunstdenkmäler aufzustellen. Dabei sind freilich die Ansichten darüber, was Kunstdenkmal sei, noch keineswegs geklärt. Im allgemeinen scheint mir in den bisher vorliegenden, zum Teil sehr wertvollen Arbeiten ein Fehler vielfach vorzukommen, der nämlich, daß man den Begriff des Kunstwerkes zu hoch faßte oder richtiger, daß man der Erkenntnis des Gemeingiltigen, vielfach Vorkommenden zu wenig Aufmerksamkeit zuwendete. Wenn diese Verzeichnisse fertig sein werden, werden wir in der Lage sein, die deutsche Kunstgeschichte aus einem gewaltigen Quellenstoffe aufzubauen, zum Beispiel die kirchliche Baukunst in alle Einzelheiten zu verfolgen bis auf eine Art, nämlich auf die Dorfkirche, auf das gewöhnliche städtische Wohnhaus, das Bauernhaus. Nur zu oft glauben die Bearbeiter, das in ihrem Wirkungsgebiete hundert- und tausendfältig Vorkommende sei allgemein bekannt, überall anzutreffen, versäumen daher, es zeichnerisch oder genau beschreibend darzustellen, bis dann endlich sich herausstellt, daß auch in diesen Dingen sich örtliche und zeitliche Verschiedenheiten zeigen und daß diese für die eigentliche Bildungsgeschichte unseres Volkes die wichtigsten, die entscheidenden sind.

So bei den Dorfkirchen. Mir will es nicht eine unbelohnte Mühe erscheinen, daß ich bei meinen Reisen zur Aufnahme des Stoffes für die „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“*) von jeder ältern Kirche einen Plan aufnehme, und daß ich diese Pläne, wenngleich in kleinerem Maßstabe, meinem Berichte bildlich beigebe. Es ist dies das einzige Mittel, welches dahin führen kann, für die Geschichte des Kirchenbaues die eigentliche Unterlage zu schaffen, nämlich die Geschichte der Dorfkirche, der landesüblichen kleinsten Anlage des Gotteshauses.

Meine genaueren Forschungen betreffen nur einen Teil Sachsens, nämlich die Leipziger, Wurzener und Grimmaer Gegend. Doch habe ich als Mitglied der Kommission für Erhaltung der Kunstdenkmäler und durch meine sonstigen Arbeiten und Reisen im Lande mancherlei Gelegenheit ge-

*) Genanntem Werke sind mit Genehmigung des K. S. Ministeriums des Innern die in diesem Aufsatze verwendeten Abbildungen entnommen; die jeder Figur beigedruckten römischen und deutschen Ziffern verweisen auf die betr. Hefte und Seiten. (S. auch S. 381.)

habt, dörfliche Kirchen zu sehen. Manche — leider nicht eben viele — Aufschlüsse bringen auch ältere Bücher. Sehr dankenswert sind meines Vorgängers als Inventarisator, des verstorbenen Professors Dr. Steche, Aufzeichnungen in den älteren Heften der „Beschreibenden Darstellung", wenn er gleich leider aus Mangel an Mitteln statt der Aufnahme und Darstellung der Grundrisse sich meist auf einige beschreibende Anmerkungen beschränken mußte.

Mit Staunen sah ich wie außerordentlich groß der Reichtum namentlich des sächsischen Niederlandes an romanischen Kirchen ist. Der romanische Stil ist in Sachsen an kirchlichen Bauten der Städte und Klöster bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts nachweisbar, in der letzten Zeit freilich schon mehrfach vermischt mit gotischen Formen, im sogenannten Übergangsstil. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß im 12. Jahrhundert die Klostergemeinschaften, vor allem die Cisterzienser, Träger der baulichen Entwickelung gewesen seien und daß durch diese das Land ihrer Heimat, ihres Verwaltungsmittelpunktes, nämlich Burgund, zum Sitz der Entwickelung wurde. Wie in jüngster Zeit der Franzose Enlard und mit ihm gleichzeitig die Deutschen Dehio und von Bezold nachwiesen, daß die Einführung einer der nordischen verwandten Gotik nach Italien fast allein das Werk der Cisterzienser war, wie Gleiches inzwischen von Madrazo und mir hinsichtlich Spaniens erwiesen wurde, so läßt sich auch nicht mehr aus nationalem Ehrgefühl an dem Gedanken festhalten, die Gotik sei ein deutscher oder gar der deutsche Stil. Freilich ist sie auch nicht der französische Stil kurzweg. Wenigstens sind jene Anfänge, die zur Ausbildung der Gotik in Paris und dessen Umgebung führten, früher und am glänzendsten in Burgund geschaffen worden. Erst mit

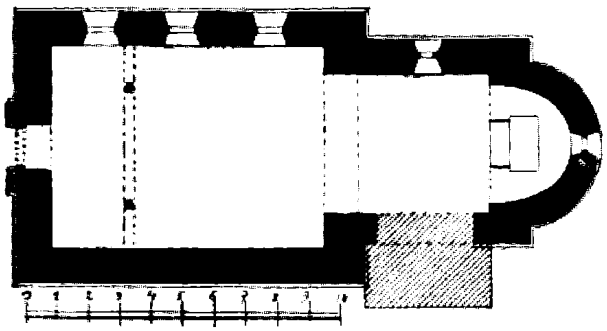


Fig. 148. Kirche zu Altenbach (13. Jahrh.). (XIX. 4.)

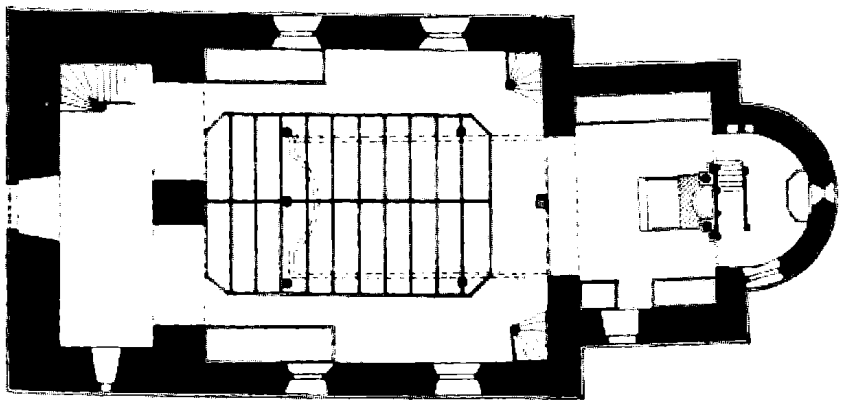


Fig. 149. Kirche zu Klinga (13. Jahrh.). (XIX. 144.)

dem Ende des 12. Jahrhunderts nahm die Isle de France dem südöstlichen Nachbarlande die Führung ab. Burgund, welches die einst zur Weltmacht sich erhebende Abtei Cluny sein nannte, jenen Ort, der zuerst sich zum Mittelpunkte einer großartigen Klosterkongregation erhoben hatte, sah in Citeaux alle zwei Jahre die Vertreter von durch ganz Europa verteilten Stiften zu gemeinsamen Beratungen sich einfinden, wurde so ein geistiger Mittelpunkt der Welt. Denn die Kongregation sorgte dafür, daß auch die baulichen Erfahrungen ausgetauscht wurden, vermittelte die Übertragung von Arbeitskräften von Land zu Land.

Leider befinden sich die Cisterzienserklöster im heutigen Sachsen in einem traurigen Zustande der Verwüstung. Sowohl Altzella wie Nimpschen und Kloster Buch zeigen nur Ruinen, von Neuzella hat sich nur eine kleine Kapelle erhalten. Aber die jetzt im Werke befindliche genaue Durchforschung der Ruinen dürfte doch noch manchen Aufschluß über den Zusammenhang dieser Klöster mit den burgundischen Mutterhäusern und über die Einführung der Gotik nach Sachsen geben. Die Bestrebungen der Augustiner-Chorherren, welche zu Ende des 13. Jahrhunderts in Sachsen sich ansiedelten, haben dann weiter auf die Entwickelung der Gotik Einfluß gehabt. Hat doch unlängst ein Kunsthistoriker nachzuweisen versucht, daß Meister Erwin durch diesen Orden 1262 von Paris nach Wimpfen im Thal, von hier 1275 weiter zum Bau von Jung St. Peter in Straßburg berufen worden sei. Das Ordenskloster zu Grimma, seit 1287 im Bau, zeigt gegen die um 1250 unter cisterziensischem Einflusse gebaute Stadtkirche einen sehr merkwürdigen Formwandel: die französische Gotik, wie sie an den Thoren des Straßburger Münsters erscheint, tritt am älteren Bau, die strenger geometrische, spitzfindigere Behandlung der späteren Gotik am wenig jüngeren Werke klar hervor.

Man kann demnach sagen, daß, während die ersten Anklänge an die burgundische Gotik im heutigen Sachsen zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich geltend machen, die reife Gotik hier erst seit etwa 1280 auftritt. Beide kommen als fertige Stile in unsere Gegenden. Von all ihren Formen findet man in der Dorfkirche sehr wenig. Es wiederholen sich bei dieser sehr oft bestimmte Formen: ein etwa im Geviert gebildeter Chorraum, daran gegen Westen anschließend ein etwas breiterer viereckiger Raum für die Laien und gegen Osten eine im Halbkreis gebildete Apsis. Diese ist immer, und zwar in der Viertelkugel gewölbt, der Chor ist meist flach, gelegentlich auch in der Tonne oder im Kreuzgewölbe gewölbt, das Langhaus hat wohl stets eine

Fig 150. Kirche zu Grethen (13. Jahrh.) (XIX. 77.)

Balkendecke gehabt. Über dem Chorraum erhebt sich der Turm, der mit einem Satteldache bedeckt ist. In seinem oberen Geschosse hat er meist

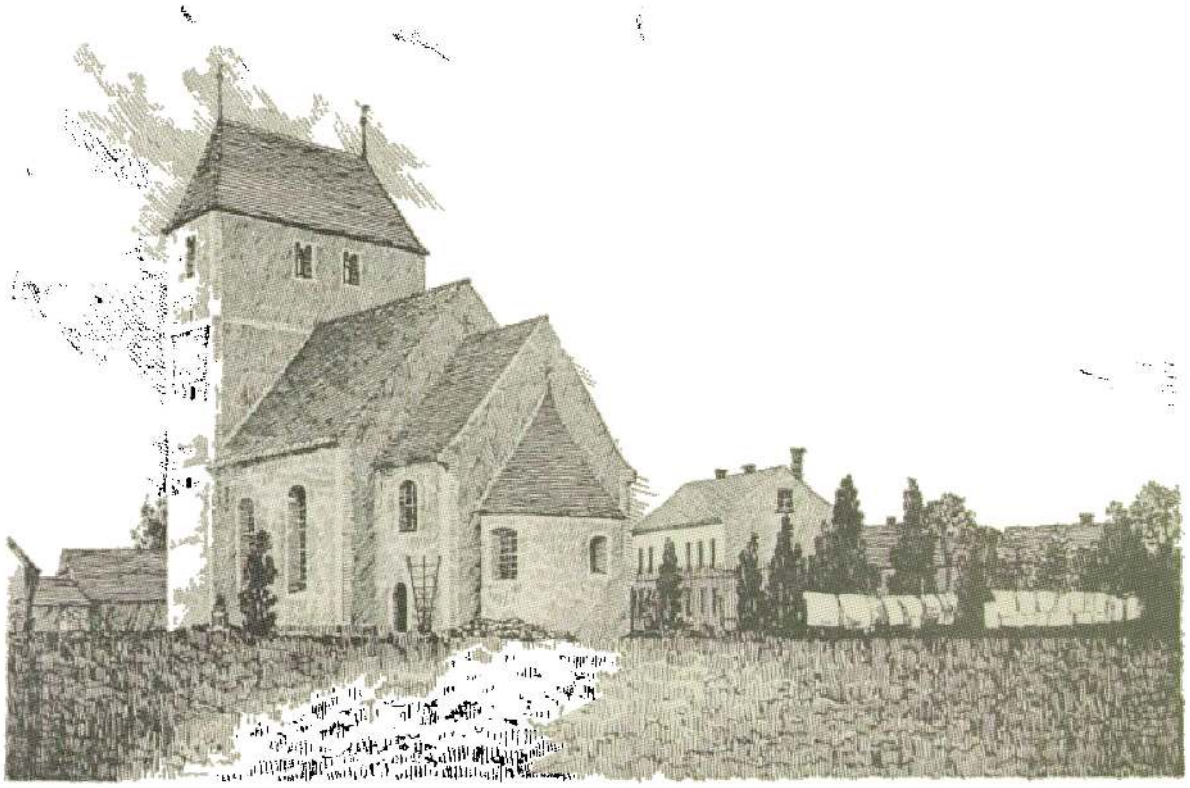


Fig. 151. Kirche zu Klinga. (13. Jahrhundert.) (XIX. 144.)

Fenster für die Glockenstube. Die Fenster im Chor sind ursprünglich wohl ausnahmslos ohne Verglasung gewesen. Sie bestehen aus etwa 1 m hohen, 15—20 cm, selten breiteren Schlitzen, die sich nach außen und innen durch schräge Gewände erweitern und im Rundbogen gewölbt sind. In den Schlitzen findet sich ein Stab aus Schmiedeeisen mit nach der Seite blatt- oder flammenartig abstehenden Zacken. Die Mauern sind stark, messen meist an Dicke etwa 1 m, sind selten kunstvoll gefügt, sondern aus Bruchsteinen aufgeführt, die meist unebenen Flächen wurden verputzt, manchmal mit Spritzmörtel und mit glatten Umrahmungen an den Ecken und unter dem Dach. Gelegentlich finden sich Spuren einfacher ornamentaler Bemalung, zumeist in Rot. Die eigentlichen Architekturformen sind sehr spärlich: sie beschränken sich auf Kämpfergesimse

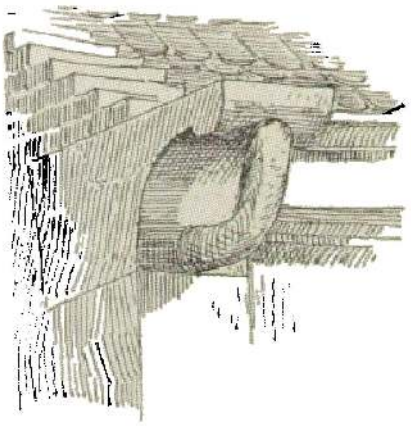


Fig 152. Giebelansatz der Kirche zu Grethen. (XIX. 77.)

an dem Triumphbogen, d. h. dem Bogen zwischen Langhaus und Chor und an den vorderen Ecken der Apsis, gelegentlich auch an dem Hauptthor, das zumeist an der Westseite steht, wenn nicht die Ortslage andere Anordnungen vorziehen ließ. Dazu kommen noch die steinernen Giebelkreuze, die sich noch sehr oft erhielten und, wenigstens in der Wurzener Pflege, steinerne Giebelanfänger von meist sehr eigenartiger Gestalt, die in Fig. 152 dargestellt wird.

Von Kirchen in Holz, deren es nach urkundlichen Nachrichten viele gab, hat sich kaum noch eine erhalten. Die letzte war vielleicht jene zu Rohrbach, an der das Thor mit dem Turm darüber in Fachwerk kunstlos gebildet war. Das Alter dieses Bautheiles ging aber schwerlich über die Entstehungszeit des in Bruchstein gemauerten Langhauses zurück.

Die Abmessungen dieser Kirchen sind sehr bescheiden: das Chorgeviert mißt 4—6 m, das Langhaus 6–8 zu 10—12 m, selten mehr, manchmal weniger.

Stattlichere Ausdehnung erhielten gelegentlich die Kirchen, welche mit größerem Adelssitze in Verbindung standen. Bei diesen erhebt sich oft ein breiter Turm an die Westseite, das Langhaus anschließend und zumeist vom Langhause aus zugängig, der sich sonst nach außen ein geschlossen festungsartiges Wesen wahrt. Bei sehr ansehnlichen Bauten öffnet sich das Untergeschoß nach dem Langhaus, wohl auch durch zwei Bogen. So z. B. in Pomßen, wo auch an die Südseite eine Art Nebenschiff mit eigener Apsis angebaut erscheint. Solche Türme haben dann auch häufig reicher ausgebildete, auf Säulen gekuppelte Fenster in der Glockenstube, deren Formen dann auf die Entstehungszeit sichere Schlüsse gestatten. Zierliche Säulen, die auf die Zeit um 1200 weisen, erscheinen neben solchen die von ländlichen Steinmetzen noch in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in den alten Stilformen geschaffen worden sein dürften.

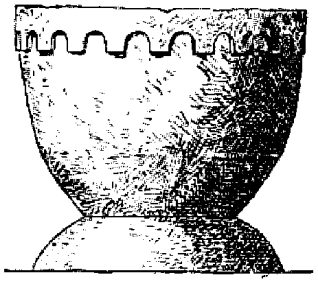


Fig. 153. Taufstein (romanisch) a. d. Kirche zu Polenz. (XX 212.)

Von den noch hier und da erhaltenen Ausstattungen dieser Kirchen sind zu erwähnen: die Altäre, die Taufsteine, die Sakramentshäuser, die Glocken und die Schmiedeisen-Arbeiten.

Die Altäre sind schwere Steintische, die meist über gemauertem Unterbau eine große mit einer Schräge vor diesem verkragende Steinplatte zeigen. Auf dem Unterbau finden sich gelegentlich noch in Kreise gestellte, eingeritzte Kreuze. Daß ein romanischer Altaraufsatz sich in einer Dorfkirche oder auf einem Museum erhalten habe, ist mir nicht bekannt. Wohl giebt es solche aus dem 14. Jahrhundert. Wenn nun gleich sich aus dem Nichterhaltensein nicht auf ein thatsächliches Fehlen solcher in früherer Zeit schließen läßt,

so ist doch wahrscheinlich, daß die Sitte der Altarschreine erst im 15. Jahrhundert allgemein in die Dörfer drang.

Die Taufsteine sind zumeist von sehr ungefüger Gestalt, haben oft über 1 m Durchmesser und sind aus einem Granitfindling herausgeschlagen. Sie gleichen ausgehöhlten Halbkugeln (Fig. 153). Ein Rundbogenfries am oberen Rand ist ihr einziger Schmuck.

Die Sakramentshäuser sind kleine, etwa 20 cm breite und tiefe, 30 cm hohe Wandnischen, die oft durch eine schmiedeeiserne Gitterthür verschlossen sind. Von den Thüren, welche ich kenne, sind freilich die ältesten aus der letzten Zeit vor der Reformation. Die Nischen aber, bestimmt zur Aufbewahrung des Altargerätes, dürften vielfach in romanische Zeit zurückreichen.

Von hoher Bedeutung sind die alten Glocken, die leider jetzt so rasch aus unseren Kirchtürmen verschwinden, um größeren Geläuten Platz zu machen. Und doch gehören sie oft zu den ehrwürdigsten Zeugen christlicher Gesinnung im Lande. Hofprediger Schubart in Ballenstädt wies nach, daß im Anhaltschen schon im 11. Jahrhundert eine nicht geringe Zahl von Glocken von den Türmen ihre Stimme erschallen ließen, in Sachsen giebt es deren, welche sehr wohl zu gleicher Zeit oder doch im 12. Jahrhundert entstanden sein können. Solche Glocken tragen meist keine Inschrift, sondern höchstens Kreuze und andere Zeichen, haben eine außergewöhnlich schlanke Form, einen sanftgewölbten Übergang vom Körper zur Haube, eine steile, schwachhenkelige Krone und ganz glatte Wandungen. Wir besitzen eine Anzahl Glocken, die nach der Inschrift am Haubenrande den Namen des Gießers zeigen (Fig. 155), des Heinrich, Sohn des Dieterich, der um 1300 vielleicht in Grimma lebte.

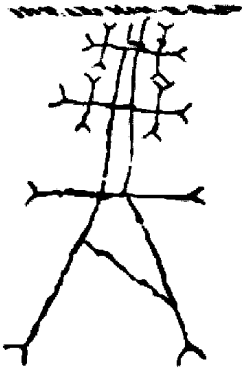


Fig. 154. Eingeritzt in die kleine Glocke der Kirche zu Polenz (13. Jhrh.) (XX. 213)

Fig. 155. Inschrift d. gr. Glocke d. Kirche zu Großwiederitzsch (um d. J. 1300). (XVI. 2. 38.)

Eine eingehendere Darstellung der Geschichte der sächsischen Glocken ist z. B. noch nicht einmal versucht worden.

Die Gemeinden sollten aber mit mehr Stolz auf ihre alten Glocken sehen als dies zumeist geschieht. Die Inschriften beginnen auf ihnen im 13. Jahrhundert häufiger zu werden. Meist sind es im sogenannten

Majuskeln geschriebene lateinische Weihesprüche, welche den oberen Rand des Körpers umgeben. Sie entstanden zumeist dadurch, daß mit spitzem Griffel in die Gußform eingeritzt wurde. Das mußte im Spiegelbild geschehen, sollte die als dünne erhabene Linie auf der Glocke erscheinenden Ritzungen richtige Buchstaben ergeben. Daher kommen Fehler in der Schrift oft vor, die dann zu falschen Lesungen führen. Außer den Buchstaben finden sich gelegentlich auch symbolische Zeichen, namentlich das *A* (Fig. 154) und *Ω* sowie Kreuze an sächsischen Glocken dieser Frühzeit.

Sehr merkwürdig sind die Arbeiten in Schmiedeeisen, namentlich die Thürbeschläge. Ihre eigentümliche Gestaltung läßt auf ländliche Schmiede hinweisen. Meist ist die Bohlenthüre mit geraden Bändern belegt, welche zugleich die Angeln bilden. Diese sind leicht aufgeschlagen und durch Punzen etwas verziert. Außerdem sind aber die Bohlen der Thüren beschlagen mit kurzen Eisenstücken, welche die Gestalt von Menschen, Tieren, Blumen oder lediglich von Schnörkeln haben. Von ganz ähnlichen Thüren berichten uns die Veröffentlichungen über Norwegen. Es handelt sich hier allem Anschein nach um eine sehr alte germanische Technik, deren künstlerischem Gedankeninhalte nachzugehen gewiß von hohem Werte wäre. Die Thüre zu Wahren (Fig. 156) (jetzt in der Sammlung der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Altertümer in Leipzig) und jene aus Seelingstädt und Beiersdorf seien als merkwürdige Beispiele genannt.

Die Dorfkirchen des frühen Mittelalters dürften in der Regel malerischen Schmuck gehabt haben. Ich erwähnte bereits die leichte Ornamentation, welche man gelegentlich an der Außenseite findet. Manchmal trifft man auch Spuren alter Bemalung, namentlich in der Altarnische. Doch ist es mir bisher noch nicht gelungen, ein zusammenhängendes Stück einer solchen aufzudecken. Dies geschah ja in der Nikolai- und Martinskirche zu Meißen, in der Kirche zu Thierfeld bei Hartenstein. Aber hier handelt es sich doch wohl um Werke, welche durch den benachbarten Herrensitz bedingt sind, nicht aus eigentlich ländlicher Thätigkeit entstanden, wenngleich die Kirchen selbst durchaus den dörflichen Grundzug zeigen. Die Thierbachschen, wie die merkwürdigen Sgraffiten an dem Klösterlein zu Aue, an welchen sich sogar der Künstler nennt: Martinus me fecit, Werke der Zeit um 1250, sind wohl Mönchswerk, vielleicht einer Hand, da das Kloster auf gräflich hartensteinschem Grunde errichtet ist. Daß solche Malereien vielfach noch unter dem Kalk sitzen und daß bei jeder Kirchenerneuerung nach ihnen gesucht werden sollte, darauf wäre mehr als es zumeist geschieht zu achten. Ich erinnere mich noch lebhaft des Eindruckes, den ich auf den Apotheker und Kirchenvorstand in Aue eines hellen Sonntagmorgens 1881 machte, als ich ihm erklärte, ich habe an der fast glatten weißen Kirchenwand unter dem hie und da abbröckelnden Putz Figuren gesehen, welche bloß gelegt werden müßten. Er war dicht daran, nach

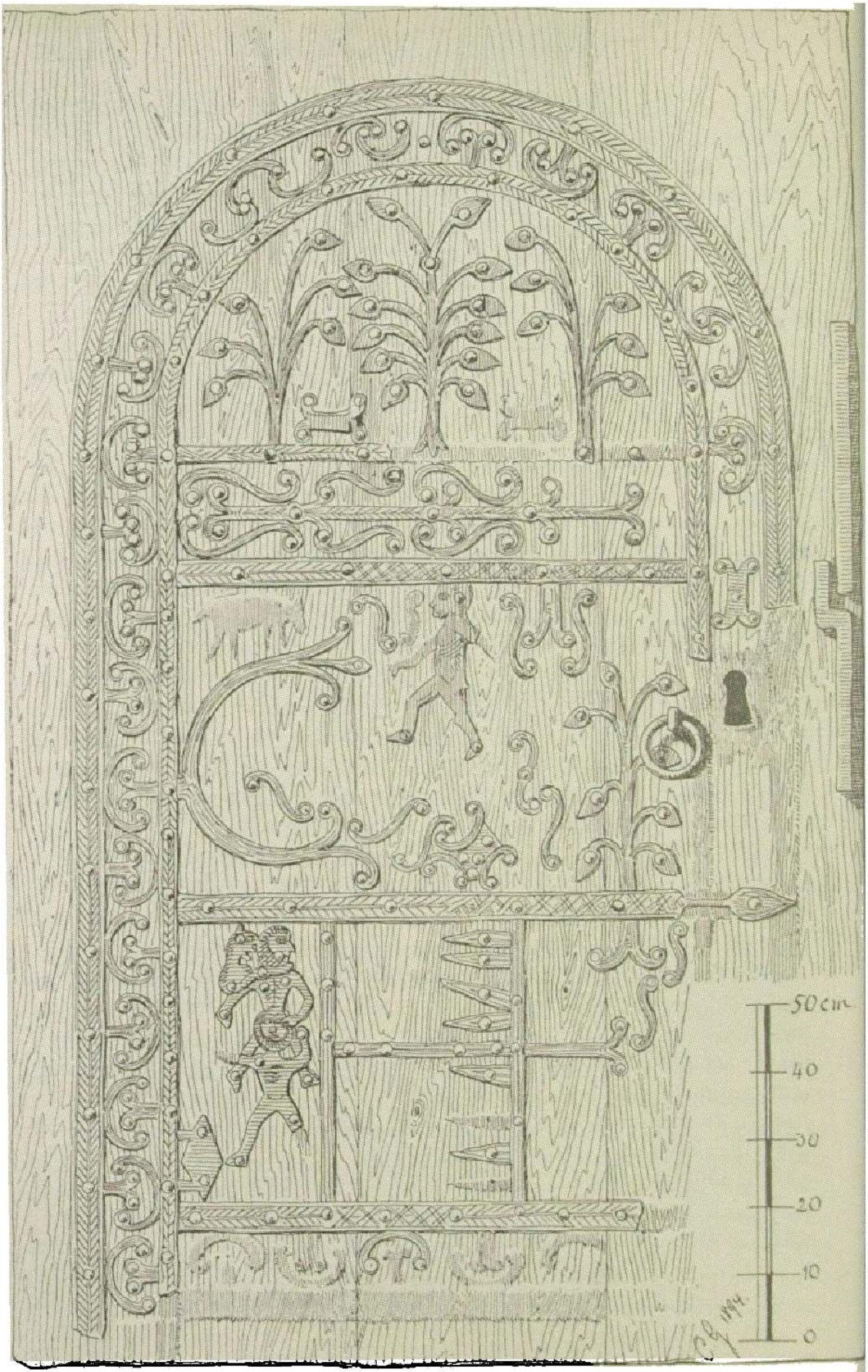


Fig 156. Thürflügel aus der Kirche zu Wahren, stilistisch schwer zu bestimmen, vielmehr als eine Äußerung dörflicher Kunstübung zu betrachten, etwa aus dem 13. Jahrh. stammend. (XVI. 138.)

der Polizei zu rufen, weil er unverkennbar mich für einen von Halluzinationen Geplagten hielt. Später wurden die Gestalten völlig von der Kalkschicht befreit und konnten durchaus erneuert werden. Solche Reste ältester Kunstübung sind für die Erforschung der Volksgeschichte außerordentlich wertvoll.

Die geschilderte Kirchenform ist nicht die einzig erhaltene. Gelegentlich ist die Ostendung der Choranlage gradlinig, in vereinzelten Fällen ist auch die unter dem Namen des Karner bekannte eigentümliche Kirchenart erhalten: bekannt ist uns freilich nur der Rest eines solchen zu Groitzsch und der umgebaute zu Knautnaundorf. Es sind dies Rundbauten mit anstoßender Apsis, letztere von 6 m innerem Durchmesser und etwa 1 m Mauerstärke. Man dürfte sie auf den Anfang des 12. Jahrhunderts zurückdatieren und als die vielleicht älteste Form sächsischer Dorfkirchen bezeichnen.

Mit dem 13. Jahrhundert kamen schlechte Zeiten über Sachsen. Es findet sich wohl hier und da ein Kirchbau, der in diese Zeit zu rechnen ist, aber das 14. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts erwiesen sich im allgemeinen als durchaus unfruchtbar. Merkmale dieser Zeit sind die aus dem Achteck geschlossenen, mit vollen, birnförmig profilierten Rippen eingewölbten Chöre. Das beginnende 15. Jahrhundert wählt an Stelle der einfachen Diagonalrippen gern ein reicheres Netz. Der Spitzbogen hat nun schon überall den Rundbogen verdrängt. Im allgemeinen blieb aber die Anordnung die alte. Es zeigt sich dieser Abschnitt des staatlichen Niederganges als unergiebig in geistiger Beziehung auch für die ländliche Kunst. So wenig wie auf die Gestaltung der Hausformen hat die Gotik in ihren ersten beiden Jahrhunderten in sächsischen Landen einen tiefer greifenden Einfluß auf den ländlichen Kirchenbau ausgeübt.

Der Umschwung vollzog sich erst seit dem Ende der Bruderkriege, namentlich seit dem Beginn der 80er Jahre des 15. Jahrhunderts, welcher für das ganze durch die Hussitenkriege verwüstete Gebiet im Norden Böhmens den segensreichsten Aufschwung brachte.

In den Dorfkirchenbau dringt städtisches Können. Dr. Pfau hat in seinem sehr lesenswerten Buche über die Geschichte des Steinbetriebes auf dem Rochlitzer Berge darauf hingewiesen, daß die älteste Bauthätigkeit auf dem Lande schwerlich, wie man zumeist annimmt, eine durch Mönche ausgeführte oder auch nur geleitete gewesen sei. In der Einfachheit ihrer Formen ist die Kirche des Frühmittelalters wahrscheinlich von den Dörflern selbst aufgeführt worden. Betrachtet man die schwerfälligen über Lehrgerüsten ausgeführten Gewölbe, so kann man nicht glauben, daß hier dieselben Meister thätig waren, welche die romanischen Gewölbe in den Kirchen zu schlagen verstanden. Das Steinwerk kaufte man im Bruch, so etwa die Fenster- und Thürgewände, die Säulen u. s. w. Man verwertete sie so gut man konnte. Ungeschicklichkeiten beim Versetzen kunstvoller Steine sind nicht selten, die

noch deutlicher beweisen, daß der Haustein nur zu oft fertig gekauft und so gut es ging in den Bau eingefügt wurde. Die eigentliche Kunstübung der Steinmetzen ist daher nicht über das ganze Land verteilt, sondern an die Fundstätte des Steines gebunden und außerdem an jene Orte, wo der Stein in größeren Mengen verwertet wurde, also namentlich an große Bauten.

Das 15. Jahrhundert brachte die erhöhte Entwicklung der Kunst der Steinmetzen, der besseren Gliederung ihrer Hütten, der festeren Organisation

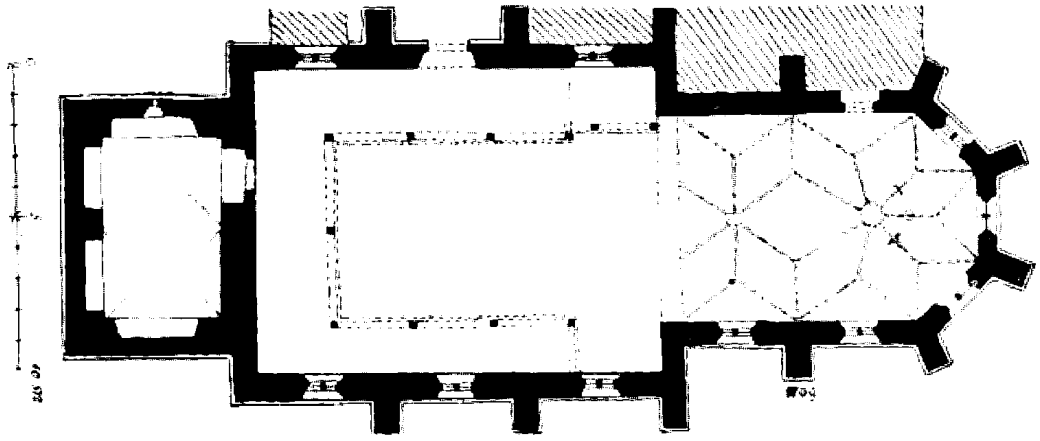


Fig. 157. Stiftskirche zu Groß-Dölzig (1509—1522). (XVI. 31.)

des städtischen Baubetriebes auch für die ländliche Kundschaft. Wie die Fürsten Baumeister anstellten, welche, das Land bereisend, Angaben, Pläne, Verdingungen, Bauabnahmen machten, so lernten die Gemeinden ihre Kirchen nach dem Plan und Rat aus der Stadt berufener Meister aufzuführen.

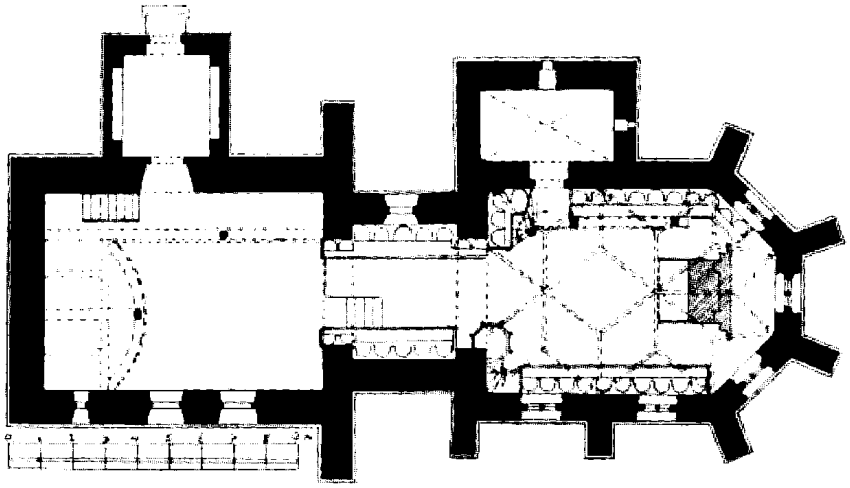


Fig. 158. Kirche zu Fuchshain. (Anfang des 16. Jahrhunderts.) (XIX. 71

Die Dorfkirche wird nun zumeist ein Bau, der aus drei Teilen besteht: dem stattlicher sich entwickelnden, aus drei Seiten des Achtecks geschlossenen, überwölbten Chor, dem Westturm und zwischen beiden dem immer noch viel-

fach flach gedeckten etwas breiteren Langhaus (Fig. 157). Dies hat in Dorfkirchen stets nur ein Schiff, während die Stadtkirchen aus deren drei gebildet sind. Häufig sitzt noch das alte Chor zwischen dem Langhaus und dem neuen gotischen (Fig. 158). Nie aber erscheint in dieser Zeit an Pfarrkirchen ein Querschiff. Die Kreuzesform ist durchaus auf die Bischofs- und Klosterkirchen beschränkt. Sie verschwindet in Sachsen meines Wissens ganz mit dem Auftreten der Prediger-Mönche, der Dominikaner und Franziskaner. Denn diese dachten klar und ernst genug, daß sie die Erfüllung des kirchlichen Zweckes, die Schaffung eines einheitlichen Raumes für die Predigt und das Streben nach schlichter Würdigkeit an geistigem Inhalt über die mystischen Spielerei mit der Kreuzform stellten.

Die Formen des 15. Jahrhunderts sind die spätgotischen. Langsam ermattet die Freude an ihnen, sie werden immer weniger sorgfältig gebildet. Bezeichnend für die spätere Zeit des hier in Frage kommenden Bauabschnittes ist das immer häufigere Auftreten von geraden Linien in der Zeichnung des Maßwerkes, die immer flachere Profilierung in wenig ausgehöhlten Kehlen.

Besondere ländliche Formen sind nicht zu vermerken: die Kirchen der Dörfer sind gleicher Gestalt mit den Kapellen der Städte. Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, eine Geschichte der Spätgotik zu geben.

Von dem künstlichen Gerät jener Zeit hat sich noch sehr viel erhalten, wenn auch nur zu oft auf den Kirchböden. Der Kirchboden ist ein viel sicherer Aufbewahrungsraum als man wohl denkt: ein zu Anfang der protestantischen Zeit dorthin verurteilter Altarschrein hat, wenn ihn die Läutejungen nicht in die Hände bekommen, dort oft die dritthalb Jahrhunderte durchgeschlummert, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen.

Das Hauptstück des Kirchenschmuckes jener Zeit waren eben diese Schreine. Freilich wurde es im 16. Jahrhundert Sitte, Schreine reicher Kirchen durch neue Altäre zu ersetzen, die alten aber armen Kirchen zu schenken. Mancher schöne Altar in Dorfkirchen ist nicht für diese gefertigt. Namentlich Kurfürst August liebte es Altäre aus Klöstern und Stiftern zu verschenken. So beweisen die Altäre nichts für die Geschichte der Kirche. Sie zeigen zumeist die Heiligen, dem ihre ursprüngliche Bestimmungsstätte geweiht war, in Gemeinschaft mit der meist die Mitte des Schreines einnehmenden Jungfrau. In den Flügeln finden sich weitere Gestalten, oft solche von nur halber Größe in zwei Reihen übereinander. Für die bemalten Rückseiten der Flügel ist besonders die Verkündigung ein beliebter Gegenstand. Die Figuren sind meist in Holz geschnitzt und naturalistisch bemalt, oft auch reich vergoldet. Sie sind gleichfalls, soweit sich dies nachweisen läßt, Werke städtischer Meister, die deren in großer Menge hervorgebracht haben müssen. Denn in der Zeit von 1400—1520 füllen sich die Kirchen mit tausenden solcher Altäre. Noch

heute giebt es deren eine sehr ansehnliche Zahl, obgleich zu Anfang der Reformation viele von ihnen beseitigt wurden.

Innerhalb des 15. Jahrhunderts entwickelte sich die Kunst zu immer freierer Gestaltung. Künstlerisch stehen die späteren Arbeiten zumeist höher als die älteren; diese aber, die an Alter über 1480 zurückgehen, sind schon große Seltenheiten.

Neben den Altarschreinen giebt es in den Kirchen gelegentlich altes Gestühl (Fig. 159). Die leicht vertiefte Schnitzerei in diesem kann als bezeichnendes Merkmal gelten, obgleich sie nicht überall vorkommt. Freilich werden solche Reste von Gestühlen selten: Nie sollte ein Geistlicher auch das ihm unscheinbar erscheinende verzierte Brett den wandernden Händlern überlassen: gerade solche Schnitzereien sind jetzt von den Sammlern und Museen hoch bezahlte Wertstücke.

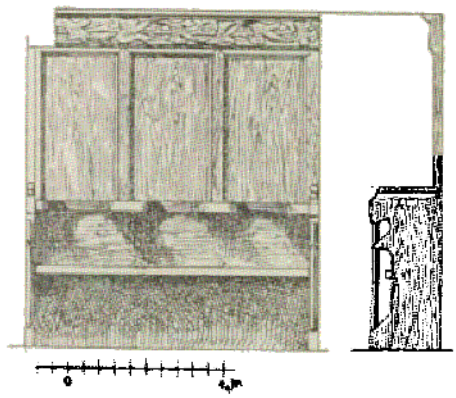


Fig. 159. Chorgestühl aus der Kirche zu Röcknitz. (Anfang d. 16. Jahrhunderts.) (XX. 236.)

Totenleuchter sind ferner manchmal noch zu finden, lange Stangen an deren obern Ende eine gotische, geschnitzte Blume und ein Eisendorn für die Wachskerze, zum Umtragen bei Begräbnissen.

Dann sieht man hier und da noch holzgeschnitzte Kruzifixe, oft von Lebensgröße und größer. Man scheue sich nicht vor der Wucht, mit der die Schrecken des Todes geschildert sind: jene Zeit wollte das Mitgefühl mit derben Mitteln packen, sie wollte durch ergreifende Wahrheit die harten Seelen erschüttern.

Dann gehören die schönen silbernen Kelche vielfach zum Bestande einer Dorfkirche. Manchmal konnte ich nachweisen, daß sie erst im 16. und 17. Jahrhundert dorthin kamen. Mit der Reformation wurde der Reichtum der großen Kirchen an Altargerät zwecklos; um wenigstens die Kelche vor dem Einschmelzen zu retten, dem Monstranzen, Heiligtümer ꝛc. verfielen, begann man bald, diese an kleine Gemeinden für den Silberwert zu verkaufen. Den gotischen Kelch kennzeichnet der prächtige Knauf am Stiele, mit seinen Roteln, der meist die Buchstaben IHESVS oder MARIA M(ater dei) trägt. Bis ins 18. Jahrhundert ist diese Form nachgeahmt worden, doch in immer geringerer Entschiedenheit der Profile.

Zu den Kelchen gehören die Hostienteller (Patenen), auf denen in einem Kreis das Kreuz, oft auch eine segnende Hand eingeritzt erscheint.

Außerordentlich reich ist die Zahl der Glocken des 15. Jahrhunderts. Wohl bezog man solche von außen. Eine Glocke von 1452, die zu Zweenfurt, ist wie die Inschrift besagt von dem kunstgeschichtlich bekannten Glockengießer

Butendijc in Sloterdijk, einem Vorort von Amsterdam gegossen. Ähnliche Nachweise, daß man selbst so schwere Gegenstände, wie Glocken eine so weite Reise machen ließ, sind hier und da zu erbringen. Seit etwa 1480 wird dies nicht mehr nötig. In Halle, in Leipzig, Dresden, namentlich aber in Freiberg entstehen Gießhütten, hier die berühmte der Hillger, welche meisterhafte Güsse von größter Ausdehnung liefern. Die Glocken haben nun zumeist am oberen Rande eine Inschrift in breiten, erhabenen Minuskeln. In dieser Inschrift werden die Heiligen der Kirche mit einem ora pro nobis angerufen, oder ihre Namen werden einfach genannt, oder es wird das: ave maria gratia plena dominus tecum ganz und in Abkürzungen oder endlich der berühmte Weihespruch der Glocken wiedergegeben: o rex gloriae veni cum pace. Dazu kommt zumeist die Angabe der Jahreszahl in der Wiedergabe in Minuskeln, etwa so, daß 1484 geschrieben wird mcccclxxxiv und 1512 mv^{c}xii (das v = 5, das ^{c} = 100, also v^{c} fünfhundert). Natürlich finden sich auch vielerlei andere Inschriften. Bemerkenswert ist namentlich das häufige Vorkommen von Fehlern: Die

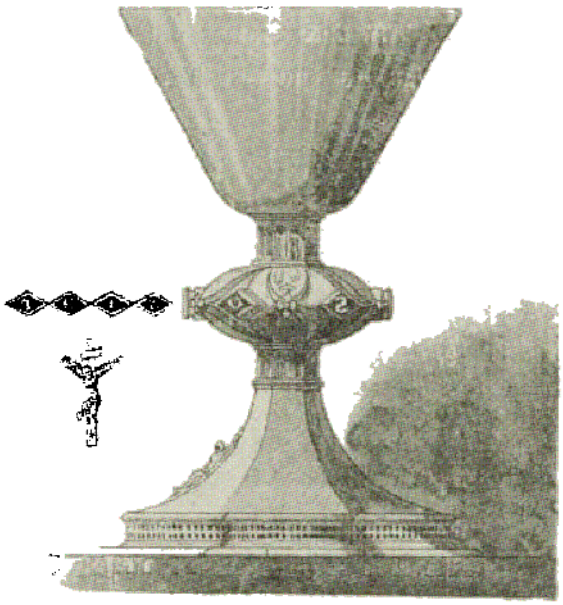


Fig. 160. Abendmahlkelch in der Kirche zu Großzschocher (aus der Mitte d. 15. Jahrhunderts). (XVI. 41.)

o † rex † glorie † criste † veni † cum † pace †
anno † domini † m° † cccc° † lxxxxiiii

Fig. 161. Inschrift der großen Glocke von 1494 aus der Kirche zu Böhlitz. (XIX. 19.)

Buchstaben wurden in einem flachen Stoffe gebildet und auf die Kernform aufgelegt. Öfter scheint der betreffende Arbeiter nicht haben lesen können, nicht bemerkt zu haben, daß er sie in Unordnung brachte. Beim Bilden der Gußform verschoben sich die Buchstaben oft, so daß man gelegentlich einen mehrere Zoll unter seinem rechten Orte findet (Fig. 162). All das erschwert das Lesen oft, so daß dies selten an der Glocke selbst wirklich genau geschehen kann, sondern besser mittelst einer genauen Durchreibung auf Papier.

Die Glocken forderten Türme. Die eigentliche Turmform der gotischen Dorfkirche ist der schlanke Dachreiter mit hoher Spitze. Er erscheint in der Regel auch dort, wo ein selbständiger Turm errichtet wurde oder wo dieser vorhanden war. Wie die romanischen Türme schloß man auch im 15. Jahrhundert den Bau nach oben mit einem Satteldach zwischen zwei kleinen Giebeln ab. Auf das Satteldach nun setzte man den Dachreiter. Das giebt eine höchst reizvolle, malerische, echt ländliche Turmform, die freilich seit dem

lies: **ave maria (g)racia plena dominus tecum.**

Fig 162. Inschrift an der größten Glocke der Kirche zu Rückmarsdorf. (XVI. 11.)

17. Jahrhundert mehr und mehr verdrängt worden ist. Leider haben sich auch die modernen Architekten diesen Gedanken nur zu oft entgehen lassen und statt seiner verkümmerte Kathedraltürme angebracht, in jenem unglücklichen Mißverstehen des Schicklichen, das der Grundfehler unserer Stilisten ist.

Die Geschichte der Turmuhren ist noch wenig bearbeitet. Ganz vereinzelt findet man noch an den Kirchtürmen Sonnenuhren. Der Hahn auf der Spitze ist meist durch eine moderne Wetterfahne ersetzt.

Häufig sind auch noch aus gotischer Zeit stammende Grabsteine: sie sind meist große Steinplatten, in welche die Gestalt des Begrabenen mit derben Linien eingeritzt ist, am Rande die Inschrift, die zu Ende des 15. Jahrhunderts in der Regel deutsch ist, während etwa bis 1470 das Lateinische vorwiegt. Solche Steine oder die, welche nur ein einfaches Wappen zeigen, sollten trotz ihrer Unscheinbarkeit überall sorgfältig bewahrt werden.

Die Reformation brachte zunächst einen Stillstand im Bauen. Bis in die 60er und 70er Jahre des 16. Jahrhunderts ist das Ergebnis an Neuanlagen von Kirchen nicht bedeutend. Dagegen fängt zu dieser Zeit immer lebhafter der innere Ausbau der Kirchen an, die Gemeinden zu beschäftigen. Die zünftische Vorherrschaft der Steinmetzen ist überwunden. Die Kirchen, meist vom Maurer hergestellt, behalten im wesentlichen die überkommene Form mit nun schon ganz ohne höheren künstlerischen Antrieb geschaffenen Einzelheiten.

Das bezeichnende für diese Zeit ist zunächst der Emporenbau, der sich in gleichmäßiger Folge bis in das 18. Jahrhundert fortentwickelt. Auf leicht geschnitzten Säulen die Tragbalken, darüber eine Holzbrüstung. Der Schmuck an den Konstruktionsteilen besteht nie in angesetzten Leisten, sondern ist

stets aus dem Vollholze herausgearbeitet (Fig. 163). Das ist der Unterschied mit den späteren Arbeiten. Der Zimmermann, der nach zünftigen Regeln nicht mit dem Leimtopfe arbeiten durfte, stellte die Empore her und überließ nur die Herstellung der Felder der Brüstung und auch dieses nur ungern dem Tischler. Beiden folgte der Maler. Die Emporen sind zumeist in Leimfarben auf weichem Holze gestrichen. Diese Technik wird heute leider so gut wie gar nicht mehr geübt. Die Farben sind lebhaft, oft bunt. Man liebte es, die Emporen mit biblischen Darstellungen oder doch mit Sprüchen zu schmücken. Dasselbe geschah mit den flachen Brettdecken des Langhauses, die zumeist durch aufgenagelte Leisten in Felder geteilt wurden. Diese Malereien haben selten höheren künstlerischen Wert, aber sie sind treuherzige Zeugen einer schlichten Gläubigkeit und geben zumeist gerade in ihrem Alter der Kirche eine überaus malerische Stimmung. Ich kann den Gemeindevorständen der Kirchen, in welchen solche Malereien sich befinden, diese als Prüfstein für den Wert des bei Erneuerungen heranzuziehenden Architekten dringend empfehlen: erklärt er sich dafür, daß sie entfernt werden müßten, weil sie nicht schön genug seien, so ist er wahrscheinlich ein Mann ohne Feingefühl, dem man besser thut, eine Kirchenerneuerung nicht zu übertragen. Gerade in dieser malerischen Wirkung liegt auch das Bäurische unserer Kirchen. Das hat man leider schon zu früh erkannt. Der Rationalismus, der den Bauern zu einem idealen Geschmacke — nämlich zum rationalistischen — aufklären wollte, glaubte ihm die städtische Farblosigkeit, das vornehme Weiß und Gold aufdrängen zu sollen; die Romantik kam mit dem Gedanken, die Stoffe müßten „echt" sein, Holz also in Holzfarbe gestrichen werden. Das ist etwa so klug, als wenn einer sich eine Perrücke auf den Glatzkopf setzt, aber, um nicht zu lügen, eine solche ohne Haare. Die Bauern aber hielten fest an ihrer Vorliebe für Farbe. Und wir Städter haben meines Ermessens nicht den geringsten Grund ihnen diese auszureden; im Gegenteil, hier ist ein sehr bemerkenswerter Ansatz eines wirklichen Volksempfindens, den man sorgfältig pflegen sollte.

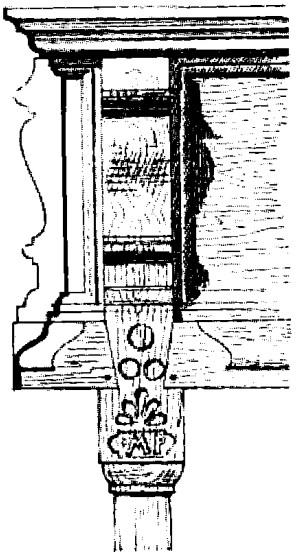


Fig. 163. Holzsäule an der Empore der Stadtkirche zu Mutzschen. (1683.) (XX. 182.)

Bezeichnend für die Dorfkirche bleibt noch für das beginnende 17. Jahrhundert, bis an den großen Krieg heran, daß die städtischen Stile sich nicht in voller Schärfe äußern. Nur zu oft begegnet man noch bis gegen 1670 heran Bauten, die in ihren Architekturformen der damals seit 150 Jahren im Monumentalbau überwundenen Gotik angehören. Stilreinheit an Dorf-

kirchen ist eine erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgekommene Forderung, sie ist unhistorisch in jeder Beziehung.

Die vom Steinmetz gelieferten Arbeiten, ebenso wie die, welche der Kunsttischler schuf, entziehen sich hier der Besprechung, denn sie sind in den Städten bestellt und stehen selten in engerem Zusammenhange mit dem übrigen Kirchenbau.

Steinmetz und Tischler wetteifern in der Herstellung von Kanzeln. Die merkwürdigsten dieser Art, die ich kenne, sind die zu St. Martin bei Meißen und Wasewitz bei Wurzen, (Fig. 164) die, wie es scheint, auf alten Seitenaltären erbaut sind, Werke des Anfangs und der Mitte des 16. Jahrhunderts. Später wird die städtische Form der Kanzeln allgemein.

Seit dem 15. Jahrhundert verdrängen neue Taufsteine aus Sandstein die alten aus schweren Granitfindlingen, auch im Niederlande. An ihre Stelle führt das endende 17. Jahrhundert Taufgestelle aus Holz ein, die häufig in Verbindung stehen mit dem Taufengel. Dieser ist aus Holz geschnitzt, lebensgroß und wird über Rollen von der Decke herabgelassen. Er hält die Taufschüssel in der Hand. Diese Taufengel trifft man noch häufig auf den Kirchböden, doch ist der anmutige symbolische Gebrauch, die Taufe als eine vom Himmel niederschwebende Gabe darzustellen, jetzt wohl überall aufgegeben worden.

Unter dem alten Gerät findet man ferner noch vielfach Vortragkreuze und die oft reizvoll ausgestatteten Klingelbeutel, die ja nun auch zumeist außer Gebrauch gesetzt sind.

Die Altäre ahmen noch lange die gotische Form nach, namentlich wenn die Altartafeln in Stein gebildet werden. Erst das 17. Jahrhundert führt neue Formen, reich geschnitzte Rahmen um ein Altarbild ein.

Bezeichnend für diese Zeit ist die Verbindung von Altar und Kanzel, so daß an Stelle des Altarbildes die Kanzel über dem Altare erscheint. Wann und wo diese Form zuerst auftritt, ist nicht völlig klar erwiesen. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wird sie allgemein und erhielt sich bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Sie hängt eng zusammen mit der allgemeinen Umgestaltung des protestantischen Kirchenbaues und der Vertiefung der Predigt, wie sie die pietistische Bewegung mit sich brachte.

Das Altargerät behält sehr lange die gotischen Formen. Wie von dem schon besprochenen Kelch gilt dies von den kräftig profilierten Messingleuchtern. Das 17. Jahrhundert führte Zinnvasen und Zinnleuchter, oft in Kandelaberform, ein, das endende 18. brachte an ihre Stellen Porzellanvasen, in welche Sträuße künstlicher Blumen gestellt wurden. Auf das Kruzifix, welches zumeist in Holz geschnitzt und naturalistisch bemalt, später vergoldet erscheint, wurde besondere Sorgfalt gelegt. Alte Bibeln mit silbernen Beschlägen und Sammeteinband finden sich noch hier und da. Die Stoffbehänge am Altar

waren schon im Mittelalter gebräuchlich, doch wüßte ich in Dorfkirchen solche nicht mehr nachzuweisen. Erst das 18. Jahrhundert machte sie allgemein üblich. Leider haben sie sich jetzt auch über die Kanzeln in dem Umfange erstreckt, daß oft die wertvollen Arbeiten in Stein und Holz durch minderwertige Stoffe verdeckt werden. Man thäte gut, solchen Schmuck nur an höheren Festtagen zu verwenden, wenn es gilt, der Kirche ein vom gewöhnlichen unterschiedenes Ansehen zu geben.

Die Formen von Altären, Kanzeln, Taufsteinen, Grabdenkmälern u. a. zu beschreiben kann füglich unterlassen werden, da sie dieselben sind wie in

Fig. 164. Alte Kanzel von 1548 aus der Kirche zu Waſewitz. (XX. 270.)

den Städten. Nur für ihre Erhaltung sei ein Wort eingelegt. Die alten Werke haben einen Wert, den kein moderner Künstler den seinigen geben

kann, den des geistigen Verwachsenseins mit der Gemeinde. Sie sollten daher nicht nach dem Geschmack von heute beurteilt und selbst, wenn sie „Sachverständigen" mißfallen, nicht entfernt werden. Wir sollten über den Geschmack unserer Väter und seine Thaten nicht richten, damit nicht wir einst gerichtet werden. Denn was uns schön erscheint, wird deshalb nicht auch unseren Nachkommen als das Bessere gelten. Alter Besitz ist ein unersetzliches Gut, man sollte doppelt vorsichtig sein, es zu veräußern, denn das Verlorene ist nie wieder zu bringen.

Noch ein Wort über die Grabsteine. Die in den Kirchen aufgestellten sollte man als ehrwürdige Denkmale schonen. Auch hier ist der Gesichtspunkt falsch, daß man sie über ihre Erhaltung nach dem Gefallen, oder selbst nach sachverständigem Kunsturteil entscheidet. Denkmäler sind errichtet, daß man der Toten und des Todes gedenkt, nicht um Kunstwerke zu erzeugen! Sie gehören in erster Linie der Ortsgeschichte, erst in zweiter der Kunstgeschichte an. Darum soll auch das unscheinbare Denkmal, selbst das einer unbedeutenden Persönlichkeit mit Ehrfurcht bewahrt bleiben. Stören sie dort, wo sie stehen, den Gottesdienst, so ist doch immer eine Stelle in der Kirche zu finden, wo sie dies nicht thun und wo sie vor Unbill geschützt sind.

Reich sind unsere Kirchen namentlich an Denkmälern aus der Zeit seit etwa 1550 bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Selbst aus der Zeit des 30jährigen Krieges fehlt es nicht an tüchtigen Arbeiten. Auf den Kirchhöfen fangen dagegen die Denkmäler an selten zu werden, die älter als 1700 sind. Die reizenden Grabkreuze in Schmiedeeisen sind schon längst fast ganz verschwunden; vielfach sind sie in öffentliche und private kunstgewerbliche Sammlungen übergegangen. Reiche Freidenkmäler in Sandstein namentlich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts sind dagegen nicht selten. Bei dem hohen Stande des mittleren Könnens der Bildhauer jener Zeit finden sich oft darunter sehr tüchtige Leistungen. Sie verfallen nur zu oft, da es an Mitteln zu ihrer Pflege gebricht. Eine wohlgeordnete Kirchenverwaltung sollte aber diese oft kostbaren Andenken an die Toten einer kunstreicheren Zeit, die mit Wenigem oft zu erhalten sind, nicht unberücksichtigt lassen. Eines seien die Kirchenverwaltungen vor allem eingedenk: es ist nicht zu erwarten, daß in ländlichen Kirchen sich Kunstwerke ersten Ranges finden. Man soll an ihre Schätzung nicht mit jenem Maßstab herantreten, den man in unseren großstädtischen Museen sich aneignete. Man soll vielmehr die Liebe als Maß nehmen, mit der das Werk geschaffen ist, selbst bei mäßigem Gelingen. Und die Kirche soll streng darauf halten, daß das ihr in Liebe Gebotene nicht ohne Grund in Mißachtung komme. Man pflege die bescheidenen Kunstäußerungen, man sorge dafür, daß sie rein und in gutem Stande bleiben; denn das, dem die Kirchenverwaltung keine Sorgfalt zuwendet, kommt bald auch bei den Kirchgängern in Mißachtung. Es ist ein

Irrtum zu glauben, daß unsere Zeit das Bessere schaffe; und selbst wenn sie es thäte, so ist das, was einer ländlichen Kirche geboten werden kann, doch selten ein wirklich Empfundenes und Eigenes. Nur zu oft tauscht man bei Erneuerungen nichts Edleres an Kunstwert ein, als man besaß. Man verlor aber die Geschichte aus der Kirche. Die stilvollste Restaurierung kann einen hohen Wert nicht wiederschaffen: nämlich, daß man an jedem Stück die Liebe sieht, mit der die Gemeinde während der Jahrhunderte ihres Waltens an ihrer Versammlungsstätte hing.

Litteratur.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, Heft 1—XV bearbeitet von R. Steche, Heft XVI—XX bearbeitet von C. Gurlitt, Dresden 1882 ff. Inhalt:

I.	Amtsh.	Pirna.	IX. X. XI.	Amtsh.	Auerbach, Ölsnitz u.
II.	„	Dippoldiswalde.	XII.	„	Zwickau. [Plauen.
III.	„	Freiberg.	XIII. XIV.	„	Glauchau u. Rochlitz.
IV. V.	„	Annaberg u. Marienberg.	XV.	„	Borna.
VI.	„	Flöha.	XVI.	„	Leipzig (Land).
VII.	„	Chemnitz.	XVII. XVIII.		Leipzig (Stadt).
VIII.	„	Schwarzenberg.	XIX. XX.	Amtsh.	Grimma.

L. Puttrich, Denkmale der Baukunst in Sachsen, Leipzig 1836—52.

L. Puttrich, Systematische Darstellung der Entwickelung der Baukunst in den obersächs. Ländern. Leipzig 1852.

Sachsens Kirchengallerie (eine zweite Auflage dieses wichtigen Werkes wird vorbereitet).

Friedr. Winfried Schubart, Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Dessau 1896. (Siehe dort umfassenden Litteraturnachweis über Glockenkunde.)

Dehio und von Bezold, die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Stuttgart 1884 ff.

Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Sachsen. Halle 1882 ff.

P. Lehfeldt, Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Jena 1888 ff.

Jahresberichte des Vereins für kirchliche Kunst in Dresden.

15. Haus und Hof im sächsischen Dorfe.

Von O. Gruner.

Zweck und Ziel der Erforschung.

Über die Notwendigkeit oder den Wert der wissenschaftlichen Erforschung von Haus und Hof, wie sie sich in unserem Vaterlande auf dem Dorfe heute vorfinden, wie sie früher ausgesehen haben und wo sie ihren Ursprung herleiten mögen, können vielleicht verschiedene Ansichten bestehen. Reine Nützlichkeitsmenschen werden gegen solche Bemühungen etwa den Einwand erheben, daß hier gegebene Thatsachen vorliegen, an denen gelehrte oder bautechnische Grübeleien oder Deutungen doch nichts zu ändern vermögen und daß namentlich ein praktischer Erfolg, etwa eine Hilfe für die schwer darniederliegende Landwirtschaft, auf diesem Wege nicht zu hoffen sei. Dem läßt sich aber erwidern, daß diese gegebenen Thatsachen, d. h. die ländliche Bauweise unserer Tage, zumeist ein Produkt willkürlicher Entschließungen ist, entstanden durch Gesetze und Baupraxis, die sich eben vor einem solchen Eingehen auf die Eigenart bisher scheuten und deshalb ohne Kenntnis der historischen Entwickelung verfuhren, weshalb sie auch ihrem Zwecke so schlecht entsprechen, und daß ferner eine Untersuchung der baulichen Zustände früherer Zeiten vielfach den Beweis zu liefern vermag, daß die Landwirtschaft mit einem viel wohlfeileren Apparat an Gebäuden, ohne zinslose Festlegung eines großen Kapitals in totem Inventar auszukommen vermag und daß sie sich früher dabei thatsächlich wohler befunden hat.

Jedenfalls ist aber der Standpunkt der höhere und richtigere, der solchen Forschungen den Wert und das Recht an sich beilegt, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren praktischen Nutzen; sind sie doch sicher ebenso berechtigt wie jede andere Beschäftigung mit geistigen Angelegenheiten, durch die der menschliche Horizont erweitert und das Dunkel, das viele Teile unserer Kulturgeschichte noch bedeckt, erhellt wird.

Solche Forschungen haben aber nicht bloß wissenschaftlichen Wert, sie sind auch für die Kunst von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wenn man nämlich, mit Recht, immer mehr dahin gelangt, das Dogma von der Internationalität der Kunst, namentlich der Architektur, als unhaltbar fallen

zu lassen, so kommt man logischerweise auch zu Zweifeln an der Richtigkeit der Grundlagen, auf denen unsere Ästhetik bisher fußte. Sieht man sich aber nach neuen Grundlagen, wieder besonders für die Architektur um, so wird der Blick alsbald auf eine bewußte, stärkere Betonung des nationalen Elements gelenkt und die Wege, die uns noch am sichersten zu diesem führen, leiten notwendig hinaus aufs Land, wo die Akademien mit ihren griechischen und römischen Mustern noch nicht so viel Verwirrung angerichtet haben, wie in den Städten. Sowohl Aufgabe und Zweck des menschlichen Daseins, als auch die Vorbedingungen zu deren Erfüllung liegen dort meist noch einfach und klar zu Tage, so daß auch für die Beschaffung des Unterkommens von Mensch und Tier, für die Baulichkeiten die der Betrieb erfordert, in leicht zu übersehender, harmonischer Weise, organisch aus den Bedürfnissen herausentwickelt, gesorgt werden kann. Diese Klarheit und Harmonie von Zweck und Mittel, die Entwickelung aus dem nackten Bedürfnisse zum reich gegliederten Organismus aber ist der Weg zur wirklichen Schönheit, zur bodenständigen Kunst; aus dem hölzernen Cubiculum, dem Abbild der einfachsten menschlichen Behausung, ist der griechische Tempel allmählich herausgewachsen. Nun muß ich freilich schon hier vorausschicken, daß unserm Dorfhause vom alten Schlage zum Kunstwerk noch recht viel fehlt; was einzelne Kunstformen wie Schnitzereien, zierlichen Holzverband, malerische Vorbauten und dergleichen betrifft, kann es sich nicht entfernt mit seinen berühmt gewordenen Verwandten in der Schweiz messen, selbst den Vergleich mit den hervorragenderen Fachwerkbauten im Hennegau und Thüringen hält es nicht aus. Vielfach treffen wir in Sachsen wirklich nur die nackte Nutzform an, auch konstruktiv nur in der dürftigsten Weise ausgeführt, so daß Zweckdienlichkeit und eine gewisse Harmonie, sowohl in sich als im Zusammenhange mit der Landschaft die einzigen Elemente sind, die uns ästhetisch ansprechen, und den neueren Bauten auf dem Lande gehen auch diese natürlichen Vorzüge und Reize vielfach in der bedauerlichsten Weise ab.

Es ist sehr zu beklagen, daß man nicht schon früher den Anfang mit der Erforschung unserer ländlichen Bauweise gemacht hat, zu einer Zeit, als noch mehr echtes, altes Material dazu vorlag, aber diese empfindliche Lücke in unserer wissenschaftlichen Litteratur macht sich in den meisten Gegenden Deutschlands bemerklich. Wenn auch das Landleben mit seinen charakteristischen Gestalten, Sitten und Gewohnheiten in Idyllen, Dorfgeschichten und Schauspielen manchen begeisterten Schilderer gefunden hat, wenn auch nicht bloß Geistliche und Lehrer, die mitten darin und doch auf einer höheren Warte stehen, sondern auch Schriftsteller von Beruf wie Immermann, Auerbach, Sohnrey u. a. es treu und drastisch nach der Natur porträtiert oder mit dem Duft und Reiz dichterischer Anschauung verklärt haben, so ist neben der klassischen Schilderung, die Justus Möser vom westfälischen Bauern-

hofe giebt, aus früherer Zeit doch fast nichts zu nennen, was uns das Heim unserer Bauern, ihr Haus und Hof, klar zur Anschauung brächte, und auch andere Quellen, wie Gesetzessammlungen, Lehrbücher der Baukunst u. s. w. fließen hinsichtlich unseres Gegenstandes überaus spärlich. So kommt es, daß unsere Kinder und Enkel, die nur Milchkuranstalten inmitten eleganter Häusercarrés oder Molkereien mit Maschinenbetrieb oder allenfalls modern bewirtschaftete Güter ohne Vieh, ohne Knechte und Mägde, ohne Dreschtennen und Düngerhaufen zu sehen bekommen, sich sehr bald kein richtiges Bild vom echten, rechten Bauernhofe und seinem Treiben, seiner hausbackenen Poesie und — seinem reichen Segen redlicher Arbeit im Schweiße des Angesichts mehr werden machen können.

Mannigfaltigkeit der Erscheinungen.

Wenn dem Bauernhofe in Sachsen die ihm gebührende Anerkennung von ehemals zuteil werden soll, so muß man die noch erhaltenen guten Repräsentanten aufsuchen, im ganzen betrachten und vor dem geistigen Auge einen Normalhof rekonstruieren mit allen seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten und zufälligen Nebensachen. Das ist nun freilich nicht so bald gethan, denn die analytische Erforschung der ländlichen Häuser und Gehöfteanlagen im Königreiche Sachsen bietet anfänglich ein verwirrendes Bild dar. Die Unterschiede sind so mannigfaltig und so grundsätzlicher Natur, daß es zuerst scheinen will, als würde man nie zu einem Typus oder zu wenigen, scharf ausgeprägten Grundformen gelangen können. Kennzeichen, die sonst bei der Einordnung der ländlichen Bauarten als zuverlässig gelten, versagen hier; die Stellung der Gebäude unter sich und zur Straße, die Anordnung der Dächer, gewisse Konstruktionen, nach denen sonst deutscher und slawischer Ursprung unterschieden wird, führen zu scheinbar unlösbaren Widersprüchen. Erst wenn man die Geschichte der Besiedelung, die Fortschritte der Kultur, den Einfluß des fremden Vorbildes, des Materials, des Klimas, des veränderten Betriebes und wie die Faktoren, die auf die bauliche Gestaltung einzuwirken vermögen, heißen mögen, sich unausgesetzt vor Augen hält, dann ergeben sich gewisse Richtpunkte in diesem rätselvollen Chaos. Sind doch noch in neuerer Zeit recht fremdartige Elemente unseren Dörfern einverleibt worden; ich erinnere beispielsweise nur an die „Schwedei“ unterhalb Augustusburg, eine Ansiedelung zurückgebliebener schwedischer Söldner oder an das russische Schulhaus in Kleinzschachwitz, die Stiftung des Fürsten Putjatin. — Die volkstümliche Terminologie des ländlichen Bauwesens, die durch ihre Ähnlichkeit der Bezeichnung desselben Gegenstandes in verschiedenen Gegenden manchmal frühere Zusammenhänge nachzuweisen vermag, ist in Sachsen ziemlich unbestimmt und recht wenig entwickelt.

Im allgemeinen hat die Erforschung der ländlichen Bauweise in Sachsen ein ähnliches Ergebnis wie die des Dialektes. Längs der großen Verkehrsstraßen, zu Wasser sowohl wie zu Lande, haben sich die feineren Unterschiede verwischt und die charakteristischen Merkmale abgeschliffen, das Vorherrschen des sächsischen Elements, im Gegensatz zum fränkischen, ist aber, ähnlich dem Einflusse der Lutherschen Bibelsprache, immerhin noch zu erkennen. In den von den Völker- und Ereigniswellen weniger berührten Ecken des Landes hingegen, im Erzgebirge und in der Lausitz, haben sich mehr ausgesprochene Eigentümlichkeiten fränkischer bezw. slawischer Art erhalten. Auch der geringere oder größere Wohlstand übt seinen Einfluß auf die sorgsame Erhaltung oder leichtherzige Erneuerung des Bestandes im Bauwesen. Nur schrittweise kann man die Wandlungen rückwärts verfolgen, bis man an den Punkten anlangt, wo vermutlich jene Kulturströme zusammenflossen, deren Produkt wir im Haus und Hof des sächsischen Dorfes nun vor uns sehen. Einen Gedanken darf man bei diesen Untersuchungen nicht aus dem Auge verlieren, wenn er auch unserem Nationalgefühl vielleicht unbequem sein mag: daß nämlich die Kultur des platten Landes in einem großen Teile Sachsens slawischen Ursprungs ist, daß für viele Dörfer damit nicht nur die Grundform der Anlage, nicht nur die Einteilung der Flur (in Gewanne), sondern auch die Größe der Hofraiten, die Stellung der Gebäude, vielfach wohl auch das Konstruktionsprinzip für Neubauten gegeben und festgelegt war. Die Neugründungen aber, die durch Kolonisten aus dem Süd- und Nordwesten erfolgten, gliederten sich dem slawischen Kulturlande nicht bloß seitlich an (wie z. B. im Erzgebirge), sondern gingen in östlicher Richtung sprung- und etappenweise vor, über ältere thüringer Niederlassungen hinwegsetzend, mitten zwischen alte, slawische Ortschaften hinein, häufig deren Namen mit der Vorsilbe „Deutsch“ annehmend. War schon dadurch im großen ganzen die Veranlassung zu einem Durcheinanderwürfeln deutscher und slawischer Dorfformen gegeben, so kam weiter noch die Verschiedenheit der deutschen Stämme dazu, aus denen die Kolonisten hervorgegangen waren. Den Sachsen vom unteren Laufe der Elbe, den Flämen war ein anderer Plan für Haus und Hof geläufig, als den Thüringern; diese wieder bauten anders als es die Einwanderer aus der Oberpfalz gewohnt waren. Jeder Stamm hatte ja seine charakteristischen Eigentümlichkeiten beim Anlegen und Erbauen von Hof und Haus, von denen bisher zwar nur die auffälligsten beobachtet und bekannt wurden, die wir aber hoffentlich in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit werden kennen lernen, wenn die darauf gerichteten Forschungen des Verbandes deutscher Architekten vollständig und gesichtet der Öffentlichkeit zugänglich sein werden. Bis dahin müssen wir uns freilich mit den üblichen markantesten Kennzeichen behelfen, obgleich einige davon sich schon jetzt als unzulänglich oder trügerisch erweisen.

Die slawische Grundform.

Daß die slawische Behausung aus der Erd- oder Lehmhütte (und nicht aus dem Blockhause) entstanden ist, kann so wenig in Abrede gestellt werden wie die Thatsache, daß die Lehmhütte noch heute den slawischen Bewohnern mancher Länder z. B. Rumäniens, vielfach als Zuflucht dient. Soll diese primitivste Wohnstätte ein Dach erhalten, dessen Traufenwasser nicht an den Lehmwänden herunter rinnt, so müssen dessen Stützen mit dem nötigen Abstand von den Wänden errichtet werden. Dadurch ergiebt sich die Grundform, die uns heute noch für das Bauernhaus der Lausitz charakteristisch zu sein scheint, obgleich sie sich nachweislich früher in allen von den Slawen besiedelten Strichen des ganzen Königreichs Sachsen vorfand und die auch von ihren Nachbesitzern bis in das vorige Jahrhundert ausgeführt worden ist. Ich meine jene zumeist nur erdgeschoßhohen Gebäude, vor deren Umfassungen hölzerne Säulen stehen, die ganz unabhängig vom Gebäudekörper die Dachschwellen und somit die ganze Dachkonstruktion tragen, durch Kopfbänder (oder „Bügen") in ihrer senkrechten Stellung gesichert. Diese einfachen Eckbänder wurden später vielfach durch kunstvollere Verknotungen, durch Spannriegel, ja durch ganze Korbbogen-Einsätze aus Holz ersetzt, vielleicht darf man darin die formale Ausbildung des slawischen Grundgedankens durch deutschen Einfluß erkennen.

Den ursprünglich eingegrabenen Säulen fehlt die gemeinschaftliche Grundschwelle, sie stehen auf einzelnen Quadern oder auf gemeinsamem Steinsockel. Wir haben es somit hier mit wirklichen Freistützen, nicht mit ständerartigen Überbleibseln eines Fachwerkes zu thun. Manchmal erweitert sich die Säulenstellung zu einer Art Vorhalle an der Langseite, häufig treffen wir wenigstens einen Vorbau an der Hausthüre an, zu dem einige Stufen emporführen. Der Ursprung von Halle und Vorbau mag wohl in eine Zeit zurückreichen, da das ganze Gebäude nur einen einzigen Raum enthielt, dieser Vorbau demnach gewissermaßen die nach außen verlegte Hausflur bildete. Ich habe früher schon (Beiträge zur volkstümlichen Bauweise. Leipzig, Arthur Felix. 1893) es versucht, die Entstehung dieser Grundform aus dem nomadisierenden Leben und Wirtschaftsbetriebe der ersten slawischen Einwanderer zu erklären. Nach meiner Annahme wäre das von Säulen getragene Schutzdach mit dem besonders umwandeten Wohngelaß darunter eine Art erweiterter Pferch gewesen, der je nach Erfordernis da oder dort errichtet wurde, um für Mensch und Vieh während der Winterszeit Obdach zu bieten. Weitere Erklärungen ergeben sich dann ganz ungezwungen, z. B. daß es mit Rücksicht auf bequemes Ein- und Austreiben zweckmäßig war, das Haus mit seiner Langseite parallel zum getretenen Weg zu stellen, daß die Feuerstelle ihren Platz nicht im Wohngelaß, sondern zwischen diesem und der Viehabteilung erhielt, um nach

beiden Seiten zu wärmen und weil hier der freie Dachraum am höchsten war, daß die Rauchfuttervorräte in einer Abteilung am anderen Ende des Bauwerks untergebracht wurden, wo sie zum Schutze des Viehraums gegen Kälte beitrugen u. s. w. Diese Reihenfolge von Wohnraum, Vorplatz mit Feuerstätte, Stall und Futterschuppen findet sich heute noch bei unzähligen kleinen Wirtschaften eingehalten, meine Erklärung für ihre Entstehung hat bis jetzt keine Widerlegung erfahren. Zu jener Zeit, in die ihre Entstehung fiel, machte sich kein Bedürfnis nach Nebengebäuden fühlbar; die geringen Erträgnisse des Getreidebaues fanden im Kornkasten und in Strohfeimen Unterkunft, so daß Scheunen nicht gebraucht wurden. Damit entfiel aber

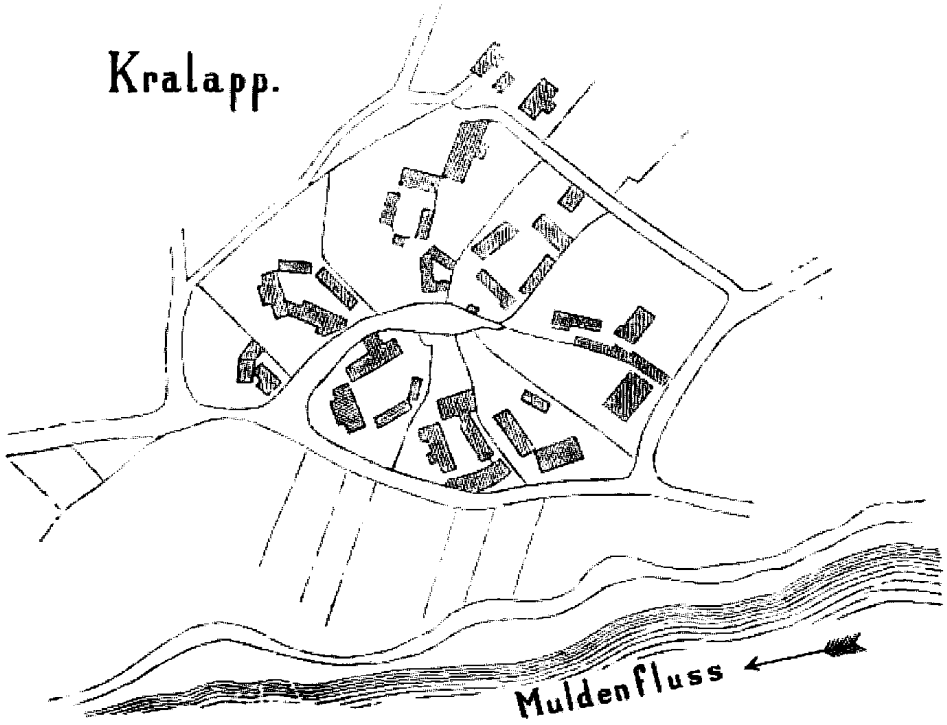


Fig. 165. Rundling mit ursprünglicher Einteilung.

auch die eigentliche Veranlassung zur Gehöftebildung und mit dieser der Grund, das Gebäude etwa nach der Tiefe, rechtwinklig zur Straße zu stellen; die Langstellung, *parallel* zur Straße gilt mir deshalb als ein Zeichen *slawischen* Ursprungs. Noch heute finden wir in den östlichen Teilen unseres Vaterlandes, wo der slawische Einfluß sich merklicher erhalten hat, häufig bäuerliche Besitzungen, deren Scheunen, scheinbar zusammenhanglos, abseits, etwa jenseits der Straße stehen und die durchaus kein Gehöfte in dem uns geläufigen Sinne bilden. Wenn es gleichwohl Dörfer giebt, deren uralter slawischer Ursprung zweifellos feststeht und in denen trotzdem die Wohnhäuser sämtlich ihren Giebel gegen die Straße kehren, so erkläre ich mir das so. Die deutschen Eroberer fanden die Einteilung der Fluren und Hofraiten vor (Fig. 165)

und behielten beide bei, aber auf der Breite der Hofraite, die der Länge des slawischen Hauses (nebst dem dieses umgebenden Kuhring) entsprach, mußte ein Gehöfte nach deutscher oder fränkischer Art Platz finden, d. h. das Wohnhaus mit Stall wurde rechtwinklig zur Straße gestellt, neben dem Wohnhausgiebel füllte die Hofmauer mit dem Einfahrtsthor den Zwischenraum bis zum Nachbarhause aus, die hintere Hofumwehrung bildete die quergestellte Scheuer. Die Knappheit der ursprünglichen Parzellenbreite und die Notwendigkeit ihrer nachträglichen Teilung, um für die wachsende Einwohnerzahl neue Wohngelegenheiten zu schaffen, brachte es vielfach mit sich, daß die Gebäude so dicht zusammenrückten und die Höfe so unbegreiflich eng ausfielen, wie wir sie in Dörfern ursprünglich deutscher Gründung kaum je antreffen. Ich habe z. B. in Friedersdorf (bei Königsbrück) zwischen dem Wohn- und Auszüglerhaus 1,85 m Abstand gemessen. Denken wir uns das slawische Haus, mitten im Kuhring stehend, sowohl von den Nachbargrenzen als von der Straße durch Zwischenräume geschieden, zwischen dem Haus und der Straße die Dungstätte liegend, so haben wir die Vorbedingungen für die Entstehung des Bauernhofs in der Dresdener Gegend, nördlich der Elbe, z. B. in Kaditz, Rähnitz, Mickten (Fig. 166) u. s. w. Ohne weiteres läßt sich dann auch das Vorrücken des Nebengebäudes (Auszüglerhaus) bis zur Straßenflucht erklären, denn hierdurch wurde das dem Deutschen so ärgerliche Einblicken des Nachbars in seinen Hof wirksam verhindert. Der etwas ungesellige, trotzige Charakter des deutschen Kolonisten, der wohl hauptsächlich auf niederdeutschen Ursprung hinweist, spricht sich auch in anderen, noch zu erwähnenden Beobachtungen aus.

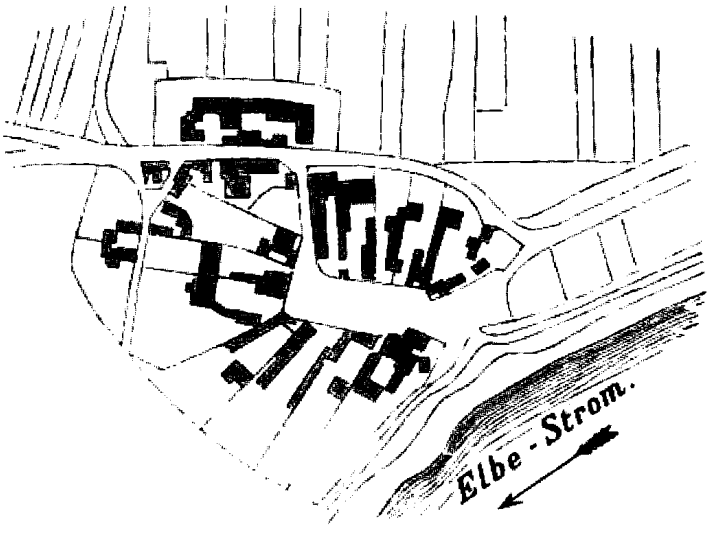


Fig. 166. Mickten. Nachträglich geteilter Rundling.

Unverkennbares Gepräge slawischen Ursprungs tragen diejenigen Dörfer, die wir als Rundlinge bezeichnen und von denen im Elbthal und in den einmündenden Seitenthälern noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine ziemliche Anzahl wohl erhalten war. Ihren Mittelpunkt bildet der Teich; um diesen sind die Gehöfte radial angeordnet (daher vielleicht der Familienname „Teichert"), so daß sie einen geschlossenen Kreis bilden, der

ursprünglich wohl nur einen einzigen direkten Zugang hatte. Es ist das unverkennbar die stabilisierte Form der Wagenburg. Aber auch die sogenannten Straßendörfer, deren Gehöfte zu beiden Seiten der durchführenden Straße geschlossene Reihen bildeten, so daß der Ein- und Ausgang leicht durch Thore oder Barrikaden gesperrt werden konnte, verdanken ihre Entstehung dem Bedürfnisse des Slawen in der geschlossenen Vereinigung seine Sicherheit zu suchen. Ähnliche Gründe defensiver Natur mögen die sägeblattartige Stellung der Häuser gegen die Dorfstraße (Fig. 167) veranlaßt haben; diese Ansicht hat sich bei mir befestigt, seitdem ich diese Anordnung sogar in der Ludwigstraße in Nürnberg, mit der Richtung gegen den Weißen Turm, das alte Stadtthor, vorgefunden habe.

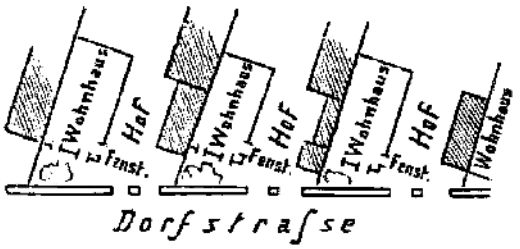


Fig. 167. Pesterwitz, Striesen u. s. w. Sägeblattförmige Gebäudestellung.

Das Stadium der Lehmhütte mag noch in slawischer Zeit überwunden worden sein, sie wurde aber nicht durch das Mauerwerk, sondern mutmaßlich durch den Fachwerkbau mit Klaiberfüllung abgelöst, und wo dazu der Lehm fehlte, der nahe Wald aber genügend Holz darbot, wird man — auf slawischer Seite — zum Balkenblockwerk übergegangen sein. Aber der Bohlenstuhl (Fig. 168), das Umgebinde, hat sich, wie schon bemerkt, in ursprünglicher Form erhalten, und noch heute entdeckt man an vielen, im Erdgeschoß gemauerten Bauernhäusern bei genauerem Zusehen die Ansatzstellen, wo früher Säulen und Büge das Obergeschoß oder das Dachwerk stützten, und weil für die gemauerte Umfassung der alte Sockel des Umgebindes benutzt wurde, oder weil die alte Umfassung bis nach Fertigstellung der neuen beibehalten werden sollte, tritt nun das Erdgeschoß-Mauerwerk in nicht eben rationeller Weise über die Flucht des schützenden Obergeschosses heraus.

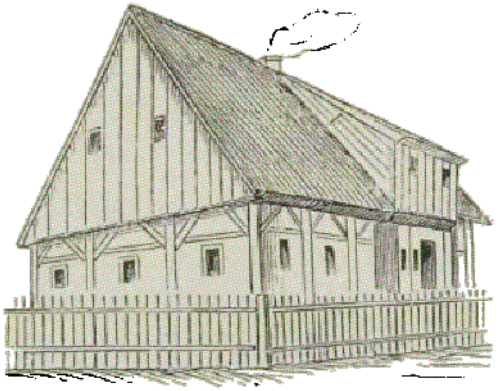


Fig. 168. Langburkersdorf. Umgebinde und Oberstübel.

Zur Vervollständigung des Bildes vom slawischen Bauernhause füge ich noch hinzu, daß sein Dach als einfaches Satteldach, ohne Abwalmung und ohne Giebelschmuck zu denken ist und daß zur Dachdeckung ursprünglich wohl ausnahmslos Stroh verwendet wurde. Die Schindeln scheinen nach ihrer Terminologie und bei der Abhängigkeit vom Walde, die sie bedingten, eine deutsche Erfindung zu sein; ihre Herstellung setzt außerdem

vervollkommnete Werkzeuge und eine gewisse handwerksmäßige Schulung voraus.

Die gebirgische Grundform.

Eine zweite Grundform von Häusern, die sich für den Forscher aus den zahllosen Varianten herausschält, stellt seiner Erklärung größere Schwierigkeiten entgegen. Es sind das die sonderbaren, vorwiegend für Wohnzwecke dienenden, einhüftigen Gebäude mit ungleich weit herabreichendem Dache, im Profil fast an unsere Jahrmarktsbuden erinnernd, nicht selten auch mit ganz verschiedener Dachneigung an der Vorder- und Rückseite. Besonders häufig findet man sie im östlichen Teile unseres Erzgebirges, z. B. in Altenberg, Zinnwald, wahrscheinlich würde auch Freiberg noch in seinen ältesten Gebäuden Beispiele aufweisen können, vereinzelt kommen sie aber auch näher der Elbe, z. B. in Kaufbach (Fig. 169) vor. Das Charakteristische bei ihnen ist, wie schon bemerkt, die um ein Geschoß verschiedene Höhe der Traufe an der Vorder- und Rückseite, außerdem zeigen sie aber auch die Neigung um einen Mittelpunkt zu gruppieren, anstatt Nebengebäude zu errichten; sowohl an den Lang- als Giebelseiten werden erdgeschoßhohe An- und Ausbauten angelehnt, welche entweder Nebenstuben (Auszüglerwohnung) oder Stall oder Schuppen enthalten und wenn irgend möglich mit unter das herabgezogene Haupt- (Schlepp-) Dach gebracht werden. Giebelanbauten erhalten ein quergelegtes Pultdach. Ich habe hierbei natürlich nicht nachträgliche Anbauten, sondern solche Anlagen im Auge, die von Anfang an planmäßig in dieser Weise hergestellt wurden. Als entscheidendes Kennzeichen gilt dabei namentlich das Durchreichen der Sparren und der Wandrahmen in je einem Stück. Es wäre verfrüht, eine bestimmte Quelle für diese Bauweise angeben zu wollen; das Bestreben, alles unter einem Dache zu vereinigen, ist in der friesisch-sächsischen Bauweise sehr ausgeprägt, vielleicht könnte man aber auch an eine Einführung durch die Berglente aus dem Harz (die bis zum Jahre 1180 zurück datiert) denken, denn es war jedenfalls ein rauhes Klima und ziemliche Dürftigkeit, die diese Bauart schufen und fast möchte man als besondere Eigentümlichkeit den geflissentlichen Verzicht auf jede schöne oder auch nur gefällige Wirkung bezeichnen. Als Probe auf die Vermutung des niedersächsischen Ursprungs könnte ein Vergleich mit den ältesten Bauwerken in Gossensaß (am Brenner) dienen,

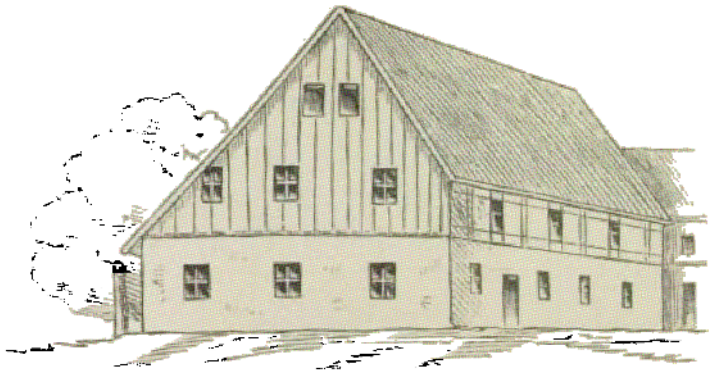


Fig. 169. Kaufbach. Einhüftiges Haus.

denn auch dort sind Harzer Bergleute eingewandert. Es ist uns nicht gelungen, ein Gesetz aufzufinden, das für die verschiedene Dachneigung maßgebend wäre; Sonne, Wind oder Schnee scheint dabei nicht im Spiele zu sein, vielleicht aber die verschiedenartige Nutzung der darunter gelegenen Räume (Wohn- und Schlafräume mit steilerer, Futterböden mit flacherer Dachneigung). (Fig. 170 aus Thomasdorf.) Wenn man die jetzigen Bewohner darum befragt, so erhält man die übliche Antwort: „Das wissen wir selbst nicht, warum das so gemacht worden ist".

Die fränkische Grundform.

Als dritte und wichtigste Grundform bleibt nun die zu betrachten, die der ursprünglich deutschen Siedelung in Sachsen eigentümlich ist, die dem sächsischen Bauernhause und -Hofe sein eigenartiges Gepräge verleiht und die auch in anfänglich slawischen Gebieten unbestrittten den Sieg davonträgt. Sie fußt unverkennbar auf fränkischem Vorbilde und zwar entspricht sie ziemlich genau der Spielart, die in der Oberpfalz und in den westlichen Gebirgszügen zwischen Rhein und Weser sich vorfindet. Das Hauptkennzeichen dieser Bauweise ist der vollkommen geschlossene Hof, der am liebsten selbständig, ohne Zusammenhang mit dem Nachbar angelegt wird und im Gegensatz zum slawischen Dörfler seine Sicherheit in der eigenen Kraft, im wohl verwahrten Anwesen sucht (Fig. 171, siehe umstehend). Man trifft in Sachsen Dörfer an, die beide Typen: den kastellartig umwehrten Hof und die offene Anlage, gegen die Straße kaum durch einen Zaun abgetrennt, unmittelbar nebeneinander aufweisen. Am auffälligsten war mir das in Gomlitz bei Lausa. Daneben finden sich vielfach noch die sogenannten ausgebauten Güter vor, d. h. solche, die isoliert mitten in der Feldmark liegen. („Die Hufe" bei Frauenstein, Sebnitz u. a. O.) Vielleicht haben sie zur Entstehung des Familiennamens „Sünderhauf" (von Sonderhufe) Anlaß gegeben. Ein ganz kleines Beispiel davon giebt Fig. 172 und 173 aus Kaufbach (siehe Seite 393).

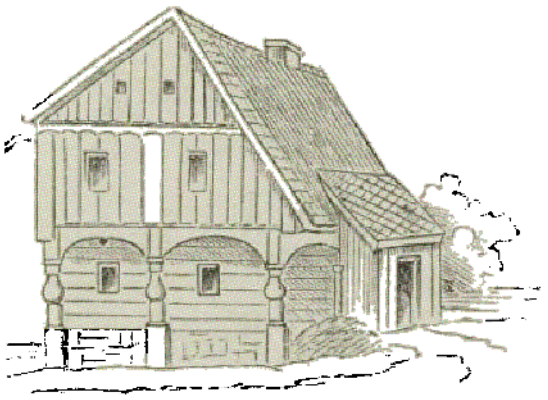


Fig. 170. Thomasdorf. Einhüftiges Haus mit ungleicher Dachneigung.

Bei dieser Art von Höfen steht das Wohnhaus mit dem Kuhstall jederzeit rechtwinklig zur Straßenrichtung; ihm gegenüber, ebenso gerichtet, steht das Nebengebäude mit dem Pferdestall, hinten quervor steht die Scheune. Der siegreiche Einwanderer mußte sein Besitztum wehrhaft anlegen, darum

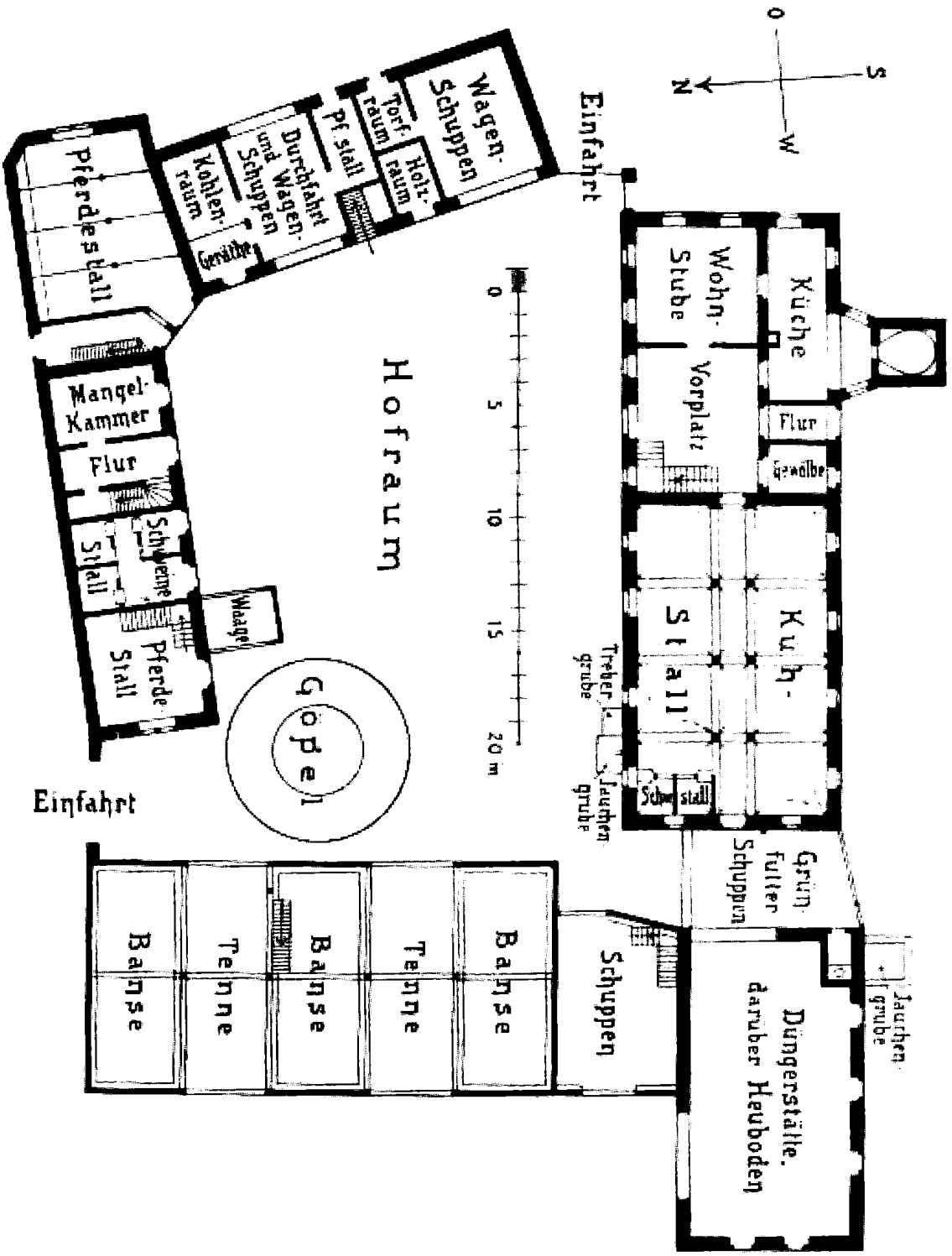


Fig. 171. Härtwig'sches Gehöfte in Großstädten bei Rochlitz.
Zu dem Gute gehören 19 ha Ackerland, 4 ha Wiese, 3 Arbeitspferde, 16 Rinder und 8—10 Schweine.

sind alle übrigen Hofseiten und Lücken zwischen den Gebäuden mit Mauern oder wenigstens Planken umhegt, ja im Erzgebirge zum Schutze gegen Sturm und Schnee nicht selten noch in der Höhe des Obergeschosses mit Bretern verschlagen. Bei Fig. 174 ist der Zwischenraum sogar durch eine Mauer geschlossen. Die Vermehrung der Gebäude ist dabei eine weitere charakteristische Erscheinung. Bei den Slawen mag das Pferdehalten zu den Ausnahmen gehört haben, sie bestellten den Acker mit Kühen; für die deutschen Dienstmannen und Grenzwächter hingegen war es Pflicht und strategisches Bedürfnis; weil aber Pferde viel lästigere Nachbarn bei menschlichen Behausungen sind als Kühe, so wurden sie in einem besonderen Gebäude untergebracht. Für die größere Menschenmenge, die mit den Deutschen ins Land gekommen war, mußte mehr Brot erbaut werden als früher; die Folge war die Abschaffung des Weideviehs, die Bestellung größerer Weideflächen mit Körnerfrucht und die Erbauung von mehr und größeren Scheuern als früher gebraucht wurden.

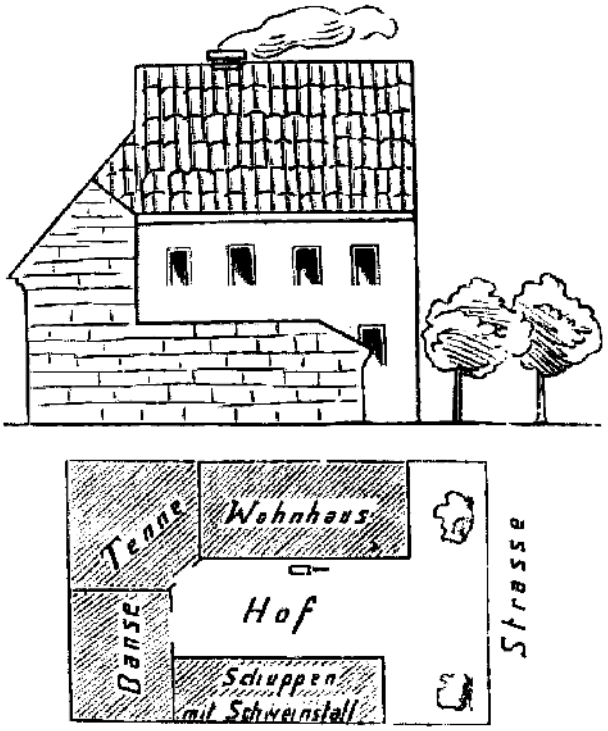


Fig. 172 und 173. Kaufbach. Häuslernahrung in der Feldflur.

Das zweigeschossige Wohnhaus dieser Gehöftart weist im Obergeschoß an der dem Hofe zugekehrten Langseite den Laubengang auf, der sich korridorartig längs der Gelasse im Obergeschoß hinzieht, durch das herabreichende Dach und Abschlußwände an den Schmalseiten gedeckt, nach dem Hofe aber mit großen Öffnungen versehen. Manchmal sind hier Schiebeläden vorhanden, früher mögen die zierlichen Holzgitter als Verschlüsse gedient haben, die man jetzt noch ab und zu unter dem Bodengerummel in Bauernhäusern, namentlich der Sächsischen Schweiz, antrifft und über deren Ursprung niemand Auskunft zu geben weiß, weil die Lauben seit mehr als

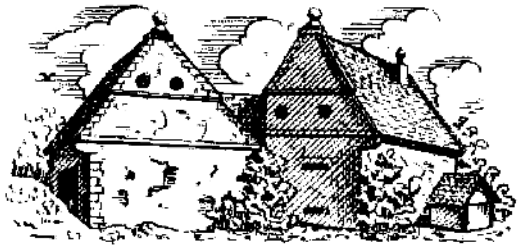


Fig. 174. Scheunengiebel mit ausgemauertem Zwischenraum.

Menschengedenken verschwunden sind. In den Gegenden, wo reichlich Holz zur Verfügung stand, wurden diese Lauben meist balkonartig auf vorkragenden Balken angelegt, sonst findet man sie aber auch häufig innerhalb der nach oben verlängerten Flucht der Erdgeschoß-Umfassung (Fig. 175). Derartige laubenartige Gänge an der Hofseite mit halbfreier Treppenanlage erkennt man sogar noch bei manchen alten Häusern Dresdens. Der Ursprung der Laube selbst aber ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Liewe des fränkischen Palas zurückzuführen; somit kennzeichnet dieser Gebäudeteil, in dem häufig auch die Treppe enthalten war, allein schon die höhere Kulturstufe dieser Häuser und ihrer Erbauer. Dazu kommt aber noch, daß die Ausführung, wenigstens des Erdgeschosses in Mauerwerk, schon in früher Zeit anzunehmen ist und auch die Krüppelwalmen des mächtigen Daches, die bautechnische Schulung und Fertigkeit voraussetzen, weisen auf eine Einführung dieser Bauweise aus hoch kultivierten Gegenden hin.

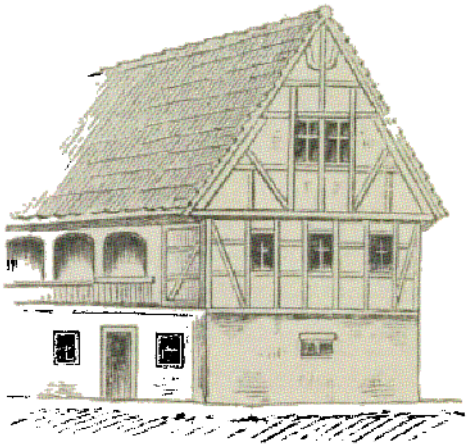


Fig. 175. Pieschen. Laubengang.

Neben diesen 3 Grundformen vermißt man, abgesehen von den der Zahl nach doch nur verschwindenden vlämischen Einflüssen, nicht ohne Befremden fast jede Spur von zwei anderen, denen man in Sachsen zu begegnen wohl erwarten dürfte. Zuerst nenne ich hier den sächsisch-friesischen Einbau, der Tenne, Ställe, Wohnung und Scheuer unter einem einzigen Dache enthält. Nach dessen Spuren habe ich mich vergeblich umgesehen; das einzige, was entfernt daran erinnert, sind die schon erwähnten Schleppdächer und die Bekrönungen der Giebelspitzen, die doch wahrscheinlich mit der nordischen Mythologie im geistigen Zusammenhange stehen. Freilich ist zu vermuten, daß sie mehr den Zweck hatten, die Nationalität (das Deutschtum) des Ansiedlers anzuzeigen, als eine architektonische Tradition aufrecht zu halten. Ob stark verwischte und dadurch rätselhaft gewordene Anlagen, wie in Niedersteina und Rennersdorf, die alten Scheunen mit Laubengängen und Kammern etwa auf niedersächsische Einflüsse hinweisen, muß ich unentschieden lassen. Ferner sucht man, trotz der nahen Nachbarschaft, vergeblich nach spezifisch oberfränkischen Anklängen; die höchst charakteristischen Brettergiebel Nordbaierns, die samt dem Dachvorsprung sich etagenweise vorbauen und wegen ihrer malerischen Reize schon auf Bildern der oberfränkischen Malerschule (Hans Scheuffelin, Burgkmair u. a.) sich vorfinden, fehlen in Sachsen gänzlich. Vielleicht übten die Bischofssitze als geistige Mittelpunkte doch auch auf das Bauwesen einen gewissen Einfluß

aus, so daß dasjenige Sachsens mehr nach Magdeburg als nach Bamberg gravitierte.

Abstufungen nach der Größe.

Ehe ich der eingehenden Beschreibung des Bauernhofs in allen seinen Teilen, wie er für das Königreich Sachsen jetzt als typisch gelten kann, näher trete, muß ich noch einer Mannigfaltigkeit in anderem Sinne gedenken. Sie betrifft die verschiedene Größe der bäuerlichen Wohnstätten samt Gehöfte. Die Zeit liegt auch für Sachsen nicht so gar weit zurück, da der Bauer sich einen Menschen im Vollgenuß aller bürgerlichen Ehrenrechte ohne irgend welchen Grundbesitz („ohne Halm noch Ar") nicht recht denken konnte, und der Unterschied zwischen Großbauer und Häusler bildet in manchen Dörfern noch heute eine nicht zu überbrückende Kluft in der Rangordnung. Wenn der Städter davon nichts weiß und eine ärmliche Häuslerbesitzung als „ein kleines Bauerngütchen" bezeichnet, so macht das dem Bauer ungefähr denselben Eindruck wie dem Soldaten, wenn man den Unterschied zwischen Bataillonstambour und Major nicht kennt. Der Alleinberechtigte im Dorfe war ursprünglich der „Bauer", auch Nachbauer oder Nachbar, so genannt, weil er nicht mehr umherzog oder mit anderen tauschte, sondern sich fest und zwar in der „Nähe", im Gemeindeverband mit den anderen, anbaute. In Sachsen wird er auch noch als Hufner, Pferdner oder Anspänner bezeichnet und damit die Bedeutung des Pferdehaltens für sein Ansehen bestätigt. Die bairische Bezeichnung „Huber" entspricht unserm Hufner und hat dort zu den unzähligen Spielarten der Huber im Familiennamen geführt, während bei uns die „Hübner" darauf zurückweisen.

Der Bedarf an Arbeitskräften, der durch die eigne Familie des Bauern nicht gedeckt wurde, mag bald dazu geführt haben, kleinere Areale, frühere „Wurten" oder „Gemeindeflecke", die bei der ersten Teilung aus irgend welchen Gründen im Gemeindebesitz verblieben waren, an „Gärtner", Gartennahrungs- oder Wirtschaftsbesitzer zu überlassen. Man unterschied früher Hopfen-, Wein- und Krautpflanzer, auch die Bezeichnung „Schenken" war im Gebrauch, sowie Hintersassen oder Hintersättler. Der Unterschied zwischen dem Hofe dieser Klasse von Dorfbewohnern, wenn sie zu Vermögen gekommen waren, und dem des zurückgegangenen Bauers hat sich mit der Zeit freilich oft verwischt, hingegen blieb er stets bemerklich zwischen dem Bauern und der dritten Klasse, nämlich den Häuslern. Dazu gehörten ursprünglich die Handwerker, die sich außerhalb der Bannmeile einer Stadt, auf dem Dorfe, ansiedeln durften. Durch „Vereinzeln der Grundstücke" d. h. Zerschlagen mancher Bauerngüter sind, besonders häufig nach dem 30jährigen Kriege, Häusler, die das davon übrig gebliebene Wohnhaus erstanden, mitten in die „Nachbarschaft" hineingekommen. Dem Häusler gehört häufig ein Garten, vielleicht auch ein Stückchen Feld, er ist aber trotzdem

auf Tagelohn im herrschaftlichen Hof (daher vielleicht der so häufige Familienname „Hofmann") oder Erpachtung fremder Felder angewiesen, wenn er kein Handwerk daneben betreibt.

Als vierte Klasse im alten Dorfe sind endlich die Bewohner zu nennen, die weder Haus noch Grund besaßen und als „Hausgenossen, Hausleute, Einlieger oder Mieter" bezeichnet wurden. Zu ihnen gehören hauptsächlich die Auszügler, und die Hofmeister der Bauern. Auf die bauliche Erscheinung des Dorfes üben sie nach der Natur der Sache keinen selbständigen Einfluß aus, indessen bilden die Nebengebäude, in denen sie untergebracht werden, wie wir nachher sehen werden, doch eine ständige Eigentümlichkeit der Höfe von der besprochenen dritten Grundform.

Es mögen hier einige Flächenmaße Erwähnung und Vergleichung finden. 1 Scheffel = 2066 qm (20,66 a). 2 Morgen = 1 Acker = 55,34 a.

1 Hufe = 12 — 30 Acker (die wendische Hufe ist klein) = 6,6 — 16,6 ha. (Der Dresdener Altmarkt enthält 13400 qm d. h. rund $1^1/_3$ ha oder 6 Scheffel.)

Der Normaltypus des sächsischen Bauernhofs.

Ich gehe nun zur Schilderung und Besprechung eines Bauernhofs der dritten Grundform und seiner Gebäude über, weil er unter den genannten drei Grundformen die häufigste und zugleich diejenige ist, die am meisten typische Ausprägung erfahren hat; dabei wird sich Gelegenheit finden, Abweichungen und Weiterentwickelungen der andern Grundformen mit zu besprechen; zur Ergänzung der Einzelheiten werde ich freilich manchmal ein klein wenig über unsere Landesgrenze hinausschweifen müssen.

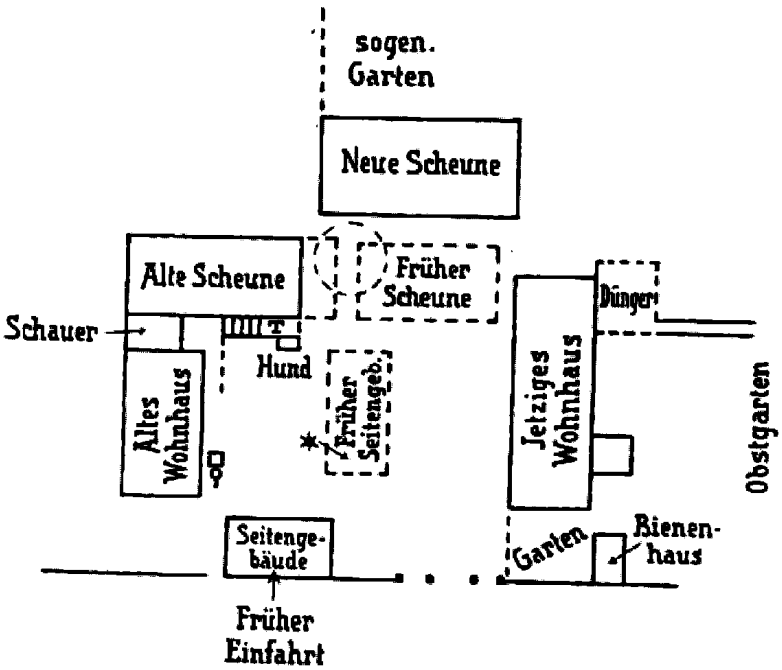


Fig. 176. Barth's Gut in Rennersdorf, durch Verschmelzung zweier Güter entstanden.

Als Abschluß des Hofes gegen die Dorfstraße finden wir, wo der Boden nur irgend welches Steinmaterial darbietet, eine feste Mauer, reichlich hoch genug, um den Einblick von der Straße zu ver-

wehren (Fig. 176). Noch außerhalb dieser Hofumwehrung, unter den Fenstern des Wohnhausgiebels, liegt der von einem Zaun umhegte Kretz- (d. h. Küchen-) Garten, dem aber neben den Küchenkräutern auch die vom Bauer bevorzugten Zierpflanzen, wie Balsaminen, Feuerlilien, Basilikum, Rittersporn und Sonnenrosen fast nie fehlen. Das Herausrücken der Hofmauer vor die Flucht des Wohnhausgiebels gegen die Straße ist vollkommen typisch und z. B. bei den Elbdörfern der Niederlößnitz (in Kötzschenbroda, Radebeul u. a.) noch heute sehr auffällig; hier geschah es vielleicht, um das Weinspalier nicht unmittelbar an die Straße pflanzen zu müssen, es ist ein Zaun davor. Die Mauer hat 2 Durchbrechungen, eine einflügelige Pforte zunächst dem Wohnhausgiebel und ein zur Mitte des Hofes führendes mächtiges Einfahrtsthor, am liebsten von einem kühn geschwungenen Bogen überspannt (Fig. 177). Der Schlußstein des Bogens trägt meistens die Anfangsbuchstaben des Erbauers und die Jahreszahl, manchmal auch ein passendes Sinnbild, ein bäumendes Pferd, Kornähren od. dgl. Diese Bogeneinfahrten nennt Riehl ebenso treffend wie schön die Triumphbogen des Landmanns, durch die er mit dem hochbeladenen Erntewagen als Triumphator einzieht, und mich gemahnt ihre Verbindung mit der Pforte immer an das festliche Adventswort des 24. Psalms: „Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch". Zwischen Pforte und Thor finden sich zuweilen Inschriften vor, die auf die Geschichte des Hofes, Wiederaufbau nach Krieg und Brand oder auf die Bedeutung des Einganges Bezug haben, z. B. in Leubnitz das andere Psalmwort (121, 8): „Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang"; auch fehlt hier selten ein Ruhebänkchen für die Feierabendstunden und den Sonntag-Nachmittag. Außerdem wird hier die Nummer angebracht, da auf dem Dorfe nicht die Häuser, sondern die Gehöfte gezählt werden. Manchmal freilich besteht das Thor auch nur aus mächtigen Pfeilern (Schäften) aus Stein oder Mauerwerk ohne Schwibbogen, die dann einen bekrönenden Schmuck oder wenigstens eine Bepflanzung mit Hauslaub erhalten; und wo die übrige Einfriedigung von Holz (Planken oder Zaun) hergestellt wird, besteht auch die Thorüberdeckung nur aus einem kräftigen Balken (Oberschweif), etwa durch ein Strebesystem von Bügen unterstützt und zum Schutz gegen das Wetter mit einer Abdeckung aus Brettern, Schindeln oder Ziegeln versehen (Fig. 178).

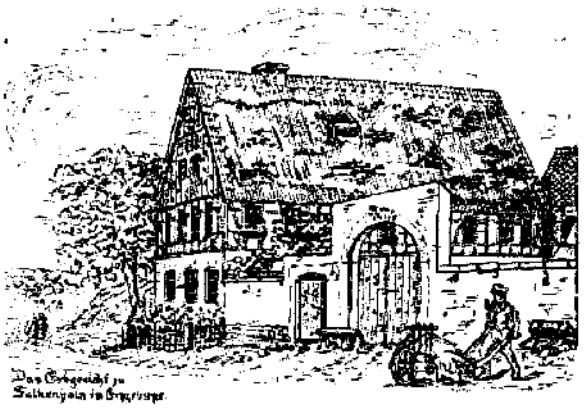


Fig. 177.

Als Drehpunkte für die Thorsäulen findet man noch hier und da plattenartige Steine vorgestreckt mit pfannenartiger Vertiefung, zwischen denen die Holzsäule drehbar eingeklemmt ist. Vor dem Thore steht häufig ein Lindenbaum, (daher wohl die Namen Lindner und Lindemann) oder eine Schwarzpappel und über die Hofmauer heraus grüßen frischgrüne Nußbäume. Das Anpflanzen von diesen oder anderen stark belaubten Bäumen in nächster Umgebung der Gebäude wurde durch das Feuermandat für Dörfer vom Jahre 1775, mit dem wir uns später noch mehr beschäftigen werden, als Feuerschutz empfohlen.

Fig. 178. Piskowitz. Hölzerne Hofeinfahrt.

In alten Gehöften findet man zuweilen die Hofeinfahrt in einem Wirtschaftsgebäude, das längs der Straße steht und dessen Obergeschoß dann darüber hinwegreicht (Fig. 179, vergl. auch Fig. 171 u. 176); durch das nur erwähnte Mandat wurde das Überbauen der Einfahrten verboten; sieht man jetzt häufig, wie das Hofthor sich zu einer viel größeren Höhe erhebt als die anschließende Hofeinfriedigung, und forscht man dem

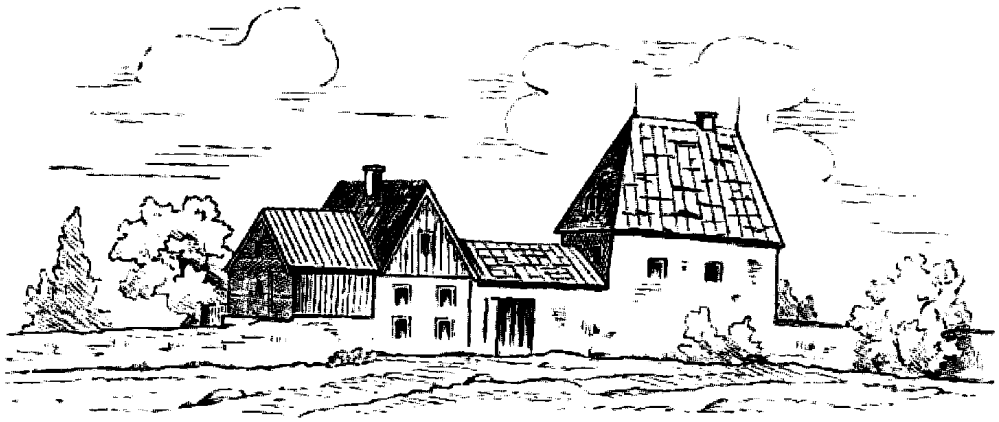


Fig. 179. Weinbergsgut auf der römischen Boisel.

eigentlichen Zweck seiner oberen Überdeckung (durch Bogen oder Überschweif) nach, so drängt sich auch hier das Gefühl auf, daß man es mit einer uralten Tradition zu thun hat. Manchmal ist die Einfahrt in einer Ecke des Hofes, zwischen zwei rechtwinklig gegeneinander gerückten Gebäuden angeordnet, namentlich wenn das Wohnhaus längs der Straße steht; dann liegt die Pforte meist an dem entgegengesetzten Giebel des Wohnhauses.

An der Rückseite des Gehöftes begegnen uns seltener Einfriedigungen aus Mauerwerk; ihre sehr große Ausdehnung in manchen Dörfern der Lößnitz (Kaditz, Weinböhla) mag mehr den Schutz der hinter den Höfen gelegenen Weingärten gegen den Nordwind, als die erhöhte Sicherheit zur Veranlassung gehabt haben. Übrigens zeigen diese alten Mauern mit ihrer Rasenabdeckung oder sattelförmigen Abhorstung mitunter ein bemerkenswertes Geschick in der Verarbeitung des Pläners; als Bindemittel diente regelmäßig nur Lehmmörtel, höchstens nach außen wurden die Fugen mit Kalkmörtel ausgeworfen (Fig. 180).

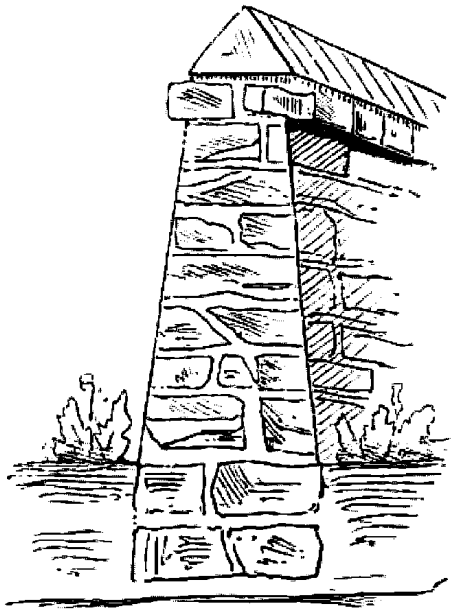


Fig. 180. Plänermauer im Querschnitt.

Das Wohnhaus.

Von der Pforte führt uns ein mit Platten belegter oder mit Steinen gepflasterter Gang (die Hoiste des Erzgebirgers, Gräte des Schlesiers), an den Wohnstubenfenstern vorbei, nach der Hausthüre. An einer Seite der Thüre ist eine Bank, auf der an gewissen Wochentagen die beim Buttern benützten Geräte zum Trocknen breit gelegt werden, an der anderen Seite ist ein Gestell, wo die zur Milchwirtschaft dienenden Schüsseln, Näpfe und Äsche ihren luftigen Trockenplatz finden. Die Hausthüre selbst, mitunter überaus niedrig (ich habe solche mit 1,60 m lichter Höhe angetroffen), ist bei alten Gebäuden noch als Gatter- (richtiger wohl Gaden-) Thüre eingerichtet, d. h. in halber Höhe geteilt, so daß die untere Hälfte dem Vieh den Eintritt ins Haus verwehrt, während die obere Hälfte zurückgeschlagen werden kann, um Licht und Luft herein, Rauch und Küchendunst aber hinaus zu lassen. Diese Einrichtung hat freilich ihre Bedeutung dort eingebüßt, wo das „Haus", d. h. die Flur nicht mehr gleichzeitig als Feuer- und Kochraum dient, sondern wo durch Teilung nach der Tiefe an der Rückseite ein besonderer Küchenraum abgetrennt worden ist (Fig. 181). In alten Waldhäusern, z. B. in Hinterhermsdorf ist diese Trennung noch nicht vollzogen, sondern mehr symbolisch angedeutet und zwar durch einen gemauerten Bogen, der sich in halber Tiefe des Hauses zwischen der Stuben- und der Stallwand ausspannt. Als Ersatz für die Gatterthüre als Lichtquelle ist jetzt meist ein

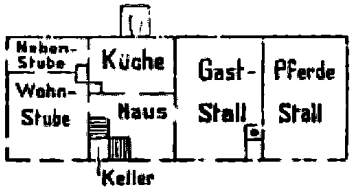


Fig. 181. Altes Wohnhaus von Fig. 176.

kleines Fenster über der Hausthüre vorhanden. Die Verschlußvorrichtungen der Thüren sind meist noch altertümlich und mitunter rührend primitiv. Fallklinken, mit einer Schnur von außen zu öffnen und Holzriegel, mit einem Stift oder Pflock von außen zu verschieben, sind nicht selten; man findet auch neben dem inneren Riegel kreisrunde Ausschnitte in der Bretthüre, damit man von außen sich selbst öffnen kann. Gewiß ehrt diese Vertrauensseligkeit die Sicherheitszustände auf dem Lande, vielfach handelt es sich aber auch nur darum, die Thüre für das Vieh ungangbar zu machen. Wenn man aber auch ganz hübsche Vexiervorrichtungen in Holz ausgeführt antrifft, so sieht man, daß der Bauer die Kunst des Dorfschmieds nicht gern mehr in Anspruch nimmt, als unvermeidlich ist und das übliche Verstecken des Schlüssels auf dem nächsten besten Gebäudevorsprung muß dem Städter doch ein lächelndes Kopfschütteln abnötigen. Von dem abergläubischen Hufeisenkultus, dem man in Berlin noch vor so vielen Eingangsthüren begegnet, spürt man in unseren sächsischen Dörfern nichts.

Trotz der Abtrennung der Küche nimmt doch der Schornstein in älteren Gebäuden regelmäßig noch seinen Anfang im „Haus", und zwar nicht in der Erdgleiche beginnend, sondern in Deckenhöhe als unten offener Schlot, unter dem jetzt noch wenigstens der Kessel (beim Waschen, Schlachten und Futterkochen gebraucht) steht und in den die Rauchrohre vom Stuben- und Küchenofen frei ausmünden. Der Schornstein ist nicht mit dem fränkischen Hause ins Land gekommen, er ist viel jüngeren Datums; gleichwohl hält es schwer zu sagen, wie früher die Rauchabführung mag beschaffen gewesen sein. Die eigentümlichen Öffnungen in den oberen Spitzen der Dachwalmen, die in Böhmen und Schlesien noch angetroffen werden und die vermutlich dem Rauchabzug dienten, habe ich in Sachsen nirgends angetroffen; ich bin deshalb geneigt anzunehmen, daß das Vorkragen der Dachbalken und das Herauslegen der Sparren auf Schieblinge, was ja eigentlich die Konstruktion erschwerte, zu dem Zweck erfolgte, gegen Wind, Regen und Schnee geschützte Auslaßöffnungen für den Rauch zu schaffen. Es wird dereinst von besonderem Interesse sein, auf Grund der Aufnahmen allerorten zu vergleichen, in welchen verschiedenen Wegen das Schornsteinproblem in den verschiedenen Gegenden Deutschlands früher gelöst worden ist. Als Baumaterial für den Schornstein diente regelmäßig die Lehmstake, der wir bei den Gebäudeumfassungen noch oft begegnen werden; beim Abbruch solcher Schornsteine ist der mit Glanzruß und Holztheer getränkte Lehm nebst Stroh ein sehr begehrtes Düngemittel. Häufig ist der Schornstein durch seitliche Öffnungen und Schieber mit der auf dem Dachboden eingebauten Räucherkammer derart in Verbindung gebracht, daß man nach Belieben den Holzrauch (am liebsten von Eichenspänen) die Fleischwaren und Speckseiten kann umkräuseln lassen, ehe er über das Dach ins Freie abzieht. Das ursprünglichere Ver-

fahren war freilich die Aufhängung im Rauchfange, über dem offenen Herdfeuer; seitdem aber auch auf dem Lande, wenigstens im Winter, Braun- und Steinkohlen gefeuert werden, verbietet sich das jederzeitige Räuchern. Das ganz offene Herdfeuer mag wohl lange Zeit die Regel gebildet haben; für die zwischen Backenmauern und Rauchfang eingeschlossene Feuerung ist noch heute die Bezeichnung „polnischer Kamin" gebräuchlich, die etwa in die Zeit Augusts des Starken zurückweisen dürfte. Man trifft aber auch diese polnischen Kamine, mit Ausnahme des Kaffeeröstens, nur noch selten in Gebrauch. Als einzige Kocheinrichtung fand ich sie im Armenhause zu Hermsdorf, aber gleichfalls unbenutzt.

Als zweite Feuerstätte im Hause mag wohl der Backofen entstanden sein, der ursprünglich regelmäßig in den Wohnraum hereingereicht haben wird, möglichst tief ins Erdreich eingesenkt, um Mauerwerk zu ersparen, rasche Abkühlung zu verhüten und den Raum über der Haube als geheizte Schlafstätte benutzen zu können. Das Backofengewölbe (die Haube) wurde aus sorgfältig durchgearbeitetem Lehm, mindestens $^1/_2$ Elle dick, hergestellt; als Lehre diente ein ursprünglich wohl kreisrundes Korbgeflecht, ähnlich den geflochtenen Brodformen, die jetzt noch gebräuchlich sind, das dann dem ersten Anheizen zum Opfer fiel. Durch das Feuermandat vom Jahre 1775 wurde Freilage der Backöfen, außerhalb des Gebäudes, gefordert; nur durch das Vorgelege (den Hals) durften sie mit ihm zusammenhängen. So entstanden jene wohlbekannten niedrigen Anbauten unserer Bauernhäuser (z. B. Fig. 174 und 181), unter besonderem Dächlein den Backofen und im Zwischenraum häufig noch entbehrliches Geräte, wie Holzschlitten, Schubkarren und dgl. enthaltend. Die Errichtung von Gemeindebackhäusern wurde in jenem Mandat besonders anempfohlen, sie sollte sogar „sportelfrei" zulässig sein, es ist aber wohl nur an wenigen Orten der Anregung gefolgt worden, während man kleine Privatbackhäuser, frei im Hof oder Garten stehend, nicht eben selten antrifft (vergl. Fig. 216). Immerhin mag diese Anlage in manchen Dörfern eine so ungewohnte Neuerung gewesen sein, daß sie den Anlaß zur Entstehung von Familiennamen wie „Backhaus, Backofen, Bachofen" gegeben hat. Eigentlich war ja auch der Backofen im Hause selbst unentbehrlich; seine strahlende Wärme wurde beim Käsemachen, bei der Milchaufbewahrung zur kalten Jahreszeit und auch im Wohnraume notwendig gebraucht. Namentlich hier, im Wohnraum, mußte unbedingt Ersatz dafür geschaffen werden und so mögen hauptsächlich zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts, an manchen Orten wohl auch schon früher, jene ungeschlachten Ziegel- oder Kachelöfen entstanden sein, von denen einzelne noch jetzt im Gebrauch sind. Ihr mangelhaftes Funktionieren gab vielleicht Anlaß zur Entstehung des Familiennamens „Stubenrauch". Sehr wahrscheinlich ist es ja nicht, daß der Übergang vom offenen Herdfeuer zum Hohlofen unmittelbar

stattgefunden habe. Wenn die Ortsbezeichnungen wie Kamin (in Schlesien), Kamnitz (in Böhmen), Chemnitz (in Sachsen) wirklich daher rühren sollten, daß die umwohnenden Slawen hier zum erstenmale die Bekanntschaft der ihnen bis dahin unbekannten Kaminanlage machten, so könnte sich diese Bezeichnung (die man auch gleichbedeutend mit „Steinhaus" gedeutet hat) vielleicht nur auf den gemauerten Rauchkanal, den Schornstein beziehen. Wir haben aber gesehen, daß dieser in damaliger Zeit kaum je aus Mauerwerk, sondern vielmehr aus Lehmstaken hergestellt wurde. Andererseits zeigen die nachher zu besprechenden Leuchtkamine vollständig die Anordnung eines Heizkamins im kleinen (vergl. Fig. 185); sie könnten geradezu als Modell eines solchen gelten; man wird somit nicht fehl gehen, wenn man als Vorgänger der Stubenöfen in vielen sächsischen Bauerhäusern den Heizkamin (das Cheminée) annimmt. Auffällig bleibt es freilich immerhin, daß sich keinerlei Reste oder Anzeichen davon, weder thatsächliche noch im Sprachgebrauch oder in Aufzeichnungen, erhalten haben; jene Leuchtkamine könnten vielleicht durch die Vlämen in Sachsen eingeführt worden sein, notwendige Voraussetzung für ihre Anlage war aber eine gemauerte Stubenwand.

Die ältesten Heizeinrichtungen, die uns erhalten blieben, sind die sogen. Hohlöfen, deren Ziegel- oder Kachelwandungen einen einzigen turmartigen hohlen Raum bilden, ohne Züge und ohne Rost. Die Einfeuerung erfolgt vom Hausflur oder von der Küche aus, durch einen niedrigeren Teil, der zwischen der Stubenwand und dem Ofenaufbau liegt, hindurch, es ist deshalb die sogenannte Ofengabel dazu erforderlich, obgleich die Holzscheite gesetzlich nicht länger als eine Elle geschnitten werden durften. Die meist ungewöhnlich großen Kacheln zeigen häufig antikisierendes Ornament in Flachrelief und verschiedener Färbung oder die kurfürstlichen Initialen; sie mögen häufig älter sein als das Haus, dem sie jetzt dienen und haben sich vorher wohl in Räumen befunden, die mit ihrer Erscheinung mehr im Einklang standen als jetzt. Die Einfeuerungsöffnung wurde früher abends mit einem gut eingepaßten Stein verschlossen, der Rauch zog durch einen Mauerschlitz aus dem Ofen nach dem Hausflur zurück und suchte sich hier den Weg nach dem, wie bemerkt, offenen, an der Decke beginnenden Schornstein allein, oder er wurde unter einem aus Lehmstaken hergestellten flachen Gewölbe, wie unter einer umgekehrten Kornmulde, über den Vorplatz hinweg dorthin geleitet. Der Mangel eiserner Feuerthüren und blecherner Rauchrohre kann uns nach dem über Eisenarbeiten früher Bemerkten nicht überraschen. In feste Verbindung mit dem Stubenofen kam aber jederzeit ein gußeiserner Wasserbehälter (der „Kachelтopf"), oder ein kleiner Waschkessel, auch wurde eine „Röhre" eingebaut, in der das Essen gekocht werden kann. Außerdem steht jetzt manchmal in Verbindung mit der Stubenfeuerung ein Kartoffel-Dämpffaß, worin das Viehfutter mit Zuhilfenahme des Wasserdampfes gar gekocht wird. Den

Unterbau des alten Ofens bildet ein flaches Tonnengewölbe, oder ein fest gezimmertes Gestell aus Kantholz mit vier Beinen; jedenfalls bleibt er hohl und bildet ein warmes Quartier für die Hühnerbrut oder die Spanferkel. Um den Ofen zieht sich eine breite Bank, auf der die Gefäße mit der Käsemilch (in mäßiger Wärme) aufgestellt werden und unter der Gefache für das Schuhwerk eingerichtet sind. Über dem Ofen, wie eine umgekehrte Barrière ihn umgebend, hängt von der Decke herab das Trockengestell (für das ich trotz vieler Fragen keine landläufige Benennung ermitteln konnte): glatte Stangen oder Leisten zum Vorwärmen oder Trocknen der Kleidungsstücke, der Milch- und Quarkseihetücher und mancher anderer Dinge. Die Hängesäulen, die die horizontalen Stangen an den Ecken, wo sie zusammenstoßen, aufnehmen, sind meist aus Holz, manchmal hübsch ausgedreht, oder aus Eisen mit getriebenen Ringen und Endigungen. Fig. 182 zeigt eine aus Brett gesägte Kleiderleiste aus Kornbach. Über dem Ofen ist manchmal ein Schieber (der Trichter) in der Decke vorhanden, damit auch der Oberstube etwas Wärme zugeführt werden kann; auch einen Holzschlot trifft man zuweilen an, der die Wasserdämpfe aus dem Kessel direkt ins Freie führt. Der Fußboden neben dem Ofen, so lang sich dieser in die Stube hinein erstreckt, ist mit flachen Steinen belegt. Es beruht dies zwar auf einer feuerpolizeilichen Vorschrift, hat aber wegen der Hantierung mit Wasser bei Kessel, Pfanne und Aufwaschfaß sowie wegen des Eintretens mit schmutzigem Schuhwerk auch noch andere Vorteile. In dem schmalen Raum hinter dem Ofen ist entweder die sprichwörtliche Bank, der mit ihrer Wärme und dämmrigen Beleuchtung in der That etwas verführerisches anhaftet, oder es steht hier ein Wandgestell für die gefüllten Milchäsche.

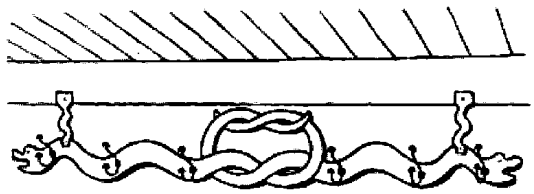


Fig. 182. Kornbach. Kleiderleiste, über dem Ofen an der Decke befestigt.

Dem Ofen gegenüber, an der anderen Seite der Eingangsthür, ist das Topfbrett angebracht, wo die im Gebrauch befindlichen Teller, Tassen und Töpfe offen aufbewahrt werden; in sehr alten Einrichtungen sieht man hier auch Lederriemen an die Wand genagelt, hinter denen die Tischmesser und Löffel stecken.

Man erkennt schon aus dieser Schilderung, daß wenigstens in der kalten Jahreszeit die Küchenarbeiten großenteils in der Stube besorgt werden und daß das Feuer im Stubenofen, das an manchen Orten auch im Sommer nicht verlischt, noch immer den Mittelpunkt der Häuslichkeit bildet. Aber auch das Buttern wird hier vorgenommen, und im Erzgebirge findet man eine Art maschineller Anlage zu dem Zwecke in fester Verbindung mit der Stubendecke. Es ist ein an der Decke befestigter zweibeiniger Bock mit dreh-

barer Welle, der als Vorgelege für eine Hebelübersetzung dient. Die Bauerfrau bewegt den Hebel wie einen Pumpenschwengel und hebt dadurch den Kolben im Butterfaß auf und nieder. In der Bärenfelser Mühle wird die Butterei sogar durch das Mühlrad betrieben.

Zur wohnlichen Benutzung der Stube gehörig ist die Dielung außerhalb des Ofenbereichs zu nennen, die heute auch in der schlechtesten Häuslerwohnung nicht fehlt. Ferner zählen dazu die ringsum laufenden Wandbänke (Fig. 183, Gesindestube), die zwar in gemauerten Häusern auf ein-

Fig. 183.

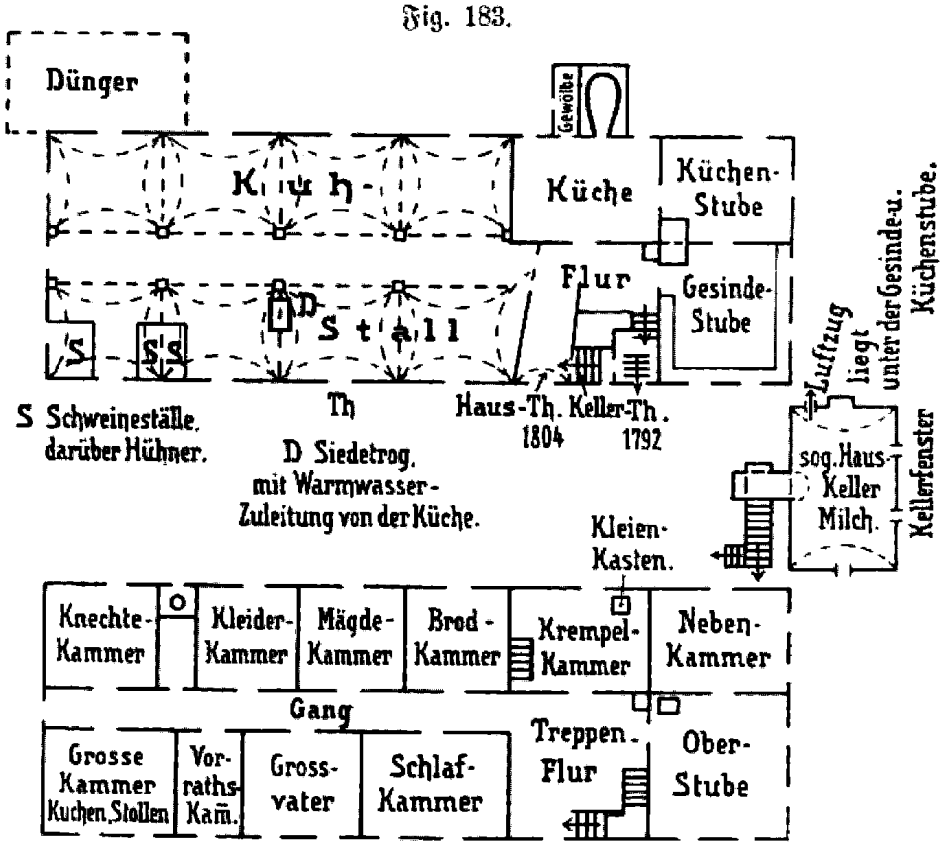


Fig. 184.

gemauerten Steinkonsolen ruhen, die aber doch nicht aus kaltem Mauerwerk bestehen. Vielmehr bildet den Sitz immer eine meist recht breite Pfoste (starkes Brett), und ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß diese Bänke in früheren Zeiten das regelmäßige Nachtlager, wenigstens für die Bauernfamilie, gebildet haben. Dienten doch selbst in den Ritterburgen die Wandbänke ziemlich regelmäßig zu dem Zweck, und wenn man bedenkt, daß die Erbauung zweigeschossiger Bauernhäuser erst mit den fränkischen Einwanderungen aufkam, so blieb in der Zeit vorher für das Nachtquartier gar keine andere Wahl als das Wohngelaß oder der Heuboden. Bänke in solcher Ausdehnung (es kommen 12 und mehr Meter Länge zusammen) hätten auch für die wenigen Bewohner eines Bauernhauses gar keinen Zweck gehabt,

wenn diese sich nur einfach darauf gesetzt hätten. (Anläßlich des Reihenschanks und der Spinnstuben kamen allerdings zeitweilig viele Menschen zusammen). Etwas „auf die lange Bank schieben“ hieß demnach wohl nichts anderes, als ihm Gelegenheit zum ruhig liegen und Einschlafen gewähren. Auffällig ist es immerhin, daß das Schlafen in den Erdgeschoßräumen heutzutage im rechten Bauernhause die Ausnahme bildet; mit der vielleicht slawischen Gewohnheit scheint somit wenigstens in diesem Punkte gründlich gebrochen worden zu sein.

Ein notwendiges Stück wohnlicher Einrichtung war ferner der Leuchtkamin, d. h. der Platz, wo das Kienholz zur abendlichen Beleuchtung der Stube verbrannt wurde. Neben der Thür, zwischen dieser und dem Ofen, ist eine Nische in der Mauer ausgespart, von der ein Kanal im Mauerwerk nach der Hausflur, in die Nähe des Schornstein-Anfanges führt (Fig. 185). Diese Nische hat eine etwas vorstehende Bodenplatte, seitlich vortretende Kragsteine und auf diesen eine hervorragende Deckplatte. Da dies alles in kleinen Abmessungen gehalten ist, sieht es, wie schon bemerkt, etwa wie das rohe Modell eines französischen Cheminée aus. Die Ofenbank reicht bis dicht unter das Leuchtkamin, der bevorzugte Platz, zunächst dem immer genährten Feuer, heißt deshalb „die Helle“. (Dieselbe Bezeichnung findet in Sachsen verschiedenartige Anwendung, ich halte aber diese für die richtigste.) Wo die Beleuchtung mit Fichtenspänen (Schleifen) erfolgte, wie z. B. im Erzgebirge, waren diese Kamine für Kienholz nicht gebräuchlich, hier dienten Spanhalter und sogenannte Rauchstrümpfe (als Abzugsschlotten) als Ersatz. Heute sind die Leuchtkamine in den meisten alten Häusern in Wandschränkchen umgewandelt, den früheren Zweck lernten die Bewohner häufig erst durch mich kennen.

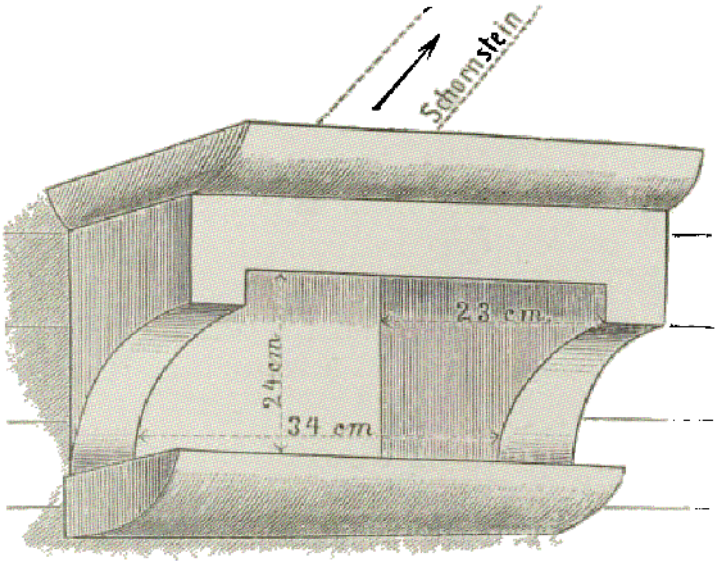


Fig. 185. Hermsdorf. Leuchtkamin.

Endlich ist hier das fast nie fehlende Wandbrett über der Eingangsthüre zu erwähnen. Gewöhnlich werden hier einige Prachtstücke aus Glas oder Porzellan, Becher mit Spiegelbelag oder Teller mit gemalten Blumen und Inschriften, seltener auch alte zinnerne oder hölzerne Bierkrüge zur

Schau gestellt; in gottesfürchtigen Häusern finden außerdem Bibel und Gesangbuch oder Katechismus hier ihren Platz. Die Wahl dieses Ortes ist so stereotyp, daß man kaum fehl geht, wenn man sie mit der symbolischen oder religiösen Bedeutung der Thüre in Verbindung bringt, etwa als Seitenstück zu dem Weihwasserkessel in katholischen Ländern oder dem Mesusa der Juden.

Zum wohnlichen Eindrucke der alten Bauernstube trägt auch deren Deckengestaltung nach ihrem Teile bei. Sie läßt die Balken sichtbar: die dazwischen liegenden Felder oder Gefache werden mit Brettern geschlossen, die gewöhnlich aus verschiedener Dicke mit profilierten Kanten hergestellt, wieder einen Wechsel von Licht und Schatten durch die Friese und die eingeschobenen Füllungen bilden. Vielleicht wurde die Wirkung durch Bemalung in munteren Farben noch erhöht, ich kenne aber nur derartige Beispiele aus der Stadt. Man trifft mitunter auch zwei Balkenlagen übereinander an, von denen die oberen den Fußboden des Obergeschosses, die unteren die Decke des Erdgeschosses trägt. Dadurch erklären sich die lächerlich niedrigen Stuben alter Häuser; ich fand solche mit 1,83 m lichter Höhe zwischen den Balken, unter den Balken muß man sich bücken. Ich fasse diese doppelte Balkenlage als eine Bestätigung meiner Annahme auf, daß der Wohn- und Schlafraum als ein späterer Einbau in dem ursprünglich ungeteilten Haus entstanden ist: ob sie gelegentlich zu dem Zwecke hergestellt wurden, in Kriegszeiten als Versteck für Hab und Gut oder auch Menschen zu dienen, lasse ich unentschieden.

Die Umfassungen der Wohnstuben bestehen heute nur noch ausnahmsweise ganz aus Holz und zwar entweder als Blockwände aus Balken von rechteckigem Querschnitt von etwa 20 cm □, die an den Ecken auf einander gekämmt sind oder als Schrotwände aus etwa 12 cm starken Pfosten, die in Ständersäulen eingefalzt sind. Auch Klaiber- oder Lehmwellerwände sind heute bei Wohnräumen im Erdgeschoß nur noch selten anzutreffen, so große Rolle sie auch früher im ländlichen Bauwesen gespielt haben. Mit ihrer Herstellung beschäftigte sich eine besondere Zunft, die der „Klaiber", die den Lehm zuerst mit den nackten Füßen durchtraten und jeden Stein daraus entfernten, ihn dann mit dem vom Bauer gelieferten Stroh zusammenarbeiteten und um die 7 bis 8 cm starken gespaltenen Staken, d. h. Holzprügel mit etwas zugespitzten Enden, wickelten. Von der Entstehungsweise und Form dieser Bälger oder Welcher (das Wort ist zweifellos verwandt mit „Walken") hat das Verfahren seinen Namen. Diese Lehmwickel von höchstens zwei Ellen Länge werden nun noch feucht zwischen den Bundwerkhölzern einer Fachwand oder zwischen den Balken einer Decke in die ausgehauenen Nuten eingesetzt und dicht aneinander getrieben, worauf die dadurch gebildeten Flächen geebnet und geglättet werden. Der Gedanke liegt nicht zu fern, daß die Leiterwagen (Raiten) der Völkerwanderung den

Anstoß zur Entstehung dieser Technik gegeben haben; auch die Winterschutzthüren an Ställen werden jetzt noch in ähnlicher Weise aus Sprossenwerk mit Strohdurchzügen hergestellt. Jedenfalls ist der Gedanke ausgesprochen germanisch, denn schon Tacitus spricht von Wänden aus Flechtwerk, während die Schrot- und Blockwände, wie früher schon erwähnt, durch die Slawen nach Sachsen eingeführt worden sein dürften. — Solche Lehmwellerwände halten leidlich warm, sind auch einigermaßen feuerfest, vertragen aber keinen Schlagregen und sind deshalb, wo sie nicht durch weit ausladende Dächer (mit Säulen, vergl. „Slawische Grundform") geschützt werden, vielfach nachträglich mit Brettverschalung verkleidet worden. Immerhin sind sie gegen äußere Angriffe noch widerstandsfähiger als die bloßen Lehmstakenwände, bei denen der Wandkern gleichfalls von Holzprügeln gebildet wird, die aber nach außen und innen nur einfach mit einem Lehmauftrag, dem höchstens Spreu oder Brechahnen (Flachsschäben) beigemengt sind, überzogen werden. Die Wärmekapacität derartiger Wände wird häufig durch vorgesetzte, wenigstens bis zur Brüstungshöhe reichende Brettkästen verbessert, die mit Laub oder Moos ausgestopft werden, den sogenannten Winterversatz.

Die Klaiber- und Lehmerarbeit war schon in alter Zeit fest geregelt; schon im sechszehnten Jahrhundert wurde der Abrechnung und Bezahlung bloß das laufende Maß (die Rute) der Wände zu Grunde gelegt und je nach der Höhe, die sich gleichfalls in festen Maßen bewegte, waren die Preise normiert. Es dürfte uns somit hier eins der ältesten Beispiele von Akkordarbeiten im Baugewerbe vorliegen. Übrigens fehlte es diesem Handwerk auch nicht an dem Sinn für ornamentale Kunst; in den glatten Lehmoberflächen sehen wir häufig geometrische Muster eingekratzt, die wie bei den Tapeten in Rapport stehen, d. h. Reihen bilden. Lehmputz gilt außerdem für den dankbarsten Untergrund der Tempera-Malerei. Sowohl für Holz- als Wellerwände mußte ein Steinsockel hergestellt werden, der in dem Mandat von 1775 „ein Füllmund von Steinen" genannt und in mindestens $^1/_2$ Elle Höhe gefordert wird.

An Stelle beider Arten von Umfassungen traten in späterer Zeit meist solche aus Bruchsteinmauerwerk, die mit Rücksicht auf das ungefüge Material und die geringe Bindekraft des Lehmmörtels sehr beträchtliche Dicke erhielten. Unter einer Elle trifft man sie nicht an. Wie weit die obrigkeitlichen Bemühungen, den Bauer zum Massivbau zu nötigen, zurück datieren, ersieht man nicht ohne Erstaunen u. a. aus der Forst- und Holzordnung vom Jahre 1560. Hier wird bestimmt, daß zum Neubau eines Anspanners höchstens 20, zum Reparaturbau höchstens 10 Stämme, ebenso an einen Hintersassen höchstens 5 Stämme aus den Churfürstlichen Forsten abgegeben und nur zu Balken, Sparren und Schindeln verarbeitet werden durften, weil „Mauern fast ebenso nahe als Holzwerk zu erzeugen, auch

beständiger und wehrhaftiger sind". Die Bauten sollen nicht „gespindet" (mit Brettverschalung) noch mit „getrennten Kellern", (deren Decke aufgetrennte, halbierte Stämme bilden) erbaut werden. Die Beschaffung des Holzes von anderer Seite, etwa aus Gemeindewaldungen, war zwar nicht verboten, es muß vielmehr noch jahrhundertelang in großem Umfange stattgefunden haben, auch war man dabei nicht besonders wählerisch, denn in der Leipziger Gegend wurden noch in unserem Jahrhundert Balken und Sparren vielfach aus Espenholz angefertigt; es wurde aber in jener Forstordnung ausdrücklich gesagt, daß das Bauen thunlichst in engen Grenzen gehalten werden soll. Ob die Bezeichnung „steinreich" bei solchen Bauern entstanden ist, die sich den Luxus eines steinernen Hauses leisten konnten, lasse ich dahin gestellt sein. Die Abneigung gegen die Holzkonstruktionen führte noch im Jahre 1873 dazu, eine Maskierung der Bohlenwände mittels eines äußeren Überzuges aus Stroh und Lehm auf dem Verordnungswege zu empfehlen.

Eine eigenartige Erscheinung sind die Doppelwände als Erdgeschoß-Umfassungen. Sie sind dadurch entstanden, daß zwischen die Säulen und Rahmen des Umgebindes nachträglich eine Art Mantelmauer, von der ursprünglichen inneren Wand durch einen Hohlraum getrennt, eingefügt wurde, vor den Fenstern natürlich auch mit Öffnungen versehen. Aus eigener Anschauung kenne ich ein Beispiel dieser Art, in Wachwitz vom Jahre 1625.

Besondere Fensterumrahmungen aus Werkstücken, etwa mit Vorsprung gegen die Mauerfläche, waren in den Gebäudemauern so wenig gebräuchlich wie Sockelvorsprünge oder sonstige Gesimse; höchstens wurde ein leidlich gerade bearbeiteter Stein als Sturz über die Fensteröffnung gelegt und die Hausthüren erhielten allenfalls ein Steingerüste mit Namensabkürzung und Jahreszahl, selten weisen diese aber weiter zurück als bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das Bedürfnis nach einem zweiten Aufenthaltsraume, um außer der großen Stube als Schlafraum oder Wochenstube zu dienen, um das Gesinde abzusondern oder um die Milchvorräte in mäßiger Wärme aufzubewahren, wird sich in vielen Wohnungen schon früh herausgestellt haben. Als Abtrennung wurde dann regelmäßig eine Wand, senkrecht zur Hausflurwand und so aufgeführt, daß die eine Langseite des Ofens einen Teil dieser Wand bildet; beide Räume werden somit gleichzeitig durch den einen Ofen erwärmt (vergl. Fig. 183, Erdgeschoß des jetzigen Wohnhauses von Fig. 176). Auch erhielt diese Nebenstube einen direkten Zugang aus dem hinteren Teile der Hausflur bezw. aus der Küche. Da auch sie ein Eckraum ist, gewähren auch ihre Fenster freien Ausblick nach zwei Seiten, nach der Straße und der Rückseite des Wohnhauses.

Die beiden Wohnräume sind fast ausnahmslos unterkellert und zwar befindet sich der Milch- und Wirtschaftskeller hier, wo mit Rücksicht auf die Milch keine Kartoffeln untergebracht werden (Fig. 183). Der eine Zugang ist stets direkt vom Hofe aus, neben der Hausthüre, wahrscheinlich der geraden, stets steinernen Treppe zuliebe (vergl. Fig. 181), oder auch unter dem erhöhten Vorplatz vor der Hausthüre; außerdem führen häufig einige abzweigende, gewendelte Stufen von derselben Treppe innerlich nach der Hausflur (vergl. Fig. 183). In sehr einfachen Wirtschaften trifft man auch den Kellerzugang in der Wohnstube, durch eine Fallthüre verdeckt. — Die Keller sind mit ungeputzten Gewölben überspannt; die Kühnheit der Konstruktion ist mitunter überraschend, zumal, wenn man das nicht leicht zu bearbeitende Steinmaterial (günstigenfalls Pläner oder Gneis im Elbthal bezw. Erzgebirge) und das zweifelhafte Bindemittel (Lehmmörtel) berücksichtigt; desto stolzer sind die Bauern aber auch meist heute noch auf ihre geräumigen, sauberen und kühlen Milchkeller, und der Familienname „Kellerbauer" hatte somit vielleicht ursprünglich eine Auszeichnung zu bedeuten. Keller mit Balkendecke trifft man nur in ganz steinarmen Gegenden an, „getrennte Keller" (der obengedachten Art) sind mir in Sachsen überhaupt nicht zu Gesicht gekommen. Fast in jedem Keller finden sich noch einige wandschrankartige Nischen vor, für Vorräte oder als Versteck benützt (Fig. 183), die unter besonderem Verschluß gehalten werden; aus dem Hauptkeller führen lange Kellerhälse, mit Stichkappen überwölbt, zu den über der Hofplanie gelegenen Kellerlöchern, die im Sommer stets offen stehen, im Winter mit Pferdedünger „versetzt" werden.

Aus dem vorderen Teil der Hausflur, zunächst der Hausthüre antretend, mit der Richtung nach der Tiefe des Gebäudes, führte die Treppe ursprünglich in einfachem, geraden Laufe, neben der Stallscheidewand, nach dem Obergeschosse, falls sie nicht, wie schon erwähnt, in die Laube eingebaut wurde und somit an der Außenseite des Hauses liegt. Sie war früher stets hölzern und bestand nur aus zwei glatten Zargen mit eingeschobenen oder verzapften Tritten, ohne Setzstufen und ohne Handleitstange. Manchmal ist der dreieckige Raum zwischen Zarge und Decke mit Brettern verschlagen, an der Vorderseite vielleicht auch mit einer Abschlußthüre versehen. In moderneren Bauernhäusern trifft man häufig Steintreppen an, die meist der Küchenthür gegenüber antreten (vergl. Fig. 183) und in zwei- oder dreifach gebrochenem Laufe zwischen Steinwänden nach oben führen. Im Obergeschoß mündet die Treppe auf einen Vorplatz mit ein oder zwei Fenstern, der Hausflur entsprechend, von dem man in die am Giebel gelegenen Oberstuben des Bauern gelangt (vergl. Fig. 184). Im Altenburgischen gehört zu ihnen die berühmte „Porstube", die ihrem Zwecke nach etwa dem „Pesel" des friesischen Bauernhauses entspricht. Die Oberstuben entsprechen den Erdgeschoß-Wohnräumen,

waren aber früher in der Regel nicht heizbar. An den Treppenvorplatz schließt sich ein Gang an, bei alten Anlagen die „Laube“ mit den Zugängen zu den bloß einseitig angelegten Kammern (vergl. Fig. 175), in neueren Bauerhäusern ein in der Mitte, zwischen zwei Reihen Kammern hinführender langer Korridor, der durch ein Fenster am jenseitigen Giebel erhellt wird (vergl. Fig. 184, Obergeschoß zu Fig. 176). So gleichförmig die Beschaffenheit dieser Kammern nun auch ist, so vielfältig ist oder war ihre Benutzung. Hier macht sich der Unterschied zwischen einem behäbigen Bauernhause und unsern kümmerlichen Stadtwohnungen besonders auffällig bemerklich. Denn wir finden hier nicht bloß Schlafräume für die Knechte und die Mägde, sondern auch besondere Kleiderkammern für Herrschaft und Gesinde; es giebt da nicht bloß Mehl- und Kleienkammern, sondern noch besondere Vorratsräume für die Kirmeskuchen und Weihnachtsstollen: in einer Kammer ist das Kutschen- und Schlittengeschirr aufgehoben, in einer andern werden allerlei Werkzeuge, Geräte und Eisenteile, die vorrätig gehalten werden oder irgend wo entbehrlich wurden, gesammelt; manche Kammern dienen wohl auch dazu, besonders reichliche Heu- oder Grummeternten bergen zu helfen. Zu dem Zweck ist dann dicht über dem Fußboden in der Außenwand eine Luke angebracht, durch die das Futter direkt vom Wagen herein gereicht werden kann, und wenn sie dazu zu hoch liegt, sind am Giebel Gleitstangen (die sogenannten Heurutschen) senkrecht befestigt, damit die Heubündel beim Aufziehen nicht den Schieferbeschlag losreißen; die Einrichtung erinnert lebhaft an die „Seilfahrt“ in den Bergwerken. Je nach der Lage und dem Zweck sind die Fenster mancher Kammern mit inneren Schiebeläden ausgerüstet, die zwischen genuteten Holzleisten seitlich oder auch senkrecht verschoben und durch einen Vorstecker festgehalten werden. Die Anbringung der Läden mußte inwendig erfolgen, weil von der Verglasung der Fenster nur eine Scheibe beweglich (und zwar auch zum Schieben eingerichtet) war, äußerlich angebrachten Läden wäre somit nicht beizukommen gewesen. Die Übertragung der Schiebeeinrichtung auf die Fenster rührt vielleicht aus der Zeit her, als man anfing kleine Öffnungen in den Läden zu verglasen, sie läßt sich aber auch aus der Kostbarkeit und Vergänglichkeit des Eisenbeschlags erklären. Hier trifft man übrigens gar nicht zu selten auch noch Butzenscheiben an.

Heizbar ist keine dieser Kammern, auch bei bemittelten Bauern macht selbst die des Großvaters in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Ein schmales Gelaß am Korridor, mitten zwischen die Kammern eingeschoben, enthält den Abort; er liegt so, daß die kurze Schlotte nach der Düngerstätte ausmündet. Ein anderer Raum, gleichfalls mitten zwischen den Kammern, enthält die Treppe, die nach dem Oberboden führt. Von einer der Kammern oder von der Laube aus zugängig, aber an der Außenseite des Gebäudes ist der

„Käsekorb" angebracht, ein aus gedrehten oder geschnitzten Stäben oder hübsch ausgeschnittenen Brettern zusammengesetzter Holzkasten mit einem Zwischenboden und wasserdichtem Dach (Fig. 186, aus Friedersdorf, rechts neben dem Fenster), sein Zweck wird durch den Namen und den Ort genügend gekennzeichnet, er dient dazu, die Quarkkäse oder „Quärgel" bis zu ihrer Ausreifung an der Luft zu verwahren. Außerdem läßt seine Bezeichnung als „Korb" vermuten, daß seine Vorgänger aus Flechtwerk, vielleicht aus Holzspähnen, hergestellt wurden.

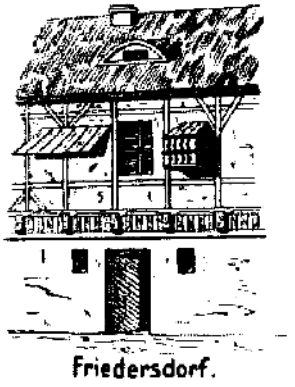


Fig. 186. Schutzdach für Taubenbrut und Käsekorb.

Die Umfassungen, sowie die Scheidewände des Obergeschosses bestehen in alten Gebäuden, mit Ausnahme der etwaigen Schildmauer an der Straße, jederzeit nur aus Bundwerk, zu dessen Ausfüllung zumeist Lehmstaken oder Ziegel verwendet wurden; man findet aber in manchen Gegenden (z. B. südlichen Vogtland) auch flache Bruchsteine (Pläner) mit großem Geschick zu dem Zwecke verarbeitet. Außerdem war es, vielleicht unter dem Drucke feuerpolizeilicher Vorschriften, in manchen Gegenden sehr üblich geworden, den der Dorfstraße zugekehrten Giebel des Gebäudes als massive Mauer auszuführen, die dem anschließenden Fachwerkbau gewissermaßen als Schild dient, ähnlich wie die Schildmauer der schwäbischen Burgen dem angelehnten Ritterhause. Dabei verfuhr man insofern ganz konsequent, als auch der Dachvorsprung mittels weit ausladender Kragsteine in diesen Feuerschutz einbezogen wurde (Fig. 187). Die ganze Anordnung wirkt architektonisch gar nicht ungünstig und würde Wiederaufnahme verdienen. Die sogenannten Katzentreppen hingegen, d. h. stufenförmige Giebelgestaltung, wie sie z. B. zwischen Magdeburg und Braunschweig auf dem Lande sehr üblich ist, trifft man in unseren Dörfern kaum je an.

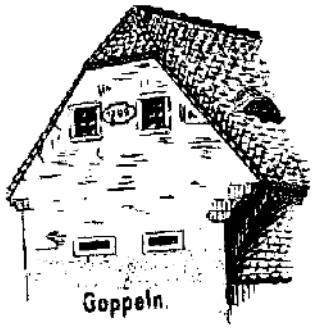


Fig. 187. Schildartige Giebelmauer.

Im übrigen lehrt jeder Gang durch ein altes Dorf, daß man bei erdgeschoßhohen Wohngebäuden sich vielfach begnügte, nur einen Teil des Dachraumes wohnlich auszunützen; zu dem Zweck wurden meist über der Mitte der Langseite erkerartige Aufbauten, nicht unähnlich sehr vergrößerten stehenden Dachfenstern, hergestellt, die das sprichwörtliche „Oberstübchen" (das dem Kopf zwischen den Schultern gleicht) enthalten (vergl. Fig. 168). Vielleicht ließe sich hier eine Verwandtschaft mit den nordischen Ramloftstuben ermitteln.

Eine befremdliche Erscheinung bei alten Bauernhäusern, die weit seitab vom Weltverkehr stehen (ich nenne nur Hohenleipa oder Bärenfels (Fig. 188), sind die Mansardendächer. Daß der Bauer die Zweckmäßigkeit dieser Form für seine Bedürfnisse (ausgiebige Vorratsräume für Rauchfutter) erkannte, ist begreiflich; aber wie wurde seine Bekanntschaft mit ihr vermittelt? Die Zeit ihrer Entstehung (um die Wende des jetzigen Jahrhunderts) ließ mich vermuten, daß es ehemalige Soldaten waren, die auf ihren Kriegszügen diese Dachform kennen gelernt hatten.

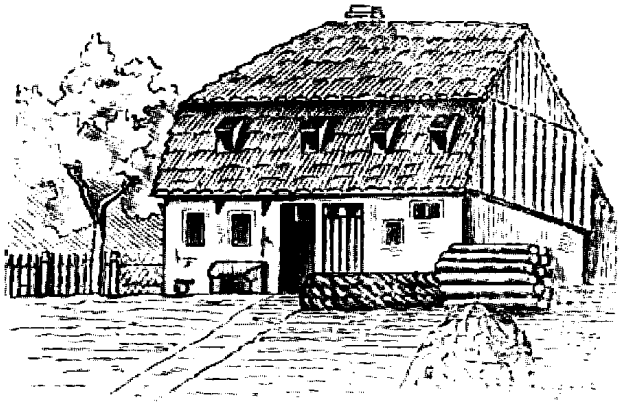


Fig. 188. Bärenfels.

Die Einteilung und Nutzung des Oberbodens ist selbstredend nach der Größe des Wohnhauses verschieden. Abgesehen von dem schon erwähnten teilweisen Ausbau für Wohnzwecke (oft für den Auszügler dienend) nimmt aber fast immer den größten Teil des über Wohn- und Stallräume sich ungeteilt erstreckenden Dachraums der Schüttboden für Körnerfrüchte ein; daneben sind meist einige Lattenverschläge vorhanden, bestimmt, ausgemusterten Hausrat und Wirtschaftsinventar aufzunehmen, die schon erwähnte Räucherkammer befindet sich hier (Fig. 189) und im Giebeldreieck ist häufig ein Taubenschlag eingebaut.

Die Unterbringung der Brennholzvorräte auf dem Dachboden ist auf dem Dorfe nicht üblich; sie ist wegen der Feuersgefahr nicht gestattet, und da

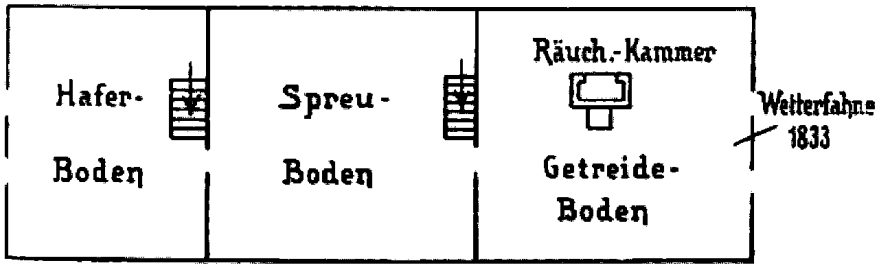


Fig. 189. Dachboden zu Fig. 184.

sich anderer Platz dazu vorfindet, auch nicht nötig. Am häufigsten dienen als Ersatz die Holzdiemen oder Feimen, jene kunstvoll aus Holzscheiten aufgebauten Kegel mit kuppelförmiger Abdachung (vergl. Fig. 188 und 198); in manchen Gegenden ist es auch gebräuchlich, die Wohnstuben-Umfassung äußerlich mit einem Mantel geschichteten Scheitholzes zu umgeben, in welchem nur die Fensteröffnungen ausgespart werden und der, durch den Dachvorsprung gedeckt, seinerseits gegen Kälte und Nässe schützt.

Die Giebelwände des Dachraums, soweit sie nicht der Straße zugekehrt sind, bestehen bei älteren Häusern regelmäßig aus Bundwerk mit Brettverschlag (Fig. 190 aus Tanndorf), der in manchen Gegenden Sachsens noch eine schützende Schieferverkleidung erhält; sind die Giebeldreiecke gemauert, so fehlen fast nie die beiden gekuppelten Rundbogenfenster. Zur ausgiebigen Durchlüftung des Bodenraums werden aber auch auf den Dachflächen kleine stehende Fenster, sogenannte Schwalbenschwänze angelegt, deren Form häufig an schlummermüde Augen erinnert (Fig. 177). Das bevorzugte Dachdeckungsmaterial war früher das Stroh, insbesondere vom Roggen, und es scheint in der That nicht bloß die Selbstproduktion für seine Vorzüge zu sprechen. Besondere Aufmerksamkeit muß den Ortkanten (den Dachrändern an den Giebeln) und dem First gewidmet werden, weil hier der Wind sein Zerstörungswerk zu beginnen pflegt, und es giebt deshalb eine ganze Reihe von Methoden, die Strohlagen hier durch geflochtene Strohseile (Fig 191) durch aufgelegte Stangen u. dgl. niederzudrücken. Häufig werden deshalb auch die Ränder durch Schindeln, Schiefer- oder Ziegelreihen gebildet, auch die Umgebung der Schornsteine soll mit Ziegeln eingedeckt werden. Die durch den Wind drohende Gefahr muß schon früh den Gedanken nahe gelegt haben, das Dach nicht mit senkrechten Giebeln, sondern mit Walmflächen herzustellen; auf diesem Wege werden uns die Semnonischen Hausurnen mit ihrer Walmdachform, die Meitzen bis ins 6. Jahrhundert zurückdatiert, allenfalls glaublich, besonders wenn man dabei bedenkt, daß der Germane von Haus aus ein Zimmermann ist. Nicht selten haben mich recht

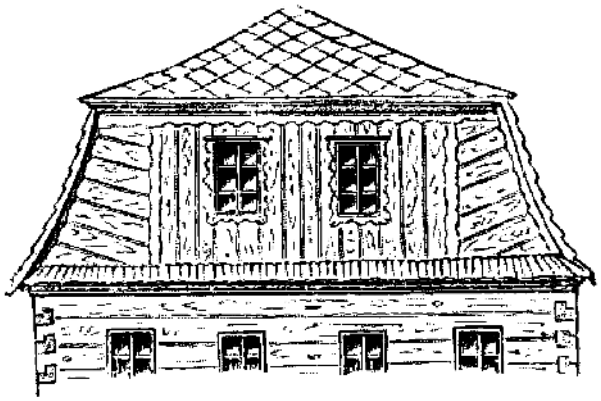


Fig. 190. Tanndorf. Brettgiebel mit Schiefer-Krüppelwalm; Wetterdach mit Schindeln.

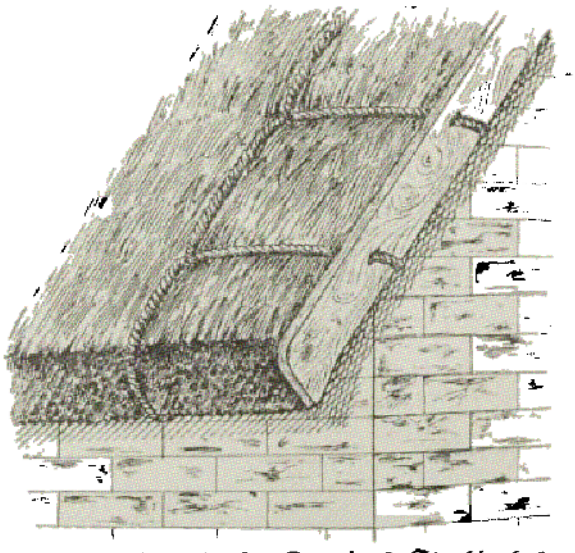


Fig. 191. Ebersdorf. Ort eines Strohdaches mit Strohseilen.

verwickelte Dachverschneidungen geradezu überrascht, die einfache Dorfzimmerleute zu stande gebracht hatten (Fig. 192 aus Bärenfels), auch ächte, geborene Poeten habe ich unter solchen Zimmerleuten kennen gelernt. — Die eigenartige Verbindung des Walms mit einem kleinen offenen Giebeldreieck (dem Eulen- oder Uhlenloch des niedersächsischen Bauernhauses) habe ich im Königreiche Sachsen bisher nirgends angetroffen, obgleich sie in Schlesien wie in Nordböhmen noch vorhanden ist.

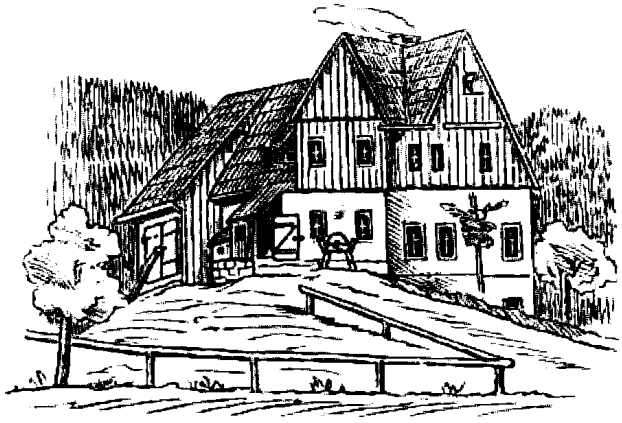


Fig. 192. Bärenfels. Häuslernahrung.

Nächst dem Stroh spielte die Schindel früher die Hauptrolle unter den Dachdeckungs-Materialien; im Flachlande kommt sodann der Ziegel, im Gebirge der Schiefer in Betracht. Bei den Schindeln handelt es sich nicht um die scheitähnliche „Legeschindel" der Alpenländer, die durch aufgelegte Stangen und Steine festgehalten wird, sondern um die viel kleineren „Nagelschindeln", die mittels Nut und Feder ineinander geschoben und durch einen Nagel auf der Latte befestigt werden. Der Schindelverkleidung, an Giebeln u. s. w., liegt aber ein anderes Prinzip zugrunde (vergl. Fig. 207). Die Verfertiger der Schindeln werden noch jetzt da und dort „Schindler" genannt. — Die Ziegel (Biberschwänze) werden zumeist „auf den Span", mit Weißkalk-Querschlag eingedeckt und für den Schiefer ist die sogenannte deutsche Deckweise im Gebrauch, welche die Verwendung der ziemlich dick und in sehr verschiedener Größe ausfallenden polygonen Schieferplatten gestattet, während die englische Deckmethode lauter gleichmäßig große, dünne Rechteckplatten voraussetzt, wie sie unsere Lößnitzer Brüche nicht zu liefern vermögen.

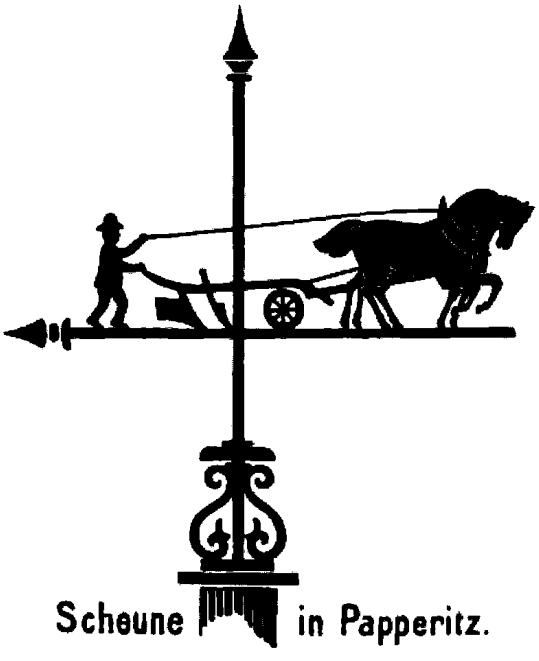


Fig. 193. Blitzableiter mit Wetterfahne.

Blecherne Dachrinnen und Blitzableiter finden sich auf alten Wohn-

gebäuden nicht vor, wohl aber schmiedeiserne Wetterfahnen, die meist Buchstaben und Jahreszahl aufweisen (Fig. 189).

Der Kuhstall.

An der Hausflur, den Wohnräumen gegenüber, liegt der Kuhstall, sowohl von der Hausflur als auch vom Hofe durch eine Thüre zugängig. Die alten sächsischen Kuhställe sind fast ausnahmslos nach dem Langreihen-System angeordnet, d. h. die Kühe stehen mit den Köpfen gegen die Gebäude langseiten und die Fenster gerichtet. Der Atem der Tiere, die durch keinen Futtergang von den Mauern getrennt sind, erhält diese Mauern beständig feucht, so daß sie der Verwitterung sehr stark unterworfen sind; häßliche nasse Flecke bezeichnen die Lage des Stalls schon von außen. Man findet zwar auch in älteren Ställen das Querreihensystem, es sind aber dann gemauerte Scheidewände vorhanden, wahrscheinlich der Anbringung der Raufen wegen, obgleich deren Entbehrlichkeit längst praktisch erwiesen ist. Nur in Ställen aus neuerer Zeit trifft man Querreihen mit Futtergängen dazwischen an; von diesen Gängen führen Thüren nach dem Hofe. Die Ställe hatten in alter Zeit Decken, die nur aus nebeneinander gelegten Stangen bestanden; in Sachsen wird es solche jetzt kaum mehr geben, ich vermute aber, daß sie für das Befinden des Viehs die zuträglichste Anordnung waren. Zahlreiche Stalldecken bestehen noch jetzt aus einfacher Brettlage über den Balken, aber wohl eben so häufig trifft man gewölbte Ställe an. Das Grundschema bei diesen ist gewöhnlich die Aufstellung von Pfeilern oder Steinsäulen zu beiden Seiten des Mittelgangs, ihre Verbindung durch Gurtbögen und die Einwölbung flacher Kappen zwischen diesen und den Gebäudeumfassungen (vergl. Fig. 183) oder auch zwischen quer gelegten eisernen Gewölbeträgern. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Deckenkonstruktion sehr kostspielig ausfallen muß und auch die Lüftung des Stalles ungemein erschwert. Die Anwendung des Holzlattengewebes mit Zementputz als Kuhstalldecke, die sich in Mecklenburg sehr gut bewährt hat, wenn eine Luftschicht und Lehmeinschub darüber hergestellt wird, sollte auch von unseren Landwirten den Gewölben vorgezogen werden; die ewig feuchten Stallmauern und Gewölbe mit ihrem schadhaften Putz sind sicher die Keimstätten mancher Viehkrankheit, von der man früher nichts wußte. — Die Ställe sind gepflastert und mit Jauchengerinne versehen; gut angelegte bedeckte oder unterirdische Jauchenabflüsse giebt es aber in älteren Ställen nicht. Im Gebirge trifft man häufig in der einen Umfassung ein niedriges „Mistloch", mit einem Laden verschlossen, an, durch das der Dünger direkt nach der Dungstätte hinaus geschoben werden kann, ohne durch das Aufsperren der Thüre den Stall erkälten zu müssen. — In ganz alten, sehr primitiven Ställen fehlen die Futtertröge ganz; als Ersatz dient dann ein Holzgefäß, im Vogtlande „Stötz" genannt. Die mit dem Gebäude fest

verbundenen Krippen bestanden früher aus Holz, wurden später durch Steintröge, ähnlich den alten Küchengossen ersetzt und werden jetzt am liebsten aus Steinzeug, mit Ziegelunterbau, hergestellt. Sie sind stets in einem erhöhten Krippentisch angebracht, dessen vordere Kante der Anbindebaum bildet; über den Krippen oder Trögen fehlte früher nie die leiterähnliche Raufe für das Grün- und Rauchfutter, die später durch eiserne korbförmige Raufen ersetzt wurde und jetzt häufig ganz weg bleibt; als Ersatz für die Raufe wird der Krippentisch mit Aufsatzbrettern versehen. Besondere Verschläge werden in den Ställen für den Bullen und für das Milch- oder Geltenvieh hergestellt, im übrigen bleiben aber die Kuhstände ungetrennt. In Ställen mit moderneren Einrichtungen fehlt selten der „Siedetrog" (vergl. Fig. 183) aus Sandstein, oder in Ziegeln mit Zement aufgemauert, worin die warme Tränke zubereitet wird; manchmal ist er durch eine Rohrleitung mit dem Warmwassergefäß der Küche verbunden.

Neben dem Kuhstalle, manchmal zwischen ihm und der Hausflur, meist aber auf der entgegengesetzten Seite (vergl. Fig. 171) liegt ein Raum, der zum vorläufigen Unterbringen des Grünfutters, zum Vorrichten des gehackten oder gestampften Futters, zum Verlesen der Kartoffeln und ähnlichen Zwecken dient. Bei den alten, engen und dunkeln Stallanlagen ist er unentbehrlich und er wird meist der „Grasschuppen" oder Grünfutterschuppen genannt, obgleich ihm die eigentlichen Kennzeichen eines Schuppens gänzlich abgehen, manchmal auch „das Haus", insofern er eine Erweiterung der Hausflur bildet. Meist besitzt er nur eine breite Thür nach dem Hofe, zu der mit dem Handwagen eingefahren werden kann, und eine seitliche, nach dem Kuhstall führende Thür.

In den Schuppen eingebaut, aber vom Hofe aus zugängig (vergl. Fig. 181, wo der Futterschuppen jetzt als Gaststall dient) ist häufig ein Abort, der dann mit der Jauchengrube zusammenhängt; bei alten Anlagen ist aber der Abort für das Erdgeschoß meist in einem Brettgehäuse neben der Düngerstätte untergebracht oder er liegt neben dem Kuhstall an der Rückseite des Hauses, von der Küche aus leicht erreichbar.

Nebengebäude.

a. Auszüglerwohnung und Pferdestall.

Das Auszüglerhaus, worin sich die Wohnung der Altsitzer, das Altanteil, die Austragstube oder das Ausgedinge befindet, ist ein zweites Wohngebäude im Hofe, das sich zufolge Rechtsgewohnheit auch schon in ganz alten Gehöften vorfindet, ja dort noch sicherer als in neueren Höfen, weil diese jetzt ebenso häufig durch Verkauf, ohne alle Vorbehalte in andere Hände übergehen, wie früher durch Erbgang. In kleinen Höfen muß sich der Auszügler freilich wohl auch mit einer Oberstube im einzigen Wohngebäude be-

gnügen; ist aber ein Auszüglerhaus vorhanden, so enthält es gewöhnlich zwei ziemlich beschränkte Wohnungen, beide an der der Straße zugekehrten, dem Hofthore zunächst gelegenen Giebelseite, von denen die im Erdgeschoß befindliche in größeren Wirtschaften für den Schirr- oder Hofemeister nebst seiner Familie, die im Obergeschoß gelegene für den früheren Besitzer, also meistens die Großeltern, als Unterkunft zu dienen hat. Räumlich sind sie in der Regel ziemlich knapp, baulich sehr altertümlich und pfleglich meist sehr herunter gekommen. Vielfach fand ich sie — wenn unbewohnt — der meisten Ausbaugegenstände, wie Öfen und dergl., beraubt und in ruinenhaftem Zustand.

Dieses Nebengebäude enthält im Erdgeschoß ferner häufig den Pferdestall (vergl. Fig. 171), dessen Bauweise und Einrichtung sich in alten Gütern von der des Kuhstalles kaum unterscheidet, es sei denn durch den Bohlenfußboden, der zur Schonung der Hufe manchmal unter den Vorderfüßen eingelegt wird, oder durch die Lattierbäume zwischen den Ständen. Von außen ist er aber sofort durch das Schutzdach (vergl. Fig. 186) kenntlich, das neben der Thüre dazu dient, die mächtigen Kummte und die metallbeschlagenen Geschirre gegen Regen und Schnee zu schützen, weil sie im Stalldunst feucht, beschlagen und verstocken würden und deshalb im Freien aufbewahrt werden. Anschließend an den Stall findet man häufig eine Remise für die Kutsche und den Schlitten, neben denen auch manchmal noch der Haferkasten seinen Platz hat und aus der eine Stiege nach dem darüber gelegenen Heuboden führt. Dieser steht aber außerdem durch eine aus der Dachfläche vortretende Heuluke von richtiger Thürgröße mit dem Hofe so in Verbindung, daß das Einbringen des Heues vom Wagen direkt erfolgen kann. Zwischen der Wohnung und dem Heuboden liegt im Obergeschoß noch die Häckselkammer, wo sich die Häcker- oder Häckselbank nebst einigen Strohvorräten vorfindet. Große Häckervorräte legt der Bauer nicht gern an, weil namentlich das Haferstroh, geschnitten, sehr bald das Aroma einbüßt.

b) Die Scheune.

Als zweites wichtiges Nebengebäude ist nun die Scheune zu betrachten. Ihre Einteilung in Tenne und Banse scheint in Sachsen uralt zu sein, obgleich die Slawen sich vielfach mit der Tenne (auf der anstatt des Dreschens das Vieh getummelt wurde) und im übrigen mit Feimen scheinen beholfen zu haben. — Nur aus einer Tenne scheint die alte Scheune des Erbgerichts in Niedersteina bestanden zu haben, denn daneben ist ein Keller, darüber liegen frühere Wohnräume, die ehemalige Tenne selbst dient jetzt als Durchfahrt. Alte Scheunen haben in Sachsen wohl ausnahmslos Quertennen, d. h. solche, die rechtwinklig zur Länge des Gebäudes gerichtet sind, meist mit je einem Thore nach der Hof- und nach der Feldseite. Fig. 171 und Fig. 194, die „neue Scheune" von Fig. 176 darstellend. In Fig. 176 be-

zeichnet das T bei der alten Scheune eine eigenartige halboffene Gang- und Treppenanlage. Langtennen, mit dem Gebäudefirst gleichgerichtet, findet man meist nur in Verbindung mit Rampen oder Auffahrtbrücken, die das Einfahren von der Giebelseite in das Obergeschoß ermöglichen. Diese Anordnung erklärt sich im Gebirge, wo die Felder dicht hinter dem Gehöfte schräg ansteigen, ohne weiteres von selbst, zumal wenn man dabei bedenkt, daß die Scheunen vollkommen trocken und luftig stehen müssen und somit nicht ins Terrain eingebaut werden dürfen. Die mit dieser Anlage verbundenen Vorteile (Arbeitsersparnis beim Einbringen des Getreides, Vergrößerung des Abladeraums) sind so überzeugend, daß intelligente Landwirte auch anderwärts davon Gebrauch machen, wo es irgend angeht. — Die eigentliche Tenne, d. h. der Fußboden, besteht fast immer aus einer 28 bis 42 cm starken Lehmschicht, die wie die Klaibermasse mit den Füßen durchgetreten und mit Rindsblut und Hammerschlag vermischt wird; im Meißner Kreis und in der Lausitz giebt es aber auch Tennen aus 7 bis 10 cm starken rotbuchenen oder eichenen Pfosten. Die geringste Höhe des Tennenraums ist durch das Hantieren mit dem Dreschflegel (von dem niedersächsischen „Flägel = Flügel") gegeben und somit stets ansehnlich. Die Thore erhalten die ganze Breite und Höhe des Tennenraums als Abmessungen, damit sie Bewegung und Wechsel der Luft beim Dreschen und Reinigen des Getreides vermitteln; sie schlagen stets nach außen auf, damit sie hinter einem auf der Tenne haltenden Wagen geschlossen werden können und ihr Abgebinde wird gern an die Außenseite gelegt, damit die Wagenrungen und die überhängenden Ähren nicht an den Kanthölzern anstreifen. Die sehr zweckmäßigen Schiebethore sind eine Neuerung. Wegen ungenügender Länge der Tenne sieht man nicht selten die Wagendeichsel durch das geschlossene Scheunenthor herausragen, und wenn an der Rückseite der Tenne sich kein Thor befindet, wird hier zu dem Zweck häufig ein horizontaler Schlitz im Mauerwerk ausgespart. Steht diese Mauer an der Nachbargrenze, so greift in solchen Fällen das sogenannte „Deichselrecht" platz. Neben dem Hauptzweck, den geeigneten Raum zum Kornausdreschen zu bilden, müssen die Tennen in kleinen Wirtschaften auch bei der Aufbahrung der Leichen dienen und somit auch „den noch köstlicheren Samen" verwahren „den wir trauernd in der Erde Schoß bergen".

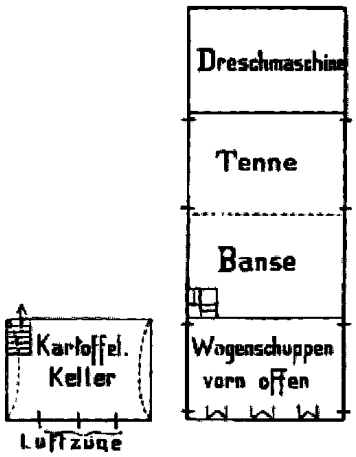


Fig. 194.
Rennersdorf. Neuere Scheune.

Die Banse n d. h. die Räume, in denen das unausgedroschene Getreide lagert, liegen manchmal nur einseitig, meist aber beiderseits der Tenne.

Sie sind mit gespündetem, hohl liegenden Fußboden versehen; zwischen ihnen und der Tenne sind gewöhnlich die Kornkammern eingebaut, das sind kleine Räume aus sorgfältig zusammengearbeiteten Brettern, mit dichter Decke, in denen vorläufig d. h. meist bis zum Reinigen, der Ausdrusch untergebracht wird. Neben den Kornkästen eingebaut ist meist die steile Treppe, die nach dem Dachraume führt. — Die Scheunenumfassungen machte man, wo die Holzpreise es irgend gestatteten, aus Schrotholz, sonst zumeist aus Lehmweller oder auch nur aus gestampftem Lehm. Nach schlesischem Muster sind in der Oberlausitz und sächsischen Schweiz auch Scheunen mit gemauerten Pfeilern (Schäften) und eingeschobenen Bohlenwänden erbaut worden. Das heutige Baumaterial ist ausnahmslos natürlicher oder gebrannter Stein, obgleich die davon gehoffte Feuersicherheit in nur zu vielen Fällen versagt. (Fortgesetzte Scheunenbrände in Oelsnitz im Jahre 1898, bis zum Juni wurden 14 Scheunen weggebrannt.) Für den so wichtigen Luftwechsel werden in den Mauern senkrechte Schlitze, aber mit Versatzung, ausgespart, damit nicht ruchlose Hände den Inhalt gar zu leicht in Brand stecken möchten. — Die Scheunendächer alter Höfe weisen für jedes Sparrenpaar einen durchgehenden Balken auf; um Raum zu gewinnen werden jetzt häufig nur einzelne durchgehende (Binder-) Balken angeordnet, im übrigen ruhen die Sparrenfüße auf kurzen Stichbalken. Über der Tenne (in der Portenne, von „Empore") sind in der Dielung Ausschnitte (Tennenlöcher oder Luken) vorhanden, durch die die Garben herabgeworfen werden, die aber leider auch zu zahllosen Unglücksfällen Anlaß gegeben haben und — trotz aller Warnungen — noch immer geben. — Die Scheunengiebel sind fast stets als volles Dreieck ausgebildet, die Dächer somit nicht abgewalmt (Fig. 174), indessen trifft man zuweilen Verbrechung der Giebelspitzen (sogen. Krüppelwalme) an. Früher wurden die Giebeldreiecke regelmäßig mit Brettern verschlagen, seit Ende des vorigen Jahrhunderts aber aufgemauert. Die hochgelegenen Giebelfenster werden nicht mit verglasten Rahmen, sondern mit Holzjalousien oder durchbrochenem Ziegelaussatz in luftiger Weise verschlossen. Als bestes Dach für die Scheune gilt noch heute das Stroh; es wird den Ziegeln und auch den Schindeln vorgezogen, weil es innerlich keine Tropfen bildet und die brütende Sonnenhitze zurückhält. Sowohl die Dachflächen als namentlich der First werden reichlich mit Lüftungsöffnungen versehen; die aus Ziegeln aufgebauten Dunsthauben in Form von Häuschen oder Tempelchen, manchmal in Verbindung mit einer Wetterfahne, auf den Ziegeldächern unserer sächsischen Scheunen sind für diese charakteristisch.

Mit der Scheuer unter einem Dache trifft man häufig eine Remise für die Ackerwagen an (Fig. 194), die an der Hofseite offen steht, sonst aber genau wie die Scheune gestaltet ist, da deren Bodenraum darüber weg reicht. Unter dieser Remise findet der Kartoffelkeller (bei Fig. 194) zweckmäßig

seinen Platz; die zugehörige Treppe liegt unter einer der Bansen, das Einbringen erfolgt aber direkt vom Wagen durch einen in der Remise ausmündenden Kellerhals, nachdem die Kartoffeln vorher auf der sogen. „Kartoffelrolle" von den gröbsten Anhängseln befreit worden sind. Vor der Scheune liegt jetzt meist ein Pferdegöpel, von dem eine Transmission zu der neben oder auf der Tenne aufgestellten Dresch- oder Kornreinigungsmaschine führt. Diese Göpel sind erst vor etwa 30 Jahren in allgemeinere Anwendung gekommen und sind jetzt, wenigstens was das Dreschen betrifft, vielfach durch Dampfbetrieb wieder entbehrlich geworden. Die Maschinen sind manchmal in besonderen, von außen unzugänglichen Scheunenanbauten untergebracht.

c. Sonstige Nebengebäude und Ställe.

Außer den genannten Nebengebäuden weist fast jeder Hof noch solche auf, die je nach besonderer Gewohnheit oder Bedürfnis entstehen und ihren Gebrauch auch wieder wechseln, so daß sie sich nicht in ein festes System einreihen lassen. So findet man bald ein Schutzdach für das Ackergeräte, bald einen besonderen Schuppen für Mergel oder Rüben vor, oder ein mächtiges Brunnengehäuse, oder wie Fig. 171 ein Wagehäuschen. Sie sind es zumeist, die jedem Bauernhofe ein besonderes Aussehen verleihen, obgleich die wesentlichen Gebäude immer wiederkehren und ihre Stellung zu einander in der Hauptsache eine ähnliche ist.

Zur weiteren Mannigfaltigkeit trägt aber ferner der Umfang und die Verschiedenartigkeit des Viehhaltens bei. Der ganze Zuschnitt der sächsischen Bauernwirtschaft zeigt zwar unverkennbar, daß von Anfang an das Milchvieh, und zwar das Rind, als das wichtigste lebende Inventar angesehen wurde, denn auch die Pferdeställe sind mit dem Bauernhause nicht in dem Maße organisch verwachsen und beeinflussen die Bauanlage fast in allen ihren Teilen nicht so wie der Kuhstall und seine Produkte; die Pferdeställe waren anfänglich wohl eine mehr durch die strategischen und Lehnsverhältnisse aufgezwungene, als durch das eigene Bedürfnis geforderte Zugabe. Aber auch dem anderen Vieh brachte der Bauer meist nicht viel Wohlwollen entgegen. Ziegen zu halten war in vielen sächsischen Dörfern ganz verboten, in anderen durften sie nur im Stalle gehalten werden; auch jetzt noch findet man sie meist nur bei Häuslersleuten. Die Zahl der Schafe war gleichfalls sehr beschränkt, Häusler ohne Feldbesitz durften überhaupt keine Schafe halten; erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein mäßiges Schafehalten allgemeiner üblich. Seitdem hat es wieder sehr abgenommen, so daß man besondere Schafställe jetzt fast nur auf Rittergütern antrifft. — Gänse waren nur in der Zahl von drei nebst einem Gänserich für jede Baustätte und auch nur dann gestattet, wenn ein Gänsehirt im Ort gehalten wurde; Häuslern und Hausgenossen war das Gänsehalten ganz verboten. Man

findet infolge dieser Beschränkungen auch fast nie einen besonderen, festen Stall für die Gänse; der Wärme wegen steckt man sie zwar gern in den Kuhstall, da sie aber ziemlich unruhige Schlafkameraden sind und die Kühe leicht durch ihren Lärm belästigt werden, kommen sie häufig in den Grünfutterschuppen, hinter einen improvisierten Brettverschlag. — Auch das Hühner- und Taubenhalten war gewissen Einschränkungen unterworfen; es wurden für jede Hufe je zehn Paar, für jeden Acker je ein Paar, für jede Hausstelle je zwei Paar höchstens zugelassen. Die Hühner sind hinsichtlich des nächtlichen Unterkommens überaus anspruchslos; gewöhnlich werden ihnen im Kuh- oder Pferdestall einige Sitzstangen eingerichtet (Fig. 183), die sie durch ein kleines, verschließbares Schlupfloch in der Gebäudeumfassung, mittels einer jener sprichwörtlich gewordenen Hühnersteigen erreichen. In den Kuhställen umgiebt man diese Sitzstangen meist mit Holzgittern, weil das Herumlaufen der Hühner im Stalle das Vieh beunruhigen würde. — Von den Taubenschlägen im Oberboden war schon früher die Rede; man findet aber an älteren Wohnhäusern auch außen, unter dem Dachvorsprunge, zwischen den Sparrenköpfen häufig Verschläge für die Tauben; ferner sieht man manchmal Brutkästen, die zellenartig, aus Brettern hergestellte Abteilungen, neben- und übereinander gerichtet, aufweisen, etwa mit dem Käsekorb korrespondierend an der Vorderfront angebracht (Fig. 195 aus Medingen); endlich giebt es auch besondere Taubenhäuser auf einem Steinpfeiler oder einer Holzsäule, aus Mauerwerk oder mit Holzwänden mitten im Hofe freistehend errichtet. Diese sind zwar für den Ausflug günstig und meist auch gegen das Raubzeug sicher, für unser Klima aber doch wohl zu kalt und deshalb nur noch selten in Gebrauch; Fluglöcher und Sitzstangen werden immer möglichst der Sonne zu angelegt.

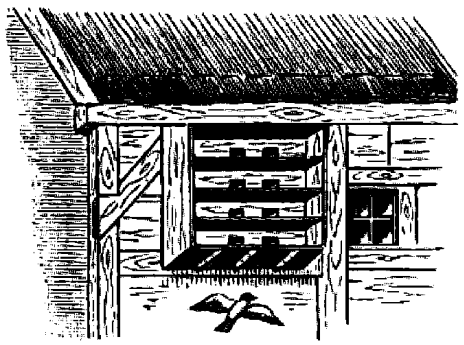


Fig. 195. Medingen. Taubennistkasten.

Der Staare, für die am östlichen Hausgiebel früher regelmäßig Kästen (Staarmästen) angebracht wurden (vergl. Fig. 177), und der Schwalben, die sich selbst zu einem Heim verhelfen, wenn ihnen der Mensch nur eine Wand mit Schutz von oben gewährt, sowie der Störche, die mit den Sümpfen in Sachsen immer seltener werden, soll nur der Vollständigkeit des Bildes wegen gedacht werden; der heutige Dorfbewohner sieht in diesen Hausgenossen meist nur unnütze Brotesser. Ausführlicher ist aber die Unterbringung der Schweine zu behandeln. Besondere, freistehende Schweineställgebäude trifft man zwar manchmal an, sie lassen sich auch mit der Jauchengrube (und etwa mit dem Abort) in zweckmäßige Verbindung bringen (Fig. 196 aus

Medingen), sie werden aber im allgemeinen vermieden, weil auch das Schwein im warmen Stalle besser gedeiht, als in dem der Abkühlung ausgesetzten. Das Bestreben nach einem warmen Unterkommen hat es nun bewirkt, daß wir dem Schweinestall in allen möglichen Kombinationen begegnen. Bald ist er in den Kuhstall eingebaut, etwa mit dem Hühnerstall als Zwischengeschoß darüber (vergl. Fig. 171 und 183), bald ist er in den Pferdestall verwiesen, manchmal endlich findet er sich in einem besonderen Kleinviehstall, in Gesellschaft der Ziegen und Schafe vor. Stets aber zeigt er unter allen Ställen die stiefmütterlichste Behandlung: der Raum ist auf das knappste bemessen, weil viel Beweglichkeit der Mastung abträglich ist, aus ähnlichen Rücksichten fehlt meist das Tageslicht gänzlich und eine Folge davon ist die mitunter recht zweifelhafte Reinlichkeit. In modern eingerichteten Gütern, wo die Schweinezucht etwa in Verbindung mit einer Molkerei betrieben wird, findet man ja natürlich auch diese Art Ställe in rationeller Anlage vor (Fig. 171).

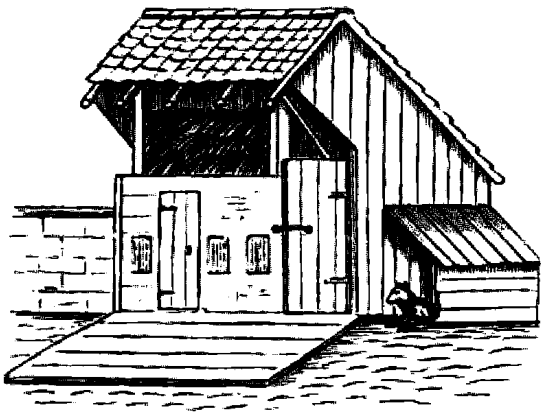


Fig. 196. Medingen. Schweinestall mit Futterboden, Abort und Hundehütte, davor die Jauchengrube.

Bei der Viehhaltung ist endlich noch der Bienen zu gedenken, die der Bauer von altem Schrot nicht gern entbehrte; heute trifft man freilich leider viel häufiger verlassene Stöcke und leere Bienenstände, als fröhlich und emsig schwärmende Baue an. Unter den verschiedenen Gründen für das Verschwinden der Bienen spielt die mit der Kohlenfeuerung entwickelte schwefelige Säure und der fein verteilte Ruß gewiß eine wichtige Rolle; für unser Thema hat aber die Thatsache noch mehr Interesse, daß die Biene die Nachbarschaft hölzerner Gebäude wegen ihrer Wärme und Trockenheit den neueren Steinhäusern vorzieht. Die alten, aus Strohseilen gewundenen Bienkörbe wurden gewöhnlich vor einer flachen Blende aus Brettern mit Schutzdach (dem Bienenstand oder Bienenhaus, Fig. 176) in zwei oder drei Reihen übereinander aufgestellt, die Fluglöcher nach Süden gerichtet. Im Erzgebirge trifft man auch allerlei abenteuerliche Menschen- und Tiergestalten an, aus Holz, Stroh und Lehm gebildet, in deren Innern die Bienen nisten, in der Lausitz giebt es Bienenkästen (Dzierzonstöcke), an der Vorderseite mit architektonischem Beiwerk geschmückt. Die moderne Imkerei hat ganz abweichende Einrichtungen eingeführt, die trotz ihrer interessanten Einzelheiten hier außer Betracht bleiben müssen.

Die unentbehrliche Hauskatze macht sich im ländlichen Bauwesen nur

insofern bemerklich, als die Thüren aller Räume, in denen Mäuse zu befürchten sind, in ihrem unteren Feld oder an der Ecke mit einem kleinen Ausschnitt versehen werden, durch den Hinze, der Kater, durchschlüpfen kann. Hingegen beansprucht Philax, der Kettenhund, eine Amtswohnung für sich, die ihm in einem kleinen Einbau zwischen Stall- und Schuppenthüre, oder unter einem angelehnten Pultdächlein (vergl. Fig. 196) oder endlich in einer besonderen frei aufgestellten Bretthütte (vergl. Fig. 176), die bis auf einen engen Eingang ringsum geschlossen ist, so eingerichtet wird, daß er die Hausthür, den Eingang zum Hofe und alles, was auf diesem vorgeht, gut übersehen, anbellen, vielleicht auch die Waden des unbekannten Gastes erreichen kann. Um ihm das zu ermöglichen, findet man mitunter die Kette an einem Ring angehängt, der sich auf einer horizontalen glatten Stange längs der Gebäudefront fortziehen läßt.

Den Mittelpunkt des Hofes nimmt in Sachsen zumeist die Düngerstätte ein, es sprechen aber gewisse Anzeichen dafür, daß sie auf Grund slawischer Überlieferung früher nicht selten auch vor dem Hause an der Straße gelegen hat, wie das alemannische Dorf sie noch heute kennt. Als die zweckmäßigste Form der Aufbewahrung gilt in Sachsen eine Ummauerung an drei Seiten mit einer Jargenmauer etwa in Brusthöhe, welche an der 4. Seite das Ein- und Ausfahren des Düngerwagens gestattet; unmittelbar unter der Düngerstätte soll die Jauchengrube liegen, deren Inhalt durch eine Kettenpumpe auf den Dünger oder in den Faßwagen geschöpft werden kann. Diesen Grundgedanken der Anlage erkennt man aber nur selten. Wenn die Düngerstätte als die Goldgrube des Landwirts bezeichnet wird, so muß man leider sagen, daß unsere Bauern mit ihrem Gold zumeist recht verschwenderisch umgehen; vielfach ist eine bestimmte Begrenzung des Düngerhaufens ganz zu vermissen, die Jauche fließt über den Hof, von einem Schutz gegen die Verwässerung durch Regen und Schnee ist nichts wahrzunehmen und die fast zierliche Anordnung der Schichten, an Geflechte oder Zöpfe erinnernd, wie man sie im Kanton Bern so häufig sieht, trifft man in Sachsen sehr selten an (Fig. 188). Die Dungstätte des Richters muß übrigens, wie jetzt noch für die Hühner, in alten Zeiten für die Dorfjugend eine absonderliche Anziehungskraft ausgeübt haben, in manchen Dörfern war es verbrieftes Recht der Dorfkinder, an den Nachmittagen der 5 Fastensonntage „beim Richter im Hofe auf'm Miste" spielen zu dürfen; außerdem hatten sie ein Geschenk von Erbsen, sogen. alte Weiber, bei dieser Gelegenheit zu beanspruchen. In großen Höfen trifft man zuweilen rings um den Düngerhaufen starke Barrièren, den sogen. Kuhring an; er dient dazu, das Vieh zusammenzuhalten, wenn es während des Stallausmistens und um den Dünger besser durchzutreten zeitweilig auf den Düngerhaufen getrieben wird (vergl. Fig. 216 bei O); in anderen Höfen findet sich hinter der Scheune ein ein-

gezäuntes Stück Grasgarten zum Austummeln des Rindviehs vor (vergl. Fig. 176, der sogen. Garten); daher wohl die Redensart „ausgelassen sein".

Wasserversorgung und Entwässerung.

Hinsichtlich des Wasserbezugs mögen die slawischen Dörfer, namentlich die Rundlinge, wohl zumeist auf den in der Mitte gelegenen Dorfteich oder auf den durch das Dorf fließenden Bach angewiesen gewesen sein; jetzt findet man in jedem größeren Hof einen Brunnen. In wasserarmer Gegend oder auf Hochplateaus sind es meist Kesselbrunnen, mit Ausschalung oder Ausmauerung des Schachtes und mit recht primitiven Pumpwerken, ohne Sammeltrog unter dem Ausguß. Mit Vorliebe erhalten diese Pumpbrunnen ihren Platz zwischen Wohnhaus und Düngerstätte (vergl. Fig. 176 beim alten Wohnhaus). Im Gebirge hat jeder bedeutendere Hof seinen eigenen, laufenden Brunnen (den Röhrborn; das ungewohnte dieser Einrichtung in manchen Gegenden wird den gleichlautenden Familiennamen geschaffen haben); häufig wird er als Wasserhaus, nahe beim Stall im Gebäude selbst ausgestaltet, manchmal mit Brutkästen für Forelleneier in Verbindung gebracht. Die Einrichtung des Wasserhauses ist meist so, daß die darin aufgestellten oder schwimmenden Milchäsche von dem durchfließenden Wasser gekühlt werden. Solche „Wasserhäuser" sind dann mit verschließbaren Brettüberbauten versehen; derartige Anlagen für den gemeinsamen Gebrauch des ganzen Dorfs, sogenannte „Milchsteine", die man in Oberfranken auf dem Gemeindeanger antrifft, sind mir in Sachsen ebensowenig vorgekommen, wie die dort üblichen Galerien von Bergkellern, die außerhalb des Dorfes, gleichfalls zum gemeinsamen Gebrauch an geeigneter Stelle angelegt werden. — Außer den Pump- und laufenden Brunnen findet man in den Bergen, sowohl des Erzgebirges als des Meißner Hochlands, auch noch Zisternen oder Kellerbrunnen ingebrauch; es sind das in den Berg oder klüftigen Fels gearbeitete Bassins, in denen sich Grund- oder Sickerwasser ansammelt und aus denen es in dünnem Faden zutage abfließt; liegt solch ein Brunnen am Bergabhang (Fig. 197 aus Spechtritz), so bildet er mit seiner aus Brückchen, Trockenmauer und Felsüberhang bestehenden Umgebung meist ein recht hübsches Motiv in der Landschaft; liegt er auf dem Hochplateau, so ist er in typisch ausgebildeter Weise durch einen Brettüberbau gegen Verunreinigung

Fig. 197. Spechtritz. Kellerbrunnen am Bergabhang.

und Kälte geschützt (Fig. 198 aus Hinter-Zinnwald; der dreieckige Brettbau enthält den Brunnen). Manche dieser Kellerbrunnen mögen wohl zu den ältesten Kulturzeugen einer Gegend gehören. Die neuere Zeit hat manchen Dörfern in Sachsen eine allgemeine Wasserversorgung gebracht, die als auf der Höhe der Zeit stehend bezeichnet werden darf und die, zusammen mit organisierten und geschulten Feuerwehren, es vollkommen rechtfertigen würden, wenn die Feuersicherheit nicht länger ausschließlich in der Bauweise dieser Ortschaften um jeden Preis angestrebt würde.

Geordnete Entwässerungsanlagen sind auf dem Dorfe noch heute eine ziemliche Seltenheit, aber freilich auch kein so dringendes Bedürfnis wie in der Stadt. Dachrinnen, häufig noch aus Holz, sind zwar nicht selten, sie ergießen aber das Regenwasser entweder unmittelbar ins Freie, mit genügendem Abstand vom Gebäude, oder sie stehen mit vierkantigen Holzschlotten in Verbindung, die es zum Erdboden herabführen, wo es seiner weichen, zum Waschen geeigneten Beschaffenheit wegen manchmal in untergestellten Fässern aufgefangen wird. Küchengossen fehlen in den älteren Gebäuden fast regelmäßig; als Ersatz dient ein Eimer, weil das fettige Aufwaschwasser dem Vieh als Tränke gegeben wird; das Schmutzwasser wird auf dem Hofe ausgeschüttet. Der Überlauf vom Brunnen wird (durch eine „Anzucht") gern nach dem Grasgarten geleitet, wo er einen kleinen Tümpel für die Gänse und Enten bildet (vergl. Fig. 216); in den „Straßendörfern" bildet meist die Schlippe zwischen zwei eng zusammen gerückten Nachbarhäusern den Abzuggraben für die Planschwässer, von wo sie dann, manchmal mit samt der Jauche in gebirgigen Gegenden dem Dorfbache zufließen, während sie im Flachlande die Dorfgasse mitunter in ungangbaren Zustand versetzen.

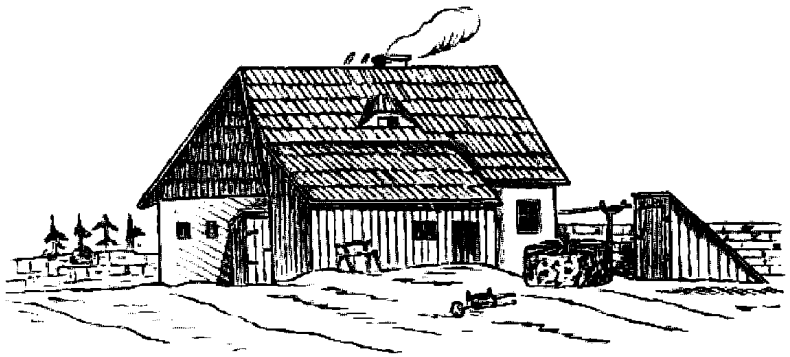


Fig. 198. Hinter-Zinnwald. Häuslerwohnung mit Kellerbrunnen auf dem Hochplateau.

Einfriedigungen.

Die Betrachtung der Einfriedigungen ist mit dem, was ich früher über die Hofmauer nebst Thor mitteilte, noch nicht erschöpft, sie bedarf noch einer Ergänzung hinsichtlich der Hecken und Zäune. Lebende Hecken, aus Flieder-, Schlehen- oder Weißdornbüschen bestehend, finden sich meist nur

noch dort vor, wo der Platz, den sie in Anspruch nehmen, wenig Wert hat, am häufigsten längs der Hohlwege, die in das Dorf hinabführen, wo sie dann zugleich als Schutz gegen Schneeverwehungen zu dienen haben. Denselben Zweck erfüllen jene Flechtzäune, bei denen die schmiegsamen Stängel ganz dicht nebeneinander zwischen Rundholzriegeln durchgesteckt werden (Fig. 199); sie sind in der That so holzverwüstend, daß das früher erwähnte Mandat wahrscheinlich diese Art im Auge hatte. Etwas ökonomischer sind jene Zäune, die gewissermaßen aus dreibeinigen Böcken zusammengesetzt werden, d. h. es werden 2 kürzere Pfähle gegen einander geneigt in die Erde eingeschlagen und eine lange Stange wird mit dem Wurzelende auf die Gabelung gelegt und mit Floßwieden festgebunden; das Zopfende liegt auf der Erde, wo es mitunter angepflöckt wird (Fig. 200). Noch sparsamer sind die barrièrenartigen Einzäunungen, d. h. einfache, in die Erde gerammte Pfähle, an denen die ungeschälten Rundholzstangen mit Strohseilen oder Wieden festgebunden werden. Sie haben nur wenig Widerstandsfähigkeit und dienen zumeist nur als Wegmarkierung oder zur Stütze der Getreidehalme an den Feldrändern. Solche Zäune stellt sich natürlich der Bauer selbst her, allenfalls auch die, welche aus Schwartenabschnitten bestehen, die an ihrem oberen Ende zugespitzt sind (Fig. 201 aus Hinterdaubitz); daneben trifft man aber auch Zäune aus ungeschälten Stängeln oder Kreuzspriegeln, die genagelt werden, und endlich auch gehobelte Lattenzäune, die vom Zimmermann angefertigt und mitunter recht originell verziert sind. Mit den Ausdrucke „Erbzäune“ (ebenso wie mit „Erbgräben“) verknüpfen sich nur privatrechtliche Begriffe.

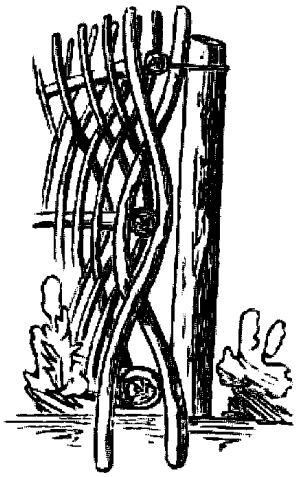


Fig. 199. Weinböhla. Stängelflechtzaun.

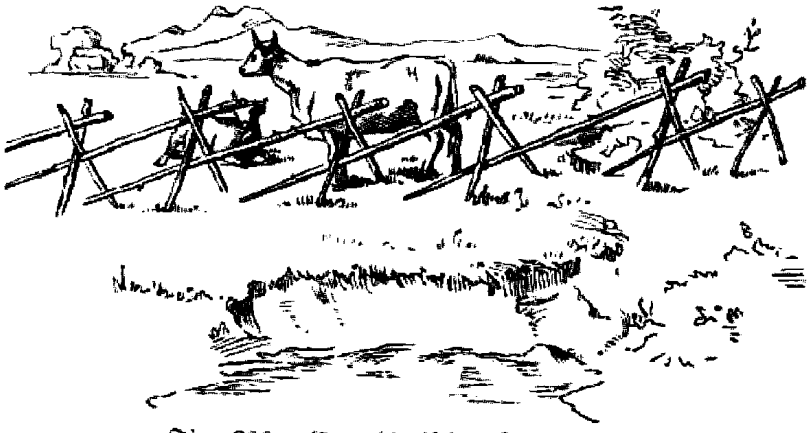


Fig. 200. Erzgebirg'scher Stangenzaun.

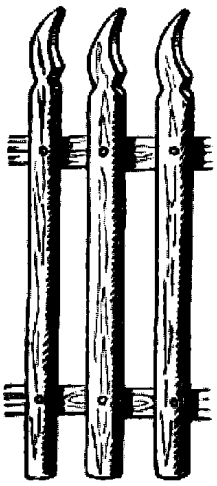


Fig. 201. Hinterdaubitz. Schwartenzaun.

Der Bauernhof in künstlerischer Beziehung.

Meine Schilderung vom sächsischen Bauernhause nebst Hof wäre unvollständig, wenn ich dem Bilde nicht auch vom künstlerischen Gesichtspunkte Würdigung angedeihen ließe. Die malerische Wirkung der Dörfer und Gebäude, die ohne störende Einflüsse sich einer harmonischen Entwickelung und Ausgestaltung erfreuen durften, ist mitunter eine ausgesprochen glückliche; sowohl die Anordnung in der Landschaft, zwischen Berg und Wald, die Überschneidung der hohen und niedrigen Gebäude (Fig. 202 aus Tanndorf), ihre Einbettung zwischen den Schutz- und Obstbäumen, als auch der Farbenkontrast der gelben Strohdächer, der braunen Lehmwände, der roten Ziegel und der grünen Spaliere (der Weingeleite) und Baumwipfel ist dem für Zeichnung und Farbe empfänglichen Auge interessant und erfreulich; häufig sieht man an alten Fensterläden auch noch Spuren früherer effektvoller Bemalung; waren doch auch die wenigen Möbel wie die meisten Volkstrachten fröhlich bunt.

Fig. 202. Tanndorf. Glöckelhaus.

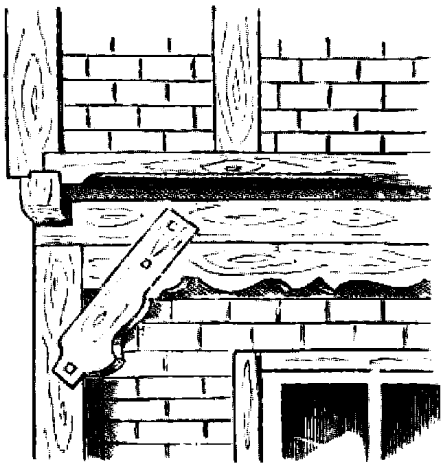


Fig. 203. Bockau. Winkelband.

Aber nicht bloß der Maler, auch der Architekt findet hier manches wertvolle, wenn er nur erst gelernt hat auch solche Dinge zu beachten, die zwar auf der Akademie nicht gelehrt werden, die aber ihre tektonische Bedeutung haben so gut wie die Architrave und Mutulen (Fig. 203 aus Bockau). Ich erinnere nur an die schon mehrfach erwähnten Bohlenstühle oder Umgebinde der lausitzer Häuser mit ihren mannigfaltigen Verspannungs- und Aussteifungssystemen (Fig. 204 aus Lohmen); die Holzsäulen dieser Gebäude sind nicht

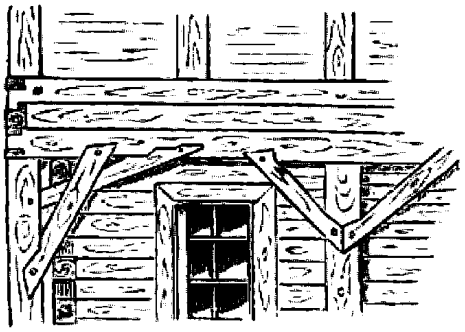


Fig. 204. Lohmen. Kopfbänder des Umgebindes.

selten in geradezu stilvoller Weise, als schlanke, an Gefäße erinnernde Stützen oder mit wirkungsvollen Einkerbungen der Kanten, gestaltet. Die Füllhölzer vor den Balkenköpfen zeigen zuweilen zahnschnittartige Verzierung in großem Maßstabe (Fig. 186 und 205) eine symbolisch ganz richtige Andeutung des Zwecks. Die äußeren Ränder der Giebelverschalungen sind manchmal in Bogen-, Wellen- oder Zackenlinien ausgeschnitten, deren Ursprung sich kaum anders erklären läßt, denn als Reminiscenz der an Pflöcken ausgespannten, wandbildenden Felle in grauer Vorzeit. — Das Holzwerk der Fachwände und der halboffenen Laubengänge, häufig rot oder blau (Thor bezw. Wodan geheiligte Farben) angestrichen, bildete bei alten Gebäuden in der Regel Andreaskreuze, die sich mitunter in reichverzierter Ausgestaltung vorfinden. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß ursprünglich die Langwände der Gebäudeumfassungen in ihrer ganzen Höhe von solchen schrägen Kreuzen gebildet wurden — wie noch einzelne erhaltene Beispiele (Fig. 206 aus Elbersdorf) beweisen — was die Wandflächen reizvoll belebte.

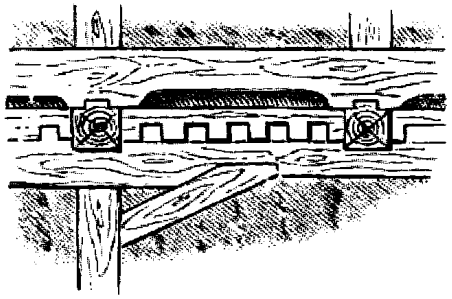


Fig. 205. Gommlitz. Erdgeschoß-Umfassung.

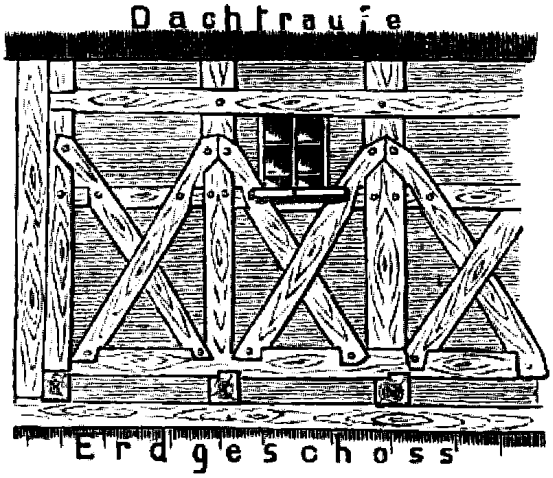


Fig. 206. Elbersdorf. Andreaskreuze in Geschoßhöhe. (Umfassung des Obergeschosses.

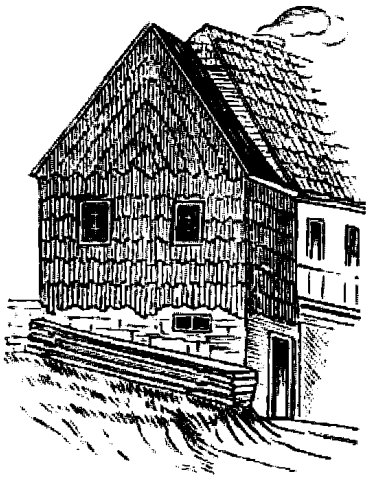
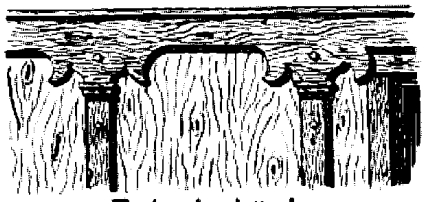


Fig. 207. Schönfeld bei Bärenfels.

Die Verkleidung des Giebels mit Schindeln (Fig. 207 aus Schönfeld) oder mit Schiefer bildet fast immer Muster, manchmal überraschend hübsche; außerdem werden die Schiefergiebel mitunter mit Staniolornamenten verziert, welche Buchstaben, Jahreszahlen, Blätterranken und ähnliches darstellen. Die Brettverschalungen zeigen wenigstens an den horizontalen Friesen, durch halbkreis- oder kielbogenförmige Ausschnitte, mit den Decklatten korrespondirende Gestaltung, oft sind auch die Decklatten (Fig. 208) profilirt und durch Einkerbungen an den Enden bereichert; selbst bei den Schindeldächern wird durch geschnitzte Schindeln an den First-

und Traufschichten eine Art Bogenfries hergestellt. Von der Ausschmückung der Spitze des Giebels habe ich schon früher gesprochen; besonders charakteristische, in Sandstein ausgeführte Formen trifft man in den Dörfern der Dresdener Gegend an (Fig. 209 zeigt das Hörnersymbol im Fachwerk aus Kötitz, vergl. auch Fig. 175). Nahe der sächsischen Grenze, aber auf bairischer Seite sieht man noch Vorlegesparren, deren untere Enden eingekerbt oder ausgeschweift sind; wenn man der tektonischen Entstehung dieses Dekorationsmotivs nachforscht, dürfte man vielleicht daran denken, daß dadurch die Befestigung der Sparren an eingeschlagenen Pflöcken oder auf den Dachbalkenenden (mittels umgeschlungener Taue) erleichtert werden sollte (Fig. 210 und 211). Zum Schutz der Taubenfluglöcher und Sitzstangen in der Giebelspitze, gegen Raubzeug und Katzen, sind manchmal nach außen gerichtete Holzspieße wie eine Strahlensonne angebracht. An der Ecke, die gleichzeitig der Straße und der Sonne zugekehrt ist, ist nicht selten eine Sonnenuhr (im Erzgebirge: „Sonnenweiser") befestigt, meist zwar von höchst einfacher Konstruktion (vergl. Fig. 177) und Ausstattung, bisweilen aber doch auch Spuren früherer Verzierung aufweisend, und vor den Fenstern des Obergeschosses sieht man nicht selten hübsch geschnitzte Blumenbretter mit üppig blühenden Nelkenstöcken. Kunstformen weisen ferner manchmal die Endigungen und Stützen der Dachrinnen auf, wobei das Schlangenmotiv wohl als echt germanische Überlieferung angesprochen werden darf; auch der aus Brettern geschnittenen ausgeschweiften oder profilierten Umrahmungen der Fenster (Fig. 212) und der Öffnungen in den Laubengängen ist hier zu gedenken, sowie der ganz eigenartig gestalteten hölzernen Fensterbohlbänke (Fig. 213), der ausgeschnittenen Brüstungen und Hängebretter an den Laubengängen und endlich der steinernen Schornsteinköpfe, an denen in einer Band-



Fichtelschänke.
Fig. 208.

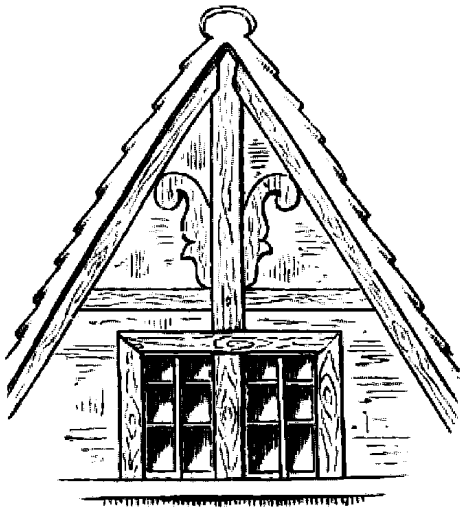
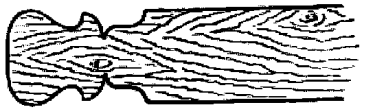


Fig. 209. Kötitz. Fachwerkgiebel mit dem Hörnersymbol.



Tannenreuth u. Kornbach.
Fig. 210.

Sophienthal u. Mittlernhammer.
Fig. 211. Sparrenendigung.

umrahmung gern Buchstaben und Jahreszahl eingehauen werden. Mehr der malerischen Bereicherung zuzuzählen sind die Schutzdächer und kleinen Vorbauten, die man in gewissen Gegenden regelmäßig vor der Hausthür antrifft, sowie die jederzeit am Strohdach angelegte Feuerleiter des Erzgebirges, und eine rein malerische Staffage endlich sind jene Bündel von Kraut- und Sellerieblättern, die als Futtervorrat außen am Gebäude zum Trocknen aufgehängt werden, sowie die mit ausgespannten Flügeln an die Scheunenthore genagelten Raubvögel, lebhaft an die steifen gotischen Wappenadler erinnernd, vielleicht bestimmt die Mäuse oder geflügelte Korndiebe von den Scheunen wegzuscheuchen. Auch die im Winter vor den Fenstern aufgehängten Strohmatten bereichern das Bild unserer Dörfer. (Zahlreiche zu diesem Abschnitt gehörige Darstellungen hat der Verfasser in seinen „Beiträgen zur volkstümlichen Bauweise" schon früher veröffentlicht.)

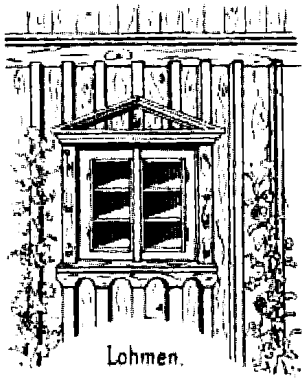
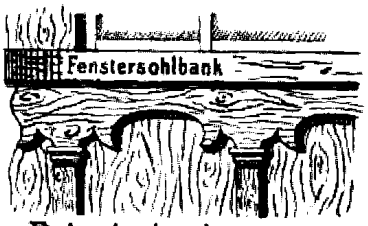


Fig. 212. Fensterumrahmung auf Brettverschalung.



Fichtelschänke, Burgstein.
Fig. 213.

Landwirtschaftliche Nebenbetriebe.

Die bisherige Schilderung erleidet einige Änderungen und Ergänzungen, wenn man die landwirtschaftlichen Nebenbetriebe und deren Einfluß auf das ländliche Bauwesen mit in Betracht zieht oder umgekehrt die Gewerbe auf dem Lande betrachtet, neben denen Feldwirtschaft mit betrieben wird. Der knappe Raum gestattet es aber nicht, hier näher auf diese Einflüsse einzugehen.

Gerichte, Frei-, Ritter- und ähnliche Gutsanlagen.

Steigen wir auf der von den Häuslern, Gärtnern, oder Wirtschaftsbesitzern und den Bauern gebildeten Leiter der ländlichen Rangordnung höher, so gelangen wir zu den als Gericht, Erb- oder Lehngerichte bezeichneten Höfen. Stellung und Amt ihrer Besitzer in alter Zeit ist noch nicht vollkommen geklärt; sie scheinen je nach dem Erb- oder Lehnsherrn verschieden gewesen zu sein; da auch „Gärtner" und Häusler zu „Richtern" gemacht wurden, so war die Größe des Besitzes wohl kaum das ausschlaggebende Moment. Für unsere Zwecke genügt es, festzustellen, daß die als „Gericht" bezeichneten Güter zwar meist zu den ansehnlichsten im Dorfe gehören, daß sie aber baulich keinerlei Eigenartigkeiten aufweisen. Insbesondere fehlt jeder ausschließlich der Rechtspflege bestimmte Raum, sei es nun eine Gerichtsstube,

ein Arrestlokal, oder ähnliches. Die Verhandlungen mit den Ältesten oder Schöppen mögen wohl bis in späte Zeit unter der Linde stattgefunden haben, als einstweiliges Gefängnis (Pömmerle genannt) diente später und zum Teil heute noch meist das Spritzenhaus.

Weiter gelangen wir zu den Freigütern, die in Sachsen den Rittergütern gleich geachtet werden, zumal auch die Entstehung der Rittergüter nur zum allerkleinsten Teile in die Feudalzeit zurück reicht. Als Beweis führe ich das Dorf Ottenhausen an, wo i. J. 1708 neben zwei Freigütern noch drei Rittergüter vorhanden waren; ferner sei an die Entstehung des „freien Erbrittergutes" Naundorf (bei Grillenburg) erinnert, die i. J. 1651 durch Vereinigung von $5\frac{1}{2}$ wüsten Hufen erfolgte. Auch die Klostergüter sind dieser Klasse zuzuzählen. In baulicher Hinsicht liegt somit keine Ursache vor, daß Frei- oder Rittergüter, abgesehen vom größeren Umfange oder von

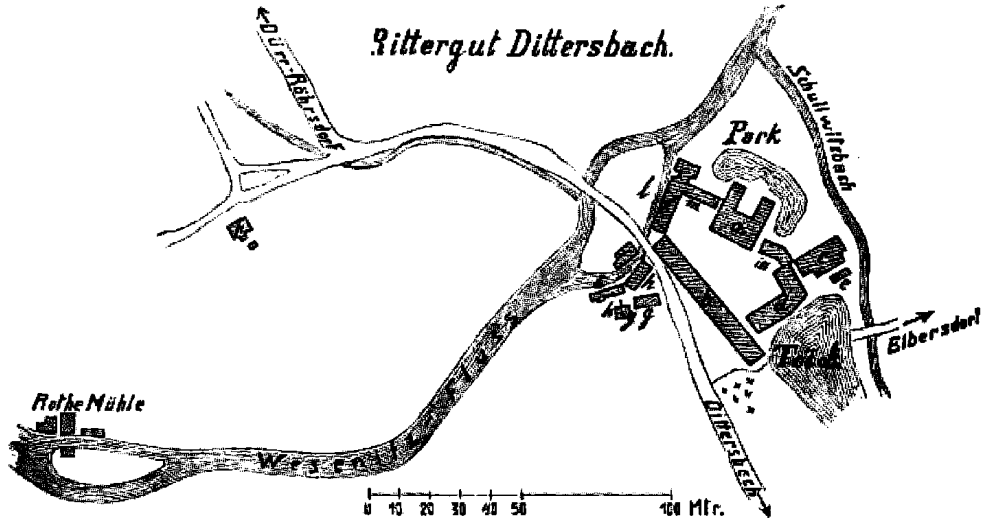


Fig. 214. a Schloß, b Wirtschaftsgebäude mit Kuhstall, Beamtenwohnhaus und Scheune, c Brennerei, d Scheunen, e Schrotmühle, f Schweine-, Pferde- und Ochsenställe, g Försterei mit Schuppen und Keller, h Hofmühle mit Schuppen, Stall und Keller, i Öl- und Schneidemühle, k Schafhaus, l Düngerstätte, m Remisen.

besseren Wohnhäusern, sich von stattlichen Bauernhöfen wesentlich unterscheiden müßten. Nur die Nebenbetriebe finden wir hier häufig viel weiter entwickelt, als dort. Zunächst sind hier die Schäfereien zu nennen, die manchmal Zweck und Kern eines sogenannten Vorwerks oder Beigutes bilden. Diese Vorwerke sind in der Hauptsache selbständige Gehöfte, die meist nachträglich hinzu erworben worden sind, deren Bewirtschaftung aber dann absichtlich mit einer gewissen Einseitigkeit, z. B. als Jungviehstation, als Schäferei oder dergl. erfolgt. Ferner findet sich in den meisten Rittergütern eine Brennerei oder eine Brauerei oder eine Anlage für Kartoffelstärkeerzeugung, welche deren bauliche Erscheinung zwar beeinflussen, die sich aber den besonderen

Verhältnissen anpassen müssen, weil die Rohmaterialien und die Abgänge aus dem Wirtschaftsbetrieb geliefert werden bezw. wieder dorthin zurückkehren. Hoher Schornstein, luftige Kühlschiffanbauten und die eigenartigen Malzdarren-Aufsätze, sowie die abseits gelegene Pechhütte mit dem Dachreiter sind dann die charakteristischen Merkmale in der baulichen Erscheinung. Auch Wassermühlen, zum Getreidemahlen, Ölpressen oder Knochenstampfen gehörten häufig zu den Rittergütern; durch das Verpachten dieser Nebenindustrien an Braumeister und Müller (daher der Familienname „Hofmüller") die wieder eignen Haushalt mit Pferden und Vieh haben, haben manche Rittergüter den Umfang kleiner Dörfer erlangt (Fig. 214).

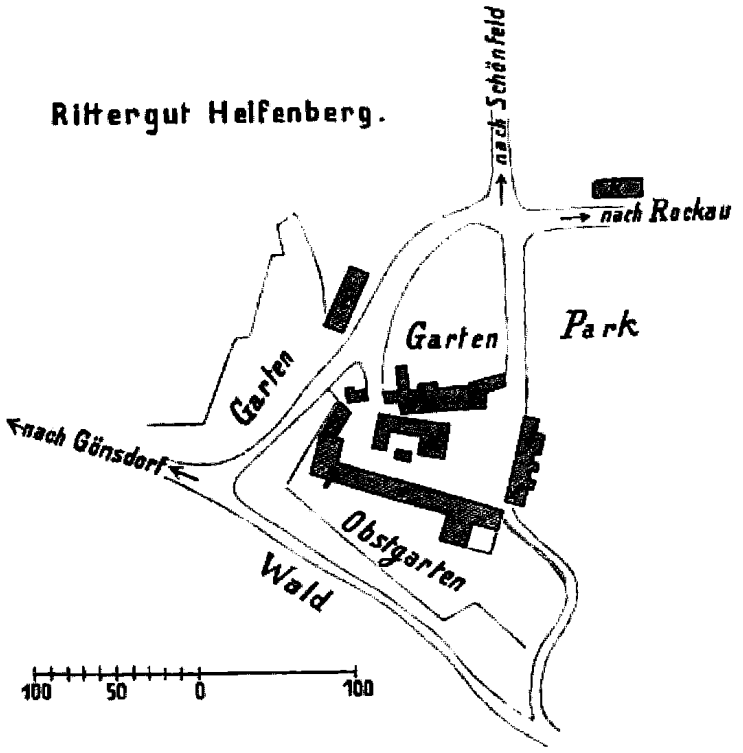


Fig. 215. a Herrenhaus, b Brauerwohnung, c Bierbrauerei, d Milchpächterwohnung, e Rinderställe, f Pferdeställe, g Scheunen, h Schafstall, i Scheune (neue Anlage), k (Preßgebäude, steht weiterabseits im Weinberg.)

Etwas andern Charakter haben sich meist diejenigen Rittergüter bewahrt, die aus dem befestigten Wohnsitz eines ritterbürtigen Lehnsherren hervorgegangen sind. Gewöhnlich ist hier der Schloßhof von dem Wirtschaftshofe getrennt (z. B. in Rochsburg); beim Schloßhofe wird höchstens der Pferdestall geduldet wie z. B. in Kriebstein, wo er unter dem Rittersaale liegt. Die Wohnräume befinden sich im Schlosse, dem Gutshofe fehlt somit ein wesentlicher Bestandteil: das stattliche Wohnhaus, der Hauptfaktor, denn bei aller Bedeutung der Wirtschaftsgebäude liegt der geistige Schwerpunkt doch immer in der menschlichen Behausung. Durch spätere Verlegung des Schloßgebäudes ist der Unterschied der beiden Höfe mitunter verwischt worden, wie z. B. in Helfenberg, er tritt aber auch hier sofort wieder in die Erscheinung, wenn man auf den noch vorhandenen Fundamenten sich das Ritterhaus mit Bergfried wieder aufgebaut denkt (Fig. 215). — Bauherstellungen bei den Rittergütern wurden meist dadurch sehr erleichtert, daß die

Bauern zu „Baudiensten“ verpflichtet waren und diese Baudienste zu den ungemessenen Diensten gehörten, d. h. sie mußten geleistet werden, bis der Neu- oder Instandhaltungsbau beendet war. Sie bestanden aus Baufuhren und Handarbeit, durften aber nur für die Hofraite nebst Pertinenzien, nicht aber für Vorwerke oder erkauftes Bauerland beansprucht werden; auch gehörte das Graben und Wegfahren des Grundes und Schuttes nicht dazu. Immerhin wurde die Bewirtschaftung des eigenen Gutes durch diese Frohne oder Scharwerke vielfach geschädigt.

Nur in Kürze sei noch der Kammergüter und Landesschulgüter gedacht, die ursprünglich zum direkten Besitz und Genuß der Zivilliste bezw. Klöster und der an ihre Stelle getretenen Staatsanstalten (in Grimma und Meißen) gehörten, jetzt aber ausschließlich dem Finanzministerium unterstehen. Ihrer Entstehungsgeschichte entsprechend weisen sie in ihrem Umfang und baulichen Wesen sehr große Verschiedenheiten auf; ich gebe hier von dieser Geschichte als Beispiele nur ganz kurze Andeutungen, welche Ostra, Gorbitz und Lohmen betreffen. Alle drei gelangten durch Kurfürst Moritz unter der Bezeichnung „Forwergke“ in fiskalischen Besitz. In dem slawischen Dorfe Ostrowe (d. h. Insel), an dessen Stelle jetzt Friedrichstadt steht, hatte Kurfürst Moritz ein Gut erblich erworben, welches Kurfürst August durch Hinzuerwerbungen vergrößerte und zu einem sogenannten Küchengarten (für die Hofhaltung) ausgestaltete. Früher gehörte auch der sogenannte Viehhof Kreyern noch dazu, der von Kurfürst August an Stelle eines kleinen Dorfs errichtet wurde, um den nötigen Dünger für die Weinberge der Hoflößnitz zu gewinnen. — Gorbitz war etwa 1540 von dem Kloster St. Afra in Meißen erworben worden, 1655 wurde es mit Pennrich, 1857 mit dem Freigute Wölfnitz wirtschaftlich verbunden. Lohmen ging aus adeligem Privatbesitz 1543 an den Kurfürsten über, Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen noch zwei kleine Güter dazu, die letzten

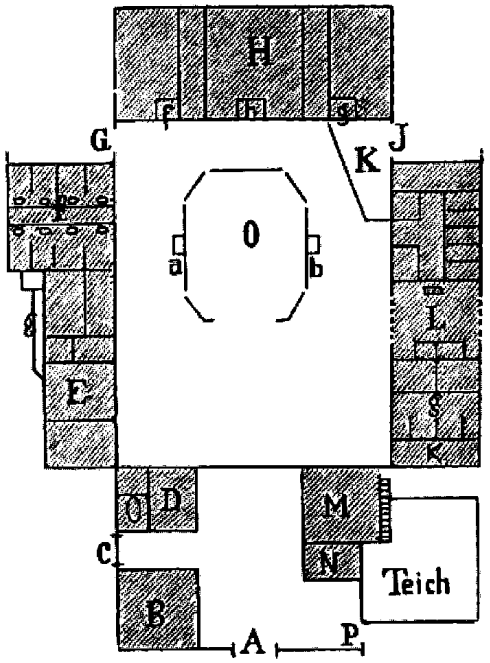


Fig. 216. Folgengut bei Tharandt. A, C, G, J, P sind Thore, B Ackergeräteschuppen, D Backhaus mit Holzschuppen, E Wohnhaus mit g Milchgefäße-Aufwaschraum, F Rinderstall mit Heuboden, H Scheune mit f und g Kornkammern und h Kellerzugang, K Schweinebucht, L Ställe für Schweine, Schafe und Jungvieh; g für Pferde, k ist Geschirrkammer, M Schuppen für seltener benützte Gerätschaften, N Federvieh, O Düngerstätte mit Viehhof a Jauchengrube, b Jauchenpumpe.

Erwerbungen (die Polenzwiesen) fanden 1863 statt. — Was ich von der Pflege gewisser Nebenbetriebe und Spezialitäten sagte, trifft bei fiskalischen Gütern ganz besonders zu, z. B. Stammschäferei in Lohmen, Bierbrauerei in Gorbitz, Brennerei in Ostra. Zum Teil haben sie sich sogar zu selbständigen Etablissements ausgewachsen. Gleichfalls fiskalischer Besitz sind die mit der landwirtschaftlichen Hochschule verbundenen Musterwirtschaften (das für sächsische Wirtschaften als Normale eingerichtete Folgengut bei Tharandt (Fig. 216), der Kuhturm bei Leipzig.

Das Schulgut in Dresden führte den Namen „Vorwerk Tatzberg" bis zum Jahre 1716, als es von dem bekannten Wohlthäter Ehrlich gekauft wurde. Der Nutznieß davon samt großen Gärtnereien am Rampeschen Schlage ging der von Ehrlich gegründeten Armenschule der Viehweyder Gemeinde zu gute, der Verkauf der zugehörigen Ländereien als Bauplätze führte zum Reichtum des Ehrlichschen Gestifts.

Das Stadtgut und dessen Ende.

Im Anschluß an den eben erwähnten Vorgang, dessen letzter Akt noch in unseren Tagen spielt, bleibt nun noch das landwirtschaftliche Gehöfte im Weichbilde einer Stadt, das Stadtgut, zu betrachten, dessen Besitzer in der kleinen Stadt „Ackerbürger", in der größeren „Stadtgutbesitzer" genannt werden. Der Übergang zu solchen konnte in den sogen. Straßendörfern, deren Häuser gassenartig dicht geschlossen längs der Straße stehen (und die deshalb neuerdings überhaupt als neuere, büreaukratische Schöpfungen angesehen werden) gar nicht schwer fallen. Das Hauptzufahrtsthor liegt bei ihnen in einem Vordergebäude und ist (mit Wohnräumen oder Futterböden) überbaut: manchmal ist oder war aber an einer Seitengasse auch noch ein seitliches oder hinteres Ausfahrtsthor vorhanden. Solche Stadtgüter gab es in Dresden in der Pirnaschen und Wilsdruffer Vorstadt noch bis zur zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts, mit landwirtschaftlichem Betrieb. Das an der Pirnaschenstraße gelegene Stadtgut beispielsweise hatte nach der Neuegasse ganz regelrecht, wie auf dem Dorfe, Hofmauer und hohen Thorbogen nebst Pforte. Die Scheunen der Ackerbürger (in kleinen Städten) bilden meist besondere Gassen außerhalb der geschlossenen Stadt. Das Ende dieser Stadtgüter ist gewöhnlich zunächst die Vergrößerung der Ställe für Fleischerei oder Viehhandel, oder für Lohnfuhrwerkbetrieb; dann werden die Obst- und Grasgärten als selbständige Bauplätze abgetrennt, die Scheunen werden zu Wohnungen ausgebaut nnd neben dem ehrwürdigen Hofthor nistet sich in der Einfriedigungsmauer ein Klempner- oder Garngeschäft ein, wie man das z. B. in der Vorstadt Strehlen sehen kann. Später durchgelegte Straßenzüge verwischen sogar die alten Begrenzungen und jedes Andenken an die patriarchalische Vorgeschichte eines solchen Stückchens Erde geht zuletzt verloren; in Dresden

wissen z. B. nur die wenigsten Eingeborenen, daß die enge Zahnsgasse und Friesengasse ihre Entstehung früher vorhanden gewesenen Durchgängen durch Höfe, die einem gewissen Zahn bezw. Friese gehörten, zu danken haben.

Schlußbetrachtung.

Leider hat es den Anschein, als ob der eben geschilderte Vorgang der Modernisierung, der sich in der Stadt binnen eines Menschenlebens vollzieht, auch für sehr viele Dörfer unseres platten Landes vorbildlich werden sollte. Denn wer jetzt dort nach den Zeugen der guten Zeit und nach kraftvollen Repräsentanten des festgegründeten Bauerntums forscht, um ein Bild davon zu entwerfen, wie ich es hier versuchte, der wird mehr wehmütige als erhebende Eindrücke nach Hause bringen und die Versuchung liegt nahe eine solche Schilderung, wie das Märchen, anzufangen mit: „Es war einmal“. Die Landwirtschaft ist, so paradox es klingen mag, eine zart organisierte Pflanze, die gegen fremde Einflüsse und neue Experimente überaus empfindlich ist. Der Aberglaube, der einen Fremden nicht gern im Kuhstalle sieht, beruht unbewußt auf einer durchaus richtigen Empfindung. Zum Gedeihen des Ackerbaus und der Viehzucht gehört mehr als guter Boden, fruchtbares Wetter, gutes Rassenvieh; dazu gehört ein unermüdlicher Fleiß, eine peinliche Ordnung, genauestes Haushalten, unverdrossene Genügsamkeit und endlich das, was die Gottesfurcht „den Segen von oben“ nennt. Diese Eigenschaften sind aber den meisten Landbewohnern durch die fortgesetzte Berührung mit den Bequemlichkeiten der größeren Stadt, mit dem leichten Gelderwerb der Industrie verleidet worden, und der Erfolg davon, daß man die „Segnungen der Kultur“ auch aufs platte Land geleitet hat, ist ungefähr derselbe, wie wenn man einen Fichtenwald für Berieselung einrichtet. Zu solchen „Segnungen“ rechne ich auch das gänzlich irregeleitete Bauwesen, das den Bauern durch Gesetz, Mode und Gedankenlosigkeit aufgenötigt worden ist. Ich besitze selbst die Prüfungsarbeit eines Maurermeisters aus dem Jahre 1850, den Entwurf zu einem Bauerngute, bei dem Büreau sowie Gesellschaftszimmer programmgemäß gefordert wurden. Zunächst mußten Erwägungen der Zweckmäßigkeit, dann aber auch solche künstlerischer Natur auf diesem Gebiete unbedingt zur Umkehr, zu Wiederbelebung volkstümlicher Bauweise führen. Archi-

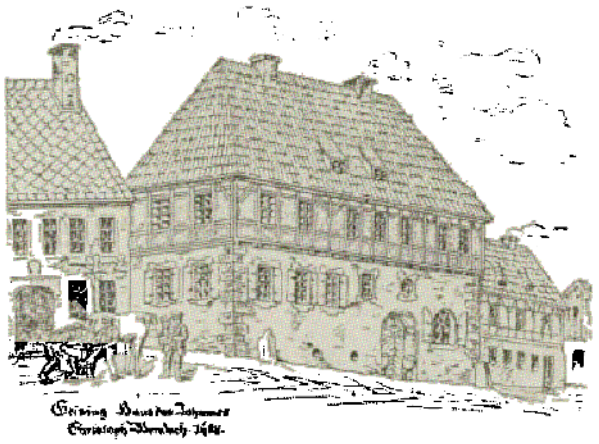


Fig. 217.

tekten, die den rechten Ton zu treffen verstehen, würden sich finden; nach meinen Wahrnehmungen fehlt es vielmehr an einer richtigen Auffassung auf dem Lande, bei den Bauenden selbst. Freilich liegt in der immer wachsenden Flut der Sommerfrischler mit ihrem oft recht bedenklichen Vorbilde und ihren vermeintlichen Bedürfnissen und in dem vornehmen Naserümpfen über ländliche Zustände eine nicht zu unterschätzende Gefahr; andererseits tröstet mich aber die Beobachtung, daß der einfache Mann Bauernhäuser von der uns lieben Art (Fig. 217) als „altdeutsche" Gebäude bezeichnet, altdeutsch bedeutet aber in seinem Munde „bieder, ehrenhaft, wahr". Niemand, am wenigsten der Bauer selbst, sollte deshalb geringschätzig auf unsere bodenständige Kultur blicken, denn im schweren Ringen mit meist dürftigen Verhältnissen ist sie emporgewachsen; wollen wir unser eigentliches Wesen und das, was uns eine geachtete Stellung unter den Völkern sichert, erhalten, so müssen wir genügsam, einfach, ja vielleicht derb bleiben; das Wohlleben und die Zierlichkeit wollen wir den Nachbarvölkern neidlos gönnen, uns tauchen sie nichts.

Litteratur.

Rudolf Henning. „Das deutsche Haus". Straßburg. Karl J. Trübner.

August Meitzen. „Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin. Dietrich Reimer.

K. Rhamm. „Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande". Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Hans Lutsch. „Wanderungen durch Ost-Deutschland". Berlin. Ernst und Korn.

Derselbe. „Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus". Berlin. Wilhelm Ernst und Sohn.

Ernst Rudorff. „Heimatschutz". Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Max Schmidt. „Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes". 1897.

Joh. Gottl. Klingner's „Sammlungen zum Dorf- und Bauernrechte. 1749. In der Verarbeitung von F. J. Hann: Bauer und Gutsherr in Kursachsen. Straßburg. Trübner.

O. Böhme. „Entwickelung der Landwirtschaft" auf den Königl. Sächs. Domänen. Berlin. 1890.

F. Lindner. „Das niederdeutsche Bauernhaus". Gartenlaube. 1881. Nr. 38.

O. Gruner. „Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Bauweise im Königreich Sachsen". Leipzig. 1893. Arthur Felix.

Derselbe. „Weitere Beiträge" zur Erforschung. w. o. 1894.

Derselbe. „Das Bauen auf dem Lande". Eine Erörterung des wie? und von wem? — Göttingen. 1896. Vandenhoeck & Ruprecht.

Derselbe. „Architektonische Skizzen aus Dörfern und Kleinstädten. Süddeutsche Bauzeitung. 1896. Nr. 30.

J. Wolff. „Unser Haus und Hof". Kronstadt. Gött und Sohn. 1882.

16. Die bäuerliche Kleinkunst.

Von A. Kurzwelly.

I.

Bis in die jüngste Zeit war die bäuerliche Kleinkunst Deutschlands ein Stiefkind der Forschung. Der Kunsthistoriker hat nur flüchtig, der Kulturhistoriker noch verhältnismäßig wenig von ihr Notiz genommen, während beide der bäuerlichen Bauweise, dem Bauernhaus schon länger lebhaftes Interesse entgegengebracht haben. Die umfangreiche und bei der Zerstreutheit und Unzugänglichkeit der Denkmäler ziemlich schwierige Arbeit der Einzelforschung ist auf unserem Gebiete noch nicht über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Dies gilt für alle deutschen Lande, für unser Sachsen aber in besonderem Grade, trotzdem hier seit kurzem ein überaus rühriger Verein am Werke ist, das Interesse für sächsische Volkskunde zu wecken und zu stärken und die spärlichen erhaltenen Reste volkstümlichen Kunstfleißes der Vergangenheit zu einem Museum zu vereinigen.

Ebensowenig wie der Forscher, hat der Händler, haben die Museen in Deutschland der Bauernkunst bisher die Beachtung geschenkt, die sie verdient. Eine reichere Ausbeute gewähren im allgemeinen nur die Lokal- und Provinzialmuseen, die Sammlungen der Altertumsvereine, bei denen gewöhnlich nicht die Qualität, sondern die Herkunft bei der Auswahl den Ausschlag giebt, dem Freunde bäuerlicher Kunstübung. Die Kunstgewerbe-Museen, an die sich jener in erster Linie wenden möchte, haben wohl, was sie zufällig an hervorragenderen Arbeiten bäuerlicher Kleinkunst fanden, aufgenommen; ein tieferes Interesse haben sie indessen nur der Bauerntöpferei und allenfalls der bäuerlichen Schnitzerei zugewendet. Leider führen die bäuerlichen Erzeugnisse in den Gewerbe-Museen in der Regel in einem entlegenen Winkel ein wenig beachtetes Dasein. Systematisch hat auf unserem Gebiete von Kunstgewerbe-Museen wohl nur das in so vieler Beziehung mustergiltige Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe gesammelt, dessen umsichtiger Leiter von jeher mit besonderem Spürsinn bemüht war, eine

Spezialsammlung von niederdeutschen Bauernarbeiten zusammenzubringen. Die sächsischen Gewerbe-Museen sind wenigstens nicht ganz achtlos an den Werken einheimischer Bauernkunst vorübergegangen, sie enthalten manchen beachtenswerten Gegenstand, der dem Forscher ein willkommenes Beweisstück werden kann.

Unter den gegebenen Umständen ist es nicht möglich, jetzt schon ein klares Bild von der Eigenart und Bedeutung der bäuerlichen Kleinkunst Sachsens zu gewinnen. Daß sie eine große Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzuweisen hat, ist von vornherein wahrscheinlich, da so eigenartige Kulturen, wie die wendische und die altenburgische, dem Boden des heutigen Sachsens angehören oder wenigstens mit ihm zusammenhängen. So lange sich nicht größere Reihen von Beispielen zusammenstellen lassen, wird man mehr, als man es selbst wünscht, mit Hypothesen wirtschaften müssen.

Man kann der Bauernkunst von verschiedenen Gesichtspunkten aus Interesse entgegenbringen. Der Kulturhistoriker wird sie leicht mit anderen Augen ansehen als der Kunstforscher. Jenen werden mehr ihre Ursprünge, ihre Beziehungen zu ihrem Kulturboden, zu Landschaft, Stamm, Familie, Sitte und Gebrauch interessieren. Dieser wird bei ihr mehr nach der künstlerischen Form, nach Material, Technik, künstlerischer Entwickelung und nicht zuletzt nach ihrem Zusammenhang mit der höheren Kunst fragen. Die Frage, inwieweit die Entwickelung der bäuerlichen Kunst unter dem Einflusse der städtischen sich vollzieht, muß den Kunstfreund und Kunstforscher besonders fesseln. Allein erst die harmonische Verbindung der beiden Anschauungsweisen wird dem Gegenstand voll gerecht werden, seine Bedeutung, seine Eigenart klar erkennen lassen. Die vorliegenden Untersuchungen sind vorwiegend aus dem Interessenkreise des Kunsthistorikers herausgewachsen.

Die kunsthistorische Betrachtungsweise bedingt es, daß wir uns nicht sklavisch an den Begriff Bauernkunst halten, daß wir die Grenzen des Gebietes hier und da überschreiten, Erzeugnisse von nicht rein bäuerlicher Art und von höherem Kunstwert mit in Betracht ziehen. Nur dann lassen sich die Zusammenhänge zwischen ländlicher und städtischer Kunstübung ganz übersehen. Gewisse auf sächsischem Boden entstandene keramische Erzeugnisse, die in der Mitte stehen zwischen bäuerlicher Schlichtheit und bürgerlicher Eleganz, werden uns diese Zusammenhänge besonders deutlich vor Augen führen. Hier und da auf vornehmere Erzeugnisse altsächsischen Kunstgewerbes vergleichsweise mit Bezug zu nehmen, empfahl sich schon deshalb, weil diese weiteren Kreisen fast ebenso fremd sind, wie die Reste alter bäuerlicher Kunstübung, und dabei nicht weniger Beachtung verdienen als jene.

Der Kulturhistoriker kann sich leicht versucht fühlen, nur da von Bauernkunst zu sprechen, wo die Kunst eigentlich aufhört, wo jeder Anklang an die civilisierte bürgerliche Kunst fehlt, wo ein derber naturalistischer Pflanzendekor

das einzige Merkmal künstlerischer Ausstattung ist. Das hieße die Eigenart des bäuerlichen Kunstsinnes ganz verkennen. Wer mit künstlerisch geschultem Blick Umschau hält unter dem Hausrat des Bauern, der bemerkt bald, daß das Liebäugeln mit den modischen Stilformen, mit der städtischen Kunst mit den markantesten Zug des bäuerlichen Kunstempfindens bildet und wird unwillkürlich mit besonderer Aufmerksamkeit den ganz verschieden abgestuften Anklängen an den städtischen Geschmack nachspüren. In seinem ganzen Umfang kann das künstlerische Milieu des Bauern nur überblicken, wer in der angedeuteten Richtung soweit geht, daß er neben dem rein ländlichen auch das städtische Gerät, welches er im Bauernhaus findet, beachtet und untersucht, was der Bauer im einzelnen von städtischem Hausrat besonders bevorzugt.

Ohne Bedenken sind wir bei unserer Untersuchung hier und da über die heutigen Grenzen Sachsens hinausgegangen. Vergleichende Blicke in das Altenburger Land und in das preußische Gebiet der Wendei zu werfen, lag besonders nahe. Naturgemäß haben wir uns in erster Linie an die Denkmäler der Vergangenheit gewendet, die gegenwärtigen Zustände haben in der Hauptsache nur bei der Betrachtung der Töpferei und der Gesamtausstattung der Bauernstube Berücksichtigung gefunden.

Praktische Rücksichten bringen es mit sich, daß die einzelnen Gattungen der bäuerlichen Kleinkunst von einander getrennt betrachtet werden. Wie sie in den einzelnen Landschaften Sachsens zu einem organischen Ganzen sich zusammengruppieren, wie die Bauernstuben der verschiedenen Gegenden sich in der Einrichtung von einander unterscheiden, wird am Schluß gezeigt werden.

Gleich bei dem ersten flüchtigen Überblick über den kleinen Kreis von Erzeugnissen altsächsischen bäuerlichen Kunsthandwerks, die bis jetzt in die Museen gelangt sind, gewinnt man den Eindruck, daß von diesen die keramischen besondere Beachtung beanspruchen können. Für den Kenner der künstlerischen Vergangenheit Sachsens hat diese Beobachtung nichts Überraschendes. Die Kunstforschung hat vereinzelt schon seit längerem festgestellt, daß Sachsen nicht erst seit der Erfindung des Porzellans in bedeutungsvoller Weise in die Geschichte der Keramik eingreift, daß es von jeher, seit der spätgotischen Zeit, gerade in der Töpferei Tüchtiges, ja zum Teil Hervorragendes geleistet hat und besonders fruchtbar gewesen ist. Inwieweit dies der Fall gewesen ist, läßt sich keineswegs bereits klar übersehen. Noch fehlt es an gründlichen Einzelforschungen, die eine genauere Sichtung unter dem in Betracht kommenden Material ermöglichten. Eins läßt sich aber mit Bestimmtheit jetzt schon erkennen, daß gewisse Zusammenhänge bestehen zwischen den Erzeugnissen der bäuerlichen Töpferei und den vornehmeren Thonwaren, die auf Sachsen zurückgeführt werden können; ja es läßt sich geradezu vermuten,

daß in einzelnen sächsischen Bauerntöpfereien des vorigen Jahrhunderts eine künstlerisch höher stehende Industrie früherer Zeit ausklingt.

Es liegt infolgedessen an dieser Stelle ganz besondere Veranlassung vor, die Grenzen des Themas zu überschreiten, in das Gebiet der höheren Kleinkunst überzugreifen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt es, daß wir der Betrachtung der eigentlichen Bauerntöpferei eine grobumrissene Darstellung der Entwickelung der gesamten älteren Töpferei Sachsens vorausschicken.*)

Sachsen zeichnet sich, wie schon bemerkt, bereits in spätgotischer Zeit in der Herstellung künstlerischer Töpfereien aus. Nur spärlich sind die Reste, die von der deutschen Thonindustrie jener Frühzeit Zeugnis ablegen; sächsischem Boden entstammen mit die wichtigsten und frühsten, Reste von ganz besonderer Art. Wir haben in erster Linie die prächtigen, an Fliesen gemahnenden buntglasierten und reliefierten Thonplatten im Auge, die einst die äußere Mauer des an den Stadtgraben angrenzenden, daher Zwinger genannten Bauteiles des ehemaligen Paulinerklosters in Leipzig schmückten, dessen Reste, die Kirche ausgenommen, 1893 dem Neubau der Universität weichen mußten. Diese Platten bildeten einen Fries von nicht weniger als 40 m Länge, der in regelmäßigem Wechsel ungemein ausdrucksvolle, noch sehr streng gezeichnete Christusköpfe und drei übereinander gestellte gotische Rosetten zeigte und mit Borten von spätgotischem Laubwerk eingefaßt war, das sich um Rundstäbe rankte. Die mit Laub umwundenen Stäbe wiederholten sich an dem unteren Teil der Wand in einem besonderen Bande in rautenförmiger Anordnung. In kräftigem Hochrelief geformt, mit wenigen, aber wirkungsvollen und gut zusammenstimmenden Farben (weiß, grün, gelb und blau) glasiert, hat dieser Fries einen wahrhaft monumentalen Wandschmuck abgegeben. Als das Gebäude, welches er zierte, 1830 abgebrochen wurde, sind wenigstens einige gut erhaltene Platten des Frieses vor dem Untergange gerettet worden.**) Der Zwinger des Leipziger Paulinerklosters soll um 1500 neu errichtet, 1503 durch Brand geschädigt und alsbald abermals erneuert worden sein. Einem dieser beiden Neubauten muß der Fries entstammen, dem Stil der Christusköpfe nach zu urteilen, wohl eher dem ersteren. Jedenfalls dürfen wir demnach annehmen, daß die Glasurtöpferei bereits um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in Sachsen zu hoher Vollkommenheit entwickelt war.

---

*) Für diese Darstellung hat mir Herr Prof. Dr. Karl Berling wertvolle unveröffentlichte Notizen und eine Reihe noch unpublizierter Photographien zur Verfügung gestellt. Ich verfehle nicht, für dieses Entgegenkommen auch an dieser Stelle Dank zu sagen.

**) Sie sind in verschiedenen Sammlungen, im Museum des Königl. Sächs. Altertumsvereins und in der Königl. Gefäßsammlung in Dresden, im Museum des Vereins für Geschichte Leipzigs und anderwärts verstreut.

Dies beweisen auch die in verschiedenen Sammlungen verstreuten farbenprächtigen Kacheln eines spätgotischen Ofens, der einst in Halberstadt gestanden hat. Sie haben die Form der gotischen Hohlkachel und zeigen durchweg auf einem auffallend leuchtkräftigen ockergelben Grunde in verschiedenen Farben (u. a. grün, schwarz, weiß, blau) und in hohem Relief biblische Scenen (Geißelung Christi), Heilige (St. Thomas) und verschiedene Wappen zwischen gedrehten Säulchen und unter spätgotischem Flachbogen, namentlich das Wappen des Bischofs Ernst von Halberstadt (1480—1513), eines Sohnes des Kurfürsten Ernst von Sachsen.*) Etwas altertümlicher noch als diese Kacheln, die bereits am Ausgang des 15. Jahrhunderts entstanden sein mögen, erscheint das im Museum des Königl. Sächs. Altertumsvereins zu Dresden befindliche Bruchstück einer Hohlkachel mit dem Kopfe eines Bischofs, dem Schlosse der alten Töpferstadt Strehla a. d. Elbe entstammend, und einige vor mehreren Jahren in Leipzig gefundene Reste grünglasierter Kacheln und sonstiger Ofenteile, die in das dortige Kunstgewerbe-Museum gelangt sind, darunter Teile einer tiefen Hohlkachel mit Flachrelief (Reiter) auf dem Grunde und durchbrochenem Maßwerke am oberen Rande, sowie ziemlich große, frei gearbeitete gotische Krabben mit grüner Glasur, unter denen man sich wohl das bekrönende Zierwerk eines Ofens vorstellen darf.

Die bereits genannte Paulinerkirche (jetzige Universitätskirche) zu Leipzig, die in den letzten Jahren einer umfassenden Erneuerung unterzogen worden ist, giebt uns sichere Kunde, daß neben der Glasurtöpferei auch die Herstellung von künstlerisch wertvolleren Formsteinen, die man gewöhnlich nur in der eigentlichen Heimat des Backsteinbaues, in Niederdeutschland, sucht, in spätgotischer Zeit in Sachsen betrieben wurde. Mehrere ihrer hohen spitzbogigen Fenster sind mit gedrehten Rundstäben eingefaßt, die sich aus Formsteinen zusammensetzen. Eine Anzahl einzelner solcher in Thon gebrannten Bausteine sind früher schon und kürzlich wieder bei der Restauration der Kirche zu Tage gekommen. Von den neugefundenen verdienen besondere Beachtung zwei große Ziegel, deren Schauseiten in den weichen Thon eingeritzte figurenreiche Darstellungen schmücken, die im Stil unmittelbar an Holzschnitte des endenden 15. Jahrhunderts erinnern, und ein ähnlicher Ziegel, auf dessen Schauseite aus Thon geformte halbrunde Figuren aufgelegt sind.**)

Die Kachelbäckerei stand in Sachsen auch in der Renaissancezeit in

*) Die Kacheln mit der Geißelung und St. Thomas befinden sich im Dresdener Kunstgewerbe-Museum, Wappenkacheln ebenda, im Leipziger Kunstgewerbe-Museum, im Germanischen Museum u. a. O.

**) Die Funde sind jetzt in einem Nebenraume am Chore der Kirche zusammengestellt.

Blüte. In der Kalandstube der an Kunstschätzen so reichen Marienkirche zu Zwickau hat sich ein sehr schöner Ofen aus dieser Blüteperiode unversehrt erhalten. Er dürfte um 1540 entstanden sein und besteht aus einem breiten, viereckigen Unterbau und einem turmartigen, schmalen, achtseitigen Aufsatz. Die grün glasierten Kacheln des letzteren füllen Einzelgestalten (Fürsten, Tugenden und Landsknechte), der Unterbau zeigt als oberen Abschluß eine Reihe von buntglasierten Schüsselkacheln mit porträtmäßigen Brustbildern in Zeitkostüm, im übrigen ebenfalls grünglasierte Kacheln, die sämtlich dasselbe perspektivisch verkürzte Interieur wiederholen. Ein zierliches, buntglasiertes Ofenmodell in der Sammlung des Vereins für Geschichte der Stadt Zwickau mit biblischen Scenen und allegorischen Frauengestalten und einem Wappen zwischen Karyatiden, bezeichnet 15 HE 70, giebt eine gute Anschauung von dem Stand der sächsischen Ofenindustrie in der späteren Zeit des 16. Jahrhunderts. Dasselbe wird auf den Hafner Hans Elsasser zurückgeführt, der in Zwickau auch sonst nachzuweisen ist. Eine weitere beglaubigte Schöpfung seiner Kunst ist das Epitaph seiner Frau Barbara in der Marienkirche aus dem Jahre 1576, ungewöhnlicher Weise nicht eine Bildhauerarbeit, sondern in Thon gebrannt und kalt bemalt. Daß die Zwickauer Ofenhafner auch sonst über die Grenzen ihrer eigentlichen Wirksamkeit hinausgegangen sind, beweisen die Medaillons mit den Brustbildern des Heilands und verschiedener Helden der Reformation an der Kanzel der Zwickauer Marienkirche: sie sind ebenfalls in gebranntem Thon hergestellt und bemalt.

Die anderen sächsischen Großstädte haben sicher im 16. Jahrhundert in der Kacheltöpferei nicht hinter Zwickau zurückgestanden. Mit voller Bestimmtheit läßt sich dies von Leipzig behaupten, wo der bereits erwähnte Scherbenfund neben einigen wenigen gotischen Kachelresten auch eine stattliche Reihe von Kachelstücken aus der besten Zeit der Renaissance ans Licht gebracht hat. Sie sind in der Mehrzahl grün, einige schwarzbraun und nur wenige bunt glasiert und entstammen zum größten Teil der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihre Figuren und Ornamente lassen zum Teil eine sehr weitgehende Vertrautheit mit der Formensprache der Italiener erkennen. In noch höherem Grade ist dies der Fall bei einer Kachelform, die sich mit anderen interessanten alten Kachelformen in einer alten noch heute bestehenden Leipziger Töpferwerkstatt vererbt hat. Eine buntbemalte Abformung derselben ist im Dresdner Kunstgewerbe-Museum zu finden. Sie zeigt einen wahrhaft klassisch gezeichneten, behelmten weiblichen Profilkopf, mit der Beischrift „Susanna".

Was Sachsen im 16. Jahrhundert in der Thonindustrie zu leisten vermochte, läßt uns in vollem Umfang erst die in der Lokallitteratur bereits mehrfach besprochene, von der Kunstforschung aber noch sehr wenig beachtete Kanzel in der Kirche der alten Töpferstadt Strehla a. d. Elbe

erkennen.*) Sie besteht, vom Gerüst abgesehen, durchweg aus gebranntem Thon und ist darum mit den Robbiaarbeiten Italiens vergleichbar, von denen sie freilich in ihrem gegenwärtigen Zustand darin abweicht, daß sie nicht glasiert, sondern bemalt ist. Laut einer längeren Inschrift hat sie 1565 der einheimische „Töpfer und Bildschnitzer" Melchior Tatze ausgeführt. Sie ruht auf einer Säule, an die sich die fast ganz frei gearbeitete Gestalt des gehörnten Moses anlehnt, der mit der erhobenen Linken den Kanzelstuhl stützt, während er in der Rechten die Gesetzestafeln hält. Diese ungemein charaktervoll gezeichnete Freifigur setzt sich samt ihrer Säule aus gebrannten Thoncylindern zusammen. Die Schranken des Kanzelstuhls und der Treppe sind je mit vier Thonreliefs geschmückt, die Scenen aus dem alten und neuen Testament schildern. An der konvexen Unterseite des Kanzelstuhls sind zwischen mit Blattwerk gefüllten Zwickeln thönerne Reliefmedaillons mit den sitzenden Gestalten der vier Evangelisten angebracht. Die Reliefs sind von Inschrifttafeln, einfachen Pilastern und schlicht profilierten Gesimsen mit Blattwülsten eingerahmt. Das Ganze wird von einem hölzernen Gerüst zusammengehalten.

Die Reliefs schildern mit einem großen Aufwand von Figuren und landschaftlicher Staffage sehr lebendig und dabei klar und anschaulich, trotzdem auf jeder Tafel mehrere Vorgänge zusammengefaßt sind. Die Formengebung entspricht dem Stil der Zeit und ist verhältnismäßig elegant, jedenfalls sehr eingehend. Die Gestalt des stützenden Moses überrascht durch das Archaische ihres Faltenwurfs, der sichtlich älteren Mosesstatuen der Art aus Stein nachgeahmt ist. Der Kenner der deutschen Kunst kann keinen Augenblick über die kunstgeschichtliche Bedeutung der Strehlaer Kanzel im Zweifel sein, schon weil sie eine ziemlich vereinzelte Erscheinung auf deutschem Boden ist.**)

Die Geschirrtöpferei muß bereits im 15. Jahrhundert an einzelnen Stellen Sachsens, vor allem in Waldenburg, lebhaft betrieben worden sein. Im 16. Jahrhundert zählten sächsische Topfwaren, namentlich die Waldenburger, nach verschiedenen sehr glaubwürdigen, gleichzeitigen litterarischen Zeug-

*) Genauer beschrieben in „Der Sammler für Geschichte und Altertum, Kunst und Natur im Elbthal". Bd. II, 1837. S. 81—84 und in der Zeitschrift „Sachsengrün" Jg. I, (1861) S 31, kurz gewürdigt von K. Berling, Führer durch das Königl Kunstgewerbemuseum zu Dresden, Abteilung III, S. 42. Der Verfasser behält sich eine eingehendere Besprechung derselben vor.

**) Dem Verfasser sind nur zwei Analogien bekannt: die bereits erwähnte Kanzel in der Marienkirche zu Zwickau mit den Brustbildern Christi, Luthers u. s. w. aus bemaltem Thon und die sechseckige spätgotische Kanzel in der Mariähimmelfahrtskirche zu Kuttenberg in Böhmen, die ganz aus gebrannten Thonplatten zusammengesetzt sein soll. Über diese s. Otte, Handbuch der Kunst-Archäologie I 299. Abb. bei v. Helfert und K. Lind, Atlas kirchlicher Denkmäler des Mittelalters im österreichischen Kaiserstaate.

nissen allenthalben in und selbst außerhalb Deutschlands mit zu den gesuchtesten und vornehmsten. Leider können wir vorläufig nur einen ziemlich kleinen Kreis von Erzeugnissen dieser Blütezeit der älteren sächsischen Geschirrtöpferei nachweisen. Es handelt sich um eine ganz bestimmte Gattung, die übrigens sicherlich nichts mit Waldenburg zu thun hat: um einen Teil jener farbenprächtigen buntglasierten Krüge des 16. Jahrhunderts, die bisher allenthalben als Nürnberger Fabrikate angesehen und vorzugsweise dem Nürnberger Medailleur und Stecher Augustin Hirschvogel, der sich nach alter Überlieferung bald nach 1530 in der Glasurtöpferei versucht haben soll,

Fig. 218.

zugeschrieben und darum kurzweg als „Hirschvogelkrüge" bezeichnet worden sind. Sie kommen in verschiedener Größe vor und haben meist eine birnenförmige Gestalt, einen kurzen, gedrungenen Hals, einen leicht ausgeschweiften Fuß und einen taufförmig gedrehten Henkel. Ihre Oberfläche wird durch dünne, gelbweißglasierte Rundstäbe in verschiedenfarbige Felder geteilt, welche durch in Formen gepreßte und aufgelegte Ornamente und Figuren biblischer und profaner Bedeutung sowie Wappen gefüllt sind. Jetzt kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Krüge keineswegs allein in Nürnberg, sondern an verschiedenen Orten und vor allem auch in Sachsen, hier namentlich in Annaberg i. E., angefertigt worden sind. Ein sicher beglaubigter Annaberger Krug der geschilderten Art ist in das Dresdener Kunstgewerbe-Museum gelangt*): er trägt um den Hals die Umschrift „Merten Koller Aneberck 1569" (Fig. 218). Martin Koller ist zweifellos als der Verfertiger des Kruges anzusehen. 1587 hatte ein Töpfer gleichen Namens für Schloß Osterstein in Zwickau Arbeit zu liefern.

Der Krug des Martin Koller ist für unsere Betrachtung von besonderem Interesse, weil er durch eine gewisse Plumpheit der Gesamtform auffällt, die ihn scharf von den sogenannten Hirschvogelkrügen sondert und jüngeren bäuerlichen Steinkrügen Sachsens nahebringt. Er hat die beträcht-

*) Eingehendere Beschreibungen des Koller-Kruges in Mitt. d. K. Sächs. Altertumsvereins, H. 28, S. 94/5 und bei Berling, a. a. O., S. 40 f., ebenda die obige Abbildung.

liche Höhe von rund 54 cm. Sein dicker Leib ist weniger birnenförmig als eiförmig gestaltet und trägt einen plumpen, kurzen, nach oben ein wenig verjüngten Hals. Die elegante architektonische Gliederung der Hirschvogelkrüge fehlt ihm. Der glänzende Effekt dieses seltenen Stückes beruht vornehmlich in seiner herrlichen tiefblauen Grundglasur, von der sich aufgelegte dünne weiße Ranken und bunte Figuren abheben. Die Ranken bewegen sich in gefälligen Bogenlinien und in einigermaßen symmetrischer Anordnung über die glatte Fläche, enden spiralig und tragen gelbe Blätter und Abdrücke einer Medaille mit dem Brustbild Johann Friedrich des Großmütigen. Die Figuren haben ganz verschiedene Größenverhältnisse und sind ziemlich willkürlich zwischen die Ranken eingeordnet. Vorn sieht man die Halbfigur Gott Vaters dargestellt, wie er aus dem Leib Adams die Gestalt der Eva bildet, auf den beiden Seiten den Gekreuzigten, umgeben von Maria und Johannes. Die Farben der Figuren sind weiß, gelb, braun und grün.

Ein dem Koller-Krug ganz ähnlicher Krug befindet sich im Altertums-Museum in Annaberg, freilich ist er über hundert Jahre jünger. Er hat dieselbe schwerfällige eiförmige Gestalt wie jener, im Unterschied von diesem aber anstatt eines drei Henkel. Auf seinen glatten, gelben Grund sind nicht Ranken, sondern naturalistische Zweige mit breiten Blättern und großen rosettenartigen Blüten aufgelegt. Dieser Dekor ist grün, blau, weiß und violett glasiert. Am oberen Rand liest man die Umschrift „Christdobh Niesl. Jahr. Anno. 1687." Dieser Krug steht der Bauerntöpferei noch näher als der Koller-Krug.

Mit ziemlicher Sicherheit kann man auch einen Krug im Germanischen Museum in Nürnberg auf Annaberg zurückführen, wiewohl er in der Gestalt nur schwach an die beiden erstgenannten Krüge erinnert, wesentlich schlanker gebildet ist als diese. Die Verwandtschaft mit jenen zeigt sich vor allem in seinem figürlichen Dekor (Taufe Christi), der bei ihm ebenso unvermittelt auf den Grund aufgesetzt ist wie beim Koller-Krug. Der gelbliche Grund ist über und über mit erhaben gebildeten Rosetten bedeckt. Auf der einen Seite ist das sächsische Wappen angebracht.

Bei weitergehendem Umblick in den Sammlungen werden sich mit Leichtigkeit noch eine ganze Reihe verwandter glasierter Krüge mit Sicherheit auf Sachsen, bezw. auf Annaberg zurückführen lassen.

Von der Beschaffenheit der Waldenburger Topfware des 16. Jahrhunderts, die in gleichzeitigen Quellen so sehr gerühmt wird, können wir uns leider vorläufig keine klare Vorstellung machen. Von der äußeren Entwickelung der Waldenburger Töpferei läßt sich ein um so deutlicheres Bild gewinnen. Zu den bereits erwähnten litterarischen Zeugnissen gesellt sich ein reiches archivalisches Material, das unlängst von Reinhold Hofmann zu einer sehr anschaulichen Darstellung der Geschichte der Waldenburger

Töpferinnung verarbeitet worden ist. Nur die wichtigsten Thatsachen derselben seien hier mitgeteilt.

Bereits 1388 erlangten die Waldenburger Töpfer den Innungsbrief, der 1559 und 1675 bestätigt und 1690 erneuert wurde. Sie wohnten zu Anfang in der sogenannten Mittelstadt, der Vorstadt zwischen Mulde und innerer Stadt; 1482 wurden sie genötigt, das eigentliche Stadtgebiet zu verlassen und sich jenseits der Mulde im Dorf Altstadt-Waldenburg anzusiedeln, da durch ihre Fahrlässigkeit die ganze Mittelstadt in Brand geriet. In Altstadt-Waldenburg sind sie dann bis zum heutigen Tag ansässig geblieben. Ihre Ware wird bereits um 1530 gerühmt*): der Pirnaische Mönch (Johannes Lindner) führt „gute thönene Gefäße" als Spezialität von Waldenburg an. Die ersten ausführlichen Angaben über Waldenburger Geschirr macht der genugsam bekannte sächsische Mineralog Georg Agricola 1546 in seiner Schrift „de natura fossilium", in einem sehr beachtenswerten Kapitel, das ausschließlich von den „Erdarten, deren sich die Töpfer bedienen" handelt. Er spricht zunächst im allgemeinen von der Vorzüglichkeit der Waldenburgischen Gefäße und macht dann Angaben über technische Eigentümlichkeiten derselben. Wir hören, daß sie einen sehr großen Hitzegrad aushalten konnten und daher von Apothekern viel begehrt und zur Aufbewahrung von Medikamenten verwendet wurden. Gewisse Waldenburgische Gefäße wurden nach seinem Bericht vor dem Brennen mit trockenem Sande bestreut, so daß sie eine rauhe und glitzernde Oberfläche bekamen. Schließlich versichert er, daß in Deutschland die Waldenburgische Ware zwar nicht hinsichtlich der „Schönheit des Aussehens", aber doch hinsichtlich der „Brauchbarkeit" die erste Stelle einnahm, die jetzt so geschätzte Siegburger Steinzeugware hingegen erst die zweite. 1565 rühmt der Dresdener Arzt Johann Kentmann den Waldenburger Geschirren eine ungewöhnliche Dichtigkeit nach und berichtet, daß sie bis nach Antwerpen und Venedig ausgeführt wurden. Ein noch begeisterteres Loblied singt ihnen 1590 Petrus Albinus in seiner „Meißnischen Berg-Chronika", wobei er sich stark an Agricola und Kentmann anlehnt, aber auch einiges Neue berichtet. Wir hören u. a. von ihm, daß der Waldenburger Töpferthon aschefarben und dicht, auch lichtgrau war, und daß der schneeweiße gleißende Sand, mit dem vor dem Brand die Waldenburger Gefäße bestreut wurden, ihnen ein Ansehen gab, als wären Perlen darauf gewachsen, ferner daß jene gemeiniglich steinern genannt wurden, weil sie so hartgebrannt waren, daß man „Feuer mit den Scherbeln schlagen" konnte, endlich daß die „edlen und weitberühmten Gefäße" von Waldenburg — „die fürnehmsten in ganz Deutschland" — nicht nur bis Antorff und Venedig, sondern auch

*) Die nachfolgenden Citate sind sämtlich, teils vollständig, teils bruchstückweise, von Hofmann wiedergegeben (Schönburgische Geschichtsblätter, 1. Jhg. (1894/5), S. 86 und 160, s. auch S. 165 mit Anm. 3 u. 4).

„von dannen auf der See und Meer ferner in andre Lande" geführt wurden.

Aus allen diesen Berichten*) gewinnen wir den Eindruck, daß Waldenburg, bezw. Altstadt-Waldenburg von jeher vorwiegend schlichte Gebrauchsware fabriziert hat. Die Lobeserhebungen der Agricola, Kentmann, Albinus u. s. w. werden durch Thatsachen bestätigt. Wir wissen, daß im 16. Jahrhundert selbst in den Hofküchen Waldenburger Geschirr eingeführt war, daß sich die Kurfürstin Anna von Sachsen und die Herzogin Anna von Bayern solches kommen ließen. Erstere bezog außer Küchengeschirr auch Büchsen, Krüge, Krausen, Kolben und Flaschen für ihr Destillierhaus aus Waldenburg, letztere ließ sich wiederholt ganze Karren voll Waldenburger Thonwaren, darunter auch „thönerne Fäßlein oder Flaschen, die auf vier Beinlein stehen, darin man oben füllen und unten wieder abzapfen kann," nach München kommen.

Im 16. Jahrhundert sollen braun glasierte Waldenburger Gefäße, deren Erfindung einem gewissen Schmiedelt zugeschrieben wird, besonders beliebt und über ganz Deutschland verbreitet gewesen sein. Im 17. und 18. Jahrhundert betrieben die Waldenburger Töpfer neben der Anfertigung von Apothekergefäßen, Schmelztigeln, Retorten und dergl., auch die Fabrikation von Sauerbrunnflaschen sehr lebhaft. Letztere wurden hauptsächlich nach Eger ausgeführt. Die Waldenburger Schmelztiegel und Kolben wurden den berühmten hessischen gleichgeachtet und waren noch zu Anfang unseres Jahrhunderts überall in den deutschen Apotheken und Vitriolbrennereien verbreitet. Neben der Gefäßtöpferei war in Waldenburg auch die Ofentöpferei beständig im Gange. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Tabakspfeifenfabrikation dort eingeführt; von 1725 bis 1855 bestand sogar eine eigene Pfeifenmacherinnung daselbst.

Von jeher muß in Waldenburg sowohl Steinzeug als auch glasierte Irdenware fabriziert worden sein; zwischen Grauwerks- (Steinzeug-) Töpfern und Glasurtöpfern bestand stets eine scharfe Scheidung. In Berichten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wird neben der gewöhnlichen eine besonders feine Waldenburger Ware gerühmt, die sich durch eine sehr glänzende gelbe und braune Glasur auszeichnete.

Ältere Waldenburger Geschirre sind wie gesagt zur Zeit nicht nachweisbar. Das Museum für sächsische Volkskunde in Dresden besitzt zwei jüngere Waldenburger Fabrikate, die etwas rein Bäuerliches an sich haben, eine stark gebauchte Bierkanne mit Henkel und Ausgußröhre (Fig. 219) und eine schlanke, cylindrische Kaffeekanne mit leicht eingezogenem Hals

*) Weitere ältere Zeugnisse [von Neander (1585), Aldrovandus (1648), Ludwig (1749) und Glafey (1753)] s. bei Hofmann a. a. O. S. 86, 160 u. 165.

(Fig. 220). Beide entstammen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts — ihre Zinndeckel zeigen die Jahreszahlen 1810 und 1833 —, beide fallen durch eine sehr glänzende schwarzbraune Glasur auf. Ihr Dekor ist bescheiden: die Kaffeekanne zieren eingedrückte flache ovale Dellen und Rosetten, die andere Kanne Bänder von eingetieften Punkten.

Altstadt-Waldenburg steht als Töpferstadt im Muldenthal nicht vereinzelt da. Von Alters her ist die Geschirrtöpferei auch in Penig und Glauchau sehr rege betrieben worden, vor allem in Penig, wo sie bereits im früheren 16. Jahrhundert blühte. Der Pirnaische Mönch rühmt von Penig ähnlich wie von Waldenburg: „Da hat man meisterlich gemachte große Töpfe". Töpfe von ungewöhnlicher Größe waren im 16. Jahrhundert eine Spezialität von Penig. Alte Überlieferung besagt, daß damals beständig ein Riesentopf daselbst zu sehen war, und daß eines dieser Schaustücke von Herzog Georg dem Bärtigen, als er mittels einer Leiter in dasselbe hineingestiegen, bei dem Versuche, wieder herauszukommen, zerbrochen worden sei. Bereits Albinus berichtet von diesem amüsanten Vorfall*) und macht im Zusammenhang damit wichtige Bemerkungen über die Art der damaligen Peniger Ware: Er sagt davon: „Nach diesen [den Waldenburger Krügen] haben vorzeiten das Lob in diesen Landen gehabt die Peniger Krüge, welche auch von einer guten Erde gemacht werden, derwegen das Gefäß frisch und fest. Sind gemeiniglich schwarzbraun gefärbt und mit vier großen Henkeln, sonsten überall mit vielen kleinen, daran Ringlein gemacht werden".

Fig. 219.

Fig. 220.

In Penig hausten die Töpfer von jeher in den Vorstädten Topfanger und Altpenig. In Glauchau verbanden sie sich schon 1520 zur Innung.

Wenn man unter den noch der näheren Bestimmung harrenden deutschen

*) Albinus, Bergchronik 177. Vergl. Schumann, Postlexikon VIII, S. 188. Gurlitt, Kunstgewerbeblatt Jg. I (1885) S. 189. Gurlitt nennt als Helden der Anekdote Herzog Heinrich den Frommen, Schumann Herzog Georg den Bärtigen. Albinus spricht unbestimmt von einer „hohen Person". Neben Waldenburger und Peniger Töpfen rühmt Albinus an dieser Stelle auch Zeitzer und Schmiedeberger Töpfe. Von den Zeitzer Krügen berichtet er, daß sie „etwas schöner zugerichtet" waren „mit Figuren und Modeln".

Poterien der Vergangenheit nach sächsischen Erzeugnissen Umschau hält, so fällt einem zunächst der große Kreis von gleichzeitigen und späteren Nachahmungen der Kreußener Ware auf, jener prächtigen braun glasierten und bunt emaillierten Steinkrüge, die im 17. Jahrhundert in dem fränkischen Örtchen Kreußen fabriziert worden sind. In den öffentlichen und privaten Sammlungen sind solche Nachahmungen in ziemlich großer Zahl zu finden. Sie sind mitunter von ihren Vorbildern schwer zu unterscheiden, im allgemeinen aber bald an der geringeren künstlerischen Qualität und an der Minderwertigkeit und an der Farbe der Masse erkennbar. Für den Forscher sind sie trotz ihres geringeren Kunstwertes von Wichtigkeit, da sie, in der Mitte stehend zwischen Kunsttöpferei und Bauerntöpferei, den Übergang der einen in die andere, den Einfluß jener auf diese mit seltener Deutlichkeit veranschaulichen. Verschiedene Umstände sprechen nun dafür, daß wir diese Nachahmungen der Kreußener Ware wenigstens zum Teil für Sachsen in Anspruch nehmen dürfen. Es würde hier zu weit führen, näher auf diese Frage einzugehen. Nur eine Gattung sei hier schärfer ins Auge gefaßt, die in den Sammlungen besonders häufig zu finden ist, jene große Gruppe von kannenförmigen Deckelkrügen, die im Unterschied von der kaffeebraunen Kreußener Ware eine schwarzbraune Grundfarbe aufweisen, indessen gleich dieser bunt emailliert und mit figürlichem Dekor ausgestattet sind (Fig. 221 und 222). Sie gehören zum größten Teil dem früheren 18., zum kleineren dem Ende des 17. Jahrhunderts an. Die rötliche bezw. gelbe Masse unterscheidet sich scharf von der lichtbräunlichen oder graulichen der Kreußener und sie ist lange nicht so hart gebrannt wie diese. Die tiefdunkle, schwärzliche Glasur des Grundes zeichnet sich meist durch großen Glanz aus, hat aber mitunter auch einen stumpfen Ton. Meist ist der Grund ganz oder teilweise rautenartig oder schuppig gekerbt und durch schrägliegende, vergoldete, zopf- oder kettenartige Bänder in Felder geteilt, welche zum Teil mit geschickten, grellbunten Blumenmalereien, zum Teil mit erhabenen Figuren, wie Tieren, Reitern, Fürsten, Heiligen, antiken Göttern in der Art der Kreußener Figuren, vor allem aber mit Porträtbüsten im Kostüm der Perückenzeit, vereinzelt auch mit Wappen gefüllt sind. Die Perückenköpfe sind ein Hauptkennzeichen dieser Krüge.

Fig. 221. Fig. 222.

Oft treten sie gepaart auf, Mann und Frau nebeneinander, so daß man an ein Braut- oder ein Ehepaar oder gar an ein Regentenpaar denken möchte, trotzdem den Gesichtern porträtmäßige Züge fehlen. Auch dieser figürliche Dekor ist bunt emailliert; die Büsten zeigen mitunter Vergoldung. Neben ihnen sind weiß, rot und blau emaillierte, scharf stilisierte, große Palmetten, die in Reihen den Hals und den unteren Leib der Krüge dekorieren, für diese charakteristisch. Außer Blau, Weiß und Rot tritt noch Gelb in der Emaillierung auf. Die Farben sind sehr dick aufgetragen, so daß der Effekt dieser Krüge ein außerordentlich prächtiger ist. Die grellbunte Emaillierung, für einen gröberen Geschmack berechnet, rückt diese Krüge der Bauerntöpferei sehr nahe.

Neben kannenartigen Krügen kommen auch sechs- oder achtseitige facettierte Schraubflaschen mit diesem Dekor vor (Fig. 223). Sie erinnern schon durch die Form noch unmittelbarer an Kreußener Ware als jene Krüge und zeigen neben Perückenköpfen und schön gezeichneten Blumen auch bunt-emaillierte Kerbschnittmuster und Blattfriese sowie rosettenartige Gruppen von kleinen, bunten Emailtropfen als Dekor.

Fig. 223.

Diese Ware wurde lange allgemein der Kreußener Ware beigezählt. Indessen bei der Verschiedenheit des Materials, der Glasur und der Emaillierung ist an eine Herkunft von dort nicht zu denken. Neuerdings hat man sie für die Niederlausitz, bezw. für Schlesien in Anspruch genommen, der englische Keramiker Solon speziell für Betschau in der Niederlausitz, von wo aus das Berliner Kunstgewerbe-Museum verwandte Scherbenfunde bezogen hat. Allein diese Zuweisungen bedürfen noch sehr der näheren Begründung.

Wenn wir sie vermutungsweise auf Sachsen zurückführen, so geschieht es einmal, weil sie in Sachsen in besonders großer Zahl auftreten, dann weil ihre Zinndeckel mehrfach sächsische Stempel (u. a. den von Schneeberg) aufweisen, vor allem aber weil wir an ihnen vereinzelt eine Art der Dekoration finden, die als spezifisch sächsisch gelten darf: die Verzierung mit einzelnen oder zu Rosetten gruppierten kleinen Quarzstückchen. Sie findet sich beispielsweise an einer sechsseitig facettierten Schraubflasche im Königl. Kunstgewerbe-Museum in Dresden.

Ein ebenda befindlicher kleiner kannenförmiger Krug von der bezeichneten Art mit dem emaillierten Monogramm Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen und eine kleine Schraubflasche mit dem kursächsischen Wappen sind nur geeignet, jene allgemeinen Beweisgründe zu stützen.

Im Dresdener Kunstgewerbe-Museum gelten diese späten Abkömmlinge der Kreußener Ware, ebenso gewisse mit grob emailliertem Kerbschnitt dekorierte Krüge in Kreußener Art (s. Fig. 224), schon länger für sächsisch. Inwieweit diese oder ähnliche auch außerhalb Sachsens, etwa im benachbarten Schlesien, gearbeitet worden sind, muß dahingestellt bleiben.

Fig. 224.

Der eben erwähnte Dekor mit Quarzstückchen bietet einen ziemlich sicheren Anhalt für die Annahme sächsischer Herkunft, da wir ihn ebenso an spezifischen Altenburger Krügen des 17. und 18. Jahrhunderts, wie an neueren Lausitzer Bauerntöpfereien finden.

Lassen sich die gekennzeichneten emaillierten Krüge und Büchsen bereits nicht mehr mit den deutschen Kunsttöpfereien des 16. und 17. Jahrhunderts, mit der rheinischen und der Kreußener Steinzeugware auf eine Stufe stellen, so sind die Altenburger Krüge bereits ganz und gar der Bauerntöpferei zuzurechnen. Auf Sachsen-Altenburg werden allenthalben stattliche gelbe und weiße Bierkrüge zurückgeführt, deren Dekor vorwiegend in aufgesetzten emailleartigen Perlen oder Tropfen und Rosetten besteht (Fig. 225, 226 und 227). Sie werden daher vielfach Perlkrüge genannt und sind in den Museen in

Fig. 225.

Fig. 226.

Fig. 227.

großer Anzahl anzutreffen. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt eine besonders schöne Sammlung von solchen Krügen, die von einem Altenburger Sammler auf altenburgischem Boden zusammengebracht worden ist. Die Perlkrüge haben entweder rein cylindrische Form oder sie sind in der Mitte leicht

eingezogen und oben und unten mehr oder weniger ausgeschweift. Unterteil und Hals sind gewöhnlich bei der einen wie bei der anderen Gattung mehrfach, z. T. sogar vielfach gerieft, der mittlere Teil des Leibes ist glatt gelassen und für den Perlendekor reserviert. Dieser tritt in verschiedener Form auf. Die Perlen sind meist zu spiraligen Ranken, Zweigen, Blättern und Blüten, aber auch zu primitiven Tierbildern, Figuren, Figurengruppen und Wappen zusammengesetzt. Rosetten treten vielfach dicht gereiht auf, aber auch in Gestalt von Blüten u. a. Nicht selten wird der mit Perlendekor ausgestattete mittlere Teil der Krüge von Schriftbändern abgeschlossen, deren Buchstaben aus Emailletropfen gebildet sind. Diese Schriftbänder enthalten allerhand fromme und weltliche Sprüche. Der in Fig. 225 abgebildete Krug weist den hübschen Spruch auf:

„Sorget nicht für den anderen Morgen,
Denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen."

Die Perlen und Rosetten kommen in weißer und dunkelbrauner Farbe vor, die Blattflächen sind öfter mit blauem Emaille ausgefüllt. Die Verzierung mit in den noch weichen Thon eingedrückten Quarzstückchen ist bei den Altenburger Krügen ziemlich häufig zu beobachten und stets mit dem Perlendekor verbunden; die Quarze sind in die Mitte von Blüten, Rosetten oder an das spiralige Ende der Perlenranken gesetzt. Trotz der reichen Emaillierung würden die Altenburger Krüge ziemlich grob und nüchtern wirken, wenn sie nicht fast durchweg eine ungewöhnlich reiche und sorgfältige, ja zuweilen sogar verzierte Zinnmontierung aufzuweisen hätten, wie sie sich an den rheinischen Steinzeugen und an Kreußener Krügen nur ganz vereinzelt findet.

Bei jenen bildet der Zinndeckel meist die ganze Montierung, nur hier und da ist diese durch einen zinnernen Fußreif oder Bodenuntersatz vervollständigt. Die Altenburger Krüge haben, soweit sie einem Deckel haben, meist auch einen Fußreif oder Untersatz von Zinn. Deckel und Bodenmontierung sind bei ihnen gewöhnlich durch ein zinnernes Band mit einander verbunden, das über dem Henkelrücken hinläuft und an diesem mit zinnernen Ringen befestigt ist. Damit aber noch nicht genug: der Hals und der untere Teil der Krüge sind meist noch mit verschiedenen Zinnreifen gesichert, die mitunter zu zweien oder dreien ganz dicht übereinander auftreten und stets mit dem Henkelband in Verbindung stehen, so daß dann die Montierung einen festgeschlossenen Organismus bildet. Ein mit Rosettenreihen gezierter Krug im Dresdener Kunstgewerbe-Museum (Fig. 226) veranschaulicht diese überaus ängstliche und fein bedachte Montierungsweise in besonders charakteristischer Weise, insofern bei ihm die Reifen um Hals und Fuß noch durch zierliche herzförmige Schildchen von Zinn untereinander verbunden sind. Die Altenburger Krüge gewinnen durch die reiche Zinnverbrämung sehr wesentlich

an Gefälligkeit und Eleganz und erhalten durch sie ein ganz bestimmtes Gepräge.

Sie entstammen durchweg dem 18. oder dem Beginn unseres Jahrhunderts. Möglicherweise hat sich ihre Fabrikation nicht auf Altenburg beschränkt, vielleicht haben sogar die Töpferstädte des Muldenthals Anteil an ihrer Herstellung.

Ein wichtiger Punkt bleibt noch zu erörtern. Einige im Leipziger Kunstgewerbe-Museum befindliche Topfscherben von unbestimmter Herkunft — vielleicht gehören sie dem oben erwähnten Leipziger Funde an — beweisen unwiderleglich, daß die Zierweise der Altenburger Krüge auf eine ältere Zeit zurückgeht, daß sich deren Fabrikation aus einer höheren, künstlerisch wertvolleren Industrie heraus entwickelt hat. Die Scherben haben denselben hellgelben Ton wie die Altenburger Krüge und zeigen als Dekor emaillierte Perlen und Rosetten in Verbindung mit edel gezeichnetem figürlichem Relief im Stile des 16. Jahrhunderts. Der eine Scherben weist eine Löwenmaske auf, der andere eine Satyrmaske nach Art der Masken auf rheinischem Steinzeug, ein dritter einen Cherubskopf der Art, wie sie an Kreußener Krügen und deren alten Nachahmungen vorkommen.

Fig. 228.

Fig. 229.

Dem Altenburger Boden entstammen außer den Perlkrügen vielleicht auch gewisse etwas plumpe, aber dabei sehr wirkungsvolle, seidel- oder walzenförmige Deckelkrüge mit emailliertem Kerbschnittdekor, von denen je zwei sehr gute Exemplare im Kunstgewerbe-Museum und im Museum des Königl. Sächs. Altertumsvereins zu Dresden zu finden sind (Fig. 228 u. 229). Sie geben sich in der Form wie in der Art des Dekors und vor allen in der Buntheit der Emaillierung deutlich als grobe Nachahmungen der Kreußener Walzenkrüge kund, als deren vornehmste Typen wir die Apostel- und die Jagdkrüge schätzen. Andererseits sind sie sichtlich den Perlkrügen nahe verwandt. Sie haben eine ähnliche fette weiße Masse, wie diese, die meist durch eine grelle, speckige, hellbraune Glasur verdeckt ist, und sie zeigen dieselbe luxuriöse Art der Zinnmontierung und die Verzierung mit Quarzstückchen, die für

jene so bezeichnend ist, womöglich in noch reicherer Ausbildung. Ihr Leib ist auffallend reich profiliert; man hat den Eindruck, als wenn die mehrfachen Einschnürungen, die das obere und das untere Drittel desselben gliedern, von vornherein für Zinnreifen berechnet waren. Der Mittelteil des Leibes ist sehr stark gebaucht, an Fuß und Hals treten zwischen den Zinnreifen Wülste heraus, die in verschiedener Weise (facettenartig oder auch in der Form von Flechtwerk) gekerbt und bunt emailliert sind. Am Bauche tritt die Kerbung in Form von großen radförmigen Rosetten auf, die abwechselnd blauweiß und rotweiß emailliert sind. Bei dem einen Krug sind in den Zwickeln zwischen den großen Rosetten noch je drei kleine eingedrückt. Sonst sind diese Zwickel nur mit Gruppen von bunten Emailletropfen ausgefüllt. Quarzstückchen sind einzeln auf den Zwischenräumen zwischen den Rosetten und in Reihen rings um diese herum angebracht (Fig. 228). Die Montierung ist wie gesagt von derselben Art wie bei den Perlkrügen. Die den Leib umspannenden Reifen scheinen hier noch mehr am Platze zu sein als dort: man hat geradezu die Empfindung, als wenn die starken Einschnürungen ober- und unterhalb des Bauches durch die Zinnreifen hervorgebracht wären. Der Zinndeckel des einen dieser Krüge bezeugt, daß diese reizvollen, echt bäuerlichen Vergröberungen der Kreußener Ware bereits im 17. Jahrhundert gefertigt worden sind: er ist mit den Jahreszahlen 1684 und 1693 signiert. Auch für diese Ware kann neben dem Altenburgischen das benachbarte Muldenthal als Heimat mit in Betracht kommen.

Fig. 230.

Was sonst noch an älteren einheimischen Bauerntöpfereien in den sächsischen Sammlungen, namentlich im Museum für sächsische Volkskunde in Dresden, zu finden ist, läßt sich nur zum Teil mit Sicherheit einer bestimmten Gegend zuweisen. Die Benennungen, die die einzelnen Stücke gegenwärtig führen, bedürfen noch sehr der Nachprüfung. Vielfach weisen diese auf die Lausitz hin, wo ja die Töpferei noch heute mehr als irgendwo anders in Sachsen heimisch ist.

Mit Bestimmtheit kann man als Lausitzer Ware bezeichnen einige ziemlich große, dem 18. Jahrhundert entstammende Steinkrüge mit reichem, echt bäuerlichem Dekor, die sich teils im Museum für Volkskunde, teils im

Dresdener Kunstgewerbe-Museum befinden (s. Fig. 230). Ihr plumper eiförmiger Leib mit seinem kurzen Hals erinnert auffallend an den Koller-Krug, fast noch mehr aber die Art ihres Dekors, der wie dort in aufgelegten stengelartigen Ranken besteht, die sich in spiraligen Windungen über die gebauchte Fläche bewegen. Freilich sind die Ranken hier dichter angeordnet und mannigfaltiger verzweigt als dort. Sie tragen Blätter und Blüten und enden stets in knopfartigen Früchten; hier und da sind sie auch mit solchen besetzt. Jeder Krug zeigt vorn unter dem Ausguß noch eine besondere plastische Zier und zwar durchweg innerhalb eines hochovalen Medaillons, das von Ranken gebildet wird, an denen Eicheln hängen.

Ein besonders reich dekorierter Krug der Art im Kunstgewerbe-Museum in Dresden zeigt in seinem Medaillon drei primitiv gezeichnete Genrefiguren, zwei Männer und eine Frau, zwischen Rosetten und Blumenkörben und darüber und darunter einzelne monogrammartige Buchstaben, oben $\frac{F}{F}\frac{C}{}\frac{H}{}$, unten $\frac{D}{D}\frac{W}{E}\frac{B}{W}$ und die Jahreszahl 1784. Dieser ganze Dekor ist in der nämlichen Weise aufgelegt wie die Ranken. Bei zwei anderen Krügen sind die Medaillons lediglich mit Blumenkörben gefüllt, bei einem vierten Krug enthält das Medaillon eine Krone und das Monogramm RR, das bei diesem Stück auch auf dem Zinndeckel eingraviert ist (nebst der Jahreszahl 1751). Dies Monogramm gilt als das der Familie Riedinger in Bautzen, aus deren Besitz die sämtlichen drei Krüge der Art im Dresdener Kunstgewerbe-Museum stammen sollen.

Fig. 231.

Der Dekor dieser Krüge ist durchweg glänzend schwarz, ihr durch Punktreihen oder durch diagonale Schraffierung aufgerauhter Grund dunkelbraun glasiert. Der untere Teil des Leibes ist durchweg undekoriert gelassen und lediglich durch eingekratzte senkrechte Linien gegliedert. Bei zwei Krügen ist an den aufgelegten Ranken und Blumen die mehr erwähnte Verzierung mit eingesetzten kleinen Kieseln zu beobachten.

Diesen Krügen sind in der Masse, Farbe und Form nahe verwandt drei Steinkrüge, die sich sämtlich ebenfalls auf die Bautzener Gegend zurückführen lassen. Zunächst ein Henkelkrug im Museum für Volkskunde (Fig. 231), dessen eiförmigen Körper zwei Friese von breiten, barocken Ranken zieren. Die Ranken sind wie bei dem Nassauer Steinzeug leicht in den Thon eingeritzt und heben sich wie die Ranken der eben geschilderten Krüge schwarz von schraffiertem, braunem Grunde ab. Der zweite hierher gehörige Krug, ein Weinkrug aus der Kirche zu Beiersdorf bei Bautzen stammend, im Dresdener Kunstgewerbe-Museum, zeigt ebenfalls eingeschnittenen Dekor, und zwar große Sternrosetten, die um den mittleren Teil des Leibes angeordnet

sind. Zu dieser Gruppe gehört endlich auch ein weiterer brauner Steinkrug im Dresdener Kunstgewerbe-Museum, der im Dekor noch einmal an die Kreußener Steinzeuge erinnert: seinen Leib schmücken grob gezeichnete Apostelfiguren nach Kreußener Art.

An dieser Stelle kann eine derbe, dunkelbraune Leinölflasche (Fig. 232) im Besitz des Museums für sächsische Volkskunde Erwähnung finden, die aus Kamenz stammt. Sie gleicht in der Form den Pilgerflaschen des 16. Jahrhunderts, ist wie diese scheibenförmig gebildet und auf dem Rücken mit Henkeln für Tragbänder versehen. Der Dekor beschränkt sich auf eingeritzte konzentrische Kreise und Wellenbänder.

Fig. 232.

Fig. 236.

Im Museum für sächsische Volkskunde werden auch grobe Nachahmungen der späten Nassauer Steinzeugware mit eingeritztem Ornament in Blau auf Grau auf die Lausitz zurückgeführt (Fig. 233 a. b). Solche graublaue Steinzeugware ist in Sachsen noch ziemlich häufig zu finden. Anscheinend ist sie innerhalb Sachsens, wenn überhaupt, jedenfalls nicht ausschließlich in der Lausitz gefertigt worden: eine sehr schöne sechsseitige Schraubflasche der Art im Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig aus dem Jahre 1732 die in der Form noch unmittelbar an Kreußen gemahnt und neben dem eingeschnittenen blauen Dekor auch noch Cherubsköpfe und zahlreiche Quarzstückchen als Verzierung aufweist, stammt aus dem Erzgebirge. Häufiger kann man an dieser falschen Nassauer Ware ein eigentümliches spiralig verschlungenes Bandwerk als Dekor beobachten (s. Fig. 233 b).

a b c

Fig. 233.

Von den älteren bäuerlichen Irdenwaren, die das Museum für sächsische Volkskunde und andere sächsische Sammlungen aufzuweisen haben, erwecken zwei Gattungen besonderes Interesse. In erster Linie eine Anzahl eigentümlich geformter Bierkrüge und eine Reihe von größeren Schüsseln, denen allen eine überaus glänzende farbige Ausstattung in Gelb, Grün, Ocker und Blau

auf schwarzbraunem oder rotbraunem, bez. gelbem Grund, ein sehr flott gezeichneter, schlicht natürlicher Pflanzendekor und die Verzierung mit frommen und heiteren Sprüchen gemeinsam ist. Sowohl im Museum für Volkskunde als auch im Dresdener Kunstgewerbe-Museum wird diese Ware auf Pirna zurückgeführt, ob mit Recht, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Thatsache ist, daß Pirna noch zu Anfang unseres Jahrhunderts große Massen von Gebrauchsgeschirr produzierte und sogar zu Schiff nach Norddeutschland bis nach Lüneburg und Hamburg hin exportierte.

Die Bierkrüge der angegebenen Art sind weder kannen- noch seidelförmig, vielmehr topfartig, eiförmig und dreihenkelig; ihre weite Öffnung entbehrt des Deckels. Mehrfach ist im Innern nahe am oberen Rand ein kleines, halbkreisförmiges thönernes Sieb angebracht, das keinen anderen Zweck haben kann, als die Hefe zurückzuhalten. Die Krüge sind schwarzbraun oder rot glasiert, die ungemein sicher gezeichneten Blumenzierraten sehr pastos in Gelb, Ocker und Grün aufgetragen. Die Umrisse des Pflanzendekors sind zum Teil leicht eingeritzt, die Sprüche in Gelb aufgemalt, die Worte durch flotte, ockerfarbene oder grüne, senkrechte Schlangenlinien getrennt, die durch ihre regelmäßige Wiederkehr die dekorative Wirkung der Krüge sehr wesentlich mit bestimmen. Der Dekor ist in ganz verschiedener Weise auf die drei Felder, in die die Oberfläche der Krüge durch die drei Henkel zerrissen wird, verteilt. Bei zwei Krügen sind je zwei Felder mit einzelnen Blumenstengeln, unter denen eine Maiblumenpflanze durch ihre Zierlichkeit und Natürlichkeit auffällt (s. Fig. 234), das dritte mit einer dreizeiligen Aufschrift geziert. Bei einem dritten Krug weist das eine Feld das kursächsische Wappen auf, während die beiden anderen aufgemalte Sterne zieren, deren Mitte von erhabenen Rosetten gebildet wird. Ein vierter Krug der Art (im Museum für sächs. Volkskunde) ist nur mit Schrift geziert, die sich in vier Zeilen über alle drei Felder hinzieht.

Fig. 234.

Diese Bierkrüge sind schon ihres Alters wegen von Bedeutung. Der zuletzt genannte zeigt am Schluß seiner Aufschrift die Jahreszahl 1685, ein anderer (im Dresdener Kunstgewerbe-Museum) die Jahreszahl 1694. Wir sind demnach berechtigt, die Spätzeit des 17. Jahrhunderts als die Entstehungszeit dieser Gattung von Krügen anzusehen, umsomehr als eine der bereits erwähnten, ihnen nahestehenden Schüsseln genau 1700 datiert ist. Diese Schüsseln trifft man nicht nur in Sammlungen, sondern hie und da auch noch im Handel. Sie sind gleich jenen Bierkrügen auf schwarzbraunem Grund gelb, grün und ocker dekoriert und zeigen in ihrem Mittelfeld einzelne große Blüten mit langen hängenden Blättern auf kurzen stilisierten Stengeln, auf

dem breiten Rand große, gelbe und ockerfarbige, sonnenblumenartige Blüten, die durch schwungvoll gebogene Bündel von spiralig oder kolbig endenden gelben Ranken mit einander verbunden sind (s. Fig. 235). Im Gegensatz zu dem der verwandten Krüge ist der Pflanzendekor hier leicht stilisiert, aber wie dort in den Hauptlinien leicht in den Thon eingeritzt. Mitunter hat der Rand eine ein- oder zweizeilige Aufschrift als Schmuck. Eine ziemlich spät (1786) datierte Schüssel im Museum für sächsische Volkskunde stimmt in den Farben des Dekors und in der Art des Pflanzenornaments mit dieser Gruppe von Schüsseln überein, zeigt aber gelben Grund, auf dem Rand einen Spruch in hellblauen Buchstaben und im Mittelrund zwischen Blumenstöcken eine primitiv gezeichnete Figur, eine Dame mit schwarzgelb gestreiftem Reifrock und grüner Jacke. Die Herkunft dieser reich dekorierten frühen Ware aus Pirna läßt sich vorläufig nicht erweisen und wird direkt in Frage gestellt durch einen in Formen und Farben des Pflanzendekors ganz verwandten Tragtopf (im Museum für sächs. Volkskunde, Fig. 236, s. Seite 456) von der Gestalt der geschilderten Bierkrüge, der aus der Lausitz stammen soll.

Fig. 235.

An zweiter Stelle verdienen unter den älteren bäuerlichen Irdenwaren Sachsens eine Gruppe von größtenteils „redenden" Tellern und Schüsseln Beachtung, deren hellgelb oder weiß glasierter Grund mit dem sächsischen Wappen oder mit primitiven Stadtansichten, zuweilen auch nur mit grobem Blumendekor geschmückt ist (Fig. 237 u. 238). Sie werden im Museum für sächs. Volkskunde für Erzeugnisse der Lausitz angesehen. In der That kommen sie in der Lausitz, besonders in der Bautzener Gegend sehr häufig vor, werden aber dort Zittauer Schüsseln genannt. Die in Fig. 238 abgebildete Schüssel mit dem sächsischen Wappen, deren Randumschrift besagt, daß sie 1757 für die Schützengesellschaft in Neu-Geysing (bei Altenberg) fabriziert worden ist, legt die Vermutung nahe, daß derartige Wappenschüsseln nicht ausschließlich in der Lausitz entstanden sind.

Die Wappenteller sind meist monochrom, in Blau oder Grün und Violett, und dann immer in einer sehr flüchtigen Umrißmalerei dekoriert,

aber sie kommen auch mit buntem Dekor vor. So ist das Wappen bei einer Schüssel im Museum für sächs. Volkskunde in Gelb, Ocker, Grün, Blau und Dunkelviolett ausgeführt. Allenthalben sind auch hier die Umrisse leicht eingeritzt. Ebenso bei den Tellern mit Städtebildern, die stets bunt, und zwar hauptsächlich in Rot, Gelb, Grün und Braun dekoriert sind. Die Städteansichten sind schablonenhafte Phantasiegebilde und erinnern in ihrer primitiven Zeichnung unmittelbar an die Spielschachtel oder an den Schiefertafelstil des Kindes. Der Rand ist bei den beiden Tellern der Art im Museum für Volkskunde verschieden ausgestattet, bei dem einen mit einem Spruch bemalt, bei dem andern in rechteckige gebuckelte Felder geteilt, die grün, gelb und rot umrändert sind (s. Fig. 237). Die auf diesen Tellern vorkommenden Jahres-

Fig. 237.

Fig. 238.

zahlen (1742, 1754, 1757 u. a.) weisen sämtlich auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück.

Die Sprache, in der alle diese „redenden" Krüge, Schüsseln und Teller zu uns sprechen, überrascht nicht durch tieferen Sinn oder besonderen Witz. Sie ist schlicht und ungekünstelt, echt volkstümlich unbeholfen in der Form, für jeden, der gern dem Klingen der Volksseele lauscht, von Reiz. Ernste moralisierende Sprüche sind bei weitem häufiger als Scherzreime, indessen jene sind durchweg von lebensfrohem, praktischem Sinn durchdrungen. Manche sind dem Kenner der volkstümlichen Spruchpoesie wohlbekannt. So der Spruch:*)

„Ein kleines Hauß und fröhlichen mut,
ein rein gewissen und mäßiges Gut,
ein frommes Weib und keinen borg,
wer das hat, der ist ohne sorg."

Er findet sich auf der 1700 datierten Schüssel von der Art, die auf Pirna zurückgeführt wird, im Museum für sächs. Volkskunde.

*) Die nachfolgenden Sprüche sind sämtlich in der fehlerhaften Schreibweise wiedergegeben, in der sie sich auf den Gefäßen finden.

Bekanntes klingt auch in dem folgenden Spruch auf einem Wappenteller von 1742 im Museum für sächs. Volkskunde an:

„Wer sich verläßt, wer Gott vertraut,
hat woll gebaut im Himmel und auf Erden."

Ein sonst nicht bemerkenswerter kleiner Teller von 1841 (im Museum für sächs. Volkskunde) enthält den Allerweltsspruch:

„An Gottes Segen ist alles gelegen."

Hier und da sind die Sprüche infolge von Platzmangel nur bruchstückweise gegeben. So sind der Reifrockdame auf dem, den sogenannten Pirnaer Schüsseln nahestehenden, gelbglasierten Teller die jäh abbrechenden Reime in den Mund gelegt:

„Frisch und fröhlich, from und ehrlich, reich mit maßen, wer mich nicht haben wil —."

Einen mit einer Blume dekorierten Teller von 1789 (im Museum für sächs. Volkskunde) ziert sinnig der Liedanfang:

„Ich weiß ein Blümchen hübsch und fein —."

Ein ähnlich kurzes Reimfragment findet sich auf dem in Fig. 234 abgebildeten Bierkrug:

„Fliehe was fein ist, obß gleich nicht —."

Das Seitenstück zu diesem Krug im Dresdener Kunstgewerbe-Museum von 1694 ziert der Spruch:

„Trink vnd ißt
Gott vnd nicht vergiß".

Lebenslust und Humor kommen nur selten unverfälscht zum Ausdruck. Nicht eben witzig, aber behaglich und launig heißt es auf einer bemalten Wappenschüssel im Museum für sächs. Volkskunde:

„Wer wilt borgen, der kom morgen
Heit ist nicht der tag, das man borgen mag."

Wer denkt dabei nicht an die italienische Wirtshausdevise:

„Oggi non credenza, domani si."

Ein anderer Wappenteller im Museum für sächs. Volkskunde, 1803 datiert, spricht von sich selbst:

„Von thondt und erdt bin ich gemacht,
Wer mich zerbricht, Der Töpfer lacht,
Der thät desgleichen."

Ausgelassener gebärdet sich der bäuerliche Humor in dem prächtigen Trinkspruch, den der schöne, lediglich mit Schrift dekorierte Bierkrug von 1685 im Museum für sächs. Volkskunde seinem Benutzer in den Mund legt:

„Ach du ehdler Gerstensaft, Du bist meines lebenskraft,
Du stärkst mir meine Glieder, Du wirffest mich ostmals gar Darnieder.
Noch stehe auff und trincke Dich wieder."

Wir wollen die Betrachtung dieser so reizvollen, redenden Geschirre nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß erbauliche Sprüche auf dem redenden Bauerngeschirr anderer Gegenden Deutschlands gleichfalls eine große Rolle spielen, und daß der so charakteristische Dekor in Gelb, Ocker und Grün sich keineswegs auf Sachsen beschränkt, sondern auch bei niederdeutschen Bauerntöpfereien vorkommt, z. B. bei niederdeutschen Bauernschüsseln im Hamburger Gewerbe-Museum. Die letztere Erscheinung erklärt sich selbstverständlich aus der besonderen Feuerbeständigkeit der genannten drei Farben, die wegen dieses Vorzugs von jeher vom Töpfer besonders gern verwendet wurden und die wir daher auch an den verschiedensten glasierten Kunsttöpfereien, so an deutschen Kacheln und Fayencekrügen des 16. Jahrhunderts und selbst an italienischen Majoliken, namentlich an den frühen, ornamentierten Tellern und Apothekerkrügen von Faenza, Siena und Cassaggiolo neben Blau dominieren sehen.

Fig. 239.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß in der Lausitz von den Glasurtöpfern zu Anfang unseres Jahrhunderts und früher schon für das Bauernhaus sehr hübsche Gefäße in Gestalt von buntglasierten Figuren hergestellt worden sind. Das Museum für sächs. Volkskunde besitzt vier besonders schöne Gefäßfiguren der Art: drei, zwei Mädchen und ein Bauernbursche, sämtlich mit Tragkörben auf dem Rücken und kleinen Körben in der einen Hand, sind als Blumenvasen gedacht (s. Fig. 239), die vierte ist als Trinkgefäß eingerichtet. Als Lausitzer Fabrikate sollen sich diese Figuren schon durch ihre Tracht offenbaren. Die Mädchen tragen ein kurzes Mieder, Kopftuch und Brustlatz und lange, gestreifte Röcke, die die Füße verbergen. Die Farben sind verschieden: bei dem einen Mädchen ist das Mieder blau, der Rock gelbgrün gestreift, die Schürze samt dem Kopftuch grün, das Halstuch rot; die andere trägt einen blau, grün und weiß gestreiften Rock und ein braunes Mieder. Der Bursche ist mit braunen Kniehosen, blauen Strümpfen und kurzer, vorn offener blauer Jacke, weißem Hemd, das vorn über dem Gürtel im Bausch überhängt, und grüner Mütze bekleidet. Die als Trinkgefäß gestaltete Figur ist die Karikatur eines beleibten älteren Mannes. Sein über einer mächtigen Halskrause schwebender und mit schwarzem Dreimaster gekrönter Kopf ist abnehmbar und dient als Deckel. Der die Gefäßhöhlung bildende, übermäßig dicke Leib ist mit einem weißgrünen Rock und gefälteltem, braunem Mantel,

der durch einen Gürtel zusammengehalten wird, bekleidet. Die drollige Figur hebt die Hände wie zum Beten.

Über den gegenwärtigen Stand der volkstümlichen Töpferei Sachsens sei nur das Wichtigste berichtet. Unser Jahrhundert hat, wie auf allen Gebieten, so auch hier, einschneidende Veränderungen gebracht. Die alten Sitze der Töpferei, die Lausitz, das Elbthal, das Muldenthal, sind geblieben, aber das Streben nach wenn auch einfacher, so doch charaktervoller künstlerischer Gestaltung ist ihnen mehr und mehr verloren gegangen. Billige und schlechte, aber modische Fabrikware, geschmackloses Steingut- und Porzellangeschirr ist auf dem Lande heimisch geworden und hat dem Bauer die Freude an einer seinen einfacheren Bedürfnissen und Verhältnissen entsprechenden Topfware mit schlicht natürlichem Dekor, die Freude an dem alten, noch nicht vom Städtergeschmack angekränkelten Geschirr verdorben. Nur vereinzelt kann man auf unseren Topfmärkten noch eine reicher verzierte Topfware, Stücke mit echt bäuerlichem Dekor beobachten. In der Hauptsache sieht man daselbst nur noch grobes, schmuckloses Gebrauchsgeschirr vereinigt, auf deren Herstellung sich der ländliche Töpfer zumeist ganz beschränkt, da der Bauer für eine ihm angemessene dekorierte Ware keinen Sinn mehr hat. Dem Gebrauchsgeschirr fehlt jede lokale Eigenart der Form. Das Kochgeschirr ist wie überall eine leichte Irdenware mit glänzender, dunkelbrauner oder gelber Glasur, die schweren Steinzeugwaren, die dickbauchigen Essigkrüge, die hohen, doppelhenkeligen Einlegetöpfe, die geräumigen konischen Näpfe, Schüsseln und Bottiche haben gewöhnlich die allenthalben für Steinzeug übliche graue oder blaue Farbe. Ein älteres, echt bäuerliches Gebrauchsgeschirr ohne Dekor, einen aus dem Wendischen stammenden Topf zum Ausdrücken von Brei (im Museum für sächs. Volkskunde) zeigt Fig. 240.

Fig. 240.

Die produktivsten Töpferorte der Lausitz sind heute Bischofswerda, Elsterwerda, Kamenz und Pulsnitz, diesen schließen sich eine ganze Reihe kaum weniger bedeutende an. Um Elsterwerda gruppieren sich Hohenleipisch, Herzberg, Liebenwerda, Wahrenbrück. Als Nachbarorte von Kamenz und Pulsnitz sind Elstra und Königsbrück zu nennen. Die meisten dieser Orte hatten schon zu Anfang unseres Jahrhunderts einen starken Betrieb der Töpferei aufzuweisen: so saßen nach Schumanns Postlexikon 1817 in Elsterwerda bereits 5 Töpfer, in Hohenleipisch, wo seit 1803 eine eigene Innung besteht, trotzdem es Dorf ist, nicht weniger als 11, in Herzberg 16, in Kamenz 5, in Königsbrück, wo damals auch eine feinere künstlerische Ware gefertigt worden sein soll, 8 Töpfer.

Im Elbthal und in den benachbarten Gegenden erfreut sich die Töpferei in Pirna und Umgegend (wie in Dohna), ferner in Dippoldiswalde, in der Niederlößnitz und in der Meißner Gegend und vor allem nach wie vor in dem Städtchen Strehla bei Oschatz, das seit 1712 eine eigene Töpferinnung besitzt, besonderer Blüte. In den uralten Töpferorten des Muldenthals Altstadt-Waldenburg, Glauchau, Penig ist der Betrieb zwar stark zurückgegangen, aber doch immer noch rege. Die nahebei gelegenen Städte Frohburg und Rohren machen ihnen schon seit langem starke Konkurrenz mit einfachem Gebrauchsgeschirr. Hatte die erstere doch bereits 1816 nicht weniger als 13 Meister, die andere in demselben Jahre sogar 14 Meister mit 29 Gesellen aufzuführen.

Von den spärlichen Versuchen der letzten Jahre, wieder eine reicher dekorierte Ware bäuerlichen Stiles auf den Markt zu bringen, verdienen

Fig. 241.

Fig. 243.

Fig. 242.

besonders diejenigen des Töpfers Adolf Starke in Wurzen Beachtung. Er fertigt eine sehr effektvolle Glasurware, deren Dekor dem primitiveren Kunstempfinden vorzüglich angepaßt ist. Sichtlich verrät dieser im einzelnen den Einfluß der bekannten Bauerntöpfereien von Thalbürgel in Thüringen, die übrigens auf den sächsischen Märkten zum Verkauf gelangen. Der Einfluß dieser Ware tritt namentlich an gewissen rotbraun oder schwarzbraun glasierten Schüsseln zu Tage, deren Boden mit einem an Spinnengewebe oder noch eher an Feuerwerk erinnernden, wirkungsvollen Dekor in Weiß, Grün und anderen hellen Tönen geschmückt ist: von der Mitte ihres Bodenrundes gehen Strahlen aus, die im Bogen verlaufen und oben kulbig enden und so an Raketen erinnern; unter ihnen liegen dichte, spiralige Windungen (s. Fig. 241 und 242). Eine andere Spezialität dieser Wurzener Werkstatt sind niedrige, dickbauchige Henkelkrüge mit ungemein glänzenden, flammigen bezw. achatartigen, durcheinander gelaufenen Glasuren vorwiegend in Rot, Weiß und Hellblau. Proben dieser Ware haben bereits im Museum für Volks-

kunde Aufnahme gefunden. Ebenda sind glückliche Versuche eines Dresdener Töpfers in bäuerlich dekorierter Fayence zu finden (s. Fig. 243). Auf das hübsche, bunt dekorierte thönerne Puppengeschirr und Kinderspielzeug, auf die farbenreichen, bald getupften, bald gestreiften Spar-Schweinchen und was alles dergleichen in Pulsnitz, Pirna, Dippoldiswalde und anderwärts gefertigt wird, sei hier nur kurz hingewiesen. Diese echt bäuerlichen Miniaturtöpfereien sind ja jedem vom Jahrmarkt oder Topfmarkt her wohlbekannt.

Von den vornehmen sächsischen Kunsttöpfereien des 16. Jahrhunderts, mit denen wir unsere Betrachtung begonnen haben, bis zu dem groben thönernen Kinderspielzeug von Pirna und Dippoldiswalde ist ein gewaltiger Sprung. Und doch besteht ein gewisser Zusammenhang, leitet eine organische, leider stetig abwärts gehende Entwickelung von jenen glänzenden Anfängen zu diesen schlichten Erzeugnissen handwerksmäßiger Produktion über. Die vorliegende Schilderung dieses interessanten Entwickelungsprozesses macht nicht auf Vollständigkeit Anspruch; ebensowenig vermißt sie sich, in allen Einzelheiten das Richtige getroffen zu haben. Eingehende Nachprüfungen, namentlich nach der Seite des Technischen, müssen ihr notwendig folgen, wenn sichere Ergebnisse erzielt werden sollen. Erst nach ganz eingehender vergleichender Untersuchung der Thanmasse, des Scherbens der in Betracht kommenden älteren Geschirre, erst mit Hilfe sorgfältiger Nachgrabungen an wichtigen Stellen, die eine Scherbenausbeute versprechen, wird es gelingen, die künstlerische Bedeutung der älteren Erzeugnisse anscheinend so wichtiger Töpferorte, wie Altstadt-Waldenburg, Penig, Zeitz, Altenburg, Annaberg und Pirna, klarzustellen.

II.

Wo man auch der Eigenart des bäuerlichen Kunstempfindens nachspürt, ob in den deutschen Alpen oder in Böhmen und Mähren, ob in Skandinavien oder in den Donauländern, allerorten wird einem alsbald bewußt, daß der Grundzug seines Wesens die Freude an der Farbe, die Lust an kräftigen Farbenakkorden, an greller Buntheit bildet. Und überall fühlt man, daß die Erzeugnisse des Töpfers vornehmlich deshalb eine so große Rolle im künstlerischen Milieu des Bauern spielen, weil sie in besonderem Maße geeignet sind, seinen Farbendurst zu stillen.

Neben diesen verrät in erster Linie das Kostüm und das Möbel und nicht zuletzt das Glasgeschirr die Vorliebe des Bauern für Farbenreichtum.

Im sächsischen Bauernhaus trifft man sehr viel bemalte Gläser, namentlich eine große Menge von bemalten gläsernen Bierkrügen. Sie haben im großen und ganzen die Form des Maßkruges, nur ist ihr cylindrischer Leib nach oben etwas erweitert und am Boden leicht ausgeschweift. Ihre weiten Öffnungen sind mit Zinndeckeln geschlossen. Der Dekor ist in harten,

aber wirkungsvollen Farben aufgetragen, unter denen ein scharfes Rot neben Gelb dominiert, und besteht aus Blumengewinden, an denen Rosen und Tulpen vorwiegen, und aus schräg um den Leib gelegten Bändern oder Zetteln, die Monogramme, Jahreszahlen und Sprüche enthalten (s. Fig. 244 und 245). Über die Herkunft dieser Gläser läßt sich vorläufig nichts Bestimmtes sagen: sie kommen ähnlich allenthalben in Deutschland vor, namentlich auch in Thüringen. Unwillkürlich muß man, wenn man sich nach ihrer Heimat fragt, an die großen Herde der Glasindustrie im benachbarten Böhmen und Schlesien denken. Das Wahrscheinliche ist aber doch, daß sie überall, wo sie in großen Massen auftreten, auch an Ort und Stelle gefertigt worden sind. Gläser mit figürlichen Malereien bäuerlichen Stiles sieht man bei uns ebenfalls häufig.

Neben Thon- und Glasgeschirr mag der sächsische Bauer vereinzelt auch Serpentinsteingeschirr, die einfacheren Erzeugnisse der einst so berühmten einheimischen Serpentinsteinindustrie von Zöblitz im Erzgebirge verwendet haben, die sich ihm schon durch ihren Farbenreichtum, der alle möglichen Töne zwischen Moosgrün und Leberrot umfaßt, und noch mehr durch ihre Billigkeit empfehlen. Die Zöblitzer Serpentinindustrie verdient an dieser Stelle um so mehr wenigstens eine kurze Erwähnung, als sie bis in unser Jahrhundert hinein eine Art Hausindustrie war, die freilich bereits seit mindestens 1613 unter dem Innungszwang stand.

Fig. 244.

Fig. 245.

Im 16. und 17. Jahrhundert ist der Zöblitzer Serpentin zu Gefäßen von edelster künstlerischer Form verarbeitet worden, zu Gefäßen, die gut genug waren, daß man sie in Nürnberg und Augsburg vornehmer Silbermontierung würdigte. In neuerer Zeit hat man ihn hauptsächlich zu allerlei billiger Gebrauchsware, wie Tafelgeschirr, Wein-, Bier- und Kaffeegeschirr, Butter- und Salzgefäßen, Leuchtern, Dosen und Vasen, aber auch Reibeschalen, Mörsern und Wärmsteinen verarbeitet. Ältere Erzeugnisse von Zöblitz sind jetzt schon selten, am häufigsten gewisse zierliche, gebauchte Henkelkrüge mit Zinn- oder Silbermontierung. Das Beste, was die Zöblitzer Industrie geleistet hat, veranschaulicht eine 1634 entstandene, mit Silber montierte große Kanne mit Schale, die das Kunstgewerbe-Museum in Berlin besitzt.

Wie überall, so spielt auch in Sachsen das Zinngeschirr eine große Rolle in der Bauernstube. Kein Wunder, da es ja selbst im Haushalte des Städters bis in die Zeit unserer Großeltern zum täglichen Gebrauche

noch viel benutzt worden ist und sehr beliebt war. Im bäuerlichen Hauswesen nahm es infolge seines schmucken Aussehens, infolge der schönen dekorativen Wirkung, die es durch seinen Silberglanz besitzt, schon eine höhere Stellung unter den Geschirren ein. Jedenfalls bilden die stolzen Reihen von blankgeputzten Zinntellern und zinnernen Bierkrügen, die das Topfbrett des sächsischen Bauern schmücken, einen Hauptschmuck seiner im großen und ganzen doch ziemlich kahlen Stube. Zu besonderen Bemerkungen nach der Seite des Künstlerischen giebt das bäuerliche Zinngeschirr keine Veranlassung. Die Teller sind meist ganz glatt und gleich den Bierkrügen, wie auch anderwärts, vielfach mit den eingravierten Anfangsbuchstaben der Besitzernamen oder auch mit ausgeschriebenen Namen sowie mit Jahreszahlen versehen. Einen besonderen Reichtum an solchem einfachen Gebrauchsgeschirr von Zinn soll noch heute die vogtländische Bauernstube aufzuweisen haben. Wir dürfen annehmen, daß Sachsen früher allenthalben sehr reich an Zinngeschirr war, da es ehedem selbst sehr ergiebigen Zinnbergbau in Zinnwald und Geising besaß und da andererseits das unmittelbar benachbarte Böhmerland von jeher Zinn in großer Menge und in vorzüglicher Qualität produziert hat.

Nebenbei sei in Kürze darauf hingewiesen, daß Sachsen in der besten Zeit der deutschen Kunst, im 16. Jahrhundert, auch vornehmeres, künstlerisch wertvolles Zinngeschirr hervorgebracht hat: hervorragend schöne, reich mit Relief verzierte Kannen und Krüge, die sich den edelsten Erzeugnissen der Nürnberger Zinngießer der Renaissance, eines Caspar Enderlein u. a., würdig an die Seite stellen. Der sächsische Ursprung dieser Kannen, als deren schönste der prächtige Willkomm der Zittauer Maurerinnung von 1562 (im städtischen Museum zu Zittau) gelten darf, ist erst unlängst von dem bekannten Zinnsammler Demiani erkannt und nachgewiesen worden. Ihr technisch sehr eigenartiger Reliefschmuck geht zumeist auf Plaketten des bekannten Nürnberger Modelleurs Peter Flötner zurück. Die Orte, denen die bisher bekannten Krüge der Art ihre Entstehung verdanken, sind die obersächsischen Städte Schneeberg, Annaberg, Marienberg, Zwickau und Zittau.

Ehedem war auch hölzernes Tischgeschirr in Sachsen wie anderwärts im Bauernhause sehr verbreitet. Vereinzelt waren bei uns hölzerne Teller, Schüsseln und Löffel bis in die letzten Jahrzehnte in Gebrauch. An dem Bordbrett der wendischen Bauernstube sollen heute noch hier und da Holzteller und Holzschüsseln zu sehen sein, zum Teil mit schöner Kerbschnittverzierung, die sonst in Sachsen sehr selten auftritt. In der Gegend von Hohenleuben im Vogtland sollen Holzteller neben großen runden hölzernen Löffeln noch Ende der sechziger Jahre täglich in Gebrauch gewesen sein.

Auch den Bedarf an Holzgeschirr konnte Sachsen von altersher selbst decken. Die weitverzweigte erzgebirgische Hausindustrie von Grünhainichen

und Umgegend (Borstendorf, Waldkirchen, Krumhermersdorf u. a. O.) sowie von Zöblitz und den umliegenden Dörfern Sorgau, Pockau, Ansprung, Pobershau u. a. O. hat hier reichlich für das Nötige gesorgt. Ihre Erzeugnisse (hölzerne Gebrauchsartikel aller Art, wie Teller, Schüsseln, Mulden, Schippen, Kuchenbretter, Löffel, Salzmesten u. s. w.) haben weit über Sachsens Grenzen hinaus ihren Weg gefunden.

Mehr Interesse nach der künstlerischen Seite bietet eine andere Holz verarbeitende bäuerliche Hausindustrie des Erzgebirges, die Spielwarenindustrie. Sie konzentriert sich in Seifen und Umgegend (Heidelberg, Neuhausen, Ober- und Niederseifenbach u. a. O.) und wird schon länger nebenbei auch in Grünhainichen und Zöblitz und in Waldkirchen und Borstendorf betrieben. Es müßte von großem Reiz sein, diese Industrie in ihre früheren Perioden und bis in ihre Anfänge zurückzuverfolgen, ihre primitiven Erstlingsleistungen aufzuspüren, die noch nicht die anleitende Hand des vom Staate bestellten Geschmacksbildners verraten. Sie würden unsere Erkenntnis der bäuerlichen Formenempfindung, des dem Naturmenschen eignen, naiven künstlerischen Sehens wesentlich bereichern.

Man kann sich nicht wundern, in einer Gegend, wo die Spielwarenindustrie heimisch ist, geschnitzte Holzfiguren auf dem Lande auch als Zimmerschmuck auftreten und bei festlichen Gelegenheiten verwendet zu sehen. Von den Schnitzfiguren, die im Erzgebirge in den bescheidenen Heimstätten des Bergmanns, des Köhlers, des Bauern als alltäglicher Zimmerschmuck dienen, seien hier nur die Wettermännchen mit ihren zierlichen Häuschen und die sogenannten Bergmannsleuchter erwähnt. Daneben kommen verschiedene grotesk aufgeputzte Scherzfiguren vor. So primitiv diese Figuren sind, so mögen sie doch dem Erzgebirgler in seinen engen Verhältnissen, in seiner Einsamkeit manche frohe Stunde bereiten und sein einförmiges Zimmer wesentlich verschönern helfen. Die Bergmannsleuchter verdienen eine eingehendere Schilderung. Sie bestehen in mehr oder minder großen, meist ziemlich stattlichen Bergmannsfiguren, die in einer Hand oder auch in beiden Lichter halten. Sie sind stets grell bunt bemalt und tragen gewöhnlich das Feierkleid des Bergmanns, in der Regel eine schwarze Kutte mit roten Ärmelaufschlägen, weiße Hosen, grünen Hut mit Federstutz, weiße Halskrause, vor dem Leib am Gürtel die Blende und die Tasche. Die rechte Hand hält gewöhnlich die Barde (Axt), wenn nicht in beide Hände Lichter gegeben sind. Neben einzelnen kommen ganze Kränze von Lichtern vor. Derb in der Form, steif in der Haltung, starr in den Gesichtszügen, wirken diese Figuren doch infolge ihrer naturgetreuen Bemalung ziemlich lebendig. Allenthalben verraten sie eine große Sicherheit im Schnitzen. Besonders gute Exemplare stehen den grellbemalten Schächerfiguren grober, barocker Passionsgruppen an Qualität nicht sehr fern. Der Bergmann schnitzt sich

seine Leuchterfigur selbst und setzt seine Ehre darein, seine Sache möglichst gut zu machen.

In ihrem vollen Umfang, in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit und Volkstümlichkeit zeigt sich die Figurenschnitzerei der Erzgebirgler erst in den Figurengruppen, die sie für das Weihnachtsfest zusammenbauen, in den sogenannten „Weihnachtsbergen“ (auch Christ- oder Paradiesgarten und Krippe oder Bethlehem genannt) und in den „Weihnachtspyramiden“. Fast jedes Haus soll zu Weihnachten eine, wenn auch bescheidene „Krippe“ oder wenigstens eine kleine Pyramide haben. Wo die Mittel sehr knapp sind, ist am Weihnachtsabend wenigstens ein schlichter, buntbemalter Hängeleuchter aus Holz, mit einem Lichterkranz besteckt, an der Decke zu finden. Je nach den Vermögensverhältnissen ist er einfach geschnitzt oder mit Figuren des Heilands und der Apostel geziert, bisweilen auch aus bemaltem Metall oder Glas gefertigt. Einen sehr schönen Weihnachtsleuchter von bemaltem Metall besitzt das Museum für sächs. Volkskunde (Fig. 246). Der bescheidenste Weihnachtsschmuck ist ein an der Decke schwebender, buntbemalter Engel aus Holz, der an Drähten Früchte (meist in Gestalt von vergoldeten Holzkugeln) sowie Lichterteller oder auch Öllämpchen trägt.

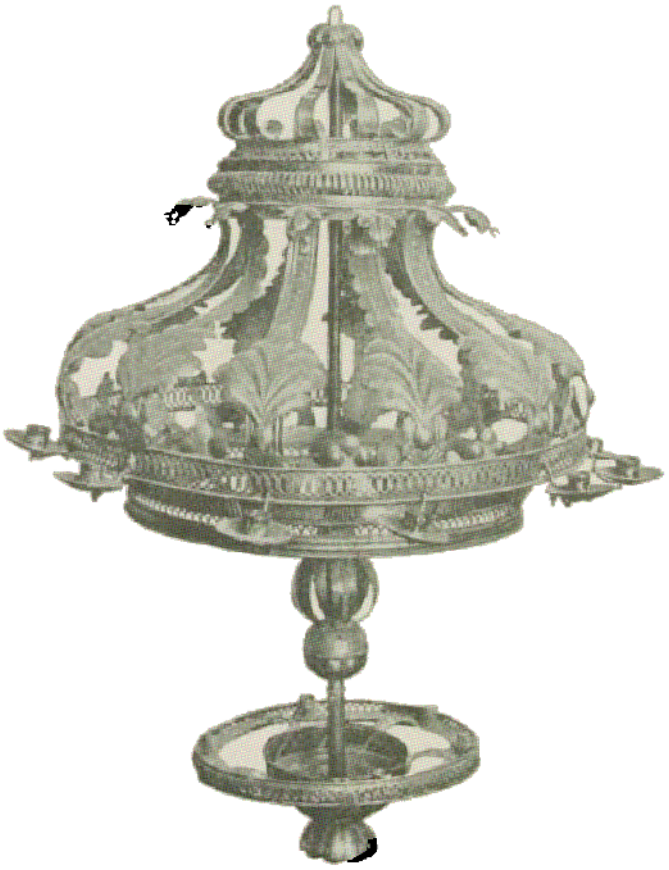


Fig. 246.

Die „Pyramiden“ (der Volksmund kennt sie als „Perametten“) treten in der verschiedensten Gestalt auf. Die reicheren stellen pyramidal sich nach oben zuspitzende mehrstöckige, vielfach dreistöckige oder auch vierstöckige Rundtempel vor, die aus leichten Stäben oder Säulen und Pfeilern aufgebaut und mit Lichtern besteckt sind und auf ihren Stockwerken („Platten“) bewegliche Figuren tragen. Moritz Spieß beschreibt in seiner Schrift „Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges“ ein besonders reich ausgestattetes Exemplar folgendermaßen: „Eine solche [Pyramide] besteht gewöhnlich aus vier Stockwerken („Platten“), die an einem in der

Mitte stehenden senkrechten Stab befestigt sind. An dem oberen Ende des letzteren sind zwei Flügel angebracht, welche sich durch die Wärme der auf die eigentliche Pyramide gesteckten Lichter drehen und dadurch das Ganze in Bewegung setzen. Auf den Platten stehen verschiedene Figuren, die gewöhnlich die Entwickelung der christlichen Kirche von Christus bis auf die Gegenwart darstellen. Auf der unteren Platte die Gründung der Kirche, dargestellt durch die Geburt Christi, die in der bereits beschriebenen Weise dem Auge vorgeführt ist. Auf der zweiten Platte sind die ersten Jahrhunderte angedeutet, z. B. aus flimmerigen Steinen gebaute Höhlen, darin Holzfigürchen, sollen an die Christenverfolgung erinnern, auf der dritten Platte folgt das Mittelalter: Ritter, Bischöfe, die Reformation, Luther u. s. w. bis endlich die vierte Platte mit der Neuzeit (geistliche und weltliche Beamte, Soldaten u. dgl.) den Beschluß macht."

Drei dreistöckige Pyramiden, die der Weihnachts-Bergverein Aue Weihnachten vorigen Jahres mit seiner prächtigen, ungewöhnlich umfangreichen Krippe in Leipzig ausstellte, zeigten nicht ein so organisches und reiches Figurensystem, wie es Spieß schildert. Unter anderem führten sie die Anbetung der Hirten, den Zug der berittenen drei Könige und die Flucht nach Ägypten vor. Vor die Pfeiler und die Säulen der Tempel waren die Apostel und Engel gestellt. Bei allen drei Pyramiden waren die architektonischen Teile sehr sorgfältig durchgebildet, die Gesimse reich profiliert, die Stützen und Bogen in bestimmten Stilen gehalten. Die eine zeigte gotisierende, die beiden anderen Renaissance- bezw. Barockformen. Einfachere Pyramiden bestehen nach Spieß in einem einstöckigen Aufbau von vier Stäben, die mit buntem Papier überzogen, durch Querleisten verbunden, oben in einer Spitze vereinigt und mit Lichtern und anderem Christbaumschmuck geziert sind.

Über den „Weihnachtsberg", diese vornehmste, eigenartigste und reizvollste Schöpfung des volkstümlichen, erzgebirgischen Kunstfleißes, ließe sich Vieles sagen. Allein er ist auch im Flachland bekannt genug und oft genug beschrieben, und so können wir uns hier auf die notwendigsten Angaben beschränken. Gleich der Weihnachtspyramide nimmt er die mannigfaltigsten Formen an, kommt er in den verschiedensten Abstufungen vom Einfachsten bis zum Reichsten vor. Der schlichten Krippendarstellung unter dem Weihnachtsbaum des armen Mannes mit ihren ein bis zwei Dutzend Figuren steht der mit mehreren hundert Figuren ausgestattete Weihnachtsberg des Bergvereins Aue gegenüber, der wohl allerdings an Größe und Pracht der Ausstattung kaum seines gleichen hat. Den Mittelpunkt jedes Weihnachtsberges bildet der Stall von Bethlehem, die Geburtsscene, der stets die anbetenden drei Weisen aus dem Morgenlande und auf dem Wiesenplan davor die Hirten mit ihren Herden zugesellt sind. Darüber schwebt am Christbaum

oder an der Decke der Verkündigungsengel. Bei reicheren Anlagen ist auch noch der Zug der drei Könige und ihres Gefolges geschildert, denen ein über der Geburtsstätte schwebender Stern aus Goldpapier den Weg weist. Je größer die Anlage, um so ausführlicher und drastischer ist die Schilderung des allmählichen Herannahens der Könige, deren Breite unmittelbar an die Darstellung desselben Gegenstandes auf frühitalienischen und frühniederländischen Altarbildern gemahnt. Im Hintergrund ist mit einer mehr oder minder großen Zahl von Häuschen die Stadt Bethlehem angedeutet. Bei besonders großen Anlagen füllen den Hintergrund noch Nebenscenen, verschiedene Vorgänge aus dem Leben des Heilands, besonders aus seiner Jugendzeit, aber auch alle möglichen modernen Vorgänge (Figuren u. a.), die nichts mit der Heilsgeschichte zu thun haben: so Jagdscenen, Soldatenreihen, fahrende Eisenbahnzüge, Bergwerke, Springbrunnen u. a. Der Weihnachtsberg des Bergvereins in Aue, dessen zahlreiche Figuren übrigens durch ein Triebwerk in Bewegung gesetzt werden können, führt außer Bethlehem auch noch Jerusalem, Nazareth und Cana in plastischer Ausführung vor Augen und über dem ganzen terrassenförmigen Aufbau auf einer großen Leinwand in Malerei alle wichtigeren Punkte des heiligen Landes, wie den Libanon, den See Genezareth, den Jordan, das tote Meer, die Städte Sichem, Nain, Bethanien und Jericho u. a. mehr. Der stattliche Zug der Könige zieht langsam zwischen den Städten hin und her, die so weitläufig angelegt sind, daß man die Erlebnisse des Zuges innerhalb jeder Stadt, z. B. den Besuch der Könige im Palast des Herodes in Jerusalem genau verfolgen kann. Den Vordergrund bilden Wiesenflächen, die mit den Herden der Hirten belebt sind. Das Ganze umfaßt eine Fläche von 43 qcm. Eine besondere Art der „Krippe“ schildert Spieß wie folgt: „In einer künstlich angelegten Nische, die mit Tannenzweigen, zwischen denen vergoldete Äpfel und Nüsse prangen, ausgekleidet ist, erblickt man die Stadt Bethlehem, durch mehrere Straßen, aus hölzernen Häuschen aufgebaut, vertreten, die sich terrassenförmig in sieben bis acht Stufen nach oben verjüngen. Auf den Gassen stehen kleine Figuren, teils Männer, teils Frauen. Zu unterst ist ein größeres, offenes Haus, darin man das Christkind, die Eltern, die drei Weisen u. s. w. erblickt. Im Vordergrund schließt sich an dieses Haus eine Wiese, wo die Hirten ihre Herden hüten.“

Die Figuren der Weihnachtsberge sind zwar derb in der Form, indessen oft von einer bei ihrer Kleinheit erstaunlichen Lebendigkeit der Bewegung. Bei der „Krippe“ des Auer Bergvereins fallen die Tiere durch ganz besondere Natürlichkeit, Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Haltung auf. In der Regel werden die Figuren und die Häuschen für die Stadtbilder aus den einheimischen Spielwarenfabriken (in Lößnitz und auch a. O.) bezogen, nicht selten aber im Hause selbst geschnitzt. Die Zusammenstellung der Figuren,

der Aufbau des Berges aus Holz, Wurzeln, Pappe, Moos, glänzenden Steinen wird hingegen ausschließlich im Hause, und zwar vom Hausvater selbst unter Beihülfe von Frau und Kindern besorgt. Von Jahr zu Jahr wird das Alte mit Liebe und Sorgfalt ausgebessert, ergänzt und verschönert.

Vereinzelt spielte ehedem im Erzgebirge (u. a. auch in Zwickau und zuletzt in Kirchberg) noch eine andere Schöpfung des Figurenschnitzers beim Weihnachtsfest eine Rolle, das sogenannte „Bornkinnel", eine weißgekleidete Holzpuppe, die in der Christmette in der Kirche ausgestellt wurde.

Von dem älteren Mobiliar des sächsischen Bauernhauses, von den Arten seiner Verzierung läßt sich vorläufig ein vollständiges Bild nicht gewinnen. Soweit man die Verhältnisse gegenwärtig übersehen kann, hat es sich in verhältnismäßig geringen Resten nur erhalten. Gar mancher originelle Stuhl, gar mancher besonders reich verzierte Schrank wird in den letzten Jahrzehnten dem Fortschritt zum Opfer gefallen, den modernen Ansprüchen und Bedürfnissen gewichen oder durch Händler verschleppt worden sein. Und noch beständig droht der alles nivellierende Städtergeschmack den ehrwürdigen Hausrat unserer Landbewohner zu vernichten oder in die Hände des Trödlers zu treiben. Ein Glück wenigstens, daß der Bauer nicht so leicht etwas ganz beseitigt und für das Aufstapeln unpraktisch gewordenen Eigentums auf dem Boden eingenommen ist. Das läßt hoffen, daß es dem Sammeleifer des Vereins für sächs. Volkskunde mit der Zeit gelingen wird, eine umfänglichere Gruppe von sächsischen Bauernmöbeln zusammenzubringen.

Fig. 247.

Fig. 248.

Allem Anschein nach hat sich in Sachsen wie anderwärts in der Bauernstube das bemalte Möbel der größten Beliebtheit erfreut. Alte geschnitzte Möbel sind jedenfalls auf dem Lande bei uns sehr selten. Solche mit Reliefschnitzerei sind überhaupt kaum nachzuweisen. Daß dieses Schnitzverfahren auf dem Lande immerhin nicht ganz verschmäht worden ist, beweisen zwei sehr hübsche aus Holz geschnitzte Grabkreuze vom Friedhof zu Possendorf im Museum für sächs. Volkskunde, die beide in Flachrelief mit Blatt- und Blumenornament a. a. geziert sind (Fig. 247 und 248).

Die Flachschnitzerei, die in Süddeutschland und in Tirol auch an bäuerlichen Möbeln soviel angewendet worden ist, tritt vereinzelt auch in Sachsen auf dem Lande auf, aber in der Hauptsache nur an Kirchenmöbeln der gotischen Epoche. Hervorragend schöne Beispiele sind die Gewandtruhe aus der Kirche zu Untertriebel bei Ölsnitz im Museum des Königl. sächs. Altertumsvereins sowie die prächtige Kanzel aus der Schloßkirche zu Hohnstein und die Reste spätgotischen Chorgestühls aus den Kirchen zu Liebstadt und Leipzig-Eutritzsch in der nämlichen Sammlung, ferner das Chorgestühl in der Stiftskirche zu Ebersdorf bei Chemnitz, endlich das Lesepult aus der Kirche zu Erbisdorf im Altertums-Museum zu Freiberg und dasjenige aus der Kirche zu Wahren bei Leipzig im Dresdener Kunstgewerbe-Museum. Die Flachschnitzerei der beiden Lesepulte hat in der Zeichnung einen ziemlich primitiven, einen halbbäuerlichen Charakter. Eine echt bäuerliche Flachschnitzerei ist kürzlich in den Besitz des Leipziger Kunstgewerbe-Museums gelangt: ein ziemlich großer hölzerner Drehbohrer, aus der Gegend von Lützen stammend, mit der Jahreszahl 1772 und mit primitiv gezeichnetem und angeordnetem Blumenornament.

Der Kerbschnitt, die bäuerliche Schnitztechnik Niederdeutschlands, vor allem Holsteins, zeigt sich bei uns nur im wendischen Bauernhaus häufiger, und zwar nicht nur an Geräten, sondern auch an Tellern. Mangelhölzer mit Kerbschnitt sind zur Zeit in Sachsen nur ganz vereinzelt nachweisbar, u. a. im Museum für sächs. Volkskunde. Ein ungewöhnlich frühes Beispiel von Kerbschnittverzierung ist ein kleines schlicht mit Stern und Kreuz dekoriertes Lesepult in der Kirche zu Crossen bei Zwickau: es ist mit der Jahreszahl 1477 bezeichnet.

Inwieweit das bemalte Möbel, das bekanntlich überall in der Bauernstube heimisch ist, in Norddeutschland ebenso wie in Thüringen, Hessen und Baiern und in Böhmen und Mähren gleichermaßen wie in den Alpenländern, inwieweit dieses in Sachsen besondere Formen angenommen hat und im malerischen Dekor besondere Eigentümlichkeiten aufweist, kann nur an Hand einer größeren Reihe von Beispielen erwiesen werden.

An dem kleinen Kreis von Beispielen, der gegenwärtig im Museum für sächs. Volkskunde dem Forscher zur Verfügung steht, läßt sich zunächst der aller Orten übliche Dekor beobachten: bunte Blumenmalerei auf gestrichenem Grund, daneben solche auf ungestrichenem Grunde, als besondere Eigentümlichkeit endlich bunte Blumenmalerei auf aus gestrichenem Grunde ausgesparten Feldern. Bei aller Schlichtheit zeigt dieser letztere Dekor von einer gewissen künstlerischen Berechnung: die kräftig bunte Blumenmalerei kommt auf den farbig eingerahmten, nackten Holzflächen zu besonderer Geltung.

Im Museum für sächs. Volkskunde repräsentieren diese Art des Dekors eine Truhe und eine Wiege, die beide aus der Dresdener Gegend stammen.

Die Truhe (Fig. 249) stand ehedem in Obergorbitz bei Dresden und trägt die Bezeichnung „Johann Christian Lange 1778“ an der Vorderseite. Ihre Form ist die denkbar einfachste. Sie besteht in einer schlichten, mäßig großen, rechteckigen Kiste, die auf Kugelfüßen ruht. An den himmelblau grundierten Wänden sind viereckige Felder ausgespart, von denen sich einzelne naturalistische, tulpenartige Blumenstengel abheben. Die Ecken der Felder zeigen rote Färbung. Die Mitte der Vorderwand ist durch ein Tulpenbouquet in spitzovalem Rahmen von braunweißer Färbung ausgezeichnet.

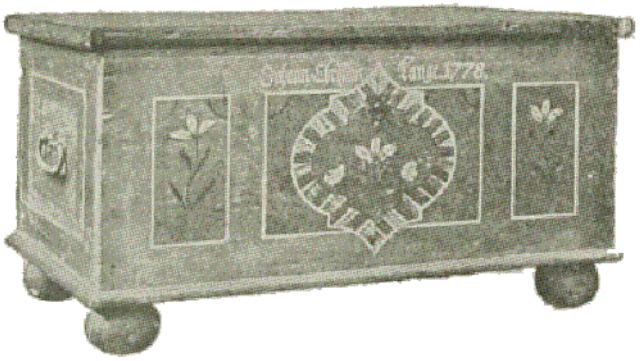


Fig. 249.

Ganz ähnlich ist der Dekor der Wiege (Fig. 250), die übrigens durch sehr große Kufen und hübsch profilierte Schmalwände auffällt. Die Blumenmalerei ist hier mannigfaltiger, die Schmalseiten schmücken üppig blühende Blumenstöcke. In Form wie Dekor wesentlich eleganter ist die in Fig. 251 abgebildete bemalte Wiege; sie befindet sich im Besitze des Dresdener Kunstgewerbe-Museums.

Fig. 250.

Die reichste Bemalung zeigen in der Bauernstube der Kleiderschrank, die Lade und die Wiege. Der Kleiderschrank bietet besonderes Interesse, weil seine Gestaltung, seine Form sowohl, als auch sein malerischer Dekor, allenthalben die Einwirkung der städtischen Kunst, Spuren von Stil erkennen lassen. Die Blumenmalereien sind freilich durchweg schlicht naturalistisch gehalten, aber doch

Fig. 251.

zuweilen von einem gemalten Rahmenwerk umgeben, das deutlich die Entstehungszeit verrät. Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß man sich hüten muß, aus solchen Stilspuren bestimmte Schlüsse zu ziehen. Die Thatsache, daß die Mode auf dem Lande um Jahrzehnte nachhinkt, ist ja bekannt genug.

Die im Besitze des Museums für sächs. Volkskunde befindlichen Schränke verdienen nach dieser Richtung hin besondere Beachtung.

Fig. 252.

Ein aus zwei Teilen zusammengesetzter, einthüriger Geschirrschrank (Fig. 252), der in der Lausitzer Weberstube des Museums aufgestellt ist, verrät sofort durch sein hochgeschwungenes, barockes Gesims, dem sich die obere Thür mit ihrem oberen Rande anpaßt, und durch die dreieckigen, lambrequinartigen, in Spiralen und Quasten ausgehenden Zierbretter, die unter dem Gesims an den abgeschrägten Ecken angebracht sind, daß er die Jahreszahl 1826, die er an der unteren Leiste der oberen Thür trägt, nachträglich bei einer Auffrischung oder bei einem Besitzerwechsel erhalten hat und wesentlich früher, etwa gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gearbeitet ist. In diesem Falle giebt die malerische Ausstattung keinen Anhalt für die Bestimmung der Entstehungszeit, höchstens daß die gemalten Festons unter dem Gesims auf das 18. Jahrhundert zurückweisen. Die prächtigen Blumenkörbe auf den Thürfüllungen und die schlanken Blumenstengel auf den Feldern zu beiden Seiten und an den übrigen Teilen des Schrankes sind unmittelbare Naturnachahmungen. Die Blumenmalerei ist hier zum Teil auf Weiß, zum Teil auf den grün gestrichenen Grund aufgesetzt, an den Seitenwänden auf ausgesparten, nackten Holzgrund. Die Gesimse sind durch Marmorierung von den Flächen abgehoben.

Gerade durch die Bemalung hingegen verrät ein großer doppelthüriger Kleiderschrank (Fig. 253) im Zimmer aus der Dresdener Gegend sein Alter, ein einfacher großer Kastenschrank, auf Kugelfüßen ruhend, mit hohem, stark vorspringendem Gesims. Die Blumenmalereien stehen hier in derben gemalten

Rokokorahmen. Der Blumendekor ist wie bei dem erstgenannten Schrank verteilt: die Thürfelder zieren Bouquets, die schmalen Seitenfelder stehende Blütenstengel. Der Grund des Schrankes ist schwarz gestrichen, die Felder zeigen denselben Grund. Der Schrank trägt zwei Jahreszahlen: in der Mitte des Gesimses „1793" in Verbindung mit dem Eigentümernamen „Johanna Sophia Schneiderin", auf der Mitte der rechten Thür die Zahl „1759", die ja durchaus zu den Rokokoumrahmungen stimmt.

Fig. 253.

Ein einthüriger Kleiderschrank (Fig. 254), ebenfalls in der Stube aus der Dresdener Gegend, genau so schlicht gestaltet wie der vorige, läßt schwerer einen Schluß auf seinen Ursprung zu, wenn auch seine Bildung der Jahreszahl, die er trägt, „1796" (in Verbindung mit „Schubertin"), nicht widerspricht. Er ist rot gestrichen und zeigt an der Vorderseite sechs weiß grundierte Felder mit zierlich gewundenen Rosen- und Tulpenzweigen. Die zierlichen, ovalen Thürfelder umgeben Rahmen von eigentümlich verschlungenen marmorierten Bändern. Die Blumenmalerei ist hier von besonderer Feinheit und mehr als sonst stilisiert. Die graziös geschwungenen Blütenstengel sind vorzüglich in die gegebenen Felder hineingepaßt.

Besonders deutlich spricht sich der Stil der Entstehungszeit in einem bemalten Schrank aus, der sich im Privatbesitz in Dresden befindet. Er ist einthürig, von einer gewissen Eleganz der Verhältnisse, mit schwach geschwungenem Gesims und eleganten Malereien in ausgesprochenem Louis XVI.-Stil ausgestattet. Die hohen Seitenfelder der Vorderseite schmücken steife antikische Vasen auf Postamenten mit hohen Blumenbouquets, von denen zierliche Guirlanden herabhängen; die breiteren Thürfelder zieren gar ovale

Medaillons mit Figurenmalerei: steifgezeichneten Genreſcenen im Geſchmack des endenden vorigen Jahrhunderts. Die beiden Bildchen ſind Varianten desſelben Motivs: ein Herr und eine Dame in modiſcher Tracht bewegen ſich in einem Park zwiſchen antikiſchen Poſtamenten und Vaſen. Die Medaillons werden von zierlichen Blumengewinden und Schleifenbändern umflattert. Der Schrank trägt die Jahreszahl 1803.

Daß ſich das Streben des bäuerlichen Möbelmalers nach höheren künſtleriſchen Effekten nicht allein auf den Schrank ausdehnt, beweiſt eine große, ſchwarzgeſtrichene Truhe im Muſeum für ſächſ. Volkskunde, aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in deren oben bogenförmig geſchloſſenen Zierfeldern deutlich die Renaiſſancefüllung nachklingt und deren ſchwere, ſymmetriſche Rankenmalereien von echt barockem Gefühl erfüllt ſind.

Fig. 254.

Die farbige Ausſtattung des Möbels erſtreckt ſich in der ſächſiſchen Bauernſtube bis auf die einfachſten Gebrauchsgeräte, in manchen Gegenden ſogar bis auf das ſonſt ſo ſchmuckloſe Topfbrett. In ſeiner Einrichtung machen ſich verhältnismäßig nur geringe Unterſchiede bemerkbar, weſentlichere nur in der Art ſeiner Anbringung und ſeines oberen Abſchluſſes. Bald hängt es frei an der Wand, bald ſteht es auf einer niedrigen Bank; bisweilen iſt es oben mit einem ſchlichten Geſims abgeſchloſſen. In der Regel enthält es drei Tellerbretter, zwiſchen die gewöhnlich noch ſchmale Brettchen für Taſſen und andere kleine Gefäße eingeſchoben ſind. Zum Schutz der Teller und Schüſſeln dienen ungefähr in der Mitte zwiſchen den Brettern angebrachte Leiſten, an die ſich jene vornübergeneigt anlehnen. Die Seitenwände, die die Bretter zuſammenhalten, zeigen mitunter eine einfache Profilierung. An den Randleiſten der Bretter, namentlich des unterſten, und am Geſims finden ſich vielfach Nägel und Haken zum Aufhängen von Töpfen, Gläſern und Zinn- und Steinkrügen. Hier und da wird mit dem Topfbrett ein verſchließ-

bares Schränkchen verbunden, so namentlich im Vogtland, wo es im allgemeinen besonders umfangreich ist und gern rot angestrichen wird.

Selbst die Wanduhr, die noch vereinzelt mit der großen Kastenuhr abwechselt, hat vielfach farbige Verzierung. Eine im Museum für sächs. Volkskunde befindliche Wanduhr aus der Lausitz (Fig. 255) überrascht durch besonders zierlichen Blumendekor. Auch in der Form ist dieselbe bemerkenswert.

Der Spiegel ist gewöhnlich klein und dürftig, aber gleichfalls mitunter farbig dekoriert. Der in Fig. 256 abgebildete Spiegel (im Besitz des Museums für sächs. Volkskunde) zeigt einen seltenen Reichtum der Dekoration. Sein Rahmen wird von Glasplatten mit effektvoller Malerei auf der Unterseite gebildet. Die Pfosten sind mit gedrehten Säulen geschmückt, den giebelartigen Aufsatz ziert, von Blumensträußen eingeschlossen, eine primitive gemalte Stadtansicht.

Fig. 255.

Nur ein wichtigeres Möbel entbehrt der farbigen Ausstattung, der Tisch. Seine kräftige rechteckige Platte birgt einen großen Schubkasten und wird von vier starken, entweder nach außen gerichteten oder gekreuzten Beinen getragen, die Fußbretter verbinden.

Fig. 256.

Über die Stuhlformen des sächsischen Bauernhauses müssen noch eingehendere Untersuchungen angestellt werden. Auffallend eigenartige Formen sind bis jetzt nicht bekannt geworden. Die Lehnen sollen vielfach reich ausgesägt sein. In der Kirche zu Leipzig-Connewitz wird ein mit „A. D. 1775“ bezeichneter, hübscher Bauernstuhl aufbewahrt, der sich nicht nur durch eine originell geformte Lehne, sondern auch durch ungewöhnlich elegant geschwungene Beine auszeichnet.

Das Bett ist wieder vielfach farbig behandelt, zum mindestens mit einem effektvollen Anstrich ausgestattet. Im Vogtland ist dieser gewöhnlich blau oder rot, und hier sind auch vielfach am inneren Kopfende Namenszüge und Jahreszahlen aufgemalt. Das Ehebett umschlossen früher in der Regel farbige Vorhänge.

Nur ein Möbel entbehrt fast jeglichen Schmucks, die sogenannte Käsebank, ein auf hohen Beinen stehender, flacher, viereckiger Kasten, der zum Entwässern des frischen Quarkkäses dient. Das aus dem in Näpfen stehenden Quark sich absondernde Wasser sammelt sich in Rinnen, die in den Boden des Kastens eingeschnitten sind, und wird von diesen zu einem großen Loch geführt, durch welches es abläuft. Die Käsebank ist in manchen Gegenden fast in jedem richtigen Bauernhaus zu finden, namentlich im Altenburgischen und im Vogtland. Hier und da ist sie mit Jahreszahl und Monogramm geziert.

Ein anderes Holzgerät zum Trocknen des Käses, der sogenannte Käsekorb, wurde früher gern mit Schnitzerei oder Drechselei ausgestattet, während er heute auch meist schmucklos auftritt. Er besteht in der Regel in einem viereckigen Holzrahmen, in dem eine Reihe von Speichen oder Brettchen übereinander angebracht sind. Auf diese Speichen werden die geformten Käse gelegt, nachdem sie bereits in der Käsebank gestanden haben, um allmählich völlig zu trocknen. Deshalb wird der Käsekorb stets ins Freie gehangen, gewöhnlich an die Langseite des Wohnhauses und, damit der Regen nicht Schaden anrichten kann, unter das Dach.

Der Wandschmuck, der Bilderschmuck des sächsischen Bauernhauses wird allenthalben als ziemlich dürftig bezeichnet. Im großen und ganzen gehört er unserem Jahrhundert an. Neben vereinzelten Stichen und Holzschnitten des vorigen Jahrhunderts stehen eine große Anzahl älterer, vielfach farbiger Lithographien. Der Kreis der Darstellungen ist beschränkt. Szenen aus der biblischen und profanen Geschichte, namentlich auch aus der Reformationsgeschichte, wechseln mit phantastischen Darstellungen von Völkerrassen, mit effektvollen Abbildungen exotischer Frauentypen. Bei Plauen sind von Ernst Köhler in den sechziger Jahren noch vereinzelt alte Holzschnittdarstellungen überseeischer Völker beobachtet worden. Im Erzgebirge fehlen fast in keinem Hause an der Spiegelwand einige schlechte Lithographien; auffallend häufig sollen hier Szenen aus der Geschichte der Genoveva und des Tell und daneben das Bildnis Franz Drakes zu finden sein.

Sowohl im Vogtland, als auch im Erzgebirge schmücken allerlei Hausfegen und Denksprüche unter Glas und Rahmen die Wände. Oft finden sich solche auch an der Innenseite der Stubenthür. Am häufigsten kommen die beiden alten Sprüche vor:

„Hilft Gott nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wenns nötig ist."
„Gott hat geholfen, Gott hilft noch,
Gott wird weiter helfen."

Neben Sprüchen dienen auch eingerahmte Namenszüge, Familienurkunden und dergl. als Wandschmuck. Im Vogtland soll man nicht selten die Vornamen der Kinder in farbigen Buchstaben eingerahmt an den Wänden finden.

Daß farbige Lithographien und neuerdings schlechte Öldrucke in Sachsen wie anderwärts, z. B. namentlich in Tirol, in der Bauernstube, so verbreitet sind, kann nicht Wunder nehmen bei der großen Farbenfreude des Bauern. Als der Farbendruck noch nicht erfunden war, behalf er sich mit dürftig gezeichneten, aber reich mit Wasser- oder Lackfarben kolorierten Bildchen, die ihm Kartenzeichner, Kalligraphen und dergl. Künstler lieferten. Zur Erhöhung der farbigen Wirkung staffierten diese ihre ärmlichen Schöpfungen mit bunten, glasartigen Flimmern aus. Neben kolorierten Stichen, die zumeist Genreszenen, (Liebespaare), Phantasiebildnisse von Regenten und anderen bekannten Persönlichkeiten darstellten, lieferten sie — auf Bestellung — auch kolorierte Federzeichnungen und nebenbei für besondere Gelegenheiten allerhand illuminierte und auch ausgeschnittene Papierarbeiten, vor allem Pathenbriefe für Kindtaufen, dann aber auch für Einrahmung bestimmte Sprüche, Gelegenheitsgedichte, Erinnerungsblätter für Hochzeiten, Kirmessen u. a. Einige sehr beachtenswerte Papierarbeiten der Art, aus Göppersdorf bei Chemnitz stammend, sind im Besitz des Verfassers, darunter zwei sehr hübsche, aus Papier ausgeschnittene und mit Wasser- und Lackfarben kolorierte sternförmige Kuchenunterlagen, die einen ganz ungewöhnlichen Reichtum der farbiger Ausstattung und ungemein reizvolle Muster aufweisen. Die eine sei einer kurzen Beschreibung gewürdigt. Sie setzt sich aus acht dreieckigen Feldern zusammen, deren Mitte große Herzen mit zusammenhängenden erbaulichen Sprüchen bilden, umgeben von verschiedenen Blumenstengeln und Tieren (Papageienpaaren, Hühnern und Füchsen). Oben stehen in jedem Feld zwei steife Bäuerlein einander gegenüber, der eine mit dem Dreschflegel, der andere mit einer gewaltigen Mistgabel in der Hand. Den in Bogen ausgezackten Rand ziert neben dem Eigentümernamen und der Jahreszahl 1802 ein langatmiger, derben Frohsinn mit Ernst und Erbaulichkeit verbindender Spruch, der um seiner ergötzlichen Naivität willen hier wiedergegeben sei:

„Dreschen, Ernten und Schittgabel
macht den Bauer miserabel.
Aber nach Getränk und Essen
thut es ihm den Leib auspressen.
Wenn der Bauer Hochzeit macht,
frißt er, daß der Magen kracht.
Jetzund hat der Bauer Mut,
weil auch Dreck ihm gelten thut.
Hat der Bauer Glück zum Ziegen,
lernt er auch mit Ochsen pflügen.
Mein lieber Bauersmann,
nimm alles geduldig an.
Im Himmel wirds Gott hören,
wirst kriegen deinen Lohn."

Das Bauernmöbel, ja jedes einzelne bäuerliche Gerät wirkt für sich, aus seinem Zusammenhang herausgerissen, infolge seiner Schlichtheit und Derbheit unvollkommen, dürftig, ärmlich. Erst in seiner Gesamtheit gelangt der bäuerliche Hausrat zu voller, zu richtiger künstlerischer Geltung.

Wie in seinem ganzen Hause, in seiner ganzen Hofanlage, so hielt der Bauer auch in seiner Wohnstube ehedem zäh an einer bestimmten Raumausnutzung, an einer bestimmten Ordnung fest. Unwillkürlich entwickelten

sich für die Gesamteinrichtung der Bauernstube in jeder Gegend bestimmte Normen. Erst in den letzten Jahrzehnten haben sich die Bande der überkommenen lokalen Sitte gelockert. In unserem Sachsenlande sind erfreulicherweise noch immer Bauernstuben genug zu finden, die sich ihren ursprünglichen Charakter bewahrt haben und das Typische in der Verteilung des Hausrats deutlich erkennen lassen. Leider ist noch nicht in allen Gegenden mit derselben Gründlichkeit den typischen Merkmalen nachgespürt worden. Wenn wir es zum Schluß versuchen, in flüchtigen Strichen die Einrichtung der sächsischen Bauernstube zu skizzieren, so sind wir uns von vornherein bewußt, nur Unvollständiges bieten zu können. Manche Gegenden, wie die Oberlausitz und das Flachland zwischen Großenhain und Leipzig müssen wir mangels eigener Anschauung und ausreichender Schilderungen ganz unberücksichtigt lassen.

Wer genauer zusieht, macht die Beobachtung, daß die Bauernstuben der verschiedenen Landschaften Sachsens im ganzen in der Einrichtung Vieles mit einander gemein haben. Im einzelnen bestehen Unterschiede genug, bedingt durch die Verschiedenheit des Bodens, des Menschenschlags, der Lebensverhältnisse, der Ernährungsweise. Es ist Naturnotwendigkeit, daß der wendische Fischer in manchen Dingen anders eingerichtet ist, als der vogtländische Köhler und der Weber der Oberlausitz anders als der Altenburger Ackerbauer.

Indessen gewisse Zusammenhänge sind deutlich zu erkennen. Ein inniges Verhältnis zwischen der vogtländischen und der wendischen Bauernstube (s. Fig. 257 und 258), die doch auf ganz verschiedenartigem Boden stehen, hat schon Ernst Köhler empfunden. In seinem 1867 erschienenen Buche „Volksbrauch, Aberglauben, Sagen u. s. w. im Vogtlande" macht er die Bemerkung: „Die ganze Einrichtung der vogtländischen Bauernstube kommt uns, wenn uns das Innere der Stuben in den wendischen Dörfern von Jugend an bewußt ist, heimisch vor; die Ähnlichkeit zeigt sich in vielen Einzelheiten." Diese Einzelheiten sind leicht erkennbar. Wir wollen sie in aller Kürze charakterisieren, indem wir dabei gleichzeitig auf die Unterschiede aufmerksam machen und auf Altenburg mit Bezug nehmen.

In der Wendei wie im Vogtland war die Stube ursprünglich wie noch heute vereinzelt gleichzeitig für Wohnen, Kochen und Schlafen und vielfach auch zum Aufenthalt für das Kleinvieh und das Geflügel bestimmt. Hier wie dort steht der Ofen — die alten mächtigen Kachelöfen sind noch häufiger anzutreffen — gewöhnlich in der Nähe der Thür, umgeben von der Ofenbank; hier wie dort sind über und neben dem Ofen unter der Decke Stangen zum Aufhängen und Trocknen von Wäsche und Kleidern, unter Umständen auch von Gras und Käse angebracht. Auch im Altenburgischen nimmt der Ofen gern eine Ecke neben der Thür ein, und auch hier treffen wir über diesem

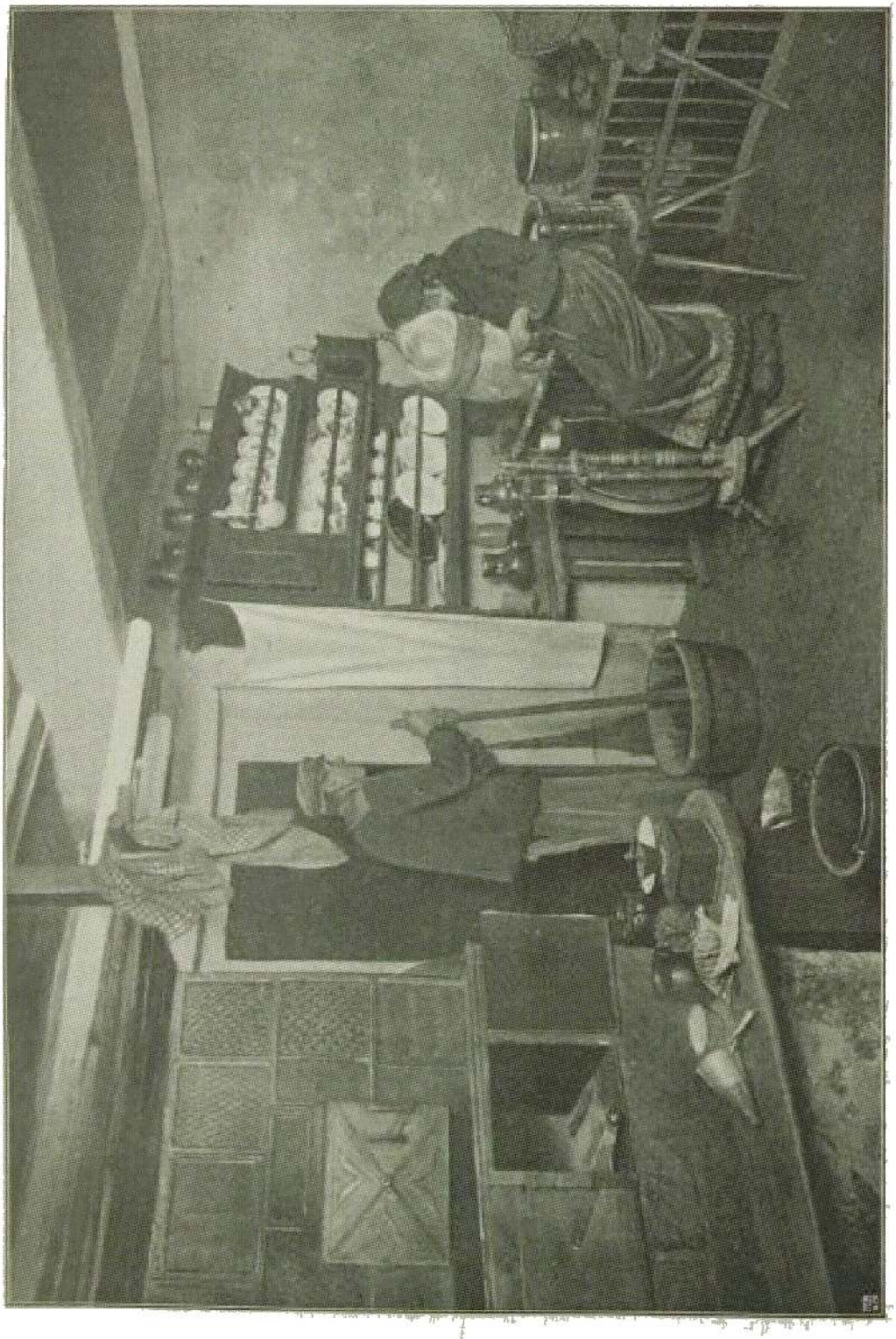


Fig. 257. Vogtländische Bauernstube.

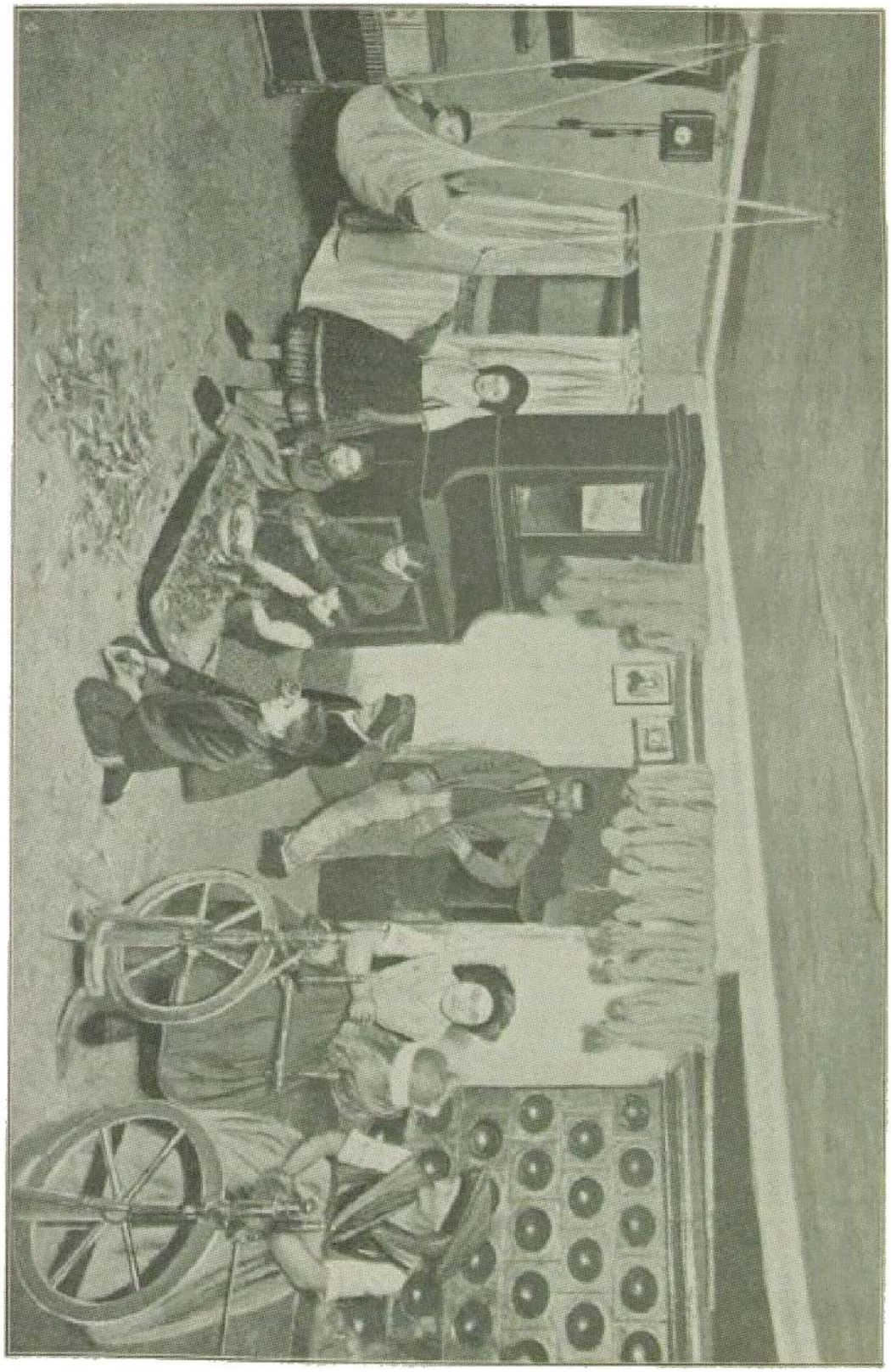


Fig. 258. Wendische Bauernstube.

die Trockenstangen (s. Fig. 259). Neben dem Ofen findet sich in der Wendei noch vielfach ein Kamin mit Herd, daneben der Hauklotz zum Holzspellen.

An dieser Stelle war um 1867 im Vogtland (z. B. in Waldarbeiterhütten bei Ölsnitz und Kuttenheid) vereinzelt noch eine runde eiserne Pfanne zum Brennen der Kienspäne an einem Wandpfosten befestigt, die sogenannte „Lihe". Über ihr schwebte der sogenannte „Lihhut", ein trichterförmiger Rauchfang, der durch ein Rohr aus Holz, Thon oder Blech mit der Decke in Verbindung stand. Hinter dem Ofen trifft man noch allenthalben sowohl in der Wendei wie im Vogtland die sogenannte „Hölle", einen freien Raum, der bald größer, bald kleiner den verschiedensten Zwecken dient, im Vogtland meist nur als Holzstapelplatz und Wärmwinkel; in der Wendei wächst er mitunter zu einer schmalen Kammer aus, in der die alten Leute, die Ausgedinger, oder gar die Töchter hausen, die neben ihrem Bett auch ihre Lade und anderes Eigentum darin stehen haben.

Weiterhin ziehen sich in der Wendei wie im Vogtland und namentlich auch im Altenburgischen rings an den Wänden, soweit sie nicht durch Bett und Schrank eingenommen sind, Bänke hin. In der Wendei steht heute noch vielfach das große Himmelbett der Eheleute mit in der Stube, gewöhnlich in einer Ecke gegenüber der Eingangsthür, zu seinen Füßen der Kleiderschrank, dem Ofen zugekehrt, neben dem Bett die Wiege. Im Vogtland sah man bereits in den sechziger Jahren das Ehebett nur noch sehr vereinzelt mit in der Stube stehen; die Betten sind hier zumeist in die Bodenräume verbannt worden. Sowohl im Vogtland, als auch in der Wendei giebt es noch in einigen Gegenden die Hängewiege. In der Wendei hat dieses seltsame, an der Decke schwebende Gerät, hier „Humpawa" oder „Himpawa (Himpaue)" genannt, verschiedene Form: mitunter (bei Spremberg besonders) ist es nur ein Gestell von drei bis vier Vertikalstäben und einem Horizontalstab, an dem das Grastuch mit dem Säugling hängt, das mitunter auch einfach an die Trockenstangen oder an die Decke gehängt wird (s. Fig. 258), anderwärts, wie in Döbbrik, ein Brett, auf das das Kind zu liegen kommt, mit vier Stangen an den Ecken, die durch Querstangen verbunden sind. Das Ganze wird mittels zweier seitlich angebrachten Stangen und Stricke an der Decke festgehalten. Etwas Ähnliches ist im Vogtland die „Schwenk", eine Art Hängematte, sicher ein Rest sorbischer Urkultur; er kam schon in den sechziger Jahren nur noch sehr vereinzelt vor. In Adorf und Umgegend und bei Ölsnitz und bei Kirchenlamitz (in Bayern) hing man um dieselbe Zeit gern die gewöhnliche Wiege an die Decke.

Für die vogtländische Bauernstube ist noch das Geschirrbrett (dort „Kannelholz", auch „Schankbank" genannt) sehr charakteristisch. Es ist hier, wie schon bemerkt wurde, gewöhnlich, mit einem Schränkchen verbunden und hängt nicht wie anderwärts, sondern steht nahe bei Thür und Ofen, meist

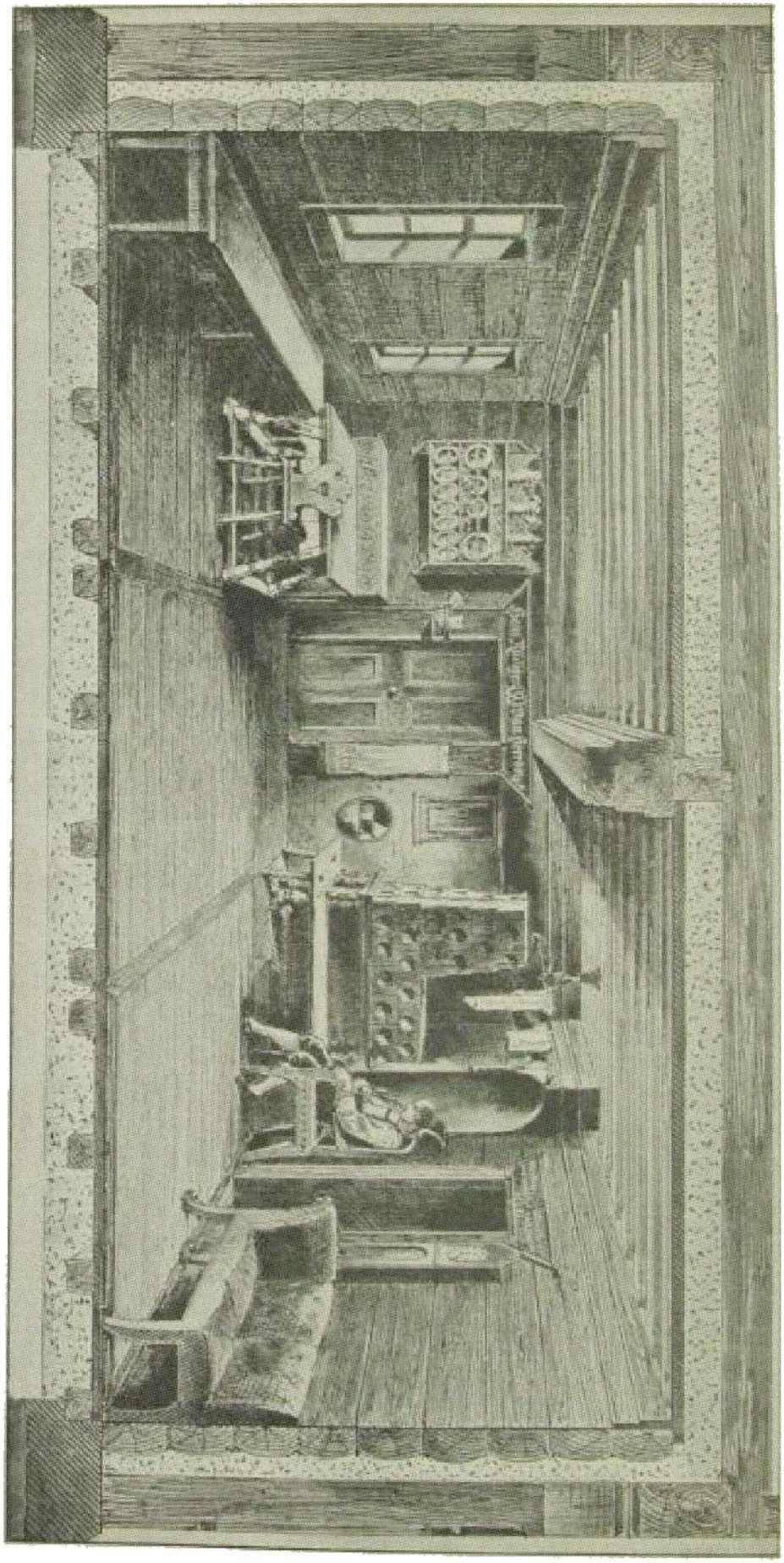


Fig. 259. Altenburger Bauernstube.

auf einer kurzen Bank, unter der sich die vergitterte „Hühnersteige" befindet. Die in Fig. 257 abgebildete Bauernstube aus dem Dorfe Langenbach bei Mühltroff veranschaulicht diese Anordnung aufs beste. Besonderen Wert erhält sie dadurch, daß sie neben dem Hühnerstall noch einen Verschlag für Kleinvieh aufweist, das auch auf der Abbildung für ein scharfes Auge deutlich zu erkennen ist. In der Wendei findet sich vielfach ein offener Speiseschrank oder Geschirrschrank mit in der Stube (s. Fig. 258). Zur Unterbringung von Geschirr dient hier auch eine Brettergallerie, die sich unmittelbar unter der Decke hinzieht und mit Nägeln zum Anhängen der Töpfe versehen ist. Der Tisch steht allerorten gern in einer Ecke des Zimmers, der Spiegel wird zwischen den Fenstern aufgehängt.

Eins ist noch der Wendei, dem Vogtland und dem Altenburgischen gemeinsam, nämlich die Sitte, daß das Handtuch in einer Ecke neben der Thür hängt. Das gewöhnliche Handtuch wird meist mit einem Überhandtuch (in Altenburg „Quähle" genannt) verkleidet, das meist sehr sauber gehalten ist. Im Vogtland ist dieses gern gefranst, in der Wendei oben und unten bestickt. Inwieweit reicher dekorierte Überhandtücher in den einzelnen Gegenden heimisch waren, muß noch untersucht werden. Das Leipziger Kunstgewerbe-Museum besitzt ein sehr schönes rot und blau bedrucktes Überhandtuch bäuerlichen Stiles, das im Altenburgischen erworben wurde und etwa der Zeit um 1770 entstammt. Sein Dekor ist vorwiegend figürlich: es zeigt in mehrfacher Wiederholung eine ziemlich phantastische Ansicht von Leipzig, ferner den Sündenfall und endlich zwei aufeinander lossprengende Reiter.

Vom Altenburgischen wäre im besonderen noch folgendes zu bemerken. Die Käsebank steht hier gewöhnlich in der Nähe des Ofens. Ein sonst nirgends in Sachsen wiederkehrender Schmuck der altenburgischen Bauernstube sind die in Zinneinlage ausgeführten Inschriften (Sprüche und Besitzernamen) an den Pfosten über den Thüren (s. Fig. 259). In älteren Bauernhäusern größeren Umfangs kommt neben der Wohnstube noch eine größere Stube vor, die sogenannte „Porstube". Sie diente zur Abhaltung von Festlichkeiten und wurde unter Umständen für solche mit einem erhöhten Podium für die Musikanten („Bucht" genannt) ausgestattet.

Mit der vogtländischen, der wendischen und der altenburgischen Bauernstube haben wir die vornehmsten und gleichzeitig wohl eigenartigsten Zimmertypen des sächsischen Bauernhauses kennen gelernt. Weder die kahle Oberlausitzer Weberstube noch die ärmliche Stube des erzgebirgischen Waldarbeiters können sich an Eigenart und Reichtum der Ausstattung mit jenen messen. Die wichtigeren der gemeinsamen Merkmale, die sich dort beobachten ließen, werden allenthalben in Sachsen wiederkehren. Ja, sie werden sich ohne Mühe auch außerhalb der Grenzen unseres engeren Vaterlandes, vor allem in Thüringen, feststellen und aller Wahrscheinlichkeit nach im größten Teil des

östlichen Mitteldeutschland als typische Kennzeichen der Bauernstube nachweisen lassen.

Zweierlei hat jedenfalls die sächsische Bauernstube mit denen anderer deutscher Landschaften gemeinsam: einmal den Farbenreichtum, der überall und an den verschiedenartigsten Erzeugnissen der Kleinkunst ins Auge fällt, und dann die reizvolle Mischung von Naivem, Urwüchsigem, Natürlichem mit Reminiscenzen an die städtische Kunst, an Stil und Mode.

Steht der Hausrat des sächsischen Bauern auch an Eigenart und künstlerischer Bedeutung zum Teil hinter dem anderer deutscher Stämme, wie der Bayern, der Niedersachsen in Westfalen, der Marschenbewohner und der Holsteiner zurück, so verdient er doch nicht weniger liebevolle Beachtung und sorgfältige Pflege, schon weil es wünschenswert ist, daß wir das reiche und bunte Bild der volkstümlichen deutschen Kultur immer vollständiger übersehen lernen. Möge es dem Verein für sächsische Volkskunde gelingen, das Seine dazu beizutragen, vor allem recht bald ein umfangreicheres Studienmaterial zusammenzubringen, das es der künftigen Forschung ermöglicht, auf die Fragen, die jetzt noch ungelöst bleiben mußten oder nur halb gelöst werden konnten, vollgiltigen Bescheid zu finden, und die Lücken, die diese Ausführungen aufweisen, auszufüllen.

Litteratur.

Agricola, G., De ortu et causis subterraneorum Libri V, etc. Basel. 1558. S. 189—192.

Albinus, Petrus, Meißnische Bergk-Chronika. Dresden, 1590. S. 173—177.

Schumann, A., Vollst. Staats-, Post- und Zeitungs-Lexicon von Sachsen. Zwickau. 1814-1833.

Der Sammler f. Geschichte u. Altertum, Kunst u. Natur im Elbthal. 2. Bd. (1837.) S. 81—84. („Die töpferne Kanzel zu Strehla".)

Sachsengrün, Culturgeschichtliche Zeitschrift u. s. w. 1. (1861.) S. 31. (Kanzel zu Strehla.)

Vaterland der Sachsen. 1. Bd. (1843.) S. 129 und 3. Bd. (1844.) S. 297. („Waldenburg".)

Mitteilungen des K. S. Altertumsvereins. 28. Heft. (1878.) S. 91 ff. (A. von Eye, „Beiträge zur Geschichte der Kunsttöpferei in Sachsen".)

Hanschmann, A. B., Kurze Chronik der Stadt Waldenburg und des fürstlichen Hauses Schönburg-Waldenburg. 1880.

Kunstgewerbeblatt. 1. Jahrg. (1885.) S. 158. (E. Gurlitt, „Beiträge zur Geschichte der Kunsttöpferei") und 1. Jahrg. S. 188 f. (Gurlitt, Zur Geschichte der Keramik in Sachsen".)

Solon, M. L., The ancient art stoneware of the low countries and Germany. London 1892. Bd. II. S. 52 ff., 61 ff. und 70 ff.

Schönburgische Geschichtsblätter. 1. Jahrg. (1894/5.) S. 83 ff., 150 ff. und 229 ff. (M. Hofmann, „Zur Geschichte der Töpferei in Altstadt-Waldenburg".)

Berling, K., Führer durch das Königl. Kunstgewerbemuseum zu Dresden. Abteilung III: Keramik. Dresden. 1895.

Mitteilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen. 8. Liefg. (1837.) S. 15 f. („Einiges über Holzwarenverfertigung, Serpentinsteinbrüche und Serpentinsteindrechslerei u. s. w. im Königreich Sachsen".)

Archiv für die Sächsische Geschichte. 11. Bd. (1873.) S. 81 ff. (J. Schmidt, „Beiträge zur Kunstgeschichte Sachsens im 16. Jahrhundert".)

Mosen, G., Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. Zwickau. 1861.

Spieß, M., Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges. (Programm der Realschule zu Annaberg. 1862.)

Siegismund, B., Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge. Leipzig. 1859.

Köhler, E., Volksbrauch, Aberglauben und Sagen u. a. alte Überlieferungen im Voigtland. Leipzig 1867.

Siegismund, B., Land und Leute der sächsischen Lausitz. S. 71 ff. und 94 f.

Köhler, E., Bilder aus der Oberlausitz. Bautzen. 1855.

Müller, E., Das Wendentum in der Niederlausitz. Kottbus. 1894. S. 26 f. und 64 ff.

Schmidt, Seyffert u. Sponsel, Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. Dresden. 1897. Beschreib. Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen.

17. Die wendische, vogtländische und altenburgische Volkstracht im 18. und 19. Jahrhundert.

Von O. Seyffert.

Zeichnungen von demselben.

Wenn wir unter Volkstracht die Kleidung verstehen, die, nur auf einen Landstrich beschränkt, sich selbständig entwickelt hat, in der sich also nicht die vorhandene Mode mehr oder weniger in bäuerlicher Auffassung wiederspiegelt, sondern welche historische und örtliche Eigenart besitzt, so müssen wir im Königreich Sachsen vor allem die wendische Volkstracht in der Oberlausitz, die vogtländische im Vogtland und die altenburgische an der Grenze von Sachsen-Altenburg und im Herzogtum S.-Altenburg nennen. Allerdings kann man im allgemeinen auch unter Volkstracht die Kleidung des Bauern und des kleinen Mannes, der verschiedenen Gewerbe, der Schützengilden, der Bergleute, Hausierer u. s. w. und schließlich die eines jeden Menschen, sobald wir „Volk" als die Gesamtheit nehmen, verstehen. Wenn wir jetzt aber nur die drei oben erwähnten Typen schildern, so geben wir ein Bild, in das sich die in Sachsen vorkommenden Bauerntrachten, einige Abweichungen zumal in den Kopfbedeckungen ausgenommen, einordnen lassen. Die wendische Tracht hat sich bis heute bei Frauen und Mädchen erhalten und tritt bei Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. hier und da noch in alter Herrlichkeit auf, die vogtländische Tracht ist im Anfang des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts ausgestorben und die altenburgische wird nur noch von älteren Frauen getragen oder anläßlich von Festlichkeiten zu Ehren des Fürstenhauses bei den sogenannten Bauernreiten angelegt. (In Sachsen zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Königs Albert 1898.)

Im 15. und 16. Jahrhundert finden wir Volkstrachten wenig in dem Sinne vor, den wir heute darunter verstehen. Wir treffen hauptsächlich noch die Modetrachten in bäuerlicher Auffassung. Nach dem 30jährigen Kriege

herrschte aber eine Unbeweglichkeit, die man vorher nicht gekannt. Und in dieser Zeit der Abspannung, des Stillstandes und der Armut haben wir im allgemeinen das Entwickeln der Volkstrachten aus den bäuerlichen Modetrachten zu suchen, und wenn wir bei der Schilderung der sächsischen Trachten im Jahre 1700 einsetzen, so werden wir annähernd die Kleidung finden, die wir den heutigen Volkstrachten, die also stehen geblieben sind und sich eigenartig als Modekostüme entwickelt haben, zu Grunde legen können. Einige ältere Formen, zumal bei den weiblichen Kopfbedeckungen, sind hierbei ausgenommen, ja, die altenburger Tracht hat sich sogar erst nach dem Jahre 1800 umgemodelt und die heutigen Formen angenommen.

Wir beginnen mit den Wenden. Aus dem Jahre 1654 stammt eine Verordnung, welche die Lausitzer Stände gegen die überhandnehmende „Hoffarth der wendischen Bauernleut und Knechte" erlassen haben und welche das Tragen von kostbaren Bändern, Schleifen, Federn u. s. w. untersagt. Die Sucht, sich mit Bändern zu schmücken, ist vielen Bauerntrachten eigen und noch heute bei den Wenden stark vorhanden. Ein Kostümbuch aus dem Jahre 1700 giebt uns weitere Nachricht. Schon vorher hatten sich die protestantischen von den katholischen Wenden durch ihre Kleidung unterschieden. Da die Tracht, zumal bei Frauen und Mädchen, sich fast in jedem Kirchspiel verschiedenartig entwickelt hat, (die meisten Unterschiede weist die preußische Niederlausitz auf) so ist es unmöglich, ein Bild mit festen Konturen zu geben.

Die Männertracht um 1700 zeigt im großen und ganzen nicht viel Verschiedenartiges von der um diese Zeit in Sachsen üblichen Bauernkleidung. Die Männer trugen einen breiten Hut, der oft durch eine mit Pelz verbrämte und mit einer Quaste versehenen Sackmütze ersetzt wurde. Zwei dunkelfarbige Röcke, einen bis zu den Knieen reichenden langen und einen kürzeren trug man über der bunten Weste. Alle Kleidungsstücke waren mit grober Leinwand gefüttert. Eine blaue, lose anschließende Jacke, die bis zum Hals zugeknöpft werden konnte, war auch in Mode. Das derbe Leinwandhemd hatte weite Ärmel. Die ledernen gelben Kniehosen waren bauschig, dazu kamen bunte, oft von Schäfern gestrickte Strümpfe, die nicht gestopft, sondern mit einem Lappen geflickt wurden, und niedere Schuhe, die bei der Arbeit hohen Stiefeln Platz machten. Einen weißen Leinwandkittel (pickescha) finden wir zumal in der Niederlausitz als Arbeitsrock, während der lange dunkle Rock mehr als Festtagskleid auftritt. Durch die Farbe der Vorstöße unterscheiden sich die Ortschaften. An Stelle des langen Rockes finden wir in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts und zumal bei jüngeren Leuten fast durchgehends die Jacke.

Die Frauen sind im Erhalten der Volkstrachten beständiger als die Männer. Im Kopfputz zeigen die einzelnen Gegenden bezeichnende slawische

Merkmale und hier treffen wir eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, so daß Kenner leicht die einzelnen Parochien unterscheiden können. Das Kopftuch ist allüberall da anzutreffen, wo sich Slawen finden. Das Selbstverfertigen der Kleidungsstücke gab denselben früher ein Sonder-Gepräge, das in neuerer Zeit durch den Einkauf der Stoffe aus den Fabriken vollständig verwischt wird. Sammet und Seide zu dem Sonntagsschmuck sind natürlich immer durch Händler bezogen werden. Die Röcke wurden selbst gewirkt, das Buntstreifige bevorzugt und eigene Muster bildeten den gerechten Stolz der Verfertigerin. Heute ist der einfarbige Rock vorherrschend. Zu Festlichkeiten schmückte man sich mit dem „tausendfältigen" Rock. Verlobte Mädchen wählten die grüne Farbe. Der Rock war kürzer als jetzt; da, wo durch moderne Verkehrsmittel Fremde einzogen, verlängerte er sich. Die Schürze bedeckte ihn mit Ausnahme eines schmalen Streifens auf der Rückseite ganz und hatte dieselbe Länge. Sie war einfarbig. Über das Mieder mit steifem Latz wurde im Winter oder an Festtagen eine kurze, dunkle Jacke, oft mit kleinen Schößchen, gezogen. Der Ausschnitt am Halse wurde mit der Zeit kleiner. Unterbeinkleider gab es nicht. Zu Festlichkeiten wurden früher rote, später weiße Strümpfe bevorzugt. Weiß ist aber auch die alte slawische Farbe der Trauer, bezeichnend ist das weiße Stirnband und das weiße Tuch, welches den Körper bei Volltrauer bis zu den Knöcheln und bei Halbtrauer bis zu den Hüften umhüllt (siehe Fig. 260). In einigen Gegenden läßt es bei ersterer vom Gesicht nur Augen und Nase frei. Die Männer tragen zur Trauer jetzt schwarzen Anzug mit weißem Halstuch. Bei Ausgängen halten Frauen und Mädchen unter dem linken Arm ein zusammengefaltetes weißes Tuch.

Fig. 260. Wendinnen in Trauer.

Im Königreich Sachsen kommen nur die Trachten der katholischen Wenden in den Amtshauptmannschaften Bautzen und Kamenz und die der evangelischen Wenden der Oberlausitz in Betracht. Bei den Katholiken trägt der Mann Festtags einen Dreimaster, langen Rock, bunte bis an den Hals zugeknöpfte Weste, Kniehosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe, d. h. wir finden hier

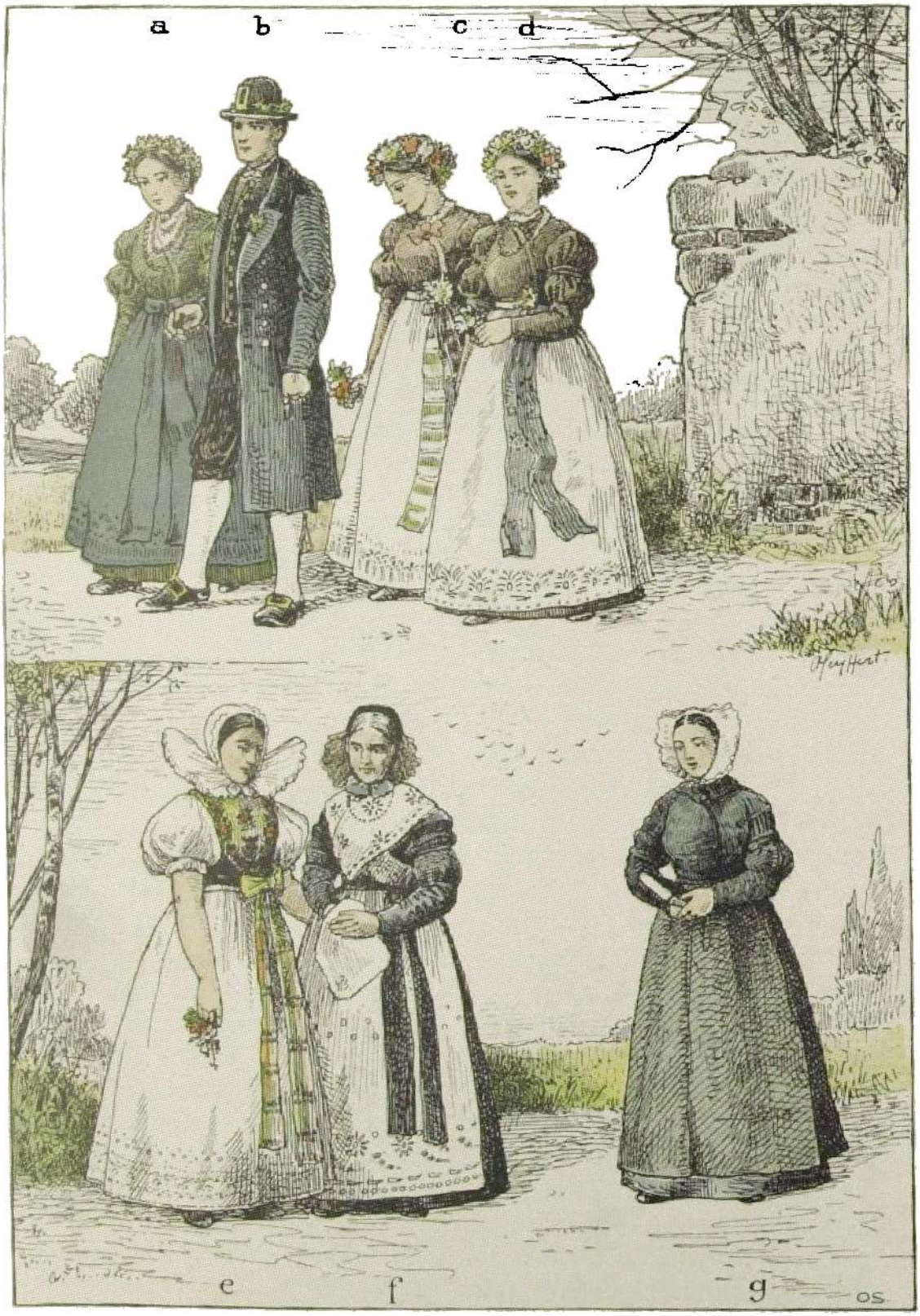
die Tracht der Rococozeit vor (Tafel 1, e). Der Bräutigam schmückt seinen Hut mit einem Rautenkränzchen; der Hochzeitsbitter, in der Hand einen langen mit Tüchern behangenen Stock, befestigt an der linken Seite des Dreimasters ein seidenes Band, der Brautführer thut dies an der rechten. Bunte Tücher, vorn in ein Knopfloch gebunden, erhöhen den Schmuck. Im Sommer tritt an die Stelle des Filzhutes werktags ein breitkrempiger Strohhut, der mit einem roten Bande geschmückt ist.

Die Braut trägt die Borta, eine schwarzsammetene, hohe, sich etwas verjüngende Mütze, oben mit vergoldetem Reifen und dem Brautkranze verziert (Tafel 1, d). Früher wurde die Borta auch von Nichtbräuten getragen. Bei dem goldglitzernden Hormet der altenburger Bräute tritt uns eine ähnliche Form in dekorativerer Weise entgegen (Tafel 4, b). Es ist bei den meisten Volkstrachten eine schöne und sehr alte Sitte, daß die Braut, gleich einer Königin, einen kronenähnlichen Kopfschmuck trägt. 4 Halsketten aus Perlen oder Korallen, vor allen Dingen aber der Brustschmuck aus alten Geldstücken und Denk- oder Schau-Münzen zeigen den Reichtum des Mädchens und bilden ein wertvolles Erbstück (Tafel 1, a und d). In ärmeren Gegenden werden die Münzen durch große, bunte Glaskugeln ersetzt. Die Mädchen tragen festtags um den Kopf ein hellfarbenes, lilaes Seidenband, hinten mit zwei breiten Schleifen versehen und bis zum Gürtel oder tiefer herunter mit herabwallenden Bändern geschmückt. Weiße oder hellfarbene Schürzen, über die vorn zwei breite Bänder mit großer Schleife niederfallen, und lange Hemdärmel geben ein lustiges Bild (Tafel 1, a). Gewöhnlich ist bei den Hauben aber die schwarze Farbe üblich, und auch die Schürzen zeigen dunkle Stoffe (Tafel 1, b). Das Mieder ist besonders hoch und gesteift. Die Frauen tragen festtags ein reichgesticktes Brusttuch über der gefütterten Puffärmeljacke (kožuch), während der Kopf von einer enganschließenden, schwarzen Haube eingerahmt wird, welche mit Spitzen verziert und auf der Rückseite wieder mit zwei Schleifen und verschiedenen Bändern versehen ist. Unter dieser Kopfbedeckung befindet sich überdies die weiße Frauenhaube, (čepc) die aber nur wenig an den Schläfen hervorsehen darf (Tafel 1, g). In Crostwitz tragen Frauen und Mädchen unter dem Kinn noch helle, kleine Schleifen (sekula). Bemerkenswert ist, daß die meisten Kopfbedeckungen die Ohren fest umhüllen, das Haar glatt gescheitelt ist, Stirnlocken aber ganz verpönt sind. Die Mädchen schnüren das schwarze Mieder, während die Frauen dasselbe zuknöpfen. (Tafel 1, c).

Die evangelischen Wenden haben die alte Volkstracht so gut wie ganz abgelegt und ziehen sich „modisch" an. Die Kleidung der Männer aus Hochkirch und Göda zeigt keinen großen Unterschied gegen diejenige der Katholiken: der Bräutigam trägt nur an der linken Seite des Filzhutes, der vorn oft mit einer großen Schnalle versehen ist (Tafel 2, b).

Wuttke, sächs. Volkskunde. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Katholische Wenden.



Wuttke, sächs. Volkskunde. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Evangelische Wenden.

ein grünseidenes Band. Mehr Unterschied finden wir bei dem weiblichen Geschlecht. Die Braut legt auf den bloßen Kopf einen Rautenkranz (Tafel 2, a), die Mädchen schmücken sich mit einem Blumenkranze (Tafel 2, c u. d). Die Braut trägt Kleid und Schürze gern von gleicher Farbe. Ältere Frauen und neuerdings auch die Bräute bevorzugen ein schwarzseidenes Kleid. Die Puffärmel sind eingeschnürt, was bei den katholischen Wenden (vergleiche Dr. Mucke in „Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser") nie vorkommt. Die Frauen verwenden eine schwarzsammetne Haube mit Spitzen (kleprowana kapa), die unter dem Kinn eine kleine hellfarbige Schleife zeigt, unter der sich die schon erwähnte Frauenhaube befindet (Tafel 2, f). In Göda tragen die Brautjungfern die große Räder- oder Flügelhaube (kridlata kapa); die kleine Schleife unter dem Kinn hat sich hier zu einer stattlichen weißen Krause entwickelt. Über das Mieder ist ein Brusttuch gewunden und die Hemdärmel sind zu Puffen oder Bauschen zusammengezogen (Tafel 2, e). Über der Schürze hängen bei den älteren Frauen zwei schwarzseidene, bei den Mädchen hellfarbene Bänder herab. Tafel 2, g zeigt uns eine Konfirmandin aus der Bautzner Gegend.

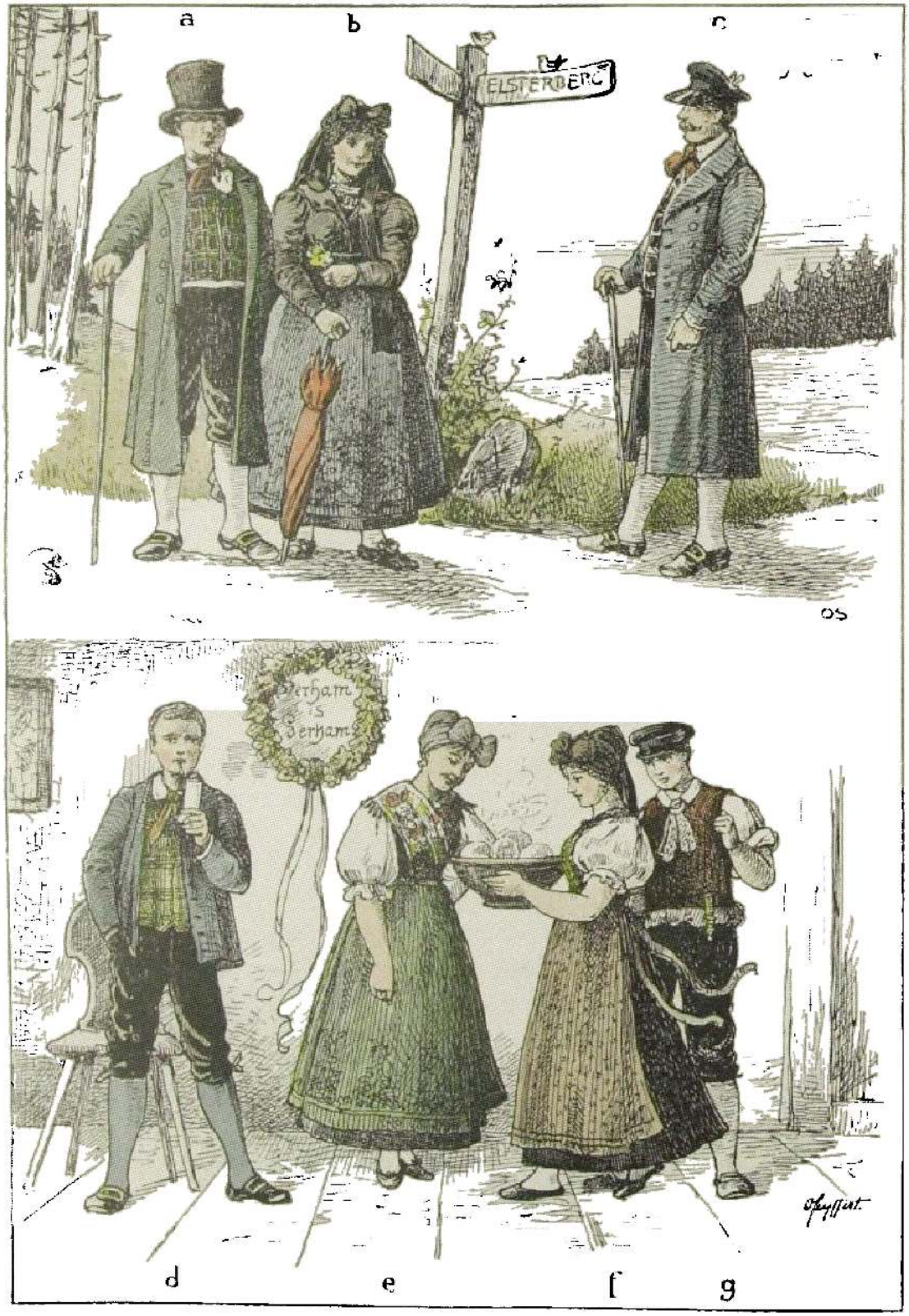
Wie in Sitten und Gebräuchen, wie in der Mundart sich der Vogtländer noch heute Eigenes bewahrt, so besaß auch seine Tracht Eigenheiten. Sie ist in dunkleren Farben gehalten als die wendische, und dunkelblaue und violette Töne treten häufig auf. Der Deutsche und zumal der in den Bergen wohnende unterscheidet sich gern durch dunklere Kleidung von dem Slawen. Slawischer Einfluß ist aber hier und da zu beobachten, daran erinnern die weißen Trauerhauben in einigen vogtländischen Gegenden.

Die Männer waren im 18. Jahrhundert mit einem großen Filzhut und später, als die Rococomode allüberall sich geltend machte, mit dem Dreimaster bedeckt; über die gestreifte, „gittrete" Weste, oft mit blanken Knöpfen versehen, wurde der schneeweiße Hemdkragen gelegt; ein langer, dunkelblauer oder grüner Rock mit engen Ärmeln, Aufschlägen und hohem Kragen, der „Bratenrock, der Schwenker", lederne Kniehosen, die Sonntags geschwärzt oder durch sammetne ersetzt wurden, blaue oder weiße Strümpfe, derbe Schuhe mit großen Schnallen bildeten die Hauptbestandteile der Kleidung (Tafel 3, a und e). Oft finden wir auch lange Lederhosen, die bis zum Knöchel, wo sie zusammengebunden werden, reichen. In der Gegend von Reichenbach treffen wir nach Dr. E. Köhler rote Leinwandjacken mit kurzen Schößen und großen Metallknöpfen. Die unverheirateten Burschen trugen aber den gravitätischen Rock noch nicht; sie ließen sich denselben erst zu ihrer Hochzeit machen und gingen am liebsten in weiten Hemdärmeln (Tafel 3, g) oder trugen im 18. Jahrhundert das Koller oder die Kuttel, in der Neuzeit blaugewirkte Jacken (Tafel 3, d und g). Zwischen Weste und Hose ward das weite Hemd hervorgezogen (Tafel 3, g) und hing mit einer mehrere

Finger breiten Falte über letztere. Der mit Pelz besetzte Bartel (Bartelchen im Altenburgischen) und später eine Tuchmütze mit sehr großem Schirm sind gebräuchliche Kopfbedeckungen des 19. Jahrhunderts. Der Bauer trug stolz einen aufgerauhten Cylinderhut von mächtigen Formen (Tafel 3, a), der Greis gern eine gewirkte Zipfelmütze. Eine schwere Tabakspfeife im Munde und ein sehr langer Spazierstock durften nicht fehlen. Die Haare wurden kurz getragen und an den Schläfen nach vorn gekämmt.

In der Frauentracht tritt uns in älterer Zeit wieder der buntgestreifte, der „vorstadene Rock" entgegen. Möglichst viel Unterröcke zu tragen, gilt als besonders vornehm, wie ja der Bauer naiverweise seinen Reichtum gern auch äußerlich durch das Anlegen von Kleidungsstücken zeigt. Eine Vogtländerin sieht, zumal in Hinblick auf die Altenburgerin, durch die vielen Röcke behäbig aus. Der Spenzer, die Frauenjacke, hat keine Schöße und zeigt sogenannte Schinkenärmel; dann und wann ist er mit einem breiten, umgelegten Kragen versehen (Tafel 3, b). Der Brustausschnitt wird durch ein buntseidenes Tuch verdeckt, das auf dem Rücken dreieckig herabhängt, (Tafel 3, e und f). Die große dunkle Schürze verdeckt wie bei den Wenden fast den Rock (Tafel 3, b, e u. g). Junge Mädchen tragen ein schwarzsammetnes Mieder mit buntseidnem Busentuch und kurze Hemdärmel mit angereihten Falbeln (Tafel 3, e und f). Der Schmuck tritt nicht so reich und dekorativ wie in der Lausitz auf, ein einfacher Silberhalsschmuck, bestehend aus Schloß mit Ketten, und große Ohrringe sind beliebt. Die Mädchen winden um das geflochtene Haar, das durch große Haarnesteln zusammengehalten wird, ein Kopftuch, das oben sehr hübsch durch eine Schleife gehalten wird, deren Fransen kokett auf die Stirne hängen. Das Ohr ist nicht verdeckt. Die Frauen setzen die Haube auf, deren hintere Fläche, die „Schau, der Haubenfleck", Gold- und Silberstickereien zeigt, aber vorn mit schwarzen Spitzen eingefaßt ist, um die ein Seidentuch geschlungen wird (Tafel 3, f). Wie im nahen Altenburg wurden die Haare gern kurz getragen, ja, am Scheitel stark verschnitten. Es ist bezeichnend, daß viele Volkstrachten das Haar verdecken und wenig oder nichts von ihm sehen lassen. Einen stolzen Putz bilden die stattlichen Buckelhauben, die in der Plauenschen Gegend üblich waren und die nach Thüringen zu immer reicher anzutreffen sind. Sie bestehen, wie die oben geschilderten Hauben, aus einem Papp-Cylinder, der auf dem Hinterhaupt getragen wird, wagrecht nach hinten zugeht und dessen Schau oft mit kostbaren Stickereien verziert ist. Ein buntseidnes Tuch wird auch hier um die Haube gewunden, breite schwarzgemusterte Bänder fallen reich auf dem Rücken herab. Die sehr kleidsame Kopfbedeckung ist mit geklöppelten und gefalteten schwarzen Spitzen umrahmt (Tafel 3, b).

Zu einer der sonderbarsten Volkstrachten hat sich die altenburgische herausgebildet. Wie der altenburger Bauer sich 1700 gekleidet, das wissen wir



Wuttke, sächs. Volkskunde. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Vogtländer.

durch die sorgsamen Aufzeichnungen des Magisters Friedrich Friese. Die heutige Tracht in ihrer absonderlichen Eigenart entstand erst im Anfang unseres Jahrhunderts, und es ist lohnend, sie mit derjenigen des ehrsamen Magisters Friese zu vergleichen. Im Jahre 1700 finden wir bei den Bauern den mit einem „spitzen Turm" gezierten, bei feierlichen Gelegenheiten roten Hut, der aber schon dazumal einem kleineren Platz machen mußte. Der Bräutigam trug um denselben noch eine goldene, mit grünen Blättern geschmückte Binde mit weißen, roten und grünen Bändern. In unserer Zeit war ein ganz niedriger Seidenfilzhut, dessen vordere Krempe niedergedrückt wurde, in der Mode (Tafel 4, c f g). Unter dem großen spitzen Hute trug man noch ein mit Barchent oder Pelz gefüttertes Mützchen, das nur vor Standespersonen mit der linken Hand gelüftet, während der Hut mit der rechten abgenommen wurde. Zweierlei Kopfbedeckungen zugleich aufzusetzen (siehe Wenden) ist eine Sitte, die sich bei verschiedenen Bauerntrachten findet. Um den Hals wurde ein schwarzer Flor geschlungen, das schwarze Halstuch, das noch heute getragen wird. Ein Rock aus weißem Tuch, unter dem linken Arm zuzuheften, „Weiße" genannt, hat sich bis vor etwa 50 Jahren erhalten. Er war nur länger geworden (Tafel 4, f). Ihn legten im vorigen Jahrhundert die Knechte während der Arbeit an, später war er beim Kirchgang und in der Sommerszeit üblich und jetzt wird er bei den Bauernreiten von den Trompetern getragen. Die Bauern kleideten sich mit einem bis unter die Waden reichenden dunklen grün gefütterten Rock mit weiten Ärmeln, der jetzt, Kappe genannt, anschließender geworden ist. Auch ein roter, faltenreicher Rock, der nur bis zu den Knieen reichte und unter den Ärmeln zugeheftelt wurde, war festtags in Mode; über demselben wurde oft ein schwarzledernes Wams mit großen Taschen getragen. Dasselbe war vorn geschlossen und nur als Festtracht vom Gürtel nach dem Halse zu geöffnet. Darüber pflegten die Hochzeitsbitter und der Bräutigam noch als Zierrat den sog. Schmitz-Kittel mit sackförmigen Ärmeln anzuziehen. Diese Kleidungsstücke sind nicht mehr vorhanden. Jetzt ist der Spenzer an ihre Stelle getreten, ein kurzes, eng anschließendes, olivenbraunes Jacket ohne Schöße, vorn mit zwei Reihen Knöpfen, das über dem sog. Brustlatz getragen wird (Tafel 4, g). Eine Weste kennt der Altenburger nicht. Der Brustlatz wird links oben zusammengeheftelt und über der Schulter zugeknöpft. Die glanzledernen oder gelben Hosenträger sind darüber sichtbar und haben eine eigenartige Form (Tafel 4, c). Die Hosenträger, die „Hosenheben" erschienen bei den deutschen Volkstrachten erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts, und da sie sichtbar getragen wurden, so waren sie oft verziert. Die schwarzen Beinkleider aus Bock- oder Ziegenleder haben sich bis zuletzt erhalten und gestalteten sich nur enger; die hohen weiten Stiefel wurden sogar mit der Zeit so eng, daß es ein nicht zu unterschätzendes Kunststück wurde, sie anzu-

ziehen, und bezeichnend ist die Erzählung von dem eitlen Bräutigam, der beim Stiefelanziehen vor der Trauung verrückt wurde (Tafel 4, c g). So stolz eine Altenburgerin auf ihre Waden war, so sehr bemühte sich der Altenburger die seinigen zu unterdrücken. Die ledernen, gelben Strümpfe sind längst verschwunden. Zu Friesens Zeit war ein Vollbart der Schmuck des Bauern, jetzt ist jeder Bart verpönt. Charakteristisch ist für die Mode des 19. Jahrhunderts das Bevorzugen der schwarzen Farbe.

Die Jungfrauen umwickelten 1700 die geflochtenen Zöpfe mit grünem Tuch, zwei lange seidne Bänder fielen an dem Nacken herab. Ein gestärkter Kragen aus weißer Leinwand, der mit Draht rund gebogen war, lag um den Hals. Eine lederne Mütze mit Fischotterpelz verbrämt saß auf dem Kopfe. Die Frauen hatten denselben zur Trauer mit einem blauen Schleier umwickelt und trugen an Ehrentagen eine seidne, gewirkte Haube, die wie ein Netz auf die Achseln fiel. Oft wurde auch ein weißes Leinentuch umgebunden, das vom Gesicht wenig sehen ließ. Der heutige Putz ist freilich ganz anders geworden. Er besteht aus einem Tuche, das den Kopf einpreßt. An seinem trichterförmigen Ende am Hinterhaupt hängen zwei durch Pappe fest gemachte quadratische „Steifen" herab, die oben wagrecht abschließen (Tafel 4, a d und e). Dann und wann wurden an dem trichterförmigen Ende noch die sogenannten „Scheiben" aufgesetzt, die in dem runden Mittelstück Perlenstickerei zeigten. Haare und Ohren werden vollständig verdeckt und es gilt für sehr lüderlich, wenn sich verstohlen eine Haarsträhne zeigt. Die Bräute und Brautjungfern trugen schon im 16. Jahrhundert das goldblinkende Hormet oder Hormbt, das sich bis auf heute erhalten hat (Tafel 4, b). Es ist ein hoher cylinderförmiger Kopfputz aus Pappe, der mit Goldblech verkleidet ist und vom 18. Jahrhundert an zwei oder drei Reihen goldener, gravierter Kirschblätter aufweist, welche lustig bei jeder Bewegung des Kopfes klingen. Oben, auf der hinteren Seite des Cylinders, überragt den schweren Kopfputz, der noch mit künstlichen Blumen, kleinen Spiegeln und allerhand Flitter versehen ist, ein blumen- oder kornährengeschmückter Henkel.

Bei der Braut tritt an die Stelle der Blumen die Myrte. In ihrer Hand hält sie ein langes, spitz zulaufendes Bouquet. Die Gevattern trugen um 1700 noch das Hormet mit weißem „Vorgebinde", jetzt tragen es nur noch die Bräute. Zwei breite, gemusterte Bänder fallen lang auf der Rückseite herab; zwei weitere Bänder werden unter dem Kinn gebunden und halten den einer päpstlichen Tiara ähnlichen Kopfputz. Im 18. Jahrhundert wurden die Zöpfe zu beiden Seiten über das Hormet gebunden und mit einem grünen Tuche festgehalten. Jetzt ist wohl an ihre Stelle der oben geschilderte Henkel getreten.

Um den Hals wird jetzt ein schwarzseidnes Tuch geschlungen, dessen reich gestickte, breite Enden vorn herabhängen. Zwei weitere Bänder werden außer-

Wuttke, sächs. Volkskunde. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

Altenburger.

dem noch unter der Schulter angeknöpft (Tafel 4, b und d). Das „falsche Hemd" hatte früher außerordentlich weite Ärmel, die bläulich gestärkt wurden. Es ist wendische Überlieferung, daß die Ärmel nicht dem Hemd selbst, sondern einem Überkleid angehören. (Vergleiche „Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht").

Die rote Faltenjacke ist verschwunden; der Brustlatz aus Sammet oder Seide hat sich zu dem mächtigen Panzer entwickelt, der heute bis zum Kinn heraufragt, hinter dem die Altenburgerin schildkrötenartig ihren Kopf verstecken und der auch als sicherer Aufbewahrungsort verschiedener Dinge benutzt werden kann. Ja, ich habe sogar gesehen, daß Eßwaren dort ihre Herberge fanden (Tafel 4, b und d). So ist eine Altenburgerin von Pappe eingeschlossen — vorne Pappe — hinten Pappe, aber in der Mitte schlägt ein warmes Menschenherz. Das Mieder ist weit ausgeschnitten und hält den Latz. Die Jacke (meist aus Kattun) heißt man, da von ihr nur die Ärmel zu sehen sind, den „Ärmel" (Tafel 4, e). Das Hemd ist kurz und ärmellos, ein wahres Fragment eines solchen. In der Festtracht finden wir heute einen seidenen Spenzer mit weiten „Schinkenärmeln" (Tafel 4, d). Der ursprüngliche Rock hat aber die schlimmste Änderung erfahren (Tafel 4, d). Er ist heute sehr anschließend, reicht nur bis über die Kniee und ist aus unzähligen engen Fältchen so fest zusammengenäht, daß er, hingestellt, stehen bleibt. Er zeigt verräterischerweise alle Formen, hindert seine Trägerin am schnellen Ausschreiten und ist zum Bergsteigen überhaupt nicht eingerichtet. Links wird er durch Häkchen zusammengehalten, deren untere bei der Arbeit aufgeknöpft werden müssen, da sich sonst die Trägerin nicht bücken kann (Tafel 4, a).

Die seidne Schürze ist etwas länger wie der Rock; bei der Arbeit wird nicht selten eine zweite hinten herum vorsichtigerweise gebunden. Die Schürzen waren 1700 weiß und weniger breit. Sie waren unten mit dem Vornamen der Trägerin und der Jahreszahl der Anfertigung geschmückt. Im Winter und bei Leichenbegängnissen tragen die Frauen einen schwarzen, sehr langen Mantel mit Sammetbesatz, der in früheren Zeiten rotes Futter hatte und allgemeiner getragen wurde (z. B. von der Braut zu Hochzeiten, Mantelabtanzen).

Die Arbeitstracht (Tafel 4, e) ist der geschilderten sehr ähnlich, der weibliche Spenzer fällt hier weg, wir sehen den „Ärmel", und der Stoff ist gemusterter Kattun. Als charakteristisch bei den meisten Kleidungsstücken können die bunten Borden und die Streumuster gelten, die den dunklen Grundton angenehm beleben. Gold- und Silberschmuck ist, der vielen Bänder wegen, bei der absonderlichen Tracht nicht vorhanden. Zu festlichen Anlässen zogen die Mädchen knappe, sogenannte Zugstiefeln an, und noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war es üblich, mit solchen Stiefeln zu Tanze zu gehen. Die Strümpfe werden festtags weiß, sonst aber schwarz getragen

und werden unter dem Knie durch breite, sichtbare Strumpfbänder gehalten. Darüber lugt neugierig noch etwas Fleisch hervor. Mit Perlen gestickte Sammetschuhe vervollständigen die eigentümliche Tracht.

Das nächste Jahrhundert wird wenig noch von unseren Volkstrachten sehen. Unsere Pflicht ist es, alles das, was wir von ihnen wissen, zu verzeichnen und vor allen Dingen sie in einem Museum zu sammeln, um sie dort der Nachwelt zu bewahren. Der „Verein für Sächsische Volkskunde" hat sich dies zur Aufgabe gemacht. Noch ist es Zeit — allerdings die höchste Zeit — helfen kann hier jedermann, denn in buntbemalten Truhen verwahrt liegt noch manches alte Kleidungsstück. Dort ist's eine sichere Beute der Motten, wenn es nicht von einer sparsamen Hausfrau zur Anfertigung von Kinderkleidern benutzt wird. Wir finden in unseren ethnographischen Museen die Kleidungs- und Ausrüstungsstücke wilder Völker; denken wir doch endlich einmal an uns, an das Naheliegende, suchen wir die alten Trachten zu sammeln, in denen unsere Urgroßeltern geweint und gelacht, die sie sich selbst hergestellt oder durch sauer Erspartes erworben haben und rufen wir uns die ernsten Worte zu, die Hazelius in goldenen Buchstaben im Museum zu Stockholm angebracht:

„Es kann kommen eine Zeit, da all unser Gold nicht hinreicht, uns ein Bild der vergangenen Tage zu formen!"

Litteratur.

A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten. Leipzig, 1870.

F. Hottenroth, Handbuch der Deutschen Tracht. Stuttgart.

Friedrich Friese, Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703. Schmölln 1887.

E. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andre alte Überlieferungen im Vogtlande. Leipzig 1847.

E. Müller, Das Wendentum in der Niederlausitz. Kottbus 1894.

Schmidt, Seyffert und Sponsel, Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. Dresden 1897.

18. Die Zukunft der Volkstrachten.

Von Cornelius Gurlitt.

Im vorangegangenen Aufsatz ist mir die Schilderung der Vergangenheit und der Gegenwart vorweg genommen worden — es bleibt noch übrig ein paar Worte über die Zukunft zu sagen. Ich möchte dabei nicht in die wenig dankbare Rolle des Propheten fallen, nicht die Schlüsse selbst ziehen, sondern nur das zusammentragen, was zu Schlüssen anregt.

Wir sahen, daß es in Sachsen keinerlei Tracht giebt, die einen hohen geschichtlichen Wert für sich in Anspruch nehmen kann. Keine ist altgermanisch, keine mittelalterlich. Es dürfte nur sehr wenig Spuren in den deutschen Trachten geben, die über das 16. Jahrhundert hinausgreifen, die Mehrzahl aller gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an. Sie sind veraltete Modetrachten; sie sind Reste einer vergangenen Geschmacksentwickelung, Zeugen dafür, daß die Bauern, nachdem sie sich der Modebewegung angeschlossen hatten, an irgend einer Stelle aus irgend einem Grunde stehen blieben, plötzlich die Vorwärtsbewegung aufgaben und den Stillstand sich zum Gesetz machten.

Es fragt sich nun, welche Zeiten und welche Gründe für dieses Stillstehen maßgebend sind, warum die Bauern einmal sich modisch kleiden, ein anderes Mal nicht. Um diese Frage zu beantworten, ist wohl ein Blick über das Kleid hinaus auf die gesamte künstlerische Thätigkeit zu werfen; die Tracht ist ja auch ein Teil dieser.

Wir sind schon über das Haus in Sachsen unterrichtet worden: es hat sich gezeigt, daß die Untersuchungen dort einen andern Weg führen, als jene über die bäuerliche Baukunst. Schwerlich kann man viel von Barock, von Renaissance, von Gotik und romanischem Stil reden. Das Bauernhaus hat diese Stilformen nur in sehr bescheidenem Maße mitgemacht. Schon Semper fiel es auf, daß die Gotik keine Spur im Bauernhaus zurückließ. Die Renaissance läßt sich wohl hie und da nachweisen, jedoch ist es schwer, nach stilistischen Quellen die einzelnen Formen zu trennen, zu erklären, daß sie in diesem und jenem Jahrhundert ihren Ursprung hatten.

Anders beim Kirchenbau. Hier giebt es gewisse Zeiten, in welchen die ländliche Thätigkeit eine besonders rege war. Sie wurden an anderer Stelle

geschildert; hier kommen nur die späteren Zeiten in Betracht: Nach dem dreißigjährigen Kriege entstand eine Blüte des Bauwesens, etwa zwischen 1680 und 1720. Der Niedergang des merkantilistisch regierten Staates zu Ende des Lebens Augusts des Starken beschloß diese. Nach einer kurzen erneuten Blüte um 1760 folgt eine letzte zwischen 1790 und 1810.

Das sind die Zeiten, in denen im wesentlichen das städtische Bauwesen Einfluß auf das ländliche gewann. Es dürften zugleich die Zeiten ländlichen Wohlstandes gewesen sein. Denn die Kirchenbauten bedingen einen solchen. Mit dem Wohlstande aber waren es auch die Zeiten des Fortschrittes in der Modebewegung des Landvolkes. Der Verfasser des vorhergehenden Aufsatzes giebt im Grunde dieselben Zeiten als solche an, an welche die Bauerntrachten mahnen. Die Altenburger Tracht hat im wesentlichen ihren Ursprung in dem Zeitabschnitte um 1760 und um 1810, die wendische greift teilweise auf den um 1720 zurück. Die sprachliche Sonderung hat die Wenden in ihrer Entwickelung langsamer fortschreiten machen.

Die moderne Umgestaltung der ländlichen Tracht fällt wieder mit dem kirchlichen Bauwesen zusammen. Um 1850 beginnt dieses in bescheidenem Maße, erreicht in den 60er Jahren etwas mehr Umfang, wird aber seit der Mitte der 70er Jahre und namentlich seit etwa 1880 mit großer Lebhaftigkeit betrieben. Das sind auch ungefähr die Merkjahre für den Abfall von der alten Kleidung. Die 48er Bewegung, der 66er und 70er Krieg und die durch beide veranlaßte Verstärkung der Heeresmacht, das Hereinziehen von immer mehr Bauernsöhnen in die Stadt, der Bahnbau und das Anwachsen der Großstädte vernichteten mehr und mehr die ländliche Abgeschlossenheit, zerstörten neben vielem Anderen auch das, was wir Volkstracht nennen. Sie heben aber auch den Wohlstand und das Selbstgefühl: der Bauer wagte wieder modisch zu werden!

Die Zeit brachte auch mancherlei andere Gedanken und Anregungen. Unsere südlichen und östlichen Nachbarn, die Slawen, haben um die Mitte des Jahrhunderts aus den Volkstrachten sich eine Nationaltracht zu schaffen gesucht, die noch heute gelegentlich getragen wird, während ähnliche Versuche in Deutschland aus der Zeit der Freiheitskriege und später gänzlich scheiterten. Ich gönne jenen ihren Erfolg aus neidlosem Herzen. Wir, hier in Sachsen, dürften schwerlich ihrem Beispiele folgen. Denn erstens fühlen wir uns nur als Teil einer Nation, und zweitens scheint mir die Grundlage für eine diesem eigenen Tracht völlig zu fehlen: nämlich die Einheitlichkeit des Willens, des künstlerischen Zieles, die Einheit des Geschmackes. Im Gegenteil: die Bestrebungen der Besten gehen auf Sonderung, auf Herausbildung des Individuellen. Kaum eine Zeit scheint ungünstiger, um eine allgemeine Tracht zu schaffen, als unsere.

Und doch ist die Klage über „Uniformität", „Gleichmacherei" weit verbreitet. Die Absicht der diesem Streben Widersprechenden geht zwar auf das Besondere, thatsächlich aber mehrt sich das Allgemeine, wächst es uns über die Köpfe. Der Ruf erschallt jetzt so häufig an die Bauern: „Wahrt Euer eigenartiges Kleid, bleibt treu den Gewohnheiten, der Tracht der Alten!" Dieser Ruf ist doch, da wir selbst, die ihn ausstoßen, keine Anstalten machen uns bäuerisch zu kleiden, ein gegen das allgemeine Kleid gerichteter, ein Widerspruch gegen die Gleichheit, gegen das eine Nationalkostüm.

Man kann es im Sinne des Historikers für bedauerlich ansehen, daß die Masse des ländlichen Volkes nicht beim Alten verharrt. Aber ich möchte das Verharren doch nicht über Gebühr loben. Denn der Stillstand war schwerlich jemals ein Zeichen großer Lebenskraft.

Eine Mode entsteht dadurch, daß den wandelnden Lebensanschauungen gemäß das Kleid sich wandelt. Sie ist das Ergebnis der Arbeit aller an der Verschönerung der eigenen Erscheinung. Sie ist mithin eine der urwüchsigsten Äußerungen des Volksgeistes, selbst wenn sie entlehnt ist, wenn sie im wesentlichen im Nachahmen besteht. Der Volksgeist schafft dann schwächlich, er offenbart sich dadurch in seinem ungenügenden Wesen. Nicht die Mode ist schuld an der unerfreulichen Erscheinung seiner Schwäche, sondern der Stand des Volksgeistes selbst.

Notwendigerweise kann ein frischer Geist sich mit dem ihm Überkommenen nicht beruhigen. Es ist einer der tiefen Urtriebe des lebensfrohen Menschen, daß er sich seiner eigenen Erscheinung freut und daß er sich müht, sich selbst in günstiger Gestalt zu zeigen. Dieses Schmücken seiner selbst geht allem anderen Schmuck voraus, ist selbst den tiefst stehenden Völkern eigen. Dies Schmücken beruhigt sich aber nie mit dem gewonnenen Ergebnis, wenigstens nicht bei kräftig empfindenden Menschen. Die schönste Frau weiß täglich eine Locke anders zu legen, eine andere Blume ins Haar zu wählen, um sich selbst und andern täglich schöner zu erscheinen. Die vollkommenste Schönheit ermüdet, das Streben, dieser Ermüdung entgegen zu arbeiten, reizt zu leichten Umgestaltungen. Solange der Mensch nicht zu jenem angeblich philosophischen Alter gelangt ist, in dem er gleichgiltig gegen seine eigene Erscheinung wird, hat er stets notwendigerweise seine Erscheinung umzubilden. Er ändert an sich in dem Sinne, in dem er an Anderen glückliche Änderungen sah; er bildet das fort, was ihm an Formgedanken im Gedächtnis blieb; er baut unwillkürlich die überkommenen Formgedanken seinem Wesen gemäß weiter aus; er arbeitet dadurch an dem mit, was die zeitgenössische Welt beschäftigt. Dieser Formgedanke wird viele, vielleicht alle Köpfe unwillkürlich beschäftigen; man wird ihn vielfach bearbeiten, umformen; man wird in der Absicht auf Abwechslung und gesteigerte Wirkung ihn übertreiben; es wird eine Modethorheit entstehen in dieser Übertreibung; die Mitarbeiter werden

sich in dieser glücklich fühlen, mögen die draußen Stehenden, die Späteren oder die Fremden noch so sehr lachen!

Die draußen Stehenden: Wir erleben stets, daß einige die Mode nicht mitmachen. Es können diese ihre gesonderte Stellung einnehmen, weil sie klüger, künstlerischer denken, oder vielleicht auch weil sie thörichter, unkünstlerischer denken. Zweierlei Art sind sie: Zunächst die Alten. Als der Großvater die Großmutter nahm, sang Langbein, da hielt man nicht für schön in klassischer Nacktheit auf Straßen zu gehn. Das heißt: der Dichter sprach sich gegen die Mode von 1810 zu gunsten der Mode von 1770 aus. Er trug wahrscheinlich noch den Haarbeutel und den Galanteriedegen, seine Frau das gepuderte Haar und den Reifrock. Das heißt weiter: Langbein, später königlich preußischer Censor, war einer, der stehen blieb oder doch für gut hielt, daß stehen geblieben werde. Nach seinem Wunsch hätten wir noch heute das Kleid seiner Großeltern, wären wir also zu einer „Volkstracht" gekommen, wie die oben beschriebene. Wäre das wohl ein Vorteil gewesen? Es hieße doch, daß für anderthalb Jahrhunderte der Geschmacksthätigkeit die Kleidung hätte entzogen werden müssen. Es wäre beim Stillstand in der Kleidung allein nicht geblieben: die Hausausstattung hätte ebenfalls still stehen müssen. Welche Summe künstlerischer Arbeit, geistiger Anregung wäre dem Volke entzogen worden. Und mit ihr welche Summe edler Freude, wirklichen Genusses! Wie öde wäre die Welt, wenn wir uns verpflichtet glaubten, daß uns das Beste sei, das Alte zu wiederholen, wenn wir als Treue gegen uns und unser Volkstum das Festhalten am einmal Gefundenen ansehen wollten und nicht das Festhalten am Willen zum Finden, am Eifer zum Suchen, am Streben zum Neuen!

Freilich die Raschheit des Wandels erschreckt uns. Die Geschmacksentwicklung geht heute einen anderen Schritt als früher. Das hat seinen Grund im geringeren Umfang der geistigen Mitwirkung des Trägers an der Gestaltung seines Gewandes. Ein Industriestaat, wie Sachsen einer wurde, wird stets eine in dieser Beziehung rasch fortschreitende Bevölkerung haben. Es ist kein Zufall, daß Sachsen arm an Volkstracht ist und Altbayern reich.

Eine Volkskunst entsteht dort, wo das Volk in seiner Masse die häusliche Kunst erzeugt. Ich spreche zunächst von den einfachsten Erzeugnissen: Sie hat im Gewebe, in der Stickerei und Flechterei, im Hausbau und der Schnitzerei, in der Waffenschmiederei dort ihren Boden, wo der Handel unentwickelt ist, die Erzeugung der Waren ganz oder doch zumeist Sache der Haushaltung oder doch der Gemeinde, eines örtlich eng begrenzten Gebietes ist. Die schönen Stickereien in Kreuzstich und die Freude am Erfinden neuer, stilistisch aber aus den alten sich entwickelnder Muster, entstehen dort, wo man noch spinnt, zwirnt und webt, wo die eigentliche gewerbliche Handfertigkeit zu erlangen das Ziel des geistig Regsamen ist. Er muß ja vielerlei Fertig-

keiten haben, denn der Haushalt stellt beispielsweise an die ungarische Bäuerin unendlich viel höhere künstlerische Anforderungen, als an unsere Frauen. Das schwierigere Ziel wird schwerer erreicht, der Fortschritt über das Erreichte hinaus ist nur wenigen möglich, er vollzieht sich langsam. Es kann eine solche Volkskunst durch Jahrhunderte der Quell seelischer Befriedigung für Schaffende und Gebrauchende — zumeist dieselben Personen — sein. Es besteht ein Unterschied darin, ob man die Leinewand, den Faden, die Farbe zum Färben und das Muster erst selbst schaffen muß, oder ob man bloß zum Händler zu gehen braucht und eine angefangene vorgestickte Arbeit zum Fertigmachen kauft. Bietet dort die schwierige Arbeit dauernde Freude, so muß hier das Mechanische des Schaffens bald dazu führen, daß die Arbeit langwierig und daß der Regsame sie zu ändern, umzugestalten beginnt. Nicht weil er oberflächlicher ist, nicht aus tadelnswerten Gründen, auch nicht weil er geistreicher und künstlerisch begabter ist, sondern weil er unter ganz anderen Bedingungen schafft.

Eine Volkskunst kann nur in der Begrenztheit sich entwickeln. Wie sie aufhört, auf Hausarbeit sich zu stützen, ist ihr der feste Halt genommen. Wie zahlreich sind in neuerer Zeit die Bestrebungen gewesen, welche auf „Hebung der Volkskunst“ hinausgingen. Ich glaube nicht, daß irgend eine dieser an sich löblichen Unternehmungen ihren eigentlichen Zweck erreichten. Sehen wir in Sachsen die Kunst des Spitzenklöppelns. Käme es auf die Zahl der sich an dieser beteiligenden fleißigen Hände an, so hätten wir hierin eine rechte Volkskunst großen Stiles. Nicht in Fabriken, sondern im Bauernhaus entsteht die Spitze. Und trotzdem hat sie in ihren Erzeugnissen alle Merkmale dessen, was sie als Handelskunst kennzeichnet: Der Rohstoff wird eingeführt, die Anfertiger verbrauchen die Erzeugnisse nicht selbst, sondern verkaufen sie durch den Fernhandel. Es ist lediglich ein dezentralisierter Fabrikbetrieb, durch welchen die Spitze entsteht. Wo auch kapitalkräftige Männer sich einer notleidenden wirklichen Volkskunst annehmen, so geschieht dies nicht in der Absicht, das Kleid, die Stube des Bauern in besserer Weise auszustatten, sondern seine künstlerische Kraft für den Handelsmarkt zu verwerten. Damit zwingt man die Volkskunst unter die Gesetze von Angebot und Nachfrage, schafft man einen Stamm besonders geschickter Arbeiter — und diese werden besonders geschickt dadurch, daß sie aufhören, alle im Haushalt bisher üblichen Kunstfertigkeiten zu betreiben, Bauern im alten Sinn zu sein; — man schafft also aus dem Bauern einen Arbeiter. Es gelingt damit vielleicht in ein verarmtes Haus Wohlstand zu bringen, man zerstört aber die Volkskunst selbst, wenn man Dinge erzeugt, die den von dieser geschaffenen vollkommen gleichen. Man kann sicher sein, daß nach einem Jahrzehnt dieses Gleichen sein Ende erlangte! Es wird ein Zeichner angenommen, der neue Muster macht, es werden bessere Rohstoffe verschrieben, es wird eben die Volkskunst

„gehoben", in den Sattel gehoben, nur zu oft mit so kräftigem Schwung, daß sie alsbald auf der anderen Seite des Gaules wieder herunterfällt.

So mit der Kleidung. Der Rock des deutschen Bauern ist wohl schon seit dem Mittelalter in den Städten gemacht worden. Lundisches Tuch — also solches aus London — orientalische Seiden, vlämisches Leinen ist in den Tuchhallen aller deutschen Städte schon sehr früh ausgelegt worden, von den Tuchwalkern, Scheerern und Webern überall nachgeahmt worden. Man muß die Geschichte, z. B. des Handels auf dem Mittelmeer oder der flandrischen und italienischen Städte verfolgen, will man sich einen Begriff von der Handelsbewegung dieser Zeiten machen. Wenn die Florentiner fast die ganze Wolle Englands aufkauften, um den Orient damit zu versehen, wenn ein Krieg zwischen dem christlichen Königreich Cypern mit dem Sultan von Ägypten schwere Handelsstockungen in Yeperen und Brüssel herbeiführt, so sind das nur ein paar Züge, die Zeugnis ablegen sollen von der Bedeutung des Welthandels selbst in der Zeit kurz nach den Kreuzzügen. Wenn die sächsischen Kurfürsten im 15. Jahrhundert auf der Leipziger Messe ihre Einkäufe an Tuch machten und zugleich sich von Künstlern „Männlein" für die Hofkleider, d. h. also „Figurinen" für die Uniformen ihrer Bediensteten zeichnen ließen, so stehen wir Modeverhältnissen gegenüber, die den unsrigen verwandt sind. Der sächsische Bauer trug wohl kein lundisches Tuch und nicht den Schnitt der Hofdiener, aber er trug sich diesen so ähnlich als möglich, er ahmte die städtische Tracht nach, er gab schon damals seine Volkstracht dahin um eine Modetracht zu erlangen.

Das ist durch das ganze Volk so gegangen: man kleidete sich nach dem Vorbilde derer, die das Kleid am öftersten wechseln und am reichsten ausstatten konnten. Das Geld entschied schon damals, während in der Volkstracht der Fleiß und das Geschick der Hausbewohner entscheidet. Gerade die zahlreichen Kleiderordnungen, jene polizeilichen Maßnahmen gegen das Tragen der dem Träger nicht zukommenden Kleidung legen Zeugnis hierfür ab. Man irrt, wenn man glaubt, sie geben einen anderen geschichtlichen Anhalt, als daß sie uns darüber belehren, was verboten, also inwieweit das Empfinden der Zeit für das Schickliche überschritten wurde. Weil wir heute ein Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb im Geschäftsleben haben, hat dieses doch nicht aufgehört. Das Gesetz bekundet nicht das Ende des verfolgten Vergehens, sondern dessen vielfaches Vorkommen. Aus den Kleiderordnungen und namentlich aus dem wiederholten Erlaß solcher dürfen wir nur auf bestehende Unordnung schließen, und das ist allemal das Hinübergreifen der Niedrigstehenden in die Tracht der Höherstehenden. Daß so oft Kleiderordnungen sich nötig machten, zeigt nur an, wie lebhaft das Bestreben war, gegen den in ihnen niedergelegten Geist der Beschränkung sich zu versündigen.

Manchmal freilich mag es einer guten Polizei gelungen sein, dem Bauern eine Kleiderform zu nehmen, die er erstrebte. Aber solche Formen wechselten, ja bei lebhaftem Modetreiben rasch, das Verbot war bald nicht mehr das Erstrebte. Neue Erlasse mußten erfolgen, das Gesetz kam notwendigerweise stets um eine Spanne Zeit zu spät. Mit dem Wechsel der Mode wechselte das kaufmännische Angebot. Denn selbst die größte Herrin der Moden, die wohl je regierte, die Kaiserin Eugenie von Frankreich, hat nie ein Kleid „kreiert", dessen Muster nicht ein Jahr vorher der Zeichner entwarf, dessen Rohstoffe nicht die Spinnerei vorher herstellte, dessen Farben nicht der Fabrikant wählte: zu allen Zeiten machten nicht die Träger, sondern die Erzeuger die Mode. Volkstracht entsteht nur, wo beides eine Person oder doch nahestehende sind.

Wie nun manche Leute eines Tages sich entschlossen, weitere Moden nicht mehr mitzumachen, sich mit der einmal erlangten Kleiderform begnügen und von nun an das Fortschreiten anderer gern für Thorheit erklären, weil ihnen selbst die Lust und Kraft zum Fortbilden der Formgedanken verloren ging, so haben es auch die Völker gethan, wenigstens die, welche die geschichtlichen Ereignisse außer Verkehr setzten, die, welche die Verhältnisse hinderten, sich geistig zu verjüngen, die eine Zeit des Alters, der geistigen Schwäche durchzumachen hatten.

Es ist daher meines Ermessens ein unberechtigtes Beginnen, dem Bauern zuzurufen: „Trage Du Dein altes Kleid, uns, den Städtern, zu liebe. Denn Du erscheinst uns in Deiner im stillen belächelten Altertümlichkeit belustigend, Du machst uns mehr Spaß, wenn Du Dich absonderlich kleidest, als wenn Du uns nachahmst!" Will man das Bauernkleid erhalten, so muß man sich mit dem Gedanken befreunden, es selbst zu tragen. Freilich Hottenroth erzählt uns in seinem trefflichen, eben erschienenen Buch „Deutsche Volkstrachten"*), dem besten dieser Art, welches wir besitzen, daß die süddeutsche Schaube durch französische Offiziere an den Hof Ludwigs XIV. gebracht worden sei, dort als Justaukorps Hof- und Soldatentracht geworden und somit zu dem Hauptstück der militärischen Tracht bis auf den heutigen Tag geworden sei, die im Waffenrock wie im Interimsrock der Offiziere sich wiederspiegelt. Das wäre also ein Vorgang der Aufnahme einer Bauerntracht durch die vornehmeren Gesellschaftskreise. Eine solche verspricht nur dann Erfolg, wenn sie von einem Mittelpunkt der Mode ausgeht, der einen vorherrschenden Einfluß auf den Gesamtgeschmack hat. Noch in jüngster Zeit sahen wir in der Tracht der Kinder, in der Hutform der Frauen starke Anlehnungen an die

*) Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Süd- und Südwestdeutschland. Von Friedrich Hottenroth. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller 1898. (VII und 224 S., reich illustriert).

russischen Bauernkleider. Sie hatte ihren Ursprung in der Russen-Begeisterung, welche Paris erfaßt hatte. Bei uns las man wohl, daß die Mode diese Hüte als „russisch" bezeichnete, aber die deutschen Mädchen ahnten schwerlich, daß sie mit ihren breitköpfigen Stroh- und Filzhüten gegen den Dreibund zu demonstrieren halfen. Kein Mensch und Deutschland hat meines Wissens von diesem Vorgange Kenntnis genommen: Ein Beweis mehr dafür, wie wenig der Geschmack der Träger heute bestimmend auf die Mode wirkt.

Wer aber wird hoffen, daß diese sich der Altenburger oder der Vogtländer Tracht annehmen werde!

Anders steht es mit der Tiroler Tracht. Wir sehen viele Städter, die zugleich Alpenfreunde sind, sie anlegen, sobald sie den Staub Münchens von den Schuhen geschüttelt haben; wir sehen, daß die Jäger überall bei ihr Anleihen machen, daß der Loden, das Erzeugnis der Alpenländer, bei uns ein modischer Stoff wurde. Hier handelt es sich darum, daß der Städter das Leben des Älpler selbst aufnimmt, Berge besteigt, im Walde lebt, daß er in dem vom Bedürfnis bestimmten Gewande sich selbst bequem befindet. Wenn unsere Damen einmal das Kartoffelhacken und Kühemelken, das Mistfahren und Heumachen als Sport betreiben werden und wenn sich Altenburg als ein hierfür besonders geeigneter Boden erweist, dann ist zu hoffen, daß die Altenburger Tracht wieder Mode wird, dann werden wir mit besserem Erfolg den jungen Leuten aus den dortigen Dörfern zureden können, ihre Tracht zu behalten.

Aber meine Absicht ist nicht zu scherzen. Unsere Tracht steht unter einem sehr strengen Herrn, nämlich unter der Oberhoheit der Konfektion, der fabrikmäßigen Schneiderei. Dadurch wird vollends dem Träger die Möglichkeit genommen, sich individuell zu kleiden. Bestimmte von jeher weit mehr das Angebot als die Nachfrage die Beschaffenheit der Stoffe, war bei der Schneiderin im Hause oder bei dem auf den Geschmack des Bestellers Rücksicht nehmenden Schneidermeister die Wahl des Rockes ein Gegenstand gemeinsamer Beratung über die verschiedenen Modeblätter oder bei Einzelnen sogar über die persönlichen Wünsche, so kauft heute schon eine große Zahl von Bauern, mir will fast scheinen in Sachsen schon die Mehrzahl, nicht den Stoff, sondern das fertige Gewand: das heißt, aus einer sehr bescheidenen Zahl von Schnittarten wählt er den ihm passend erscheinenden. Seine Selbstständigkeit im Urteil wird durch den Umfang des Vorhandenen, durch die Größe der Auswahl beschränkt. Und der Händler hat den größten Vorteil davon, wenn die Zahl der Schnittarten, die er auf Lager haben muß, so klein als möglich wird. Der Ärmere wechselt den Rock erst, wenn er abgetragen ist, nicht wenn er unmodern geworden ist. Giebt er alle Jahre eine Sorte Röcke für Ältere und eine für Jüngere, so ist er aller Wahl und aller Qual enthoben. Er kriecht in die Uniform, welche die Konfektion ihm aufzwang, die Großindustrie ihn zu wählen nötigt.

Gehen wir einmal durch die Geschäfte Dresdens, auch die vornehmeren, und suchen wir, wie groß die Auswahl in der Tracht z. B. eines Knaben von 8 Jahren ist! Vergleicht man damit Modejournale aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, so wird man staunen, wie weit wir an Phantasie durch die Großindustrie heruntergekommen, wie geistlos die Tracht heute geworden ist, namentlich die männliche.

Dem Bauernmädchen gehen mit den Zeitungen die Reklamebilder zu; da heißt es: „Façon Norma, ein fesches Jacket; Frida, ein apartes Jacket; Selma, ein chikes Jacket!“ Aber Norma, Frida und Selma sehen aus, als seien sie alle aus derselben Schachtel genommen. Das Bauernmädchen hat nur die Wahl, mit dem fesch, apart oder chik sich abzufinden, so gut es gehen will, wenn sie in der Stadt kaufen will: die Stoffe, die sie zu ihrer Volkstracht braucht, von diesen sagt der Händler ihr lächelnd: Meine Beste, das führen wir nicht! Und findet sie den Stoff, so muß sie das Kleid selbst schneidern. Trotzdem wird es ihr teurer, als das in Masse erzeugte Konfektionsstück! Es giebt Länder, in welchen die Volkstracht erhalten bleibt. Nur zu oft zeigt sich in ihr eine künstliche Ländlichkeit. Die Schweizerinnen, die auf den Bahnhöfen und in den Hotels Blumen ausbieten, ihre vierländerischen Schwestern in Hamburg, die Chioccaren-Modelle der spanischen Truppe in Rom oder die Hochland-Dudelsackpfeifer in Glasgow — sie sind nicht gerade erfreuliche Erscheinungen. Wenn das Geschäft vorüber ist, ziehen sie sich „fein“ an, denn das Volkskleid ist ihnen nur noch ein Stück Geschäft. Der Bauer, der sich in seiner Tracht selbst „kostümiert“ vorkommt, der ist kein erstrebenswertes Ziel.

Aber einen Weg giebt es, die Eintönigkeit der Mode zu durchbrechen. Dieser wird rüstig beschritten und bringt uns das erwünschte Leben in die trostlose Tagestracht: nämlich die Absage gegen die Spießbürgerei, gegen die, welche keinen eigenen Geschmack haben und daher über das ihnen Fremdartige lächeln. Es gehörte für die ersten Radler Mut dazu, für Männlein wie für Weiblein, die für ihr Beginnen bequeme Tracht öffentlich zu zeigen. Sie haben gesiegt. Alle die vielen Bestrebungen auf „rationelle“ Tracht, so oft auch die so arg mißbrauchte ratio dabei recht ungeschickte Anzapfungen sich gefallen lassen muß, scheinen mir durchaus unterstützenswert. Ich habe stets, auch in der Öffentlichkeit, zu den Verteidigern Pudors und Dieffenbachs gehört, der Apostel für „naturgemäße“ Kleidung. Nicht weil sie mich überzeugt hatten, daß ihr Gewand das für uns alle Richtige sei, sondern weil ich die Beschäftigung mit solchen Fragen für nützlich halte. Ich habe Pudors Bestrebungen allezeit für klüger gehalten, als die Witze, welche über sie gemacht wurden; denn das Dümmste in Kleiderfragen ist doch wohl das Hinleben unter der Knechtschaft der Mode, wie wir, oder wenn das kränken sollte, wie ich es betreibe: dessen bin ich mir ganz klar, daß mein schwarzer Frack viel lächerlicher ist, als das

härene Gewand eines Kleiderapostels. Einst erschien uns der Engländer „spleenig", wenn er in Pumphosen und Shawl durch unsere Straßen zog, in einem ihm bequem erscheinenden Gewand. Er hatte den glücklichen Mut, sich nicht darum zu kümmern, ob ihn Frau Stadtrat Müller oder Herr Hofrat Schulze für „verrückt" erklärten. Jetzt ahmen wir ihn nach. Schon das scheint mir ein Vorteil, besser schiene es mir, wenn wir selbständig das uns Bequeme, uns Behagende, uns Gefallende zu schaffen und zu tragen uns gewöhnen, unbekümmert um den Geschmack anderer, um die Mode. Nicht von anderen, sondern von uns selbst sollen wir statt Modetracht Volkstracht, Sondertracht fordern. Wir höhnten über „Zopf", als mit der Durchführung der Reichs-Justizgesetze die Amtstracht der Richter aufkam. Heute spottet kein Mensch mehr darüber. Nur ist die sich hier äußernde Bewegung auf Sondertracht viel zu wenig fortgeführt, die neue Tracht viel zu sehr unter feste Gesetze gestellt worden. Niemand beklagt es, daß die Soldaten, die Geistlichen, die Bergleute, die Förster, die Studenten ihre besondere Tracht haben. Ich würde es als einen ästhetischen Fortschritt begrüßen, wenn z. B. wir Lehrer öffentlicher Schulanstalten eine Amtstracht einführten. Nicht eine draußen im Leben zwangsweise zu tragende Uniform, sondern ein bequemes, zweckdienliches, gefälliges Arbeitskleid, das zugleich zum Ehrenkleid wird. Der Überärmel aus schwarzem Tafft, der des Schulmeisterleins Rock vor Tintenflecken bewahren soll, ist mir stets als ein beachtenswerter Anfang einer vernünftigen Lehrertracht erschienen, wenn ich mit Kreide bestaubt von der Tafel des Lehrsaales der Technischen Hochschule heimkehren wollte. Nach dieser Richtung etwas Zweckdienliches zu schaffen soll das Gewerbe sich mühen. Es wird schweren Stand haben, denn der Schulmeister ist nicht nur ein Pedant, er ist auch ganz außerordentlich eitel, er wird aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, sehr schwer zu erziehen sein, in Schönheitsfragen selbständig zu denken. Er wird an sich zu erproben haben, inwieweit der an die Bauern gerichtete Wunsch, daß er eine Sondertracht trage, für den Träger angenehm ist. Aber ich zweifle nicht, daß er sich mit seinem Kleid ebensosehr aussöhnen würde wie der Jurist. Wenn nur kein Zwang obwaltet, wenn nur das Kleid sachlich einen wirklichen Vorteil bietet. Am Berufsstolz wird es nicht fehlen. Sehen wir doch so oft, wie die Berufe sich durch kleine Merkmale in der Tracht unter einander erkenntlich machen: und seien es die Metzger durch ihre Ballonmützen. Wir sollen auch über diese Bestrebungen nicht höhnen, sondern sie — ohne Zwang — zu fördern suchen, unbeirrt um das Mißfallen derer, die für etwas Anderes zu gelten wünschen, als sie sind. Unseres Volkes Leben ist Arbeit: Es gliedere sich auch äußerlich durch den Beruf. Es wird unser Gesamterscheinen nur gewinnen, wenn durch Berufstrachten in die Erscheinung des Volkes Abwechslung und in die Seelen der Menschen Standesgefühl käme.

Doch das ist nach der meisten Menschen Ansicht eine sehr veraltete, ja gefährliche Meinung. Der „Fortschritt" und die „Gleichheit" bäumen sich dagegen auf. Ich kenne die Theorie der Gleichheit der Menschen sehr wohl, aber seit ich sehen und denken gelernt habe, sind mir noch nie zwei gleiche Menschen begegnet. Ich habe mir daher meine Theorie der Ungleichheit gemacht, welche als Ziel die Herausbildung dessen hat, was in jedem Besonderes sitzt. Mir will scheinen, als sei es besser, die Pflanzen treiben zu lassen, und wenn selbst ein Gestrüpp daraus wird, als sie alle mit der Gärtnerschere zu beschneiden. Ich trage um dieser Ansicht willen gern den Vorwurf, veraltet zu sein; denn ich weiß, daß die Alten diese Ansicht nicht hatten. Wohl aber hoffe ich, daß die Jungen sie einst haben werden, wenn die seit 30 Jahren sich jung Dünkenden erst in ihrer Altmodischkeit erkannt sind. Sonderart, geschichtlich begründetes Dasein, altväterische Sitte verträgt sich meiner Auffassung nach sehr gut mit Freiheit und mit Fortschritt: sie sind kein Widerspruch. Das freieste Volk sind die Engländer und mehr als das republikanische Parlament in Paris hat das monarchische in London auf den Gang der staatlichen Verhältnisse Einfluß, mehr als jenes ist es eine dem staatlichen Fortschreiten dienende Körperschaft. Und doch hat der Sprecher des Unterhauses noch heute die weiße Allongeperücke auf dem Kopfe und sitzt er auf dem historischen Wollsack. Das ist der Ausdruck einer historischen Macht in England. Dort trägt der Vornehmste die überkommene Tracht, bei uns wollen wir mit dem Erhalten unten beginnen, nachdem die Vornehmen darauf verzichteten. Das ist ein Mißgriff, der ins Leere faßt. Wenn ich also mir sehr wenig Erfolg vom Festhalten der alten Volkstrachten erhoffe, so umsomehr vom Schaffen neuer. Die Volkskunde soll uns lehren, wie reich wir einst waren; sie soll uns anspornen, diese Reichtümer neu zu schaffen.

Sachregiſter.

(Bearbeitet von Paul Schellenberg.)

Abendmahlkelche 374. 375.
Aberglaube 293 ff. 311.
— bei den Wenden 348 ff.
Abgaben 90 ff. 138 ff. 145.
Abortanlagen 410. 416.
Ackerbau 49. 53. 56. 69. 79. 82. 85. 140. 164.
Ackerbeſtellung 393.
Ackerbürger 434.
Adel 60 ff. 84. 145. 169.
—, ſeine wirtſchaftl. Macht 168 ff.
Adorf 483.
Agricola, Georg 446.
—, Johannes 292. 305.
Akkordarbeiten im Baugewerbe 407.
Albinus, Petrus 446. 448.
Allmende 99. 139.
Alp 296. 301. 359.
Alpentracht 504.
Altäre 367. 378.
Altarleuchter 378.
Altarſchrein 373.
Altdeutſche Gebäude 436.
Alte, der (Bezeichnung für letzte Garbe) 290 ff.
Altenbach 364.
Altenberg 390.
Altenburger Krüge 451 ff.
— Tracht 492 ff. 498.
Altersgliederung 205 ff.
Altzelle 77. 127. 143. 365.
Amira, Karl v. 299.
Amtſaſſen 62. 168.
Amtsbücher 163.
Anbindebaum 416.
Anbinden (Schnüren) 252.
Andreaskreuze 428.
Andreastag 275. 280. 300. 309 ff. 350.
Angang 299. 300.
Anna, Kurfürſtin 447.
Annaberg 444. 445. 466.
Anſiedelung ſiehe: Beſiedelung.
Anſiedelungsplätze 31. 46.
Anſpänner 175. 395. 407.
Anſprung 467.
Anzucht 425.
Äpfel (Weihnachts-) 280.
Apoſtelkrüge 453. 456.
Ariſtoteles 10.
Arkynnen ſiehe Herzynen
Aſchanes 5. 6. 8.
Aſchersleben 6.
Askanier ſiehe Aſchanes
Aue 369. 469 ff.
„Auf die lange Bank ſchieben“ Urſprung 405.
Aufteilung des ländl. Beſitzes 55. 64. 81. 162. 164.
Auguſt, Kurfürſt 164. 167. 281. 373. 433.
Auguſt d. Starke 170. 182. 498.
Auguſtiner Chorherren 365.
Ausgebautes Gut 391.
Ausgrabungen 28 ff.
Austragſtübel 416.
Auswanderung ſiehe Wanderung.
Auszügler 390. 396. 416 ff.
Avaren 51 ff. 103.
Babisnau 393.
Backhäuſer 401.
Backofen 401.
Baldur 276.
Bandkeramik 30.
Bannmeile 142.
Banſe 418 ff.
Bärenfels 412. 414.
Bartel (Kopfbedeckung) 492.
Baudienſte 433.
Bauer, der deutſche 66. 120. 395.
Bäuerliche Kleinkunſt 437 ff.
Bauernhaus 386 ff.
Bauernhof 396 ff.
Bauernſtube, altenburger 484 ff.

Bauernſtube, vogtländiſche 466. 480 ff.
—, wendiſche 466. 482. 485.
Bäume als Feuerſchutz 398.
Begriff der Bauernkunſt 438 ff.
Beiersdorf 369. 455.
Beleidigung 221.
Below, Georg v. 114 ff.
Benediktiner 78. 120. 129. 137.
Bergbau 14. 16. 75. 143 ff. 183.
Bergleute, Harzer 75. 143 ff. 390.
Berger, Arnold E. 234.
Berggeiſter 308.
Bergmannsleuchter 467.
Berling, Karl 440. 443 ff.
Berndietrich 305. 307 ff. 358.
Berufsſtatiſtik 174.
Berufstrachten 506.
Beſiedelung Sachſens 52 ff. 58 ff. 161. 163.
Bethlehem 468 ff.
Betrug 219.
Bett 477. 483.
Bevölkerung 157 ff.
Bevölkerungsdichtigkeit 185. 192.
Bevölkerungsgliederung 197 ff.
Bevölkerungsgröße der Städte 171. 188 ff.
— — — des Landes 184 ff.
Bevölkerungszählung 171. 174 ff. 195.
Bibel 4 ff. 378.
Biberſchwanz 414.
Bienenſtock 422.
Bienenvater 346.
Bierbrauerei 142. 174. 431. 434.
Bierkrüge 457. 464.
Bilder als Wandſchmuck 469.
Bildungskapital 207 ff.
Bilmſchnitter 303
Biſchofswerda 462.
Blitzableiter 414 ff.
Blutbann 91.
Bockau 427.
Bocksmärte 301.
Bohlenſtuhl 389. 427.
Böhlitz 375.
Böhmerwald 9.
Böhmiſche Wälder 13.
Bomätſcher 314.
Bornkindel 278. 471.
Borſtendorf 467.
Borta (Kopfbedeckung d. Wendinnen) 323. 345. 490.
Boſau 128
Boſel 398.
Böttiger, Karl Wilh. 175.
Brandſtiftung 219.
Braugerechtigkeit = Bierbrauerei
Breitopf 462.
Brennerei 431. 434.
Brennholzvorräte 412.
Brezel 282.
Bronzegeräte 33 ff.
Brunnen 424.
Bucht 485.
Budiſſin 116.
Bumede 90.
Burg 135 ff.
Bürgermeiſter 151.
Burgfriede 139.
Burggrafen 136. 151.
Burgunder 3.
Burgwälle 46.
Burgwardverfaſſung 60 ff. 118.
Burgwart 118.
Buttermaſchine 404.
Cäſar, Julius 10.
Castellanus 118.
Centenar 146.
čěpc (wendiſche Frauenhaube) 345 490.
Chemnitz 129. 134. 145. 189. 402.
Chemnitzer Rockenphiloſophie 299. 304. 309.
Chorgeſtühl 374. 472.
Chriſtabend 300.
Chriſtbaum 276. 279 ff.
Chriſtgarten 468.
Chriſtiansdorf 127. 133.
Chriſtkind 278.
Chriſtſtollen 276 ff. 282.
Ciſterzienſer 76. 79. 127. 364. 365.
Connewitz 477.
Croſſen 472.
Croſtwitz 490.
Curtis 63.
Cusanus 13.
Czechen 51. 59.
Dachaufbauten 411.
Dachdeckung 389. 397. 413.
Dachformen 386. 389 ff. 412.
Dachräume 413.
Dachrinnen 414. 425. 429.
Daleminzier 59. 116. 118.
Däumlinge 355.

Decanus 147.
Deckengeſtaltung der Bauernſtube 406.
Deichſelrecht 418.
Demiani 466.
Depotfunde 34. 35.
Deutung von Familiennamen 388. 391. 395. 396. 398. 401. 408. 424. 432.
Dialekte 257 ff.
Dichtigkeit der Bevölkerung 185. 192.
Diebſtahl 219.
Dieffenbach als Kleiderapoſtel 505.
Dielung 404.
Dienſtmädchen als Quelle des Volksliedes 240.
Dietrich von Bern 305. 307 ff. 358.
Dinghaus 149.
Dippoldiswalde 463 ff.
Dittersbach (Rittergut) 431.
Dohna 463.
Dominikaner 126. 373.
Doppelte Balkenlage 406.
Doppelte Umfaſſungen 408.
Dorf- und Fluranlage 96 ff. 385.
Dörfer 55.
Dorfgründungen 87.
Dorfkirche 363 ff.
Dorfordnungen 91. 164.
Dorfrichter 423. 430 ff.
Dorfzimmerleute 414.
Drachengeiſter 303 ff. 354.
Dreifelderwirtſchaft 99. 100.
Dreſcherhäuschen 164.
Dreſchgebräuche 290 ff. 339.
Dresden 123 ff. 140. 173. 189. 433. 464.
Druckgeiſter 301.
Drudenfuß 302
Dudelſack 335.
Dunger, Herm. 321. 322.
Düngerſtätte 415. 423.
Dunſthauben 419.
Dzierzonſtock 422.
Ebersdorf 413. 472.
Edda 276. 322.
Eheſchließungen 209 ff.
Ehrlichſches Geſtift 434.
Eierzins 141.
Einfahrtsthor 397.
Einfriedigungen 425.
Einhüftige Gebäude 390 ff.
Einſchlachten 277. 291.
Einteilung der Dorfbewohner — der Gehöfte } 395 ff.
Einwanderung deutſcher Stämme 95. 161.
Einwanderung ſiehe Wanderung.
Eiſenbahn 246. 248.
Elbersdorf 428.
Elbſandſteingebirge 20.
Elſtergebirge 18.
Elſtra 462.
Emporen 376 ff.
Enderlein 466.
Engel (Statiſtiker) 209.
Engern 6.
Entwäſſerung 424.
Epiphanias 276.
Erbbücher 163.
Erbgericht 430.
Erbisdorf 472.
Erblichkeit des Beſitzes 92 ff.
Erbrittergut 431.
Erbzins 80. 145.
Erbzinsrecht 94.
Erbzinsregiſter 164.
Erkynia 10.
Ernteſeſt 290 ff.
Erwin von Steinbach 365.
Erzgebirge 12 ff. 63. 285. 287. 290. 292. 297. 303 ff. 308 ff 385. 390. 392. 403 422. 424. 426. 429. 430. 456. 467 ff. 471. 478.
Eugenie, Kaiſerin 503.
Eulen als Schutz gegen Hexen 302.
Eulenloch 414.
Eutritzſch 472.
Falkenhain 397.
Falkenſtein 6.
Falteuland 8.
Familiennamen (Teichert, Sünderhauf, Hübner, Hofmann, Lindner ꝛc.), ihre Deutung 388 391. 395. 396. 398. 401. 408. 424. 432.
Familienſtand 210 ff.
Faſtenbrezel 282.
Faſtengebräuche bei den Wenden 338. 349.
Faſtnacht 277. 282. 292.
Fauſtſage bei den Wenden 359.
Feimen 412.
Feldgeiſter 359.
Fenſter 410.
Fenſterſohlbänke 429.
Fenſterumrahmungen 408. 429.

Fergunna 10.
Feuer in den Volksbräuchen 288 ff. 349.
Feuermandat v. 1775 401.
Feuersicherheit 425.
Fichtelschänke 429. 430.
Flächenmaße 396.
Flachgräber 36.
Flachschnitzerei 472 ff.
Flemminger Societät 76.
Flötner, Peter 466.
Flurengänge und -Reiten 134. 285.
Flurzwang 100.
Folgengut 433 ff.
Formgedanken 499.
Formsteine 441.
Forst- und Holzordnung v. Jahre 1560 407.
Franken 3. 6. 74.
Fränkische Grundform der Wohngebäude 391.
Franziskaner 129. 373.
Frauenfrage 211.
Frauenüberschuß 200 ff. 210 ff.
Freiberg 75. 127. 138. 140. 143. 153. 390.
Freigut 430 ff.
Freihöfe 136.
Freytag, Gustav 242.
Friedersdorf 388. 411.
Friese, Mag. 493.
Frô 276.
Frohburg 463.
Frohne 433.
Fuchshain 372.
Füllmund 407.
Gänse 420.
Gartennahrung 395.
Gärtner (hortulani) 85. 96. 395.
Gebäudestellung zur Straße 387. 391.
Gebirgische Grundform der Wohngebäude 390.
Gebirgssysteme 9.
Geborene 178. 198 ff.
Geburtenfrequenz 212 ff.
Gebürtigkeitsstatistik 175 ff. 192.
Geising 435. 458 466.
Geisterglaube 296 ff.
Geithain 304.
Gemeindeverfassung 120.
Gemeindeversammlungen der Wenden 384.
Generalkonsumtionsaccise 182.
Geologische Gestaltung 12. 26 ff.
Georg der Bärtige 448.
Gerichte 430 ff.
Gerichtsbarkeit } 90 ff. 120. 146 ff. 431.
Gerichtsverfassung }
Germanisierung 58 ff. 71 ff.
Gero, Markgraf 60.
Gerung, Bischof 78.
Geschichte Sachsens, älteste 6 ff.
Geschiedene siehe Familienstand.
Geschirrtöpferei 443 ff.
Geschlechtsverhältnisse der Bevölkerung 198 ff.
Gesellenumzüge 290.
Gespenstersagen 298.
Gestorbene 181. 198 ff.
Gestühl 374. 472.
Getaufte 181.
Getraute 181.
Getreidepreise 180.
Getreideschnitter 303 ff.
Getrennte Keller 408. 409.
Gewalt und Drohung 217.
Gewandhäuser 138.
Gewandschneider 141.
Gewanndorf 99.
Gewanne 98 ff.
Gewerbliche Thätigkeit 57. 65 ff.
Giebelwände 393 ff. 413. 428 ff.
Giesebrecht 7.
Gießhütten 375.
Gläser 464 ff.
Glasurtöpferei 440 ff.
Glauchau 448. 463.
Gliederung der Bevölkerung 197 ff.
Glocken (Kirchen-) 368. 374 ff.
Göda 490.
Gommlitz 391. 428.
Göpel 420.
Goppeln 411.
Göppersdorf 479.
Gorbitz 433. 473.
Goethe 232. 234. 248.
Gotik 364 ff. 497.
Gräberfelder 37 ff.
Gräberfunde 31. 34 ff. 297.
Gräberschmücken am Johannistage 290.
Grabkreuze 380. 471.
Grabsteine 376. 380.
Grangien 79.
Graunt, John 158.
Grauwerkstöpferei 447.
Greisentum 207.

Grethen 366.
Grimm, Gebr. 5
Grimma 365 368.
Grods 62.
Groitzsch 371.
Großdölzig 372.
Großstädten 392.
Großzschocher 375.
Großwiederitzsch 368.
Grundformen der Wohnhäuser 384. 386. 390. 391. 396 ff.
Gründonnerstag 283 ff. 339. 350.
Grünfutterschuppen 416.
Grünhainichen 466 ff.
Grußformeln der Wenden 333.
Gunzelin, Graf 70
Gurlitt, Corn. 448.
Gußsunde 35.
Häckselkammer 417.
Hacksilbersunde 48.
Hagenhufe 82. 101.
Halbbauern 164.
Halbhufner 164.
Handelsverkehr 65 ff. 136 ff.
Handtuch 485.
Handwerker 96. 141. 175.
Handwerkslieder 5.
Hängewiege 483.
Harzer Bergleute 75. 143 ff. 390.
Haubenfleck 492.
Hausendorf 97. 108.
Haus 399 ff.
Hausfriedensbruch 221.
Hausgeister 304. 352 ff.
Hausgenossen 164 ff. 396.
Hausindustrie 183. 192 500 ff.
Hauskommunionen 55.
Häusler 164. 175. 395.
Häuslernahrung 393.
Hausrat, bäuerlicher 471 ff.
Hausthür 399.
Hecken 425.
Hehlerei 221.
Heidelbeeren 249.
Heidelberg 467.
Heimchen 301. 308.
Heinrich I. 53. 61. 117.
Heinrich der Erlauchte 131. 138. 151.
Heizeinrichtungen 402.
Helfenberg (Rittergut) 432.
Helmold (Geschichtsschreiber des 12. Jahrhunderts) 56.
Helle 336. 405. 481.
Herder 232. 235. 329.
Herdfeuer 401.
Hermsdorf 401. 405.
Herzog, Chr. G. 113.
Herzynen 10. 11.
Heuboden 417.
Heugütel 304.
Heurutschen 410.
Heveller 59.
Hexenglaube 301.
Hexenschuß 301. 302.
Hilger, Glockengießer 375.
Himpaue 483.
Hinterdaubitz 426.
Hinterhermsdorf 399.
Hintersassen 68. 145. 395. 407.
Hinterzinnwald 425.
Hirschvogel, Aug. 444.
Hirschvogelkrüge 444 ff.
Hochkirch 490.
Hochzeitsbräuche 342 ff. 490.
Hofabschluß 391. 396.
Hofeinfahrt 397 ff.
Hoffmann, C. S. 113.
Hoflößnitz 433.
Hofmann, Reinhold 445 ff.
Hofmauer 397.
Höhenlage, ihr Einfluß auf die Dichtigkeit der Bevölkerung 188.
Hohenleuben 466.
Hohlofen 402.
Hohnstein 472.
Hoiste 399.
Holle, Frau 305 ff. 309.
Hölle (Platz hinter dem Ofen) siehe: Helle.
Holzdiemen 412.
Holzgeschirr 466 ff.
Holz-Kirchen 367.
Holzschnitzereien 373 ff. 467. 471 ff.
Homer 5, 238.
Honig am Gründonnerstag 339.
Hörige 66.
Hormt 323. 490. 494.
Hörnersymbol 394. 429.
Hortulani 85. 96. 395.
Hosenheben 493.
Hospites 83.

Hostienteller 374.
Hottenroth, Friedr. 495. 503.
Hufe bei Frauenstein 391.
Hufeisen als Schutz gegen Hexen 302. 400.
Hufen 98 ff.
Hufner 164 ff. 395.
Hügelgräber 36.
Hühner 421.
Humpawa 483.
Hund 423.
Hünenbetten 31.
Hungersnot 180.
Hutberg 308.
Hütchen (Hausgeist) 304.
Jagd 49. 53.
Jagdkrüge 453.
Jäger, der wilde 305 ff. 358.
Jahna 116. 118.
Jauchenabflüsse 415. 423.
Individualforschung 158
Industrie, erste Anfänge 143 ff.
Industrielle Bedeutung Sachsens 175. 192 ff.
Innungen 141 ff.
Inschriften auf Kirchenglocken 368. 375. 376.
— auf keramischen Erzeugnissen 452 ff. 458. 459 ff.
— in Stuben 478 ff. 485.
Inventarisierung der Landeskräfte 170.
Johannisfeuer 283. 289 ff. 302.
Johannistag-Gebräuche 340.
Jól 276 ff.
Irrlichter, Irrwische 298. 359.
Irrwege des Bauwesens 435.
Jüdel (Hausgeist) 304.
Juden 4. 5. 144.
Jugendkraft der sächsischen Bevölkerung 206 ff.
Julfest 276 ff.
Kachelbäckerei 441 ff.
Kachelofen 401. 441 ff.
Kacheltopf 402.
Kaditz 388. 399.
Kaisersagen 308.
Kamenz 456. 462.
Kamin 401. 402.
Kammergut 433.
Kammern 410.
Kannelholz 485.
Kanzel 378. 379. 443. 472.
Karl der Große 7. 59. 308.
Karner 371.
Karolinger 7.
Kartoffelkeller 419.
Kartographie 13.
Käsebank 403. 478. 485.
Käsekorb 411. 478.
Katze 422.
Katzenveit 308.
Kaufbach 390. 393.
Kaufordnung und -Preise des ländlichen Besitzes 87. 89.
Käuzchen 300.
Kelche 374. 375.
Keller 408. 409.
Kellerbrunnen 424 ff.
Kentmann, Joh. 446.
Keramik 29 ff. 439 ff.
Kerbschnitt 472.
Kinderbrunnen 309.
Kinderlieder 250 ff.
Kinderreichtum 205.
Kirchberg 279. 471.
Kirche 63. 72. 78. 90. 119. 363 ff.
Kirchenbauten, ihr Einfluß auf die Tracht 498.
Kirchenglocken siehe Glocken.
Kirchweih siehe Kirmes.
Kirchenleuchter 374. 378.
Kirchtürme 376.
Kirmes 291.
Klaiber 389. 406.
Kleiderleiste 403.
Kleiderordnungen 502 ff.
Kleinzschachwitz 384.
Klinga 364. 366.
Klingelbeutel 378.
Klingenthal 285.
Klöster 16. 78 ff. 120. 129. 364. 365.
Kloster Buch 365.
Klostergut 431.
Knautnaundorf 371.
Knecht Ruprecht 275 ff. 278.
Kobolde 303 ff. 352 ff.
Kohlenberg 308.
Kohlenbergbau 17.
Köhler, Ernst 478. 480. 491.
Kohren 463.
Koller, Merten 444.
Kolonisatoren 77 ff.
Kolonisierung 58 ff.

Koloniſten, ihre Herkunft 74 ff.
Konfektion und Mode 504 ff.
Königsbrück 462.
Königshufe 98.
Kornbach 403. 429.
Körperverletzung 220.
Koſel, Gräfin 308.
Kötitz 429
Köpſchenbroda 397.
Kralapp 387.
Krämer 141.
Kräuterſammeln 283.
Kretzgarten 397.
Kreußener Ware 449 ff.
Kreyern 433.
Kriebſtein 302 432.
Krieg, 30 jähriger 169. 182. 295.
—, 7 jähriger 171, 178. 182
Kriminalität 216 ff.
Krippen 416.
Krippendarſtellungen 279. 469.
Krumhermersdorf 467.
Krüppelwalme 394. 413 419
Kruzifixe 374. 378.
Küchengoſſen 425.
Kuchenunterlagen 479.
Kuckuck 300.
Kudrun 7.
Kues, N. v. 13.
Kuhring 388. 423.
Kuhſtall 415 ff.
Kuhturm (Leipzig) 434.
Kultus (alter) 4.
Künſtleriſcher Geſichtspunkt des Bauernhofes 427.
Kutſchenremiſe 417.
Lage des Landes 8 ff.
Landesſchulgut 433.
Landwirtſchaftliche Bedeutung Sachſens 175. 192 ff. ſiehe auch: Ackerbau.
Landwirtſchaftliche Nebenbetriebe 430.
Langbein, A. F. E. 500.
Langburkersdorf 389.
Langenbach 485.
Langobarden 3.
Langreihenſyſtem 415.
Langtennen 418.
Lätare (Sonntag) 283.
La Tène-Funde 43 ff.
Laubengang 393. 410. 428.
Laubkönig 287.
Lauſitz 8. 12 ff. 24 ff. 182. 285. 291. 301. 302. 303 ff. 305. 309. 385 ff. 418. 422. 454. 462. 477.
Lauſitzer Gebirge 9. 23.
— Ware 454ff.
— Weberſtube 474.
Lehmſtake 400. 402. 406. 411.
Lehmſtakenwände 407.
Lehmwellerwand 406. 407.
Lehngericht 430 ff.
Leichenſchmaus 297 ff.
Leichenverbrennung 35. 43.
Leineweber 141.
Leinölflaſche 456.
Leipzig 25. 126. 140 ff. 173. 189. 440. 441.
Leſepult 472.
Leubnitz 397.
Leuchtkamine 402. 405.
Libarius, Biſchof 278.
Liebſtadt 472.
Lihe, Lihhut 483.
Lindner, Johannes 446. 448.
Liten 66.
Lohmen 427. 433.
Lokator 87. 89. 132.
Lorenz, Emil 113.
Lößnitz 470.
Lostage 300. 309.
Ludolfinger 7
Lündiſche Kleidung 327. 502.
Lupfurdum 25.
Luther 279. 281. 294.
Lutki 355 ff.
Lützen 472.
Mahra ſiehe Mare.
Maibäume 287 ff. 338.
Maienfeſte 286 ff.
Maikönig 287.
Maipaar 287.
Mancipia 68.
Manſardendach 412.
Mannſchaftszählungen 167 ff. 170 174 ff.
Manufakturen 183. 192.
Marbod 11. 12.
Marcellinus 6.
Mare 296. 301.
Marienberg 466.
Marken 59.
Märkte 119 ff. 136 ff.

Marktfriede 139.
Marktheorie 115.
Marktzoll 138.
Martinſchmaus 291.
Maurer, G. L. v. 114.
Medingen 421. 422.
Meier, John 233. 248.
Meineid 221.
Meißen 8. 53. 118. 125. 369. 378. 433.
Meitzen, Aug. 52. 87. 97. 98 ff. 413.
Mercator 136. 140 ff.
Merowinger 49.
Meſſe 119. 138.
Metallgeräte 33 ff.
Michaelistag 349.
Mickten 388
Mildheimer Liederbuch 232.
Milchkeller 409.
Milchſteine 424.
Milites agrarii 61 ff. 118.
Miriquido 10.
Miſſionsthätigkeit 119.
Mittagsfrau 359.
Mittelnhammer 429.
Mobiliar, bäuerliches 471 ff.
Modeerſcheinungen 499 ff.
Mord und Totſchlag 220.
Moritz, Kurfürſt 163. 433.
Moſen, Guſt. 254. 279.
Mucke, R. E. 315 ff. 491.
Mühlen 432.
Müller, A. 237 ff.
Mundarten 257 ff.
Mundmänner 164.
Münzen 48.
Muſikinſtrumente der Wenden 335.
Mutzſchen 377.
Nachtmare 301.
Näherrecht 90.
Namengebung bei den Wenden 342.
Narrenkirchweih 292.
Nationaltracht 498.
Naundorf bei Grillenburg 431.
Nebengebäude 416. 420 ff.
Nebenſtube 408.
Neolithiſche Zeit 27 ff.
Nerthus 287.
Neuhauſen 467.
Neujahrs-Gebräuche 281. 302. 349.
Neuzella 365.
Niederdeutſche Grundformen 394.
Niederländer 75.
Niederlößnitz 463.
Niederſteina 417.
Niesl, Chriſt. 445.
Nikolaustag 276 ff. 281.
Nimpſchen 365.
Normaltypus des ſächſiſchen Bauernhofs 396.
Notfeuer 289.
Nötigung 221.
Notzucht 217 ff.
Nutzen der Forſchungen 382.
Oberboden 412.
Obergeſchoß 389. 411.
Oberhof 147.
Oberreit 111.
Oberſtübel 389. 409. 411. 416.
Ofenbank 403. 483.
Ofengabel 402.
Ofeninduſtrie 442.
Ölsnitz 483. 485.
Opferſteine 297.
Orientierungsnamen 55.
Ortsnamen 53 ff. 385. 402.
Oſtereier 283. 284. 339.
Oſterfeuer 302.
Oſtergebräuche 283. 286. 350.
Oſterhaſe 284. 339.
Oſterreiten 285 ff. 339.
Oſterwaſſer 283.
Oſtfalen 6.
Oſtra 433.
Oſtritz 135. 308.
Oſtrowe 433.
Ottenhauſen 431.
Otterkönig 301.
Otto, Markgraf 77.
Otto der Erlauchte 7.
Otto der Große 59. 118. 308.
Paläolithiſche Zeit 27 ff.
Papierarbeiten 479.
Paradiesgarten 468.
Partikularismus 184.
Patenbriefe 479.
Patenen 374.
Patengebräuche 340 ff.
Pechſteine 18.
Penig 448. 463
Pennrich 433.
Perchta 305 ff. 308. 309.

Perlkrüge 451.
Perückenköpfe 449 ff.
Peſterwitz 389.
Peſtſagen 358.
Pfahldörfer 46.
Pfannkuchen 282.
Pfau, Dr. 371.
Pferdegöpel 420.
Pferdehalten 393. 395.
Pferderennen 288.
Pferdeſtall 417.
Pferdner 395.
Pfingſteſel 287.
Pfingſtgebräuche 286 ff.
Philiſtertum 184.
Pieſchen 395.
Pilviz 303.
Pirna 457 ff. 464.
Pirnaiſcher Mönch 446. 448.
Piskowitz 398.
Pläne von Städten 121 ff.
Plänermauer 399.
Pobershau 467.
Pockau 467.
Polenz 367. 368.
Polenz-Wieſen 434.
Politiſche Verfaſſung der Sorben 57.
Polizei 218. 254. 284. 337.
Polniſcher Kamin 401.
Pömmerle 431.
Pomßen 367.
Porſtube 409. 485.
Portenne 419.
Porzellanerde 18.
Poſſe, Otto 60.
Poſſendorf 471.
Prager Frieden 8.
Prätorius, Mag. 277. 296. 301. 305.
Prophetie der Tiere 299. 300.
Ptolemäus 4. 6. 11. 25.
Pudor, Heinr. 505.
Pulsnitz 462. 464.
Putjatin, Fürſt 384.
Pyramiden 468.
Quähle 485.
Quarzverzierungen 450 ff.
Querreihenſyſtem 415.
Quertennen 417.
Radebeul 397.
Radlertracht 505.
Rähnitz 388.
Raiten 406.
Ramvoltitz 123 ff.
Ratmannen 151 ff.
Ratskeller 142.
Raub 221.
Räucherkammer 400. 412.
Rauchſtrümpfe 405.
Rauſe 416.
Reichsangehörigkeit 191 ff.
Reihendorf 101. 110.
Reimſprüche 242 ff.
Reiten ſiehe Flurenreiten.
Reiterheer 60 ff. 118.
Religionsbekenntnis 214.
Rennen als Reſt alter Maienfeſte 287. 288
Rennersdorf 396.
Richter, Otto 113. 171.
Richter (Dorf-) 423. 430 ff.
Riehl, W. H. 311. 397.
Rietſchel, Siegfried 137.
Rittergeſchlechter 53. 60. 88.
Rittergut 430 ff.
Ritterſchaft 81 ff. 169.
Rochsburg 432.
Rockenphiloſophie, Chemnitzer 299. 304. 309
Roggenhund 290.
Rohrbach 367.
Röhrborn 424
Rollenhagen 5.
Romaniſcher Stil 364.
Rückmarsdorf 376.
Rundâs 242 ff. 248.
Rundling 102 ff. 109. 387. 388.
Ruprecht, der wilde 308.
Ruſſenbegeiſterung in der Mode 504
Rute 278. 281. 284 ff.
Rutſcherliedchen 249.
Saatreiter 286.
Sachſenſpiegel 67. 95. 133.
Sachſenvolk, Herkunft 3 ff.
—, Urſprung u. Bedeutung des Namens 1. 4
Sächſiſche Schweiz 19 ff. 393. 419.
Sächsſtadt (Freiberg) 75. 128. 133.
Sägeblattförmige Gebäude-Stellung 389.
Sagen, wendiſche 353 ff.
Sakramentshäuſer 368.
Salzverkauf 138.
Sammeln von Volksliedern 231.
Sandſtein 21 ff.

Sattelhöfe 86.
Savigny, F. K. v. 114.
Sayda 302.
Schade 5.
Schafe 420.
Schäferei 431. 434.
Schamberliedel 248.
Schankbank 485.
Scharwerke 433.
Schatzſagen 298. 304.
Schau (Haubenfleck) 492.
Schaube (ſüddeutſcher Bauernrock), das Vorbild des Offiziersrocks 503.
Schenken 395.
Scherbelberg 249.
Scheune 417 ff.
Scheunendach 419.
Scheunengiebel 393. 419.
Scheunenthor 418. 430.
Scheunenumfaſſung 419.
Schickſalsfragen 310.
Schickſalstage 309.
Schiebeläden 410.
Schieferdach 413 ff
Schiefergiebel 428.
Schindeldach 389. 413 ff. 428.
Schindelverkleidung 428.
Schlachtfeſte 277. 291. 337.
Schlaf, der, im Volksmythus 295.
Schlangenaberglaube 353.
Schlangenmotiv 429.
Schmiedeeiſerne Arbeiten 369.
Schmiedelt (Töpfer) 447.
Schmitzkittel 493.
Schnaderhüpfel 247 ff.
Schnarre 282.
Schneeberg 450. 466.
Schnurkeramik 29.
Schöffen 90. 149 ff. 218.
Schollenland 8.
Scholtiſeihufen 87.
Schönecker Wald 307.
Schönfeld bei Bärenfels 428.
Schornſtein 400. 402. 429. 483.
Schrackagerl 304.
Schränke 473 ff.
Schraubflaſchen 450. 456.
Schrettel 301.
Schriftfaſſen 62. 91. 168.
Schrotamt 138.
Schubart, Hofprediger 368.
Schulgut 433. 434.
Schultheiß (Schulze) 89. 91. 132. 146 ff. 151.
Schumann, A. 448. 462.
Schüttboden 412.
Schutzbäume 398.
Schwalbenſchwänze 413.
Schwedei 384.
Schweineſtälle 421.
Schwenk 483.
Sedelhöfe 87.
Seelenglaube 300 ff.
Seelingſtädt 369.
Sehma 310.
Seifen 467.
Selbſtmord 215. 223 ff. 226.
Semper, Gottfr. 497.
Serpentininduſtrie 465.
Seßhaftigkeit der Bevölkerung 183.
Setzſchulze 87. 89.
Seuchenfeuer 289.
Sgraffiten 369.
Sichelfrau 359.
Siedetrog 416.
Silberfunde 16. 48. 127. 143.
Sitten und Gebräuche 274 ff.
Sittlichkeit der Bevölkerung 218.
Skelettgräber 49.
Slawiſche Anfänge 46.
— Dorfanlagen 102.
— Gräber 49.
— Ortsnamen 53.
— Grundform der Wohngebäude 386.
Smurden 68.
Sohm, Rud. 115.
Soldaten als Quelle des Volksliedes 240.
Solon, M. L. (engl. Keramiker) 450.
Sommerhauſen 239.
Sondertracht 506.
Sonnenuhren 376. 429.
Sophienthal 429.
Sorben 51 ff. 83. 162.
Sorgau 467.
Sozialforſchung 158.
Sparkaſſen 219.
Spechtritz 424.
Spenzer 492. 493.
Spiegel 477.
Spielwarenindustrie 467.
Spieß, Moritz 468 ff.

Spinnſtuben 218. 239. 306. 335. 336.
Spitzenklöppelei 501.
Sprüche auf Thonwaren und an der Wand 452. 457. 459 ff. 478 ff. 485.
Staarmäſten 421.
Staatsangehörigkeit 191.
Städte 65. 174.
Städtegründung 118. 131. 163.
Städteſtatiſtik 172. 188 ff.
Stadtfrieden 139.
Stadtgut 434
Stadtmauer 133 ff.
Stadtpläne 121 ff.
Stadtrecht 146 ff.
Staken 406.
Stalldecken 415.
Ställe 420.
Starke in Wurzen 463.
Steche, Rich. 364.
Steingeräte 27 ff.
Steinkrüge 454 ff.
Steinmeſſer 4.
Steinzeit 27.
Sterblichkeit 198 ff.
Steuerbarer Beſitz 169.
Steuerfreier Beſitz 169.
Steuern 182.
Stolpen 308.
Stoppelhahn 290.
Storch, der, in der Sage 309.
Stötz 415.
Straßen, die älteſten 117. 122.
Straßendorf 102 ff. 108. 389. 425. 434.
Straßenſtadt 130.
Strehla 441. 442. 463.
Strehlen 434.
Strieſen 389.
Strohdach 389. 413. 419.
Strohſeile 413.
Strohwiſch als Wahrzeichen des Marktfriedens 139.
Stubendecken 406.
Stubeneinrichtung 480 ff.
Stubenofen 402 ff.
Stühle 477.
Sudeten 9. 11.
Supan 67.
Süßmilch (Statiſtiker) 173.
Swaten 327.
Sylveſterabend 300. 310. 340.
Tabakspfeifenfabrikation 447.
Tacitus 4. 114. 286. 407.
Tanndorf 413. 427.
Tannenreuth 429.
Tanzlieder 249.
Tanzſitten der Wenden 335.
Tatzberg 434.
Tatze, Melchior 443
Taubenhäuſer 421.
Taubenſchlag 412. 421.
Taufgebräuche 340.
Taufſteine 367 ff. 378.
Teich 388.
Tenne 417 ff.
Tennenlöcher 419
Teufelsglaube 303 ff.
Textilinduſtrie 174.
Thierfeld 369.
Thietmar (Chroniſt) 10.
Thomasdorf 391.
Thoninduſtrie 440 ff.
Thürbeſchläge 369.
Till Eulenſpiegel 13.
Tiſch 477.
Tod, der, im Volksmythus 295 ff. 358.
Todaustragung, Todaustreiben 283. 339.
Topfbrett 405. 476. 485.
Töpferei 29 ff. 141. 439 ff.
Totenbeſtattung 35. 49. 297.
Totenfeſte 277.
Totengebräuche der Wenden 346 ff.
Totenleuchter 374.
Trauergebräuche der Wenden 327. 347 ff.
Trauerkleidung der Wenden 327. 347. 489.
Treppe 409.
Trichter 403.
Trinkgebräuche der Wenden 333.
Trinklieder 246.
Trockenſtangen 403. 483.
Truhen 473.
Truht 296. 301.
Tſchumperliedle 242 ff.
Tuchhändler 141.
Türme 376.
Turmuhren 376.
Überhandtuch 485.
Umfaſſungen 406 ff. 411
Umgebinde 389. 427.
Umreiten der Grenze 134.
Unfreie (unehrliche) Leute 141. 144 ff.

Unternächte 309.
Unterschlagung 219.
Untertriebel 472.
Unterwiesenthal 279.
Unzucht 217 ff.
Urkundenfälscher 217 ff.
Urnenfelder 40 ff.
Venusberg 308.
Verbrechen 215.
Verfassung der Sorben 57.
Verheiratung = Eheschließung.
Verkehrswege 117. 122.
Verurteilte 226.
Verwitwete = Familienstand.
Via regia 117.
Viehzucht 49. 53. 56. 80. 420 ff.
Viertelsmeister 152.
Vierzeiler 242.
Villicus 147.
Vischer (Ästhetiker) 233. 236.
Vogelhochzeit 340.
Vogelhochzeitslied 329.
Vogt 62. 132. 136. 146 ff. 151.
Vogtei 62.
Vogtdinge (Vardinge) 149.
Vogtland 8. 19. 240 ff. 284. 286. 304. 305 ff. 309. 339. 411. 415. 477 ff. 483.
Vogtländische Trachten 491.
Völkerwanderung 3. 51.
Volksaberglaube 293 ff. 311. 348 ff.
Volkscharakter, seine Entstehung 158. 160 ff.
— und Volkseigentümlichkeiten 183.
Volksdichtung 229 ff. 313 ff.
Volksgemeinschaft 157.
Volkskunst 501.
Volkslieder 230 ff.
— der Wenden 313 ff. 321 ff.
Volksmythen 293 ff.
Volkssagen 5. 293. 352 ff.
Volkstrachten 487 ff. 497 ff.
Volkstümliche Bauweise 435
Volksvermögen, seine Verteilung 169.
Volksweisen 235.
Volkszählungen 171. 174 ff 195.
Vollbauern 163 ff.
Vollhufner 163 ff.
Vorgeschichtliche Zeit 26 ff.
Vorliebe des Bauern für Farbenreichtum 464 ff.
Vorwerk 69. 85. 431. 433 ff.
Wachstum der Bevölkerung 171 ff. 184 ff. 190 ff. 195.
Wachszinsen 145.
Wacht am Rhein 232.
Wachwitz 408.
Waffen der alten Sachsen 4 26.
Wagenschuppen 419.
Wahren 369. 370. 472.
Walddörfer 111.
Waldenburg 443 ff. 446 ff. 463.
Waldhufe 101. 110.
Waldkirchen 369.
Walmdächer 413.
Walpurgisnacht 302 ff. 338. 349.
Walzenkrüge 453
Walzerlieder 249.
Wandbänke 404. 483.
Wandbrett 405. 476. 485.
Wanderungsbewegung 190 ff. 200.
Wandmalereien in Kirchen 369.
Wandschmuck, Wandsprüche 478 ff.
Wanduhr 477.
Wappenschüsseln 458.
Wasewitz 378. 379.
Wasserhäuser 425.
Wassermann 358.
Wasserversorgung 424.
Weberei 50. 141.
Wehrpflichtverletzung 221.
Weichbild 147. 148.
Weihnachtsberge, — krippen, — leuchter, — pyramiden 468 ff.
Weihnachtsgebräuche 275 ff. 340. 349.
Weihnachtsspiele 242. 253. 279.
Weinböhla 399. 426
Weingeleite 427.
Weinschank 142.
Weissagungen 310.
Weiße (Altenburger Bauernrock 493.
Welcher 406.
Wenden 59. 63 ff 67. 83. 96. 141. 144. 161 ff. 313 ff.
—, ihre Verdrängung 77. 95 ff.
—, ihre Sitten und Gebräuche 332 ff. 483. 488 ff.
—, ihre Sprache und Volksdichtung 313.
Wendendorf bei Meißen 125. 133.

Wendiſche Sagen 353 ff.
— Sprache 313 ff.
— Trachten 488.
Werkzeuge der alten Sachſen 26 ff.
Weſtfalen 6.
Wethenici 67.
Wetterfahnen 376. 415.
Wettermännchen 467.
Wetterregeln 252.
Wettiner 8. 128. 131. 143.
Wettritte 288.
Widukind 4. 61.
Wiege 473. 483.
Windgott 305. 307. 359.
Windsbraut 307
Winterverſatz 407.
Winzer, Thomas, (Pfarrer) 281.
Wirtſchaftliche Bedeutung der Altersſtufen 207 ff.
Wirtſchaftliche Wirkung der Bevölkerungsdichtigkeit 192.
Wirtſchaftsformen, erſte Anfänge 65.
Wirtſchaftskeller 409.
Wirtſchaftsweiſe der deutſchen Herren 68 ff.
Withaſen 67.
Wodan 276 ff. 305. 307. 428.
Wölfnitz 433.
Worfzins 132.
Wurm, Nic. 133.
Wurten 395.
Wurzen 463.
Wuſtmann, Guſt. 140.
Wuttke, Heinr. 113.
Zählungen der Bevölkerung 173 ff.
Zäune 426.
Ziegel 441.
Ziegeldach 414. 419.
Ziegen 420.
Zinndeckel 450 ff. 464.
Zinngeſchirr 465 ff.
Zinnverzierungen 452 ff.
Zinnwald 390. 425. 466.
Zinserhebung 90 ff. 138 ff. 145.
Zittau 134. 280. 466.
Zittauer Schüſſeln 458.
Zöblitz 465. 467.
Zöllner C. W. 113.
Züchtfrauen, Züchtjungfern } 327. 341. 344.
Zünfte 141. 152.
Zweenfurt 374
Zwerge 355.
Zwickau 128. 279. 442. 443. 466. 471.
Zwölf Nächte 296. 303. 306. 309 ff. 311. 349.

Druck von Johannes Päßler, Dresden-N.

KÖNIGREICH SACHSEN.
Maßstab 1:720.000
oder 1 Kilometer in der Natur = 1,4 Millimeter auf der Karte
Höhenschichten:
Niederland (Tiefland)
Hügel- & niederes Bergland
Niederland (Tiefland)
Gebirgsland
Sprachgebiet der Wenden
STÄDTE
STÄDTE
STÄDTE
DÖRFER
Städte
Märkte
Dörfer
Städte
Märkte
Dörfer
Städte
Märkte
Dörfer
Kreishauptmannschafts-Hauptorte
Amtshauptmannschafts-Hauptorte
HALLE
LEIPZIG
DRESDEN
CHEMNITZ
ZWICKAU
ZEITZ
ALTENBURG
PLAUEN
REICHENBACH
GLAUCHAU
CRIMMITSCHAU
MEERANE
OSCHATZ
GROSSENHAIN
KAMENZ
BAUTZEN
GÖRLITZ
FREIBERG
PIRNA
Sächsisch Böhmische Schweiz
Lausitzer Geb.
Erzgebirge
BÖHMEN
PREUSSEN
REUSS
BAYERN